

# DAS ARGUMENT 75

---

KRITIK  
DER  
BÜRGER  
LICHEN  
GESCHICHTS  
WISSEN  
SCHAFT  
(II)

**Herausgeber:**  
**Wolfgang Fritz Haug**

**Ständige Mitarbeiter:**  
**Heribert Adam (Vancouver), Wilhelm Alff (Braunschweig), Günter Anders (Wien), Hans Dieter Boris (Marburg), Frank Deppe (Marburg), Hans-Ulrich Deppe (Marburg), Bruno Frei (Wien), Peter Fürstenau (Gießen), Peter Furth (Berlin), Imanuel Geiss (Hamburg), Manfred Hahn (Bremen), Heinz-Joachim Heydorn (Frankfurt/Main), Dieter Hirschfeld (Berlin), Baber Johansen (Berlin), Lars Lambrecht (Hamburg), Thomas Metscher (Bremen), Kurt Steinhaus (Marburg), Rolf Tiedemann (Frankfurt/Main), K. H. Tjaden (Marburg), Erich Wulff (Gießen)**

**Verlagsleitung und Anzeigen:**  
**Dr. Chr. Müller-Wirth, 75 Karlsruhe 21, Postfach 21 0730,  
Telefon 0721 / 5 59 55, Fernschreiber 7 825 909**

**Redaktion:**  
**Sibylle Haberditzl, Frigga Haug, Dr. W. F. Haug, Dieter Krause,  
Bernd Schüngel, Prof. Dr. Friedrich Tomberg, Gerhard Voigt  
Redaktion dieses Bandes: Lars Lambrecht, Hans-Otto Riethus,  
Prof. Dr. Friedrich Tomberg, Gerhard Voigt  
Sekretariat: Rolf Nemitz  
Redaktionsanschrift: 1 Berlin 33, Altensteinstraße 48 a  
Telefon: (0311) 7 69 26 15 < 8 31 49 15 >**



Copyright © Argument-Verlag GmbH Berlin 1972. Alle Rechte – auch das der Übersetzung – vorbehalten. Gesamtherstellung: C. F. Müller, Großdruckerei und Verlag GmbH 75 Karlsruhe 21, Rheinstraße 122. 1. bis 12. Tausend: Oktober 1972  
Gestaltung: Hans Förtsch und Sigrüd von Baumgarten

---

**Bellagenhinwels:**

Dieser Ausgabe liegt eine Bestellkarte des Argument-Verlages bei, sowie je ein Prospekt des C. H. Beck Verlages, München, und Suhrkamp Verlages, Frankfurt/M.

---

# **DAS ARGUMENT**

**Zeitschrift  
für Philosophie und Sozialwissenschaften  
Nr. 75  
Sonderband**

# Kritik der bürgerlichen Geschichtswissenschaft II

<b>Alfred Loesdau:</b> <b>Die Interpretation der Krise der bürgerlichen Geschichtsschreibung durch Georg G. Iggers</b>	<b>1</b>
<b>Heinz-Dieter Kittsteiner:</b> <b>Theorie und Geschichte</b>	<b>18</b>
<b>Bernhard Kroner:</b> <b>Psychologie und Präsentismus</b>	<b>33</b>
<b>Hans Schleier:</b> <b>Der traditionelle Historismus und die Strukturgeschichte</b>	<b>56</b>
<b>Reinhard Spree:</b> <b>Zur Kritik moderner bürgerlicher Krisengeschichtsschreibung</b>	<b>77</b>
<b>Volker Ullrich:</b> <b>Emanzipation durch Integration?</b>	<b>104</b>
<b>Walter Fischer:</b> <b>Geschichtswissenschaft als politische Waffe</b>	<b>148</b>
<b>Frank Niess:</b> <b>Das Bild der kubanischen Revolution in der bürgerlichen Geschichts- und Sozialwissenschaft</b>	<b>184</b>
<b>Bassam Tibi:</b> <b>Die Darstellung der Orientpolitik der Kolonialmächte in der bürgerlichen Geschichtswissenschaft</b>	<b>214</b>
<b>Hans-Joachim Bieber:</b> <b>Zur bürgerlichen Geschichtsschreibung und Publizistik über Antisemitismus, Zionismus und den Staat Israel</b>	<b>231</b>
<b>* * *</b>	
<b>Immanuel Geiss:</b> <b>Die historischen Voraussetzungen des Angela-Davis-Prozesses</b>	<b>275</b>

## **Besprechungen**

<b>Koselleck, Reinhart: Kritik und Krise (Riethus)</b>	<b>294</b>
<b>White, Lynn: Die mittelalterliche Technik und der Wandel der Gesellschaft (Richter)</b>	<b>298</b>
<b>Deuerlein, Ernst: Gesellschaft im Maschinenzeitalter (Kaiser)</b>	<b>302</b>
<b>Kühnl, Reinhard: Formen bürgerlicher Herrschaft (M. Tjaden-Steinauer/K. H. Tjaden)</b>	<b>304</b>
<b>Zmarzlik, Hans-Günter: Wieviel Zukunft hat unsere Vergangenheit? (Steinbach)</b>	<b>306</b>
<b>Iggers, Georg G.: The German Conception of History (Loesdau)</b>	<b>1</b>
<b>Iggers, Georg G.: Deutsche Geschichtswissenschaft (Loesdau)</b>	<b>1</b>
<b>Streisand, Joachim (Hrsg.): Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft (Westarp)</b>	<b>310</b>
<b>Rein, Gustav A.: Der Deutsche und die Politik (Steinbach)</b>	<b>316</b>
<b>Boldt, Werner: Die Anfänge des deutschen Parteiwesens (Steinbach)</b>	<b>317</b>
<b>Stürmer, Michael (Hrsg.): Das kaiserliche Deutschland (Steinbach)</b>	<b>319</b>
<b>Wehler, Hans-Ulrich: Krisenherde des Kaiserreichs (Fülberth)</b>	<b>321</b>
<b>Boelcke, Willi A. (Hrsg.): Krupp und die Hohenzollern (Hennig)</b>	<b>323</b>
<b>Witt, Peter-Christian: Die Finanzpolitik des deutschen Reiches (Fülberth)</b>	<b>325</b>
<b>Puhle, Hans-Jürgen: Agrarische Interessenpolitik und preußischer Konservatismus (Steinbach)</b>	<b>327</b>
<b>Engelmann, Bernt: Krupp (Eichholtz)</b>	<b>329</b>
<b>Myers, Gustavus: Die großen amerikanischen Vermögen (Gerstenberger)</b>	<b>333</b>
<b>Esser, Jost: Die Geschichte der Düsseldorfer Textilindustrie (Lüdtke)</b>	<b>336</b>

<b>Schmitz, Heinrich K.: Anfänge und Entwicklung der Arbeiterbewegung im Raum Düsseldorf (Horster)</b>	<b>338</b>
<b>Pankoke, Eckart: Sociale Bewegung – Sociale Frage – Sociale Politik (Lüdtk)</b>	<b>339</b>
<b>Na'aman, Shlomo: Lassalle (Stirner)</b>	<b>341</b>
<b>Bartel, Horst, Rolf Dlubek, Gustav Seeber, Günter Wisotzki: Revolutionäre Sozialdemokratie und Reichsgründung (Fülberth)</b>	<b>343</b>
<b>Stegmann, Dirk: Die Erben Bismarcks (Ullrich)</b>	<b>344</b>
<b>Grossmann, Henryk, u. Carl Grünberg: Anarchismus, Bolschewismus, Sozialismus (Frei)</b>	<b>346</b>
<b>Rammstedt, Otthein (Hrsg.): Anarchismus (Bock)</b>	<b>347</b>
<b>von Borries, Achim, u. Ingeborg Brandies (Hrsg.): Anarchismus (Bock)</b>	<b>347</b>
<b>Kalz, Wolf: Gustav Landauer (Bock)</b>	<b>351</b>
<b>Linse, Ulrich: Organisierter Anarchismus im deutschen Kaiserreich von 1871 (Bock)</b>	<b>351</b>
<b>Harich, Wolfgang: Zur Kritik der revolutionären Ungeduld (Bock)</b>	<b>354</b>
<b>Frei, Bruno: Die anarchistische Utopie (Bock)</b>	<b>354</b>
<b>Colletti, Lucio: Bernstein und der Marxismus der Zweiten Internationale (Fülberth)</b>	<b>357</b>
<b>Schieder, Wolfgang (Hrsg.): Erster Weltkrieg (Ullrich)</b>	<b>358</b>
<b>Miller, Susanne, u. Heinrich Potthoff (Hrsg.): Die Regierung der Volksbeauftragten (Hartmann)</b>	<b>361</b>
<b>Matthias, Erich: Zwischen Räten und Geheimräten (H. Krause)</b>	<b>363</b>
<b>Döhn, Lothar: Politik und Interesse (Stegmann)</b>	<b>366</b>
<b>Jenschke, Bernhard: Zur Kritik der konservativ-revolutionären Ideologie in der Weimarer Republik (Hennig)</b>	<b>368</b>

<b>Hoepke, Klaus-Peter: Die deutsche Rechte und der Italienische Faschismus (Westarp)</b>	<b>371</b>
<b>Conze, Werner, u. Hans Raupach (Hrsg.): Die Staats- und Wirtschaftskrise des deutschen Reiches 1929/33 (Westarp)</b>	<b>374</b>
<b>Petzina, Dieter: Autarkiepolitik im Dritten Reich (Fischer)</b>	<b>148</b>
<b>Thomas, Georg: Geschichte der deutschen Wehr- und Rüstungswirtschaft (Fischer)</b>	<b>148</b>
<b>Milward, Alan S.: Die deutsche Kriegswirtschaft 1939–1945 (Fischer)</b>	<b>148</b>
<b>Pfahmann, Hans: Fremdarbeiter und Kriegsgefangene in der deutschen Kriegswirtschaft (Fischer)</b>	<b>148</b>
<b>Kannapin, Hans-Eckhardt: Wirtschaft unter Zwang (Fischer)</b>	<b>148</b>
<b>Seidenzahl, Fritz: Hundert Jahre Deutsche Bank (Fischer)</b>	<b>148</b>
<b>Klotzbach, Kurt: Gegen den Nationalsozialismus (Hebel-Kunze)</b>	<b>375</b>
<b>Steinberg, Hans-Josef: Widerstand und Verfolgung in Essen 1933–1945 (Hebel-Kunze)</b>	<b>375</b>
<b>Hochmuth, Ursel, u. Gertrud Meyer: Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand (Hebel-Kunze)</b>	<b>379</b>
<b>Bohn, Willi: Stuttgart: Geheim! (Hebel-Kunze)</b>	<b>379</b>
<b>Oppenheimer, Max: Der Fall Vorbote (Hebel-Kunze)</b>	<b>379</b>
<b>Grossmann, Kurt R.: Emigration (Frei)</b>	<b>381</b>
<b>Röder, Werner: Die deutschen sozialistischen Exilgruppen in Großbritannien 1940–1945 (Hebel-Kunze)</b>	<b>382</b>
<b>Edinger, Lewis J.: Kurt Schumacher (Hebel-Kunze)</b>	<b>384</b>
<b>Krätschell, Hermann, u. Hans Reichardt: Drei Jahrzehnte deutscher Geschichte 1918–1948 (Ashauer)</b>	<b>385</b>

<b>Williams, Ann: Britain and France in the Middle East and North Afrika (Tibi)</b>	<b>214</b>
<b>Kimche, Jon: Zeitbombe Nahost (Tibi)</b>	<b>214</b>
<b>Tibawi, Abdul L.: Modern History of Syria (Tibi)</b>	<b>214</b>
<b>Grabill, Joseph L.: Protestant Diplomacy and the Near East (Tibi)</b>	<b>214</b>
<b>Hopwood, Derek: The Russian Presence in Syria and Palestine (Tibi)</b>	<b>214</b>



Alfred Loesdau

## Die Interpretation der Krise der bürgerlichen Geschichtsschreibung durch Georg G. Iggers

Standort und Stellenwert der Geschichtswissenschaft befinden sich gegenwärtig stärker denn je in der Diskussion. Es ist von „unbewältigter Vergangenheit“ die Rede<sup>1</sup>. Auf dem Historikertag in Köln im April 1970 sprach Reinhart Koselleck zur Frage „Wozu noch Historie?“ Er hatte behauptet: „Offensichtlich hängt die Krise der Historie von der Krise des Historismus so sehr ab, wie die Geschichtswissenschaft im Historismus gründet.“<sup>3</sup> Gerade zu dieser Problematik liegt nun auch ein Beitrag aus den USA vor. Von den geschichtstheoretischen Arbeiten des amerikanischen Historikers Georg G. Iggers, der an der State University of New York in Buffalo Geschichte lehrt, ist besonders seine jüngste Arbeit, ein Buch über die „deutsche Geschichtswissenschaft“, in mancher Hinsicht interessant und wirkt auf den wissenschaftlichen Meinungsstreit anregend<sup>4</sup>. Wenn es sich auch um eine Stimme aus dem bürgerlichen Lager handelt, so ist seine Analyse jedoch als Kritik angelegt. Gleichwohl gibt es eine Reihe von Momenten, die das Verhältnis von amerikanischer und westdeutscher Geschichtsschreibung betreffen und Beachtung finden dürften. Georg G. Iggers hat sich schon immer mit Vorliebe der Entwicklung der bürgerlichen — vornehmlich deutschen — Geschichtsschreibung gewidmet und sich nicht gescheut, wunde Punkte zu berühren. In seinem im Jahre 1962 erschienenen Beitrag über das Rankebild in der Historiographie hat er unumwunden das in angelsächsischen Ländern verbreitete Bild vom „positivistischen Ranke“, der angeblich philosophisch niemals spekulativ und politisch stets neutral gewesen sei, widerlegt<sup>5</sup>. Drei Jahre später äußerte er

1 Vgl. Kritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung. Handbuch, hrsg. v. Werner Berthold, Gerhard Lozek, Helmut Meier, Walter Schmidt, Köln 1970.

2 Koselleck, Reinhart, Wozu noch Historie?, in: Historische Zeitschrift, München, Bd. 212, 1971.

3 Ebenda, S. 1.

4 Iggers, Georg G., Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart. Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 1971 (398 S., TB, 7,80 DM).

5 Ders., The Image of Ranke in American and German Historical Thought, in: History and Theory, Vol. II, 1962; vgl. auch Schilfert, Gerhard, Leopold von Ranke, in: Die deutsche Geschichtswissenschaft vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Reichseinigung von oben, hrsg. v. Joachim Streisand, Berlin 1963; Schleier, Hans, Die Ranke-Renaissance, in:

sich konstruktiv über die von konservativen Historikern befehdete Fortschrittsidee<sup>6</sup>. Jetzt liegt sein im Jahre 1968 in den USA erschienenes Buch „The German Conception of History“<sup>7</sup> in deutscher Übersetzung<sup>8</sup> vor. Die Thematik ist als eine Kritik der „traditionellen Geschichtsauffassung“ angelegt. Mit ihr will der Autor die Grundlage für ein größeres Werk über die Idee des Fortschritts gelegt haben. Das Buch dürfte aus mehreren Gründen das Interesse von Historikern, Philosophen, Soziologen finden: was ist von der amerikanischen Geschichtswissenschaft für eine Position über die bürgerliche deutsche Historiographie zu erwarten, wieweit geht die Kritik, welche Grundlagen werden für ein Fortschrittskonzept geboten?

### **Zum Wesen des „deutschen Historismus“**

Der Verfasser gibt vor, „eine Interpretation und kritische Analyse der theoretischen Voraussetzungen und politischen Wertvorstellungen“ der bürgerlichen deutschen Historiographie des 19. und 20. Jahrhunderts zu geben<sup>9</sup>. Iggers hat diese Zielstellung mit der Einschränkung versehen, daß die marxistischen Historiker von ihm nicht behandelt werden. Er konzentriert sich auf die „nationale akademische Tradition der Geschichtswissenschaft“, worunter er die dominierende bürgerliche Historiographie des Deutschen Reiches bzw. der Bundesrepublik zur deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts versteht. Somit ist der bürgerliche „deutsche Historismus“ Hauptgegenstand seiner Abhandlung. Dieses Interesse ist an und für sich nicht verwunderlich, ist doch die amerikanische Geschichtswissenschaft in ihrer Entstehungszeit, im 19. Jahrhundert, maßgeblich von der bürgerlichen Geschichtstheorie deutscher Historiker beeinflußt worden. Ging dieser Einfluß auch im 20. Jahrhundert erheblich zurück, so hat doch der Methodenstreit in der Historiographie auch der USA das Interesse am „deutschen Historismus“ wachgehalten. Für die meisten amerikanischen Historiker war der Stammvater wissenschaftlicher Geschichtsschreibung stets Leopold von Ranke. Im Jahre 1936 konnte der Senior pseudoliberaler Historiographie im Deutschen Reich, der bürgerliche Historiker Friedrich Meinecke, seine Geschichtsauffassung in Vorträgen in den USA propagieren. Er hatte in Fortsetzung der Arbeit von Ranke und Burckhardt die Grundzüge des bürgerlichen Historismus unter den Be-

Die bürgerliche deutsche Geschichtsschreibung von der Reichseinigung von oben bis zur Befreiung Deutschlands vom Faschismus, hrsg. v. Joachim Streisand, Berlin 1965.

6 Iggers, Georg G., The Idea of Progress: A Critical Re-Assessment, in: The American Historical Review, New York, Vol. LXXI, Oktober 1965, dt.: Der Fortschrittsgedanke noch einmal kritisch betrachtet, in: Saeculum, Jahrbuch für Universalgeschichte, Freiburg-München 4 1965.

7 Iggers, Georg G.: The German Conception of History. The National Tradition of Historical Thought to the Present. Wesleyan University Press, Middletown/Connecticut 1968 (363 S., geb., 10.00 \$).

8 Ders., Deutsche Geschichtswissenschaft, a.a.O.

9 Ebenda, S. 7.

dingungen des Imperialismus in Deutschland angewendet und abgewandelt<sup>10</sup>. Diese Abwandlungen waren nach dem Zweiten Weltkrieg von der politischen Konsequenz der „Westorientierung“ des deutschen Imperialismus begleitet. Gerade das machte Meinecke für die amerikanischen Geschichtsideologen — und nicht nur für sie — so wertvoll. Im Jahre 1947 wurde Meinecke zum Ehrenmitglied der American Historical Association ernannt. Richard W. Sterling bezeichnete ihn in seinem in den USA erschienenen Buch über die politischen Ideen Friedrich Meineckes als „den ausgezeichnetsten deutschen Historiker dieses Jahrhunderts“<sup>11</sup>. Er war schließlich der erste Rektor der im Jahre 1948 im amerikanischen Sektor Westberlins mit Hilfe der US-Militärregierung gebildeten „Freien Universität“. Nach Sterling habe er zur Überwindung der Isolierung der Bundesrepublik von der „westlichen Zivilisation“ beigetragen<sup>12</sup>. Auch für den amerikanischen Historiker Klaus Epstein war Meinecke „ein standhafter Unterstützer der Integration der Deutschen in eine größere westeuropäische Gemeinschaft nach 1945“<sup>13</sup>. An diese politische Position dachten bürgerliche amerikanische Historiker, wenn sie — wie beispielsweise der 1934 in die USA emigrierte Meinecke-Schüler Hajo Holborn (1967 Präsident der American Historical Association) — ihre Fachkollegen in Deutschland auf Meinecke verwiesen. Sie sollten auf „die Stimme des verehrten und größten lebenden Meisters der deutschen Geschichtsforschung“ hören<sup>14</sup>. Diese Berufungen auf Meinecke schließen eigenständige und dem „deutschen Historismus“ entgegengesetzte geschichtswissenschaftliche Methoden in der amerikanischen Historiographie keineswegs aus. Der bürgerliche „deutsche Historismus“, der objektive historische Gesetze verneint, Generalisierungen der geschichtlichen Entwicklung der menschlichen Gesellschaft ablehnend gegenübersteht, die „individualisierende Methode“ praktiziert und in letzter Konsequenz in Subjektivismus und Relativismus endet, kann den Bedürfnissen bürgerlich-imperialistischer Geschichtsideologie der USA nicht genügen<sup>15</sup>.

10 Vgl. Lozek, Gerhard, Syrbe, Horst, *Geschichtsschreibung contra Geschichte*, Berlin 1964, S. 28; sowie Berthold, Werner, „... großhungen und gehorchen“. Zur Entstehung und politischen Funktion der Geschichtsideologie des westdeutschen Imperialismus, untersucht am Beispiel von Gerhard Ritter und Friedrich Meinecke, Berlin 1960; Lozek, Gerhard, Friedrich Meinecke, in: *Die bürgerliche deutsche Geschichtsschreibung*, a.a.O.

11 Sterling, Richard W., *Ethics in a World of Power. The Political Ideas of Friedrich Meinecke*, Princeton 1958, S. VIII.

12 Ebenda, S. 18.

13 Epstein, Klaus, in der Rezension des Buches von Sterling, in: *History and Theory*, Vol. II, 1962, S. 83.

14 Holborn, Hajo, *Misfortune and Moral Decisions in German History*, in: *German History. Some New German Views*, hrsg. v. Hans Kohn, London 1954, S. 207.

15 Vgl. *Sachwörterbuch der Geschichte Deutschlands und der deutschen Arbeiterbewegung*, Bd. 1, Berlin 1969, Stichwort Historismus, S. 792 f.

Die vornehmlich von Pragmatismus und Positivismus beeinflusste Geschichtsmethodologie der bürgerlichen Geschichtsschreibung in den USA hatte sich bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts von dem Einfluß des „deutschen Historismus“ gelöst. Selbst ein Historiker wie Holborn, der durch die Schule Meineckes gegangen war, kam nicht umhin festzustellen: „Der Glaube, Geschichte nur verstehen zu können, wenn wir versuchen, die Totalität des historischen Geschehens sichtbar zu machen, hat mich veranlaßt, den Bereich dieser Geschichte Deutschlands über die politische und konstitutionelle Geschichte auf die soziale und ökonomische ebenso wie auf die religiöse und intellektuelle Geschichte auszudehnen<sup>16</sup>.“ Iggers hat darauf verwiesen, daß Meinecke in philosophischer Hinsicht nach dem Ersten Weltkrieg, in der Weimarer Republik, noch „ein ausgeprägter Gegner Westeuropas, insbesondere der angelsächsischen Strömungen, und ein Anhänger der deutschen Tradition“ blieb<sup>17</sup>. Im Ergebnis der Niederlage des deutschen Imperialismus im Zweiten Weltkrieg vollzog Meinecke eine Wendung von der politischen und geschichtsphilosophischen Zweifrontenstellung gegen Marxismus und westlichen Liberalismus zur ausschließlich antikommunistischen Orientierung im Bündnis mit dem Westen. Iggers zeichnete den geistigen Entwicklungsweg Meineckes nach und gelangte zu dem Ergebnis: „Er starb inmitten des geistigen Trümmerfeldes nach dem Zweiten Weltkrieg in der schmerzlichen Einsicht, daß Deutschland nicht nur in politischer, sondern auch in philosophischer und geschichtswissenschaftlicher Hinsicht einen falschen Weg eingeschlagen hatte<sup>18</sup>.“ — Es soll nicht gerechtfertigt werden, inwieweit der Senior der westdeutschen Nachkriegshistoriographie von dieser Einsicht erfüllt war. Wesentlicher ist, daß wir hier den Kern geschichtstheoretischer Kritik seitens der USA an der bürgerlichen deutschen Historiographie haben. Die bürgerlichen amerikanischen Ideologen bewegt immer wieder das Problem: welchen Standort wird die BRD im imperialistischen System auf die Dauer einnehmen — werden die herrschenden Kräfte den Sozialismus gemeinsam mit den USA bekämpfen oder ein erneutes Mal ihre spezifischen Hegemoniebestrebungen über die Interessen des Weltimperialismus stellen? Die Geschichte soll ihnen helfen, eine Antwort auf diese strategische Frage zu finden. In amerikanischen Geschichtswerken nimmt die Frage nach den Ursachen für die wiederholte Expansion des deutschen Imperialismus in westlicher Richtung einen breiten Raum ein. Sie ist im Grunde auch der Angelpunkt der Fragestellungen von Georg G. Iggers. Die „Absonderung Deutschlands von Westeuropa und Amerika“ wird von amerikanischen Historikern wie Holborn auf einen „deutschen Idealismus“ in der Philosophie zurückgeführt, der sich bereits im 18. Jahrhundert herausgebildet hätte. Er wird angesehen als Schöpfung „einer bestimmten so-

16 Holborn, Hajo, *A History of Modern Germany*, Bd. 1, *The Reformation*, New York 1959, S. XI.

17 Iggers, Georg G., *Deutsche Geschichtswissenschaft*, a.a.O., S. 282.

18 Ebenda, S. 254.

zialen Schicht, deren Lage durch die täglichen Ordnungen des damaligen deutschen Lebens bestimmt werde<sup>19</sup>. Jedoch handele es sich hier keineswegs um eine „einseitige Kausalwirkung der sozialen Kräfte<sup>20</sup>“. Auf der Grundlage des Idealismus hätte sich der hemmungslose deutsche Nationalismus entwickeln können und die Kontinuität der „westlichen Zivilisation“ sei somit in Deutschland unterbrochen worden. Erst in den Nachkriegsjahren wäre diese Entwicklung durch eine „konstruktive Wendung“ in der BRD korrigiert worden. Der „deutsche Historismus“ wird als historiographische Erscheinungsform dieser Linie interpretiert.

Der Beschäftigung amerikanischer Historiker und Philosophen mit der bürgerlichen deutschen Geschichtswissenschaft liegen also äußerst pragmatische Absichten zugrunde. Auch Iggers hofft, daß seine Arbeit „gerade in diesem Augenblick von Nutzen ist, da die deutschen Historiker nach den politischen Katastrophen des 20. Jahrhunderts mit der gründlichen Überprüfung sowohl ihrer nationalen Geschichte wie der methodischen und philosophischen Voraussetzungen ihrer klassischen Vorgänger beschäftigt sind<sup>21</sup>“. Bereits hier werden illusionäre Erwartungen über den Grad einer derartigen „Überprüfung“ und erst recht über deren Konsequenzen offenbart. Iggers' Kritik liegt die Absicht zugrunde, die bürgerliche westdeutsche Historiographie die Fehler des „deutschen Historismus“ vermeiden zu lassen — im Interesse der bürgerlichen Gesellschaft. Antipathien amerikanischer Historiker gegen Junkertum, Preußentum, „extremen Nationalismus“ oder auch Faschismus erklären sich größtenteils nur als historiographische Reflexion spezifischer ideologischer Interessen des staatsmonopolistischen Kapitalismus der USA und sind in erster Linie als Ausdruck taktischer Differenzen zu werten.

Die Analyse von Iggers geht zwar ein Stück weiter. Aber auch sie stößt auf bestimmte Grenzen. Ausgangspunkt ist auch für ihn die Durchsetzung der Philosophie des deutschen Idealismus (Kant, Hegel, Fichte) zur beherrschenden Theorie der bürgerlichen deutschen Geschichtsschreibung im 18. und 19. Jahrhundert. Diese Theorie hätte die spezifischen Merkmale des „deutschen Historismus“ bestimmt. Unter Historismus versteht er „die Hauptströmung der deutschen Geschichtswissenschaft und des Geschichtsdenkens, wie sie in der deutschen Geschichtsschreibung, in den Kulturwissenschaften und im politischen Denken von der Zeit Wilhelm von Humboldts und Leopold von Ranke bis in die nahe Vergangenheit vorgeherrscht hat<sup>22</sup>“. Er hebt Staatslehre, Wertphilosophie und Erkenntnistheorie als die drei charakteristischen Ideenkomplexe hervor. Hier offenbart sich, daß eine vorwiegend ideengeschichtlich angelegte Analyse wesent-

19 Holborn, Hajo, *Der deutsche Idealismus in sozialgeschichtlicher Beleuchtung*, in: *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, hrsg. v. Hans-Ulrich Wehler, Köln-Berlin 1966, S. 86 f.

20 Ebenda, S. 94.

21 Iggers, Georg G., *Deutsche Geschichtswissenschaft*, a.a.O., S. 7 f.

22 Ebenda, S. 13.

liche Seiten des reaktionären bürgerlichen „deutschen Historismus“ nicht zu erfassen vermag.

Das Weitestgehende, wozu sich Iggers über die Anhänger des „deutschen Historismus“ durchringt, ist: „Ihre engbrüstige Staatsvorstellung, deren Maßstab die preußische Monarchie der Restaurationszeit war, hinderte sie daran, die in der Geschichte wirksamen sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Kräfte richtig einzuschätzen<sup>23</sup>.“ Hier handelt es sich nicht nur um Unzulänglichkeiten der wissenschaftlichen Erkenntnis, sondern der Historismus lieferte „das theoretische Fundament für die während des 19. Jahrhunderts herrschenden politischen und sozialen Zustände in Preußen und in Deutschland<sup>24</sup>.“ Iggers bescheinigt der bürgerlichen deutschen Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts die Unfähigkeit, „aus der veränderten gesellschaftlichen und geistigen Wirklichkeit die Konsequenzen zu ziehen<sup>25</sup>.“ Hiermit ist zwar eine typische Seite des reaktionären Charakters des „deutschen Historismus“ beschrieben worden. Jedoch die entscheidende Seite läßt er außer Betracht. Vor allem wird nicht genügend berücksichtigt, daß gerade die Lehre von der Staatsräson einer äußerst engen Verflechtung der deutschen Geschichtsschreibung mit der Politik der Ausbeuterklassen entsprach. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts überwogen aufgrund dessen die ausgesprochen reaktionären Seiten des bürgerlichen „deutschen Historismus“. Weiterhin zeigt sich, daß Iggers die bürgerliche deutsche Historiographie mit der Elle der von Positivismus und Pragmatismus geprägten bürgerlichen Historiographie Westeuropas und der USA mißt und seine Kritik auch darum letzten Endes inkonsequent bleiben muß.

Iggers hat an anderer Stelle von einer „Überlegenheit der vergleichsweise pragmatischen westlichen Historiographie der Gegenwart gegenüber dem klassischen Idealismus...“, der in der BRD „zunächst noch fest verankert“ war, gesprochen<sup>26</sup>. Was die geschichtsphilosophische Orientierung amerikanischer Historiker betrifft, so heben sich vor allem folgende Elemente ab: ein weitgehend zurückgedrängter traditioneller Einfluß des bürgerlichen „deutschen Historismus“ und ein spezifischer Einfluß von Pragmatismus und Positivismus, der mehr oder weniger zur Praktizierung bürgerlicher sozialwissenschaftlicher Methoden in der Historiographie geführt hat. Was die Auswirkungen des Pragmatismus betrifft, so ist diese Tendenz seit der Jahrhundertwende von den Vertretern der „New History“ (unter James H. Robinson und Charles A. Beard) forciert worden. Unter ihrem Einfluß ist die geschichtstheoretische Position der

23 Ebenda, S. 25.

24 Ebenda, S. 29.

25 Ebenda, S. 36.

26 Ders., Die westliche Geschichtswissenschaft der Gegenwart, Abschnitt A des Stichwortes Geschichtswissenschaft, in: Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft. Eine vergleichende Enzyklopädie, Bd. II, Freiburg-Basel-Wien 1968, Sp. 927 f. und 924.

bürgerlichen Historiographie in den USA immer stärker von der Philosophie des Pragmatismus erfaßt worden. Während die Historiker der New History einerseits sich besonders mit der Wirtschafts- und Sozialgeschichte der USA befaßten und sozialwissenschaftliche Methoden anwandten, lief ihr Bestreben jedoch andererseits darauf hinaus, die Geschichte zu einer Hilfswissenschaft der Social Sciences zu degradieren. Ihr Pragmatismus führte zu einer Vergegenwärtigung der Geschichte, d. h. zu einer skrupellosen Opferung der geschichtlichen Wahrheit für tagespolitische Interessen der Regierung. Diese pragmatistischen Manipulationen sind in den USA mit dem Begriff „presentism“ (Präsentismus) bezeichnet worden<sup>27</sup>.

Vornehmlich mit den spekulativen Thesen des amerikanischen Historikers Charles A. Beard waren methodologische „Voraussetzungen“ für die Geschichtsklitterung extremer sogenannter geschichtsrevisionistischer Kreise geschaffen worden. Der historische Revisionismus ist eine ideologische Hauptströmung in der imperialistischen US-Historiographie, deren Wesen in einer extrem reaktionären Revision des über die Ursachen, den Verlauf und die Ergebnisse des Ersten und des Zweiten Weltkrieges von der vorherrschenden regierungsoffiziösen Richtung der Historiographie verbreiteten Geschichtsbildes besteht.

Der extreme Subjektivismus und die zunehmend profaschistisch werdende historisch-politische Konzeption der Anhänger des historischen Revisionismus stieß (in den dreißiger und auch in den fünfziger Jahren) in der amerikanischen Historiographie auf Widerstand. Es wurden zwar in zunehmendem Maße sozialwissenschaftliche Methoden angewandt, die Sozialgeschichte gelangte zur Blüte, jedoch verschrieb sich die dominierende bürgerliche Historiographie der USA nicht dem militanten und primitiven Antikommunismus der geschichtsrevisionistischen Kräfte. Sie versuchte — zwar auch in der Manier des Pragmatismus, aber wissenschaftlicher drapiert — glaubwürdigere Geschichtskonzeptionen zu entwickeln.

So ließen für Holborn die Beziehungen der Lebensphilosophie mit dem angelsächsischen Pragmatismus und im besonderen ihre Berücksichtigung des sozialen Faktors in der Geschichte Wilhelm Dilthey für eine geschichtstheoretische Profilierung und Modifizierung als Ideal erscheinen<sup>28</sup>. Dilthey sah im „sozialen Faktor“ keine kausale Voraussetzung für politische Ideen, sondern für ihn war Sozialgeschichte das „Komplement“ der Ideengeschichte. Ein derartiges Herangehen entsprach völlig dem Konzept Holborns. Er hatte seine „Sozialgeschichte“ unmißverständlich von jeder materialistischen Geschichtsauffassung abgegrenzt: „Wenn ich auch die Notwendigkeit der Sozialgeschichte in Verbindung mit der Ideengeschichte vertrete,

27 Vgl. Loesdau, Alfred, Der Präsentismus in der bürgerlichen Historiographie der USA, in: Zeitschrift der Geschichtswissenschaft, Berlin 7 1966.

28 Holborn, Hajo, The History of Ideas, in: The American Historical Review, New York, Vol. LXXIII, H. 3, Februar 1968, S. 688 ff.

so behaupte ich jedoch nicht, daß die Entwicklung der Ideen ökonomisch interpretiert werden muß, am allerwenigsten im marxistischen Sinn, der darauf beruht, daß Ideen durch bloße Superstruktur des ökonomisch bedingten Klassenkonflikts entstehen<sup>29</sup>.“

Andere Historiker geben sich dem Marxismus gegenüber aufgeschlossener. Iggers hat derartige Verfahren mit der Feststellung kommentiert: „Die westliche Historie hat vielfach marxistische Hypothesen und Methoden übernommen, ohne (wenn man von einigen Beispielen absieht) den historischen Materialismus als eine integrale Geschichtsphilosophie zu rezipieren<sup>30</sup>.“ Damit ist die Grenze geschichtsmethodologischer Experimente und Modifizierungen der bürgerlichen Historiographie genannt. Es geht auch der amerikanischen Historiographie absolut nicht um die wissenschaftliche Erkenntnis der Gesetzmäßigkeiten der gesellschaftlichen Entwicklung. Das Schlagwort vom „Methodenpluralismus“ soll die gegenwärtige Historiographie im Unterschied zu Methoden, „die im 19. Jahrhundert entstanden und angesichts der sozialen und wissenschaftlichen Fortentwicklung der Gegenwart nur noch begrenzt relevant sind<sup>31</sup>“, als modern und weltoffen erscheinen lassen. Einen großen Einfluß auf das bürgerliche Geschichtsdenken in den USA übten besonders seit den dreißiger Jahren die Ansichten des bürgerlichen deutschen Soziologen Max Weber aus, einen Einfluß, der bis in die Gegenwart anhält<sup>32</sup>. Theodor Schieder hat erst auf dem jüngsten Internationalen Historikerkongreß in Moskau hervorgehoben, daß gerade Webers „Idealtypen“ gedankliche Konstruktionen seien, die nicht der historischen Wirklichkeit entsprächen. Auf dieser Grundlage sei die Sozialgeschichte — im Unterschied zur Geschichte als Hilfswissenschaft der Sozialwissenschaften — als Bestandteil der Historiographie zu akzeptieren.

Der amerikanische Historiker Fritz Stern hat darauf aufmerksam gemacht, daß die „Spannung zwischen Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaft“ überall existiert, aber doch „hauptsächlich ein deutsches Problem“ sei. Die Bundesrepublik „könnte einen großen Sprung vorwärts machen, indem die älteren Disziplinen, wie die Geschichte, sich mit den neueren, wie Soziologie, für spezielle Zwecke verbinden — um zusammen modernen Menschen die moderne Welt verständlich zu machen<sup>33</sup>“.

Die Spezifik des politischen Konservatismus jener amerikanischen Historiker, deren historisch-politische Konzeptionen regierungs-

29 Ebenda, S. 694.

30 Iggers, Georg G., Die westliche Geschichtswissenschaft der Gegenwart, a.a.O., Sp. 927.

31 Ebenda.

32 Vgl. Streisand, Joachim, Max Weber: Politik, Soziologie und Geschichtsschreibung, in: Die bürgerliche deutsche Geschichtsschreibung, a.a.O.

33 Stern, Fritz, Rationalismus und Irrationalismus in Deutschland (Arbeitsgruppenbericht), in: Aufklärung heute — Probleme der deutschen Gesellschaft. Ein Tagungsbericht, Freiburg 1967, S. 57 ff.



strategische Bedeutung besitzen — weswegen sie von den Geschichtsrevisionisten „Hofhistoriker“ genannt wurden —, besteht objektiv in einer flexiblen pseudowissenschaftlichen Verbrämung regierungspolitischer Konzepte. Damit soll Iggers weder mit der geschichtstheoretischen Position etwa der „Sozialgeschichte“ noch mit dem politischen Konservatismus der dominierenden bürgerlichen Historiographie der USA identifiziert werden. Es geht um die Kennzeichnung entscheidender Strukturelemente dieser Historiographie, wie sie bei Iggers als mehr oder weniger verbindliche Norm für die Geschichtsschreibung erscheinen und damit die Grenzen seiner Kritik fixieren.

Iggers hat die Wurzeln des „deutschen Historismus“ („vom kosmopolitischen und kulturbezogenen Nationalismus Herders zum staatsbezogenen Nationalismus der Befreiungskriege“<sup>34</sup>) analysiert und hervorgehoben, daß die zweifelsohne ursprünglich vorhandenen progressiven Seiten des bürgerlichen „deutschen Historismus“ durch konservative Ideenkomplexe (so besonders durch die Idee der „Staatsräson“) ersetzt wurden. Der Behauptung, daß der „deutsche Historismus“ dadurch „auch sein Wesen verändert“<sup>35</sup> habe, kann schließlich ebenfalls nicht zugestimmt werden. Er war als bürgerliche Geschichtstheorie und -ideologie stets eng mit der Entwicklung seiner sozialen Basis, dem Bürgertum, verbunden — wodurch sich niemals sein Wesen, sondern eher analog der Verratspolitik der deutschen Bourgeoisie seine gesellschaftliche Funktion (von einer relativ progressiven in eine reaktionäre Geschichtstheorie) wandelte. Was die ideelle Struktur des bürgerlichen „deutschen Historismus“ betrifft, so müssen wir feststellen, daß er von Iggers in seinem engen Zusammenhang mit der bürgerlichen deutschen Philosophie (als Reaktion auf die Naturrechtslehre) charakterisiert worden ist. Insbesondere die Machtstaat-Idee war theoretisch grundlegend für die historisch-politische Konzipierung der bürgerlichen deutschen Historiographie.

In dieser Hinsicht unterscheidet sie sich von der angelsächsischen Historiographie, deren geschichtstheoretische Voraussetzungen ein flexibleres und variableres Herangehen an die Geschichte ermöglichen und die sich darum für die bürgerliche Ordnung als effektiver erwiesen hat.

Was jedoch das Wesen des bürgerlichen „deutschen Historismus“ betrifft, so ist die Analyse in theoretischer und politischer Hinsicht unbedingt weiterzuführen. Die Ablehnung objektiver historischer Gesetzmäßigkeiten und das auf dem „deutschen Historismus“ beruhende reaktionäre militaristische, volksfeindliche und antikommunistische Geschichtsbild sind zwar spezifische Merkmale der bürgerlich-imperialistischen deutschen Historiographie — jedoch ist die Wesensgleichheit mit der angelsächsischen Historiographie nicht von der Hand zu weisen. Die bürgerliche Historiographie zeichnet sich generell durch eine Antiposition gegenüber dem Marxismus-Leninismus

34 Iggers, Georg G., *Deutsche Geschichtswissenschaft*, a.a.O., S. 43 ff.

35 Ebenda, S. 61.

mus in Theorie und Praxis aus. Sie ist letztlich in philosophischer Hinsicht idealistisch, mehr oder weniger weitgehend Subjektivismus und Relativismus verfallen, sie verzerrt das dialektische Wechselverhältnis in der Entwicklung von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, wobei insbesondere die gesellschaftlichen Haupttriebkraften wenn überhaupt, dann sehr einseitig — oft strukturalistisch — betrachtet werden. Die bürgerliche Geschichtsschreibung ist als ideologiebildende Kraft den Gesetzen der geistig-kulturellen Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft unterworfen und der imperialistischen Politik verhaftet. Der bürgerliche Historismus hat im Herrschaftssystem des staatsmonopolistischen Kapitalismus bestimmte strategie- und bewußtseinsbildende Funktionen wahrzunehmen und ist darum für die Bourgeoisie unentbehrlich. Das schließt jedoch Strukturänderungen, Funktionswandlungen und Widersprüchlichkeiten im Rahmen des bürgerlichen Historismus — und somit auch in der Entwicklung des „deutschen Historismus“ — nicht aus.

### Zur Krise des „deutschen Historismus“

Die Geschichtswissenschaft in der Krise? Mit dieser Frage beginnen gewöhnlich Analysen der bürgerlichen Historiographie der Gegenwart. Sie ist auch der Ausgangspunkt der Behandlung des Stichwortes „Geschichtswissenschaft“ durch Georg G. Iggers in der vornehmlich amerikanisch-westdeutschen Enzyklopädie „Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft“<sup>36</sup>. Offensichtlich genügt die bürgerliche Geschichtswissenschaft nicht den Ansprüchen imperialistischer Ideologie und Politik in der Gegenwart. Es fehlt nicht an Cassandra-rufen wie „Geschichte im Todeskampf“<sup>37</sup>. Auch Iggers hat vermerkt: „Es gibt keine gültige historische Methode mehr . . .“<sup>38</sup>. Die bürgerlichen Ideologen führen diesen Zustand nicht auf die Krise des imperialistischen Systems zurück, sondern reduzieren sie lediglich auf einen Methodenstreit. Dabei sei — so Iggers — vor allem in Ländern wie Frankreich und den USA, in denen dieser Streit zugunsten der Praktizierung sozialwissenschaftlicher Methoden geschlichtet worden ist, eine rasche Vorwärtswicklung der Historiographie zu verzeichnen. So erklärt sich die Kritik von Iggers gerade an der bürgerlichen deutschen Geschichtsschreibung, die eine derartige Effektivität nicht aufzuweisen habe: „Nicht eine Krise der Geschichtsschreibung als solcher ist eingetreten, sondern die theoretischen Voraussetzungen und die Methoden der klassischen idealistischen Tradition der Geschichtsschreibung sind zunehmend in Frage gestellt worden. In Deutschland, wo diese Tradition am tiefsten verwurzelt war, gab es den stärksten Widerstand gegen einen Bruch mit den klassischen For-

36 Iggers, Georg G., Die westliche Geschichtswissenschaft der Gegenwart, a.a.O.

37 Gerteis, Klaus, Geschichte im Todeskampf, in: Die Welt, v. 24. Oktober 1970.

38 Iggers, Georg G., Die westliche Geschichtswissenschaft der Gegenwart, a.a.O., Sp. 914.

men der Geschichtsschreibung, und hier kann man eher als anderswo von einer ‚Krise des Historismus‘ sprechen<sup>39</sup>.“ Also nicht die ganze Familie ist erkrankt, sondern lediglich ein ziemlich ungerates Kind dieser Familie ist noch nicht ganz gesund. Es spreche jedoch manches dafür, „daß die Wendung zu ausgeprägt sozialen Fragestellungen die traditionelle Orientierung der deutschen Geschichtswissenschaft in der BRD völlig in den Hintergrund drängen wird“<sup>40</sup>.

Abgesehen davon, daß eine Betrachtung der Präsidentialadressen der American Historical Association genügend Krisenerscheinungen offenbart, so haben die amerikanischen Historiker höchstens einen gewissen Vorlauf erreicht, der ihr Fach in die Lage versetzt hat, den ihm von der bürgerlichen Gesellschaft übertragenen Funktionen besser zu entsprechen, als es den westdeutschen Geschichtsgelehrten gelungen war, die noch — einige mehr, andere weniger — dem „deutschen Historismus“ anhängen<sup>41</sup>. Es geht immer wieder um die Wirksamkeit der bürgerlichen Geschichtsschreibung — das heißt objektiv um deren Befähigung zu Manipulation und Diversion — im Rahmen des imperialistischen Herrschaftssystems. Die Krise bürgerlicher Historiographie ist darum in erster Linie gesellschaftlicher und politischer Natur. Die Spezifik der Krise des „deutschen Historismus“, von der die bürgerlichen Gelehrten so viel reden, ist nur aus den politischen und ökonomischen Besonderheiten der Entwicklung des Kapitalismus in Deutschland zu erklären. Im Zusammenhang mit der Analyse der „Preußischen Schule“ in der bürgerlichen deutschen Geschichtsschreibung geht Iggers auf das „Versagen“ des deutschen Liberalismus ein. Dabei konstatiert er die Möglichkeit, „daß die Historiker weder ihre Grundsätze opferten noch sich einer unausbleiblichen Notwendigkeit beugten“, sondern „ihr Freiheitsbegriff . . . bereits vor 1848 von dem der westlichen Liberalen verschieden (war), daß sie bei der Unterordnung freiheitlicher unter nationalistische Interessen anno 1848 und später nicht gegen, sondern im Einklang mit ihren liberalen Prinzipien handelten“<sup>42</sup>.

Es wird einmal mehr offensichtlich, daß für Iggers' Interpretation der „westliche Liberale“ Modell steht. Iggers steht auf dem Boden des bürgerlichen Liberalismus angelsächsischer Prägung, den er abstrakt als „Bejahung des absoluten Wertes menschlicher Persönlichkeit und Würde und der Rechte des einzelnen, seine Fähigkeit zu entfalten“, definiert<sup>43</sup>. Er vertritt bestimmte liberalgefärbte, vom bürgerlichen Humanismus beeinflusste Demokratieauffassungen. Im Grunde bejaht er jedoch das bürgerliche System, wenn es seiner Meinung nach auch mit anderen Mitteln erhalten werden sollte, als sie

39 Ebenda, Sp. 916.

40 Ebenda, Sp. 924.

41 Ebenda.

42 Iggers, Georg G., *Deutsche Geschichtswissenschaft*, a.a.O., S. 123 (Hervorhebung von mir, A. L.).

43 Ebenda, S. 369; vgl. auch *Sovremennaja burshuaznaja ideologija v SSA (nekotoryje socialjno-ideologiceskije problemy)*, Moskau 1967.

beispielsweise von den Anhängern des „deutschen Historismus“ gegrienen und praktiziert worden waren. Damit ist die Grenze seiner Kritik abgesteckt.

Diese Grenze ist für bestimmte bürgerliche Historiker — die in einer zu weitgehenden Kritik an der Historiographie des europäischen Hauptverbündeten der USA eine Gefahr sehen — zu weit gezogen. So hat der amerikanische Historiker W. M. Simon die von Iggers nachgewiesene Kontinuitätslinie in der bürgerlichen deutschen Historiographie ablehnend rezensiert<sup>44</sup>.

Die politische Brisanz dieser Problematik wird an folgendem Beispiel deutlich. Die westdeutsche Fassung des Iggersbuches ist um eine detailliertere Darstellung der Entwicklung der bürgerlichen Historiographie im faschistischen Deutschland erweitert worden<sup>45</sup>. Iggers stellt dabei unter anderem fest — was die personelle Zusammensetzung betrifft — daß die west-„deutsche Historikerzunft . . . nach 1945 relativ unverändert (blieb)<sup>46</sup>. Er polemisiert auch gegen Wolfgang Mommsens Auffassung, daß die faschistische Zeit entscheidendes Kriterium für eine Zäsur des bürgerlichen Geschichtsdenkens in Deutschland im Sinne seiner Demokratisierung sei. Ein tieferer Bruch ist nach Iggers die Niederlage des Deutschen Reiches im Zweiten Weltkrieg. Er ist aber auch bereit, die Relativität und Unvollkommenheit dieses Bruches zuzugeben und geht so weit, einzugestehen: „Radikale Umschreibung der deutschen Geschichte gab es kaum; vor allem nicht außerhalb der DDR<sup>47</sup>.“ Mit dieser Einschätzung ist Iggers wesentlich weiter gegangen als die herkömmliche bürgerliche Geschichte der Geschichtsschreibung. Meinecke und Ritter hätten lediglich versucht, „den deutschen Idealismus und die nationale politische Tradition zu rechtfertigen<sup>48</sup>. Die in der BRD von Meinecke geprägte vorherrschende Richtung in der Historiographie „ist aber trotzdem konservativ und nationalistisch; sie steht in der traditionellen Linie des deutschen Historismus<sup>49</sup>“.

Bürgerlichen Historikern geht diese Interpretation gewiß zu weit. Gleichwohl ist diese Analyse vom wissenschaftlich exakten Standpunkt inkonsequent. Iggers hat die spezifische Entwicklungslinie der bürgerlichen deutschen Historiographie auf den (sich auf die klassische deutsche Philosophie stützenden und dem deutschen Liberalismus entsprechenden) extremen bürgerlichen deutschen Nationalismus zurückgeführt. Dabei wird der Nationalismus zur Zeit der Befreiungskriege von ihm ebenfalls mit negativen Vorzeichen versehen. Eine derartige Einschätzung ist aber einseitig, denn sie geht nicht auf die progressive Bedeutung der bürgerlichen Nationsidee für

44 Vgl. *The American Historical Review*, New York, v. Februar 1969, S. 1019 und v. Oktober 1969, S. 330 f.

45 Iggers, Georg G., *Deutsche Geschichtswissenschaft*, a.a.O., 3. Abschnitt, S. 318 ff.

46 Ebenda, S. 327.

47 Ebenda, S. 339.

48 Ebenda, S. 341.

49 Ebenda, S. 350.

den damaligen Kampf der Volksmassen um den gesellschaftlichen Fortschritt unter den Bedingungen der napoleonischen Fremdherrschaft und auch des Feudalabsolutismus in den deutschen Ländern ein. So kann Iggers auch der Rolle Wilhelm von Humboldts nicht gerecht werden, wenn er ihn lediglich als Vorläufer Rankes und Meineckes interpretiert. Dazu stand Humboldt doch zu sehr unter dem Einfluß der Ideen der Aufklärung und denen der Französischen Revolution, ganz zu schweigen von seinen Leistungen auf kulturpolitischem Gebiet.

Die Herausbildung der bürgerlichen Nation im Kampf gegen die feudalabsolutistischen Zustände hat in der Geschichte generell eine progressive Rolle gespielt. Insofern kommt auch der bürgerlichen Nationsidee im geistigen Leben eines Volkes eine — den Bedingungen der damaligen Zeit entsprechende — positive Bedeutung zu. Der Hebel der Kritik an dieser Idee ist an einem anderen Punkt anzusetzen.

Die bürgerliche Nation ist alles andere als eine widerspruchslose und harmonische ethische Gemeinschaft, wie sie Philosophen und Historiker oft darzustellen versuchen. Gerade der geschichtswissenschaftliche Nachweis, daß die bürgerliche Nation von Anbeginn an in Klassen und Klassengegensätze zerrissen war, ist für die Widerlegung derartiger Darstellungen von Bedeutung. Die Entwicklung der bürgerlichen Nation wird von zwei Klassenlinien durchzogen, der bürgerlich-imperialistischen und der Linie der Volksmassen — vornehmlich der Arbeiterklasse. Es ist nicht zuletzt für die Auseinandersetzung mit dem Nationalismus imperialistischer deutscher Ideologen erforderlich, den Schleier einer angeblichen klassenindifferenten Einheit der Nation zu zerreißen, um jeglichen Illusionen einer baldigen „Wiedervereinigung“ des 1945 untergegangenen Deutschen Reiches entgegenzutreten. Unter diesem Aspekt ist eben die positive Rolle der bürgerlichen Nationsidee Ausdruck der progressiven Funktion der bürgerlichen Klasse in ihrer revolutionären Aufstiegsphase. Mit der Bourgeoisie entstand jedoch gleichzeitig die Arbeiterklasse, der eine auf dem Boden des wissenschaftlichen Kommunismus erarbeitete Nationstheorie eigen ist. Im Kommunistischen Manifest ist diese Theorie von Karl Marx und Friedrich Engels kurz aber präzise umrissen worden: „Die Arbeiter haben kein Vaterland. Man kann ihnen nicht nehmen, was sie nicht haben. Indem das Proletariat zunächst sich die politische Herrschaft erobert, sich zur führenden Klasse der Nation erhebt, sich selbst als Nation konstituieren muß, ist es selbst noch national, wenn auch keineswegs im Sinne der Bourgeoisie<sup>50</sup>.“ Diese Linie kulminiert schließlich in der Herausbildung sozialistischer Nationen und — was die deutsche Geschichte betrifft — in der sich in der DDR entwickelnden sozialistischen Nation, die den Prinzipien des proletarischen Internationalismus und dem Charakter der modernen Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus

50 Karl Marx, Friedrich Engels, Manifest der Kommunistischen Partei, in: Karl Marx, Friedrich Engels, Werke, Bd. 4, Berlin 1969, S. 479.

im Weltmaßstab gemäß fest in das sozialistische Weltsystem eingebettet ist.

Von Iggers' Kritik am bürgerlichen deutschen Nationalismus, wie er vor allem seinen Ausdruck im bürgerlichen „deutschen Historismus“ gefunden hatte, wird dieser Aspekt nicht erfaßt. Sie beschränkt sich auf die Verurteilung des in der amerikanischen Historiographie immer als „extremer Nationalismus“ bezeichneten Spezifik der Ideologie der deutschen Bourgeoisie im Unterschied etwa zu den Nationsauffassungen der englischen oder amerikanischen Bourgeoisie und übersieht, daß es sich hier lediglich um zwei Formen einer Gesellschaftsideologie handelt. Ähnliche Unterschiede hat es auch auf anderen Gebieten der gesellschaftlichen Entwicklung gegeben, ohne daß sich am Charakter des Kapitalismus irgend etwas geändert hätte. So unterschied W. I. Lenin zwischen „den zwei Entwicklungswegen des Kapitalismus in der Landwirtschaft. Ich bezeichne sie als den preußischen und den amerikanischen Weg. Der erste ist dadurch gekennzeichnet, daß die mittelalterlichen Grundbesitzerverhältnisse nicht mit einem Schlage vernichtet werden, sondern daß sie sich langsam dem Kapitalismus anpassen, dem infolgedessen noch lange Zeit hindurch halbfeudale Züge anhaften . . . Dadurch wurde die soziale und politische Herrschaft der Junker nach der Revolution von 1848 auf Jahrzehnte hinaus gefestigt und die Produktivkräfte der Landwirtschaft in Deutschland entwickelten sich langsamer als in Amerika<sup>51</sup>“. Die Ideologie der deutschen Bourgeoisie — und mit ihr der „deutsche Historismus“ — hat im Grunde genommen diese ökonomischen und politischen Verhältnisse reflektiert. Hier liegt eine der Wurzeln für die besondere Aggressivität, wie sie dem deutschen Imperialismus, der international „zu spät kam“, im 20. Jahrhundert eigen wurde. Von hier aus ist die Spezifik der „Krise des deutschen Historismus“ zu klären.

Karl Marx hat ebenfalls die preußisch-deutschen ökonomischen Verhältnisse und die ihnen entsprechenden Ideologien mit denen des fortgeschrittenen Kapitalismus verglichen und für seine Zeit festgestellt: „Die englischen Verhältnisse sind die einzigen, worin sich das moderne Grundeigentum, das heißt, das durch die kapitalistische Produktion *modifizierte* Grundeigentum adäquat entwickelt hat. Die englische Anschauung ist hierfür die moderne, die kapitalistische Produktionsweise die klassische. Die pommersche dagegen beurteilt die entwickelten Verhältnisse nach einer historisch niedrigeren, noch nicht adäquaten Form<sup>52</sup>.“ Auch der bürgerliche Historismus der deutschen Bourgeoisie war im Verhältnis zur amerikanischen auf dem Pragmatismus beruhenden Geschichtsauffassung eine noch nicht adäquate Form, ist gewissermaßen „pommersche“ Geschichtsbetrachtung.

51 W. I. Lenin, Werke, Bd. 15, Berlin 1962, S. 131 f.

52 Karl Marx, Theorien über den Mehrwert (Vierter Band des „Kapital“), 2. Teil, Berlin 1969, S. 231.

Wenn nun nach Iggers gegenwärtig manches dafürspricht, daß eine Wendung zur Sozialgeschichte „die traditionelle Orientierung der deutschen Geschichtswissenschaft in der BRD“<sup>53</sup> verdrängen wird, erhebt sich die Frage, worauf sich seine Hoffnungen stützen und inwieweit diese Hoffnungen berechtigt sind.

### **Zum „Methodenpluralismus“ in der Geschichtsschreibung der Gegenwart**

Iggers erklärt sich außerstande, eine Alternative zum bürgerlichen „deutschen Historismus“ zu entwickeln: „Die Frage kann nur aufgeworfen, nicht aber im Rahmen dieses Buches eine Antwort gewagt werden“<sup>54</sup>. Er spricht lediglich einer Verschmelzung von sozialer und politischer Geschichte das Wort<sup>55</sup>. In seinem Beitrag „Geschichtswissenschaft“ in der Enzyklopädie „Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft“ sind seine Vorstellungen etwas deutlicher geworden, ohne daß jedoch auch hier ein Alternativkonzept dargelegt worden ist.

Zunächst ist er sich der Frage nach dem Verhältnis zur marxistischen Geschichtsauffassung durchaus bewußt: „Die Entwicklung der gegenwärtigen historischen Forschung des Westens ist kaum zu verstehen, wenn man den Dialog außer acht läßt, der mit den Marxisten direkt und indirekt geführt worden ist“<sup>56</sup>. Für Iggers ist die marxistische Geschichtsauffassung keine Alternative. Dem Marxismus gegenüber ist er bei aller wissenschaftlichen Objektivität und politischen Toleranz befangen, was sich, nicht zuletzt in der Praktizierung der imperialistischen Totalitarismuskonzeption äußert. Dafür spricht auch seine Mitarbeit an der Enzyklopädie „Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft“, die eindeutig eine Art Kompendium antikommunistischer Ideologie darstellt. Iggers hilft damit objektiv, einen als wissenschaftlich ausgegebenen Antikommunismus zu verbreiten. Für ihn besteht der Marxismus-Leninismus aus „unveränderlich postulierten Axiomen“, durch die die Methoden historischer Forschung „von vornherein“ eingeschränkt werden. Das schließt nicht aus, daß der „orthodoxe Marxismus“ ebenso wie der „klassische Idealismus“ in der Historiographie „noch Gültiges beisteuern“ könnten. Letztlich wären sie aber eben „nur noch begrenzt relevant“<sup>57</sup>.

Die „pragmatische westliche Historiographie“ sei sowohl dem historischen Materialismus wie dem „deutschen Historismus“ überlegen. Hier werden Inkonsequenz und Widersprüchlichkeit von Iggers am deutlichsten. Leider läßt er nicht genügend erkennen, welche

53 Iggers, Georg G., Die westliche Geschichtswissenschaft der Gegenwart, a.a.O., Sp. 924.

54 Ders., Deutsche Geschichtswissenschaft, a.a.O., S. 376.

55 Vgl. ebenda, S. 354.

56 Ders., Die westliche Geschichtswissenschaft der Gegenwart, a.a.O., Sp. 927.

57 Ebenda.

Methoden durch den historischen Materialismus eliminiert worden wären. Offenbar kennt er ihn doch weniger in seiner wirklichen, sondern mehr in seiner „rezipierten“ Form. Es bleibt eigentlich nur noch die Frage, wie aus der „traditionellen Geschichtsauffassung“ der deutschen Bourgeoisie eine von ihm angeführte pragmatische Geschichtswissenschaft werden kann. Iggers hat sich hier in den „Methodenpluralismus“ gerettet. Er hält sowohl „reine Diplomatiegeschichte“ für überholt und verweist auch auf „bestimmte Grenzen“ der sozialgeschichtlichen Betrachtung wie der quantitativen Methode. Er gelangt unausbleiblich zur Bilanz: der historische Materialismus eine Methode neben anderen, der Einfluß des „deutschen Historismus“ zurückgewichen, einzig die „pragmatische westliche Historiographie“ als Orientierungsmaßstab. So wie er die Krise des „deutschen Historismus“ nicht als Ergebnis der allgemeinen Krise des Kapitalismus auffaßt und auch nicht in erster Linie auf die systemimmanente reaktionäre und besonders aggressive Politik des preußisch-deutschen Staates zurückführt, sondern nur als eine unvermeidliche Begleiterscheinung der militärischen Niederlage im Ersten Weltkrieg ansieht, so wird auch das Wesen der nach 1945 herbeigeführten Modifikation der in der Bundesrepublik dominierenden Historiographie im Grunde nicht erfaßt.

Aus Schieders und Conzes Seminaren seien demokratisch gesinnte Historiker hervorgegangen, die von der deutschen idealistischen Tradition unabhängig seien. Er hofft schließlich auf eine „Wachablösung“ in der westdeutschen Historikerschaft<sup>58</sup>. Hier werden die Illusionen über die BRD-Historiographie besonders sichtbar, denn die in der BRD dominierende bürgerliche Historiographie hat weder ihr Wesen geändert noch ist der „deutsche Historismus“ endgültig überholt<sup>59</sup>.

Waldemar Besson — einer dieser Historiker aus Schieders und Conzes Seminaren — hat festgestellt, daß bestimmte Elemente des „deutschen Historismus“ (besonders das Individualitätsprinzip) „unantastbar“ und durchaus für die „Zukunft der Geschichtswissenschaft“ von Bedeutung seien<sup>60</sup>. Derartige Überlegungen spielen beispielsweise in der bürgerlichen Ideengeschichte immer wieder eine Rolle<sup>61</sup>. Selbstverständlich wird ein — vornehmlich sozialgeschicht-

58 Ders., Deutsche Geschichtswissenschaft, a.a.O., S. 354 u. 364.

59 Vgl. Lozek, Gerhard, Syrbe, Horst, Geschichtsschreibung contra Geschichte, a.a.O.; Kritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung, a.a.O.; Schmidt, Walter, Zur historisch-politischen Konzeption des Heidelberger „Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte“, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 1971.

60 Besson, Waldemar, Stichwort Historismus, in: Das Fischer Lexikon Geschichte, Frankfurt am Main 1961, S. 116.

61 Vgl. Holborn, Hajo, The History of Ideas, a.a.O.; Schieder, Theodor, Politische Ideengeschichte, in: Historische Zeitschrift, München, Bd. 212, H. 3, S. 615 ff.; Wittram, Reinhard, Anspruch und Fragwürdigkeit der Geschichte, Göttingen 1969; Hölzle, Erwin, Idee und Ideologie. Eine Zeitkritik aus universalhistorischer Sicht, Bern-München 1969.



lich aufpolierter Historismus für empfehlenswert gehalten. Wolfgang Mommsen, ebenfalls einer dieser Historiker — beschwört die Freiheit des Individuums, jedoch die moderne Geschichtswissenschaft „müßte schließlich die von der englischen und französischen Sozialgeschichtsschreibung entwickelten Methoden aufgreifen, um die Geschichte der heutigen Gesellschaft als einer individuellen Totalität schreiben zu können“<sup>62</sup>. Er hält diese Entwicklung für erforderlich, um „der Herausforderung der Geschichtsschreibung der kommunistischen Welt erfolgreich entgegenzutreten (zu) können“<sup>63</sup>. Damit ist auch klar, daß die imperialistische Historiographie in der BRD vor allem modifiziert wird, um zu einer effektiveren antikommunistischen Ideologie zu gelangen, und daß damit Illusionen über derartige „Verbesserungen“ äußerst gefährlich werden können.

\*

Iggers sind derartige Illusionen eigen. Aber in einigen Punkten hebt er sich in seiner Sicht von der vorherrschenden Richtung der westdeutschen Historiographie, aber auch von führenden Darstellungen in den USA zu dieser Thematik ab. Sein Vorzug besteht darin, daß er den Finger auf wunde Stellen der bürgerlichen Geschichtsschreibung der BRD legt und ihr — wenn auch vorwiegend auf ideengeschichtlicher Ebene — wesentliche Schwächen und Widersprüche nachweist. Dabei hat er historiographische Interpretationen aus der Sowjetunion und der DDR ausgewertet<sup>64</sup>. Zudem sind bestimmte Differenzen zwischen der amerikanisch-westeuropäischen Historiographie und der der BRD sichtbar geworden. Letztlich bleibt seine Darstellung jedoch eine Auseinandersetzung im Rahmen der bürgerlichen Geschichtsschreibung. Die Grenzen der Kritik sind ihm durch seinen bürgerlichen Klassenstandpunkt gesetzt worden. Aber dadurch, daß Iggers bestimmte Wahrheiten offen aussprach, lohnt sich die Analyse einiger Ergebnisse seines Buches.

62 Mommsen, Wolfgang, Stichwort Historisches Denken der Gegenwart, in: Das Fischer Lexikon Geschichte, a.a.O., S. 102.

63 Ebenda.

64 Vgl. Kon, I. S., Die Geschichtsphilosophie des 20. Jahrhunderts. Kritischer Abriß, Bd. I, Die Geschichtsphilosophie der Epoche des Imperialismus, Berlin 1964, Bd. II, Philosophie und Geschichtsschreibung. Geschichtsphilosophische Fragen der heutigen bürgerlichen Historiographie, Berlin 1964; Kritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung, a.a.O.

Heinz-Dieter Kittsteiner

## Theorie und Geschichte

### Zur Konzeption der modernen westdeutschen Sozialgeschichte

Im folgenden soll der Versuch unternommen werden, *Selbstverständnis, Methode und Funktion* einer Art von Geschichtstheorie darzustellen, die spätestens seit der Mitte der 60er Jahre in den Vordergrund der westdeutschen Geschichtswissenschaft gerückt ist. Ihr programmatischer Titel — „Moderne deutsche Sozialgeschichte“ — so der einschlägige NWB-Band, veranlaßt zunächst zu untersuchen, wogegen sie sich abgrenzt und worin ihre Modernität besteht<sup>1</sup>.

#### I. Selbstverständnis

Der erste Teil der Fragestellung wird von den Historikern weitgehend einheitlich beantwortet: Man distanziert sich vom traditionellen deutschen Historismus; das sinnfälligste Beispiel für diesen Abschied von der bisherigen Geschichtswissenschaft bietet das Buch des Deutschamerikaners Georg G. Iggers, das den Historismus von seinen Ursprüngen bis zum „Verfall der deutschen Geschichtsidee“ verfolgt<sup>2</sup>. Definitionen des Historismus nennen zumeist: den Individualitätsgedanken, den Relativismus und das damit verbundene Werturteilsproblem; die mit der Frage des Wertens verknüpfte Übersteigerung der Staatsidee und schließlich die seit Droysen gegen die Soziologie gerichtete Frontstellung in der Differenzierung von Geistes- und Naturwissenschaften bzw. der individualisierenden und generalisierenden Methode<sup>3</sup>. Die Gesamteinschätzung des Historis-

1 Natürlich kann hier nur die Richtung angedeutet werden, in die eine weitere Kritik gehen könnte. Hinzu kommt, daß nur die zweite Phase der Rezeption der Soziologie behandelt wurde, der eigentlich eine Auseinandersetzung mit der Annäherung an die konservative Soziologie (Freyer, Spann, C. Schmitt, O. Brunner) vorauszugehen hätte.

2 Georg G. Iggers: *Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart*, München 1971.

3 Vgl. dazu: Fritz Fischer: *Aufgaben und Methoden der Geschichtswissenschaft*, in: *Geschichtsschreibung. Epochen, Methoden, Gestalten*; Hrsg. Jürgen Scheschkewitz, Düsseldorf 1968, S. 9 f. — Waldemar Besson: Artikel: ‚Historismus‘ in: *Das Fischer-Lexikon der Geschichte*, S. 103 — Hans-Ulrich Wehler: *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, Köln—Berlin 1968<sup>2</sup>, NWB Bd. 10, S. 9 — Eckart Kehr: *Neuere deutsche Geschichtsschreibung*, in: *Der Primat der Innenpolitik. Ges. Aufsätze*, Hrsg. H.-U. Wehler, Berlin 1965, S. 255 ff. — Hans Mommsen: *Sozialgeschichte*, in: *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, S. 27.

mus ist durch eine pragmatisch-politische Argumentation und durch eine ihm noch selbst verpflichtete methodische Überlegung bestimmt: Man habe sich bei dem Ansatz, den historischen Prozeß als eine Abfolge geistiger Wesenheiten zu betrachten, so sehr an den preußisch-deutschen Staat und dessen Institutionen fixiert, daß nach dem Untergang des Deutschen Reiches dieser Geschichtsauffassung der Boden entzogen sei. An die Stelle der bisherigen Kontinuität der deutschen Geschichte müsse man deren „Diskontinuität“ setzen. Damit sei der Traditionszusammenhang zerrissen, der die Vergangenheit der verstehenden Interpretation zugänglich gemacht habe; dieses Resultat der deutschen Geschichte werde noch verschärft durch den Einbruch der „industriellen Welt“, der die Gegenwart der Geschichte entfremde: „Geschichte wird nicht mehr von dem Hochgefühl getragen, daß der Zeitgeist mit ihr verbündet ist, ja daß sie selbst der Zeitgeist ist, sondern sie bildet ihr Bewußtsein aus der tiefen Betroffenheit durch eine der Geschichte widerstrebende Gegenwart“<sup>4</sup>. Ähnlich urteilen Werner Conze und Hans Mommsen; beide beziehen sich auf einen Vortrag Huizingas aus dem Jahre 1941<sup>5</sup>: „Über eine Formveränderung der Geschichte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts.“ Geschichte, so wird dort ausgeführt, könne nicht mehr als Handlung einzelner „dramatis personae“ aufgefaßt werden; das wachsende Übergewicht der wirtschaftlichen Faktoren habe eine objektive Veränderung des historischen Prozesses hervorgebracht, eben jene Formlosigkeit, die mit den Mitteln der traditionellen Geschichtsschreibung nicht mehr zu bewältigen sei; beide kommen zu dem Schluß, die Veränderung des historischen Prozesses selbst erzwingt eine Änderung der historischen Methode<sup>6</sup>.

Diese neue Wissenschaft ist die Struktur- oder Sozialgeschichte. Conze definiert sie — zugleich unter Entlehnung einiger Termini der französischen „Annales“-Schule (Braudel) — als eine Art Synthese zwischen der „histoire événementielle“ und der „histoire des structures“: Auf jeden Fall soll jetzt sowohl individualisierend als auch generalisierend gearbeitet werden. Ähnlich nimmt Mommsen den „Bewegungsrhythmus“ der gesellschaftlichen Strukturen aus der „politischen, allgemeinen“ Geschichte heraus und weist ihn der Sozialgeschichte als Gegenstand zu<sup>7</sup>. Schließlich habe man eine sozialgeschichtliche Tradition vorzuweisen und weiterzuführen, als

4 Theodor Schieder: Grundfragen der neueren deutschen Geschichte, in: Probleme der Reichsgründungszeit 1848—1879, Hrsg. Helmut Böhme, Köln-Berlin 1968, NWB Bd. 26, S. 23.

5 J. Huizinga: Im Bann der Geschichte. Betrachtungen und Gestaltungen, Nijmegen 1942.

6 Werner Conze: Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht; Arbeitsg. f. Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Geisteswissenschaften, Heft 66, 1957, S. 6; Hans Mommsen, Sozialgeschichte, in: Moderne deutsche Sozialgeschichte, S. 31 ff.

7 Conze, Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters, S. 18 ff.; Mommsen, Moderne deutsche Sozialgeschichte S. 33 f.

deren Hauptvertreter Max Weber, Otto Hintze, Eckart Kehr und Hans Rosenberg fungieren — sogar der arme Lamprecht wird exhumiert<sup>8</sup>. Stand bei Conze und Mommsen noch das Interesse im Vordergrund, die Notwendigkeit der Sozialgeschichte überhaupt zu begründen, so ist Hans-Ulrich Wehler neben Hans Rosenberg einer der ersten, die versuchen, nun wirklich in Anlehnung an die Soziologie und ihre Theoriebildung Geschichte zu schreiben. Die methodische Forderung, wie sie von dem Außenseiter Norbert Elias noch vorsichtig formuliert wurde, der Historiker müsse, um einen „festen Halt“ zu haben, wie der Forscher der „reiferen Wissenschaften“ Modelle, Hypothesen und Theorien bilden und an ihnen das Zusammenfügen der Quellen kontrollieren<sup>9</sup>, hat sich für Wehler bereits erfüllt: „Theorie“ ist sein Schlag- und Zauberwort, mit der er die traditionelle Geschichtsschreibung aus dem Felde weist. Exemplarisch zitierte er Helmut Böhmes „Deutschlands Weg zur Großmacht“ vor den Richterstuhl jener Theorien und befand:

„Böhme besitzt augenscheinlich keine präzisen wissenschaftstheoretischen Vorstellungen . . .

Böhme arbeitet nicht explizit mit politischen Theorien . . .

Der Verfasser arbeitet nicht explizit mit wirtschaftswissenschaftlichen Theorien . . .“<sup>10</sup>. Das genügte. Hier wird noch schärfer als bei Conze und Mommsen die Hinwendung zur Soziologie betont. Die Modernität der Sozialgeschichte scheint sich in einer neuen Qualität von Wissenschaftlichkeit niederzuschlagen; dieses Verfahren, „Theorien“ bewußt zu verwenden, ist bereits in die Geschichte der Geschichtswissenschaft eingegangen: Iggers kommentiert es als den Beginn der großen „Wachablösung“ in der deutschen Historiographie<sup>11</sup>.

## II. Methode

Offensichtlich begreifen die Vertreter der Sozialgeschichtsschreibung ihren Schritt über den Historismus hinaus als einen Beitrag zu dem alten Problem, die Historie in den Rang einer Wissenschaft zu erheben. Sie setzen diese neu errungene Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung mit der Verwendung von „Theorien“ gleich. Es muß also untersucht werden, um welche Theorien es sich handelt, in welchem methodischen Gesamtkonzept sie angewendet werden und was sie leisten bzw. nicht leisten können. Es muß weiterhin gefragt werden, ob nicht auch in die Voraussetzungen der modernen Sozialgeschichtsschreibung eine Auffassung von der Geschichte eingegangen ist, die ein adäquates Erfassen der Bewegungsweise des historischen Prozesses unmöglich macht und ob die Sozialgeschichte diese Prämissen mit dem Historismus teilt, so daß neben den sicherlich vor-

8 Z. B. durch Gerhard Oestreich: Die Fachhistorie und die Anfänge der sozialgeschichtlichen Forschung in Deutschland. HZ 208.

9 Norbert Elias: Die höfische Gesellschaft, Neuwied 1969, S. 16.

10 Wehler, Sozialökonomie und Geschichtswissenschaft, in: Neue politische Literatur, XIV. Jg. 1969, H. 3, S. 355 ff.

11 Iggers, Deutsche Geschichtswissenschaft, S. 363 ff.

handenen Differenzen zugleich die Kontinuität dieser beiden Arten bürgerlicher Geschichtsschreibung beachtet werden muß<sup>12</sup>. Als paradigmatischer Untersuchungsgegenstand soll ein neuerer Aufsatz Hans-Ulrich Wehlers dienen: „Theorieprobleme der modernen deutschen Wirtschaftsgeschichte (1800—1945). Prolegomena zu einer kritischen Bestandsaufnahme der Forschung und Diskussion seit 1945.“ Der schon bekannte Tenor lautet: „Es scheint keinen Zweifel zu leiden, daß mit der Forderung: Theorie und Geschichte bewußt wieder stärker zu verbinden, das keineswegs neue Generalthema auch der deutschen Wirtschaftsgeschichte der Moderne angeschlagen ist“<sup>13</sup>. Zu diesem Generalthema liest Wehler seine Ansichten von überall her zusammen: Die Frage der Forschungsschwerpunkte löst er frei nach Max Weber, das Verfahren der Überprüfung von Theorien möchte er im Sinne von K. R. Popper behandelt sehen, und schließlich hat er bei Marx auch noch ein „weiterführendes Orientierungsschema“ gefunden. Sein Aufsatz endet mit einem Plädoyer für die Verwendung „moderner Wachstumstheorien“. Zwei Eindrücke vorweg: dem sofort sich einstellenden Vorwurf des Eklektizismus<sup>14</sup> hat Wehler nichts entgegenzusetzen; er nimmt den Einwand auf und versucht sich unter Hinweis auf die Erfordernisse der Forschungspraxis — ein gewisser Eklektizismus werde eher normal als die Ausnahme sein<sup>15</sup> — an einer Immunisierungsstrategie. Zum andern fällt das Verhältnis zwischen der doch recht einfachen Bewegung der Gedanken und den Massen von mitgeschleppten Literaturnachweisen auf: Falls nur beabsichtigt ist, vor der staunenden Zunft auszubreiten, was es alles gibt, mag es noch angehen — Wehlers Zitierweise müßte aber als unseriös bezeichnet werden, wollte er den Eindruck erwecken, dies alles sei tatsächlich verarbeitet.

Eine gewisse Ordnung dieses Theorieangebots ist nur insofern erreicht, als alle Ansätze in das methodische Gesamtkonzept der Weberschen Wissenschaftslehre eingebracht werden sollen; es wird daher sinnvoll sein, vom zentralen Verhältnis der Sozialgeschichtsschreibung zu Max Weber auszugehen. Von hier aus wird sich auch Wehlers Verhältnis zu Popper und Marx charakterisieren lassen. Auf die Frage nach der Legitimation einer „Leitperspektive“ für die sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Forschung antwortet Wehler: „Deshalb wird man an Max Webers unverändert gültige Erkenntnis — in seinem berühmten Aufsatz über die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher Erkenntnis — anknüpfen können, daß auch die moderne wissenschaftliche Forschung an gewissen ‚letzten Wertideen‘ ver-

12 Zur Betonung der Kontinuität kommen auch Lozek/Meier in: Kritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung. Handbuch, Köln 1970, S. 77, ohne indes ihre These näher zu begründen.

13 Wehler, Theorieprobleme, in: Entstehung und Wandel der modernen Gesellschaft. Festschrift für Hans Rosenberg z. 65. Geburtstag, Berlin 1970, S. 78.

14 Vgl. mit Bezug auf die gesamte Sozialgeschichtsschreibung: Lozek/Meier, Kritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung, S. 76.

15 Wehler, Theorieprobleme, S. 79.

ankert ist; von dort her werden ihre Probleme und das theoretische Instrumentarium zu ihrer Bearbeitung bestimmt. Wenn im Laufe der historischen Entwicklung ‚das Licht der großen Kulturprobleme‘ weiterziehe, sagt Weber, dann ‚rüstet sich auch die Wissenschaft, ihren Standort und ihren Begriffsapparat zu wechseln . . . Sie zieht jenen Gestirnen nach, welche allein ihrer Arbeit Sinn und Richtung zu weisen vermögen.‘ Im Sinne einer solchen normativen Vorentscheidung, die bei Weber zugunsten des individualistisch-liberal-kapitalistischen Systems und bestimmter okzidentaler Kulturwerte gefällt worden war, wird man heute vom Fernziel des massendemokratischen Sozialstaats, in dem aber auch der Absolutheitsanspruch der Gesellschaft gegenüber den Individuen abgewehrt und die industrielle Welt humanisiert, mithin auch planrationaler Kontrolle unterworfen wird, ausgehen dürfen“<sup>16</sup>.

Die Austauschbarkeit der *Inhalte* dieses Ansatzes zeigt, daß man nicht bei einer bloßen Ideologiekritik an den Wehlerschen Wertvorstellungen stehenbleiben darf, sondern daß die *Form* einer Wissenschaft, die eine solche Anpassung gestattet, selbst zum Gegenstand der Kritik werden muß, daß es also nicht nur um die jeweilige Werthaltung, sondern um die Methode der Wertbeziehung als Methode der bürgerlichen Geschichtswissenschaft überhaupt geht.

### 1. Wertbeziehung

In der Wertbeziehung als dem Ausgangspunkt der historischen Forschung drückt sich das Verhältnis der bürgerlichen Geschichtswissenschaft zum historischen Prozeß aus. Das Verfahren der Wertbeziehung antwortet in einer spezifischen Weise auf Fragen nach der Erkennbarkeit und der Bewegungsweise des historischen Prozesses in seiner Totalität. Im Gegensatz zu der unter Gesetzen stehenden Natur, der sich der Forscher mit den Prinzipien der Vernunft und dem Experiment nähert, erscheint dem Bürgertum das Historische als das bloß Faktische, das aller Wissenschaft spottet: „Vernunft-erkenntnisse werden den historischen Erkenntnissen entgegengesetzt. Jene sind Erkenntnisse aus Prinzipien (ex principiis); diese Erkenntnisse aus Daten (ex datis)“<sup>17</sup>. Dieser Trennung liegt die Erfahrung des historischen Prozesses als eines planlosen Aggregats menschlicher Handlungen zugrunde, die von der Geschichtsschreibung deskriptiv-chronologisch aufzureihen sind. Ob und wie aus diesem Aufeinandertreffen der Individuen eine Gesetzmäßigkeit hervorgeht, kann nicht eingesehen werden; die Konstruktion einer „Naturabsicht“<sup>18</sup> ist nur die spekulative Vorwegnahme einer Aufgabe, die der praktischen Vernunft gestellt wird: Kant und Fichte nehmen den historischen Prozeß zum Material für das sittliche Handeln. Damit ist aber nur die Forderung erhoben, die Geschichte mit den Mitteln der bürgerlichen Gesetzgebung — sozusagen von außen — zu ordnen;

16 Wehler, Theorieprobleme, S. 80.

17 Kant, Logik, Akademie-Ausgabe, Bd. IX, S. 22.

18 Kant, Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Ab-

über die inneren Mechanismen der Vergesellschaftung, nach denen aus dem sittlichen Wollen der Individuen ein sittliches Ganzes hervorgehen soll, kann nichts ausgemacht werden.

Droysens folgenreiche Lehre vom Verstehen basiert auf diesem Nichtwissen. Er übernimmt die gängige Vorstellung von einer dem Individuum innewohnenden Kraft<sup>19</sup>, die sich dem widerstrebenden Material aufprägt, die sich „Abdruck und Ausdruck“ in den gesellschaftlichen und staatlichen Institutionen schafft. Indem der Historiker erkennt, was sich im historisch Gewordenen hat ausdrücken wollen, „versteht“ er die Geschichte<sup>20</sup>. In diesem Verstehensbegriff ist die Abkehr der bürgerlichen Geschichtswissenschaft von der wirklichen Erforschung der Bewegungsweise des historischen Prozesses angelegt. Droysen reflektiert die Geschichte als die Welt des Wollens, und er sieht zugleich den Widerstand, den die Geschichte diesem Wollen entgegensetzt. Da er die Entäußerung des Menschen in die Geschichte aber idealistisch faßt, ist er nicht in der Lage, die historischen Formen von ihrer Basis her, dem Produktions- und Reproduktionsprozeß zu entwickeln, ebensowenig wie er die in diesen Formen begründete Verkehrung des Verhältnisses von Subjekt und Objekt begreifen kann. Gerade für Droysen gilt: „Die ganze bisherige Geschichtsauffassung hat diese wirkliche Basis ganz und gar unberücksichtigt gelassen, oder sie nur als Nebensache betrachtet, die mit dem geschichtlichen Verlauf außer allem Zusammenhang steht. Die Geschichte muß daher immer nach einem außer ihr liegenden Maßstab geschrieben werden; die wirkliche Lebensproduktion erscheint als urgeschichtlich, während das Geschichtliche als das vom gemeinen Leben Getrennte, Extra-Überweltliche erscheint“<sup>21</sup>. Droysen entlehnt von Hegel die spekulative Konstruktion der Geschichte nach den „Sittlichen Mächten“; die Ethik bleibt das „Gesetz“ des historischen Prozesses<sup>22</sup>, unter das das Handeln der Individuen nachträglich subsumiert wird. Indem die Geschichtsschreibung „versteht“, ist ihr Gegenstand nicht mehr der wirkliche historische Prozeß, sondern eine Konstruktion des Forschers, der aus dem historischen Material als dem Resultat der individuellen Handlungsstränge die geistigen Gehalte zu einem partiellen Sinngebilde deutend vereinigt: „Was der einzelne tut und schafft, ist sein Geschäft und auf die Gegenwart gerichtet, ist nicht Geschichte, sondern wird erst Geschichte durch die Art der Betrachtung, in die wir es stellen“<sup>23</sup>. Ausgangspunkt der so konstruierten „Geschichte“ ist nun die Auffassungsweise des Historikers und seiner Zeit geworden; es ging in der Folge nur noch darum, einen festen Maßstab zu entwickeln,

sicht, Akademie-Ausgabe, Bd. VIII, S. 29.

19 Vgl. dazu: Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode*, Tübingen 1965<sup>2</sup>, S. 192 ff.

20 Droysen, *Historik*, Darmstadt 1960<sup>4</sup>, S. 22.

21 Karl Marx, Friedrich Engels: *Die Deutsche Ideologie*, MEW Bd. 3, S. 39.

22 Droysen, *Historik*, S. 270.

23 Droysen, *Historik*, S. 183.

der „Objektivität“ verbürgen sollte. Man fand ihn in der Beziehung des historischen Materials auf „schlechthin geltende“ Werte.

Max Weber, der über Rickert dem südwestdeutschen Neukantianismus verbunden war, stellte diese Logik der bürgerlichen Geschichtswissenschaft am schärfsten heraus: „Was Gegenstand der Untersuchung wird, und wie weit diese Untersuchung sich in die Unendlichkeit der Kausalzusammenhänge erstreckt, das bestimmen die den Forscher und seine Zeit beherrschenden Wertideen“<sup>24</sup>. Die Differenzen zwischen Historismus und Sozialgeschichtsschreibung brachen erst an der Frage nach der Verwendbarkeit von Generalisierungen und Theorien auf. Hier aber liegt ihr gemeinsamer Ausgangspunkt: Beide erforschen nicht die Bewegungsweise und die Gesetzmäßigkeit des historischen Prozesses in seiner Totalität. Beide gehen vom Handeln der Individuen aus, das sich in einem Gewirr von individuellen Kausalreihen verliert, deren innerer Zusammenhang mit dem Ganzen nicht aufgezeigt werden kann, so daß eine Wertbeziehung nach einem vorgegebenen Maßstab äußere Verknüpfungen setzen bzw. partielle Strukturen aus dem chaotischen Ganzen herausheben muß. Ob die Werte, unter denen sie ihre Arbeit antreten, als „schlechthin gültige“ legitimiert werden wie noch bei Rickert, oder ob sie als veränderlich gelten, ist in diesem Zusammenhang ein sekundäres Problem; inhaltlich erweisen sie sich ohnehin als die gerade gängigen Kulturwerte. In der Wertbeziehung macht die Geschichtswissenschaft den Versuch, den historischen Prozeß, dessen Bewegungsweise hinter dem Rücken der „Subjekte“ sie ahnt, aber doch nicht zeigen kann, im Sinne der jeweiligen Gegenwart zu stabilisieren; ihre wesentliche Aufgabe ist Ideologieproduktion. Sie bleibt beschreibend vor den Erscheinungsformen des vom Kapitalverhältnis geprägten historischen Prozesses stehen, den Marx folgendermaßen charakterisiert hat:

„So sehr nun das Ganze dieser Bewegung als gesellschaftlicher Prozeß erscheint, und so sehr die einzelnen Momente dieser Bewegung vom bewußten Willen und besonderen Zwecken der Individuen ausgehn, so sehr erscheint die Totalität des Prozesses als ein objektiver Zusammenhang, der naturwüchsig entsteht; zwar aus dem Aufeinanderwirken der bewußten Individuen hervorgeht, aber weder in ihrem Bewußtsein liegt, noch als Ganzes unter sie subsumiert wird. Ihr eignes Aufeinanderstoßen produziert ihnen eine über ihnen stehende, fremde gesellschaftliche Macht; ihre Wechselwirkung als von ihnen unabhängigen Prozeß und Gewalt. (. . .) Die gesellschaftliche Beziehung der Individuen aufeinander als verselbständigte Macht über den Individuen, werde sie nun vorgestellt als Naturmacht, Zufall oder in sonst beliebiger Form, ist notwendiges Resultat dessen, daß der Ausgangspunkt nicht das Freie gesellschaftliche Individuum ist“<sup>25</sup>.

24 Max Weber: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen 1968<sup>3</sup>, S. 184.

25 Karl Marx, *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie* (Rohentwurf), Berlin 1953, S. 111. Es wäre in diesem Zusammenhang von Inter-



Marx entschleiert im Kapital die „fremde Macht“ hinter dem Rücken der Individuen als den realen Grund der Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft und löst damit das Problem des Zusammenhangs von Individuen und historischem Prozeß, das in allen Konzeptionen der bürgerlichen Geschichtswissenschaft zwar angedeutet war, aber nicht geklärt werden konnte<sup>26</sup>. Allerdings zerstört diese Lösung alle Voraussetzungen des bürgerlichen Selbstverständnisses: nicht die Individuen, sondern ihre Produkte handeln; die bürgerliche Person ist nur „ökonomische Charaktermaske“, deren Wille in den Waren haust<sup>27</sup>. Nicht sie unterwirft sich den historischen Prozeß, sondern ist einem Verhältnis unterworfen, dessen Bewegungsgesetze sowohl die Verkehrung von Subjekt und Objekt als auch die Möglichkeit der Aufhebung der Verkehrung durch das revolutionäre Proletariat hervorbringen. Somit war die wirkliche Analyse des historischen Prozesses für die bürgerliche Geschichtswissenschaft unannehmbar, weil sie zu Konsequenzen führte, die den bürgerlichen Standpunkt aufhoben. Im Verfahren der Wertbeziehung arbeitet sie sich seither daran ab, diese Einsicht in die inneren Zusammenhänge des historischen Prozesses durch immer neu konstruierte äußere Zusammenhänge nach ihren jeweiligen Erkenntnisinteressen zu überdecken.

## 2. Theorie

In diese nach dem bürgerlichen Klasseninteresse geordnete Geschichte führt die „verstehende Soziologie“ das Verfahren der Idealtypenbildung ein. Weber will nicht nur „deutend verstehen“, sondern

esse, die Chaos- und Schicksalsmetaphern der bürgerlichen Geschichtswissenschaft in ihrer Funktion zur Verschleierung und Abwehr der Erforschung der Bestimmung des jeweiligen historischen Ereignisses durch das Kapitalverhältnis zu untersuchen.

26 Popper faßt dieses Verhältnis in seinem unglücklichen Sammelbegriff ‚Historizismus‘: „Jede Spielart des Historizismus drückt das Gefühl aus, durch unwiderstehliche Kräfte in die Zukunft getrieben zu werden“. — Das Elend des Historizismus, Tübingen 1969<sup>2</sup>, S. 125. — Daß dieses ‚Gefühl‘ einen realen Grund zunächst in der Subsumtion des Menschen unter die Natur, später unter ein von ihm selbst geschaffenes gesellschaftliches Verhältnis haben könnte (vgl. dazu: Grundrisse, S. 75), reflektiert er nicht mit; ebensowenig, daß sein Verfahren des ‚trial and error‘ sich selbst in einer bestimmten Weise mit diesem Verhältnis auseinandersetzt:

„Wenn wir die Welt nicht wieder ins Unglück stürzen wollen, müssen wir unsere Träume der Weltbeglückung aufgeben. Dennoch können und sollen wir Weltverbesserer bleiben — aber bescheidene Weltverbesserer. Wir müssen uns mit der nie endenden Aufgabe begnügen, Leiden zu lindern, vermeidbare Übel zu bekämpfen, Mißstände abzustellen, immer eingedenk der *unvermeidbaren ungewollten Folgen unseres Eingreifens*, die wir nie ganz voraussehen können und die nur allzuoft die Bilanz unserer Verbesserungen zu einer Passivbilanz machen.“ (Hervorhebg. v. mir.) - Elend des Historizismus, S. VIII. — In den „ungewollten Folgen“ macht sich die Verkehrung von Subjekt und Objekt wiederum bemerkbar, sie wird sogar zur historisch nicht veränderbaren Konstante stilisiert.

27 Karl Marx, Das Kapital, Bd. 1, MEW Bd. 23, S. 99 f.

zugleich „ursächlich erklären“<sup>28</sup>; er sucht begrifflich „eindeutige Ausdrucksmittel“<sup>29</sup> für das exaktere Bestimmen von Kausalitäten, während der Historismus dem Geflecht von Handlungssträngen völlig hilflos ausgeliefert war<sup>30</sup>. Natürlich bleibt die Wertbeziehung nach wie vor Ausgangspunkt der Untersuchung: sie grenzt das „Wesentliche“ als das „Wissenswerte“<sup>31</sup> aus dem prinzipiell unendlichen Chaos der Kausalitäten ab, indem sie „jene Elemente der Wirklichkeit“ selektiert, die der Idealtypenbildung unterworfen werden. Sie bestimmt auch den Charakter der Begriffe und „Gesetze“. Webers Begriffsbildung ist nominalistisch, die Idealtypen erheben die der Analyse in ihrer Totalität nicht zugängliche Wirklichkeit zum Gegenstand der Erkenntnis um den Preis einer subjektivistischen Konstruktion. Damit reproduziert sich das durch die Wertbeziehung geprägte Verhältnis der bürgerlichen Geschichtswissenschaft zum historischen Prozeß auf einer höheren Stufe: Zwar sollen jetzt allgemeine Aussagen zur exakteren Bestimmung der individuellen Kausalreihen formuliert werden, die Theorie ist aber nicht Ausdruck der wirklichen Bewegungsweise des historischen Prozesses, sondern sie besteht in einem Netz von Begriffen und Hypothesen, das versuchsweise über ausgewähltes historisches Material geworfen wird: „Er (der Idealtypus) ist ein Gedankenbild, welches nicht die historische Wirklichkeit oder gar ihre ‚eigentliche‘ Wirklichkeit ist, (. . .) sondern welches die Bedeutung eines rein idealen Grenzbegriffes hat, an welchem die Wirklichkeit zur Verdeutlichung bestimmter bedeutsamer Bestandteile ihres empirischen Gehaltes gemessen, mit dem sie verglichen wird“<sup>32</sup>. Die Polemik gegen Marx macht diesen Zusammenhang noch deutlicher: Weber hält die Marxschen Begriffe im Grunde für Idealtypen, kritisiert dann aber, Marx habe der Ver-

28 Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, Köln-Berlin 1964, § 1.

29 Weber, *Wissenschaftslehre*, S. 190.

30 Die Unfähigkeit des Historismus, überhaupt *irgend etwas* zu erkennen, demonstrierte Gerhard Ritter anlässlich seiner 1955 gehaltenen Apologie der traditionellen Geschichtswissenschaft: „Der Historiker vermag zwar keine Tatsachen im Sinne der Naturwissenschaften ‚kausal‘ zu erklären; denn die ‚Ursachen‘ des historischen Geschehens entziehen sich meistens unserer exakten Kenntnis, da es sich in der Hauptsache um geistige Zusammenhänge handelt, die man nicht unmittelbar beobachten, sondern nur auf Grund gewisser Analogien erschließen kann; sie sind überdies unendlich kompliziert, und schließlich spielt recht häufig das Moment des äußern Zufalls oder irrationaler Willensentschlüsse eine Rolle, die jeder Erklärung spotten. Aber das berührt nicht die oberste Pflicht des Historikers, das historische Geschehen so zu deuten, daß es verstehbar wird, historische Zusammenhänge, wenn nicht beweisbar, so doch einleuchtend (!) zu machen. Geschichte ist keine Kausalwissenschaft, aber sie ist ein immer erneuter Versuch zu einleuchtender Sinndeutung.“ Gerhard Ritter: *Zur Problematik gegenwärtiger Geschichtsschreibung*, in: *Lebendige Vergangenheit*. Beiträge zur historisch-politischen Selbstbesinnung, München 1958, S. 265.

31 Weber, *Wissenschaftslehre*, S. 170.

32 Weber, *Wissenschaftslehre*, S. 194.

suchung nicht widerstehen können, sie als „wirkende Kräfte“, als Realitäten auszugeben<sup>33</sup>. Der Vorwurf des Begriffsrealismus und der Metaphysik zielt im Kern auf die objektive Wertlehre<sup>34</sup> als der Basis der Bestimmung der inneren Zusammenhänge des historischen Prozesses.

Marx begreift den Wert als den Ausdruck eines objektiv existierenden gesellschaftlichen Verhältnisses, als ein aus dem Tauschverhältnis hervorgehendes „Drittes“<sup>35</sup>, das in der Bewegung der Pole dieses „Wertausdrucks“ seine Gegenständlichkeit findet. Der Begriff erfährt hier ein *inneres Verhältnis*, dem ebensosehr Realität zukommt als den Formen, zu denen dieses Verhältnis sich entfaltet<sup>36</sup>, dem sogar wesentliche Realität zukommt, im Gegensatz zu den sich mehr und mehr mystifizierenden Erscheinungsformen des Kapitalverhältnisses: „Die fertige Gestalt der ökonomischen Verhältnisse, wie sie sich auf der Oberfläche zeigt, in ihrer realen Existenz, und daher auch in den Vorstellungen, worin die Träger und Agenten dieser Verhältnisse sich über dieselben klarzuwerden suchen, sind sehr verschieden von, und in der Tat verkehrt, gegensätzlich zu ihrer inneren, wesentlichen, aber verhüllten Kerngestalt und dem ihr entsprechenden Begriff“<sup>37</sup>.

Anders Weber; er analysiert nicht das sich verselbständigende gesellschaftliche Verhältnis der Produzenten zueinander, sondern bleibt beim Verhältnis von Individuum und Ding stehen, ebenso wie die subjektive Wertlehre im Wert nur ein Urteil des Individuums über den Gebrauchswert eines Gegenstandes sieht. Indem der Maßstab für dieses Urteil idealtypisch „gesteigert“, d. h. das Verhalten der Individuen rigoros normiert wird, sind Gesetze formulierbar, die partiellen Kausalitäten einen reinen Ausdruck verschaffen sollen: „Die allgemeinen Lehrsätze, welche die ökonomische Theorie aufstellt, sind lediglich Konstruktionen, welche aussagen, welche Konsequenz das Handeln des einzelnen Menschen in seiner Verschlingung mit dem aller anderen erzeugen *müßte*, *wenn* jeder Einzelne sein Verhalten zur Umwelt ausschließlich nach den Grundsätzen kaufmännischer Buchführung, also in *diesem* Sinn ‚rational‘ gestalten *würde*“<sup>38</sup>.

In der Weberschen Wissenschaftslehre bleiben Theorie und Geschichte getrennt; der historische Prozeß bleibt ein unbegriffenes Ineinander von Handlungen wirtschaftender „Subjekte“, das sich zu einem unentwirrbaren Ganzen verschlingt und das als diese Totalität nicht Gegenstand der Wissenschaft sein kann. Nur Teilbereiche der Wirklichkeit können zum Zweck der Erkenntnis rein gesteigert, „rationalisiert“ werden. Ebenso wie für Droysen sich die Geschichte

33 Weber, Wissenschaftslehre, S. 205.

34 Weber, Wissenschaftslehre, S. 196.

35 Marx, Grundrisse, S. 61.

36 Gemeint ist nicht die historische Entwicklung, sondern die Bewegung der gedanklichen Reproduktion der Wirklichkeit. Vgl. Marx, Grundrisse, S. 22.

37 Marx, Das Kapital, Bd. 3, MEW Bd. 25, S. 219.

38 Entfällt.

39 Weber, Wissenschaftslehre, S. 395 (Hervorhebung v. Weber).

erst durch die Arbeit des Historikers formt, existieren für Weber ihre Gesetzmäßigkeiten nur im ordnenden Eingriff auf Grund zuvor explizierter Annahmen, die ihrerseits auf aspekthafte Problemstellungen und letztlich vorwissenschaftliche Wertbeziehungen zurückverweisen. Die Totalität des historischen Prozesses wird zum Gegenstand einer ebenso partiellen wie pluralistischen Hypothesenbildung.

### 3. Bewährung

Da nun Idealtypen von der Realität abgehobene Konstruktionen sind, taucht die Frage nach ihrem empirischen Gehalt auf: man muß prüfen, „wie nahe oder fern die Wirklichkeit jenem Idealbilde steht“<sup>40</sup>. Weber verweist die Aufgabe dieser Überprüfung in die Forschungspraxis der Historiker, ohne näher auf die methodische Durchführung einzugehen. Von vornherein scheint aber festzustehen, daß es nur sinnvoll ist, einen Idealtypus auf die Grenzen seiner Verwendbarkeit zu befragen, da ihm, weil er als gedankliche Steigerung bestimmter Elemente der Wirklichkeit konstruiert ist, ein bestimmter Bereich von Fakten immer korrespondieren wird. Das Verfahren seiner Überprüfung wäre also der Versuch seiner Falsifikation; für ihn gilt: „Von fast jeder Theorie kann man sagen, daß sie mit vielen Tatsachen übereinstimmt: dies ist einer der Gründe dafür, daß eine Theorie nur dann als bewährt bezeichnet werden kann, wenn man keine sie widerlegenden Tatsachen finden kann, nicht aber, wenn man Tatsachen findet, die sie stützen“<sup>41</sup>. In diesem Sinne nimmt Conze das Problem auf:

„Die Arbeitsweise der Sozialgeschichte ist durch die in der Geschichtswissenschaft allgemein gültige historisch-kritische und historisch verstehende Methode gekennzeichnet. Dabei darf und muß typologisierend verfahren werden. Das führt gewiß zu Generalisierungen, jedoch stets unter dem Vorbehalt der Revidierung durch den unbefangenen Blick auf die Quellen sowie des Versuchs, auch und gerade Typen historisch zu konkretisieren“<sup>42</sup>. Die Selbstverständlichkeit, mit der Conze in die historistische Verstehenslehre zurückfällt, verdeckt nur die Problematik; zwar ist in der Betonung des „unbefangenen Blicks“ die Theoriebildung richtig als „befangen“ eingeschätzt, zugleich wird aber die Fiktion aufrechterhalten, als sei zumindest die Tatsachenfeststellung eine sichere Basis, an der die Theoriebildung kontrolliert werden könne. Dagegen ist einzuwenden, daß sich in der Geschichtswissenschaft die Frage etwaiger „Basssätze“ erheblich komplizieren würde, da selbst die einfachsten „Fakten“ schon das Resultat einer Interpretation der Quellen sind<sup>43</sup>.

40 Weber, *Wissenschaftslehre*, S. 191.

41 Popper, *Das Elend des Historizismus*, S. 87 f., Anm. 69.

42 Conze, in: *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, S. 25.

43 Vgl. dazu: H. P. Dreitzel: *Über die historische Methode in der Soziologie*, in: *Zivilisation und Fortschritt als Kategorien der soziologischen Theorie*, Neuwied 1967, S. 441.

Das eigentliche Problem scheint aber darin zu liegen, — die Möglichkeit einer relativ sicheren Feststellung von Fakten einmal unterstellt — daß der Wert der Falsifikation einer Hypothese durch einige solcher „Tatsachen“ zweifelhaft bleibt. Denn Generalisierungen und Theorien im Weberschen Sinn gehen auf Heraushebung bestimmter Zusammenhänge zwischen den Dingen; soll dieser *Zusammenhang* überprüft werden, so ist ein anderer zu konstruieren, der die Kausalverknüpfungen des Materials seinerseits ordnet, was bei der prinzipiellen Aspekthaftigkeit jener ersten Theorie auch gar nicht schwierig ist. Das Problem der Bewährung von Theorien, das zunächst vorrangig auf das Verhältnis einer einzelnen Theorie zur Empirie zu zielen schien, verlagert sich damit auf die Frage nach der Konkurrenz mehrerer Theorien untereinander. Auf diesen Popperschen Weg der Wissenschaft begibt sich Wehler: „Und es wird nun darauf ankommen, wie man zunächst sehr allgemein sagen kann, inwieweit sozialökonomisch fundierte, mit möglichst vielen Prämissen explizit dargelegte, wissenschaftstheoretisch reflektierte Erklärungsmodelle (oder, wenn man so will: Kategorien, Hypothesen, spezielle Theorien) in die wirtschaftsgeschichtliche Forschung eingeführt werden und sich dort bewähren (oder nach dem vorsichtigeren ‚Popperschen Kriterium‘: zur Zeit nicht falsifizierbar sind), bzw. modifiziert oder aufgegeben werden müssen“<sup>44</sup>.

Nach welchen Kriterien soll sich die „Bewährung“ von Theorien in den wertbeziehenden Wissenschaften — und Wehler wie Popper<sup>45</sup> rechnen ja die Geschichtswissenschaft ausdrücklich dazu — vollziehen? Die Überprüfung am einzelnen Faktum ist problematisch und zudem nicht hinreichend, die Überprüfung von theoretisch formulierten Zusammenhängen führt zur Konkurrenz unter den Theorien selbst und diese wiederum zieht eine Konkurrenz unter den eingekommenen „Standpunkten“ nach sich, die schließlich in der Regel nicht mehr prüfbar sind<sup>46</sup>. Damit wiederholt sich bei Popper das schon bei Weber angelegte Dilemma: Da die Wissenschaften durch die gedanklichen Zusammenhänge der Probleme und nicht durch die sachlichen Zusammenhänge der Dinge konstituiert werden, verweisen die gern gebrauchten modischen Ausdrücke wie „Erklärungswert“ und „Informationsgehalt“<sup>47</sup> auch nicht auf die wirklichen Zusammenhänge des historischen Prozesses, sondern nur auf die an der Wertsetzung verankerte Problemstellung zurück. Die „Bewährung“ einer Theorie vollzieht sich an ihrer Brauchbarkeit für eine außerwissenschaftliche Fragestellung — wobei natürlich verschiedene sachliche Lösungsmöglichkeiten innerhalb des vorgegebenen Rahmens nicht ausgeschlossen sind.

44 Wehler, Theorieprobleme, S. 78.

45 „Der einzige Ausweg aus dieser Schwierigkeit ist meiner Auffassung nach die bewußte Einführung eines vorgefaßten selektiven Standpunkts in die historische Forschung, d. h. wir schreiben die Geschichte, die uns interessiert.“ K. R. Popper, Das Elend des Historizismus, S. 117.

46 Popper, Das Elend des Historizismus, S. 118.

47 Wehler, Theorieprobleme, S. 79.

Erst eine neue Wertbeziehung als Ausdruck einer neuen Stufe der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft vermag die vorhergegangenen Forschungsinhalte und -methoden zu kritisieren, eben in jenem begrenzten Sinn, in dem heute die moderne Sozialgeschichtsschreibung den alten Historismus kritisiert<sup>48</sup>. Einen Ausweg aus dieser schlechten Unendlichkeit der historischen Forschung kann nur eine Methode eröffnen, die nicht das nur Oberflächenerscheinungen aufbewahrende Quellenmaterial deduktiv unter den gerade relevant erscheinenden Gesichtspunkten anordnet, sondern die von der Erscheinungsform auf die inneren Zusammenhänge des historischen Prozesses zurückgeht. Es ist dann nicht mehr Aufgabe der Geschichtswissenschaft, den historischen Prozeß unter den aus den jeweils neuen Erscheinungsformen des Kapitalverhältnisses abgezogenen Wertbeziehungen immer wieder umzuschreiben, sondern umgekehrt die sich neu entfaltenden historischen Erscheinungsformen durch Vermittlung mit ihrem verborgenen inneren Zusammenhang begrifflich zu machen.

### III. Funktion

Mit der Charakterisierung der Methode ist die Frage nach der Funktion der Sozialgeschichtsschreibung eigentlich schon beantwortet: sie stellt der bürgerlichen Gesellschaft den historischen Prozeß unter den heute relevanten Problemstellungen und Werthaltungen zur Verfügung. Sie reagiert damit auf veränderte Bedürfnisse, die zuerst im Schulsektor, dem Praxisfeld und der Legitimationsbasis der Geschichtswissenschaft, sichtbar wurden. In der Restaurationsphase des westdeutschen Schulsystems hatte sich zunächst der traditionelle Geschichtsunterricht wieder etabliert, wenn auch mit einigen Reedukationsideologien und Anläufen zur „Bewältigung“ der Vergangenheit versetzt. Erst mit der Effektivierung des Schulwesens<sup>49</sup>, die sich für die Historiker in der KMK-Vereinbarung über die Reform des Geschichtsunterrichts vom September 1960 bemerkbar machte, gingen die Anforderungen der bürgerlichen Gesellschaft über die Leistungsfähigkeit des Historismus hinaus. Es war nicht mehr Aufgabe, eine an „abendländischen“ Kulturwerten ausgerichtete Elite in die Staatsraison einzuweisen, sondern der zur Gemeinschaftskunde erweiterte Geschichtsunterricht sollte eine „Orientierungshilfe“ im sich verwissenschaftlichenden Reproduktionsprozeß des Kapitals geben<sup>50</sup>. Im Verlauf der 60er Jahre wirkten die Anfor-

48 Aus dieser Not einer endlosen Folge von jeweils auf der Höhe ihrer Zeit stehenden Ideologien macht die Geschichtswissenschaft inzwischen die Tugend einer ‚Ideologiekritik‘ durch den ‚Wechsel der Bezugsrahmen‘. So Karl Georg Faber: *Theorie der Geschichtswissenschaft*, München 1971, S. 173.

49 Zur Periodisierung vgl.: Altvater/Huisken, Hrsg.: *Materialien zur politischen Ökonomie des Bildungssektors*, Erlangen 1971, S. 162.

50 Vgl. dazu die Verteidigung des traditionellen Geschichtsunterrichts durch Gerhard Ritter: *Geschichtsunterricht oder ‚Gemeinschaftskunde‘*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht (GWU)*, Bd. 13, 1962, und die Replik von Karl Ludwig Rintelen, ebd.

derungen aus der Schulpraxis in die Universitätswissenschaft zurück und begründeten den endgültigen Durchbruch der Sozialgeschichtsschreibung<sup>51</sup>. Der Schwerpunkt der Studiengänge begann sich von der Geistes- und politischen Ereignisgeschichte auf die Untersuchung der gesellschaftlichen Institutionen und Verbände zu verlagern; daneben trat in immer stärkerem Maße die Integration wirtschaftsgeschichtlicher Problemstellungen.

Im Kontext dieser Tendenz ist die eingangs zitierte Wertbeziehung Wehlers zu sehen, die ja das künftige Forschungsfeld der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte abstecken soll: Wehler begnügt sich nicht mehr mit einem Bekenntnis zur westlichen Demokratie, wie es zur Zeit der „Totalitarismustheorie“ üblich war, sondern er übernimmt den „planrational kontrollierten, massendemokratischen Sozialstaat“ in toto. Seine Formulierung zeigt, daß die Geschichtswissenschaft heute keine allgemeinen, philosophisch begründeten „Kulturwerte“ mehr als Ausgangspunkt ihrer Untersuchungen gebrauchen kann, sondern sich die Inhalte der Wertbeziehung von jenen Wissenschaften vorgeben lassen muß, die sich mit der Aufrechterhaltung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung befassen. Sie übernimmt deren Resultate unkritisch, indem sie sich zu ihnen als „Werten“ verhält. In diesem Zusammenhang wird der Stellenwert der Rezeption der „modernen Wachstumstheorien“ deutlich: sie scheinen eine Reorganisation der Geschichtswissenschaft unter Fragestellungen zu gestatten, die unmittelbar von den Problemen der Kapitalverwertung abgezogen sind. Der ganze historische Prozeß wird bei Wehler zum Bewährungsfeld für Wachstums- und Konjunkturtheorien degradiert: „Eine Schlüsselstellung gewinnen dagegen die endogenen, vom makroökonomischen Entwicklungsprozeß ausgehenden Theorien des disproportionalen Wachstums, die dem fundamentalen Einfluß von Überinvestition, Überkapazität und Überproduktion vollauf Rechnung tragen“<sup>52</sup>.

Diese Theorien — als Historiker greift Wehler vor allem auf die älteren Konjunkturtheorien zurück — behandeln einige isolierte Erscheinungsformen des Akkumulationsprozesses; sie geben keine Einsicht in den Gesamtprozeß der kapitalistischen Produktionsweise. Offensichtlich geht es Wehler auch gar nicht um die verschiedenen Erklärungsversuche, sondern primär darum, wieweit sich unter bestimmten Ansätzen die Erscheinungsformen auf der historischen Oberfläche ordnen lassen, z. B. nach Konjunkturzyklen. Hieran glaubt er ein Orientierungsschema zu haben, mit dem dann auch nichtökonomische Phänomene korreliert werden können<sup>53</sup>. Nur so ist auch erklärlich, daß er nicht nur mit einer, sondern gleich mit

51 Symptomatisch dafür ist der Aufsatz Gerhard Schoebes: *Geschichte und Gemeinschaftskunde: Das Problem der Modifizierung des Geschichtsstudiums*. Nachbesinnung eines Lehrers auf den Freiburger Historikertag 1967, *GWU* Bd. 19, 1968.

52 Wehler, *Theorieprobleme*, S. 100.

53 Wehler, *Theorieprobleme*, S. 101.

einer ganzen „Batterie“ von Theorien gegen den historischen Prozeß marschiert<sup>54</sup>.

Ein besonders ergiebiges Einteilungsschema scheint ihm die Marxsche „Theorie“ zu liefern; Wehler hat sie in sieben einzelne „Einsichten“ zerlegt und danach das historische Material von 1800—1945 angeordnet. Diese Marxrezeption ist an sich ein Kuriosum, zumal sich Wehler ausdrücklich des Verzichts auf die „anti-Marxsche Fragestellung“<sup>55</sup> rühmt; sie zeigt aber zugleich am deutlichsten die ideologischen Implikationen der Sozialgeschichtsschreibung. Aus der „Kritik der politischen Ökonomie“ macht Wehler sogleich eine „umfassende Analyse des Kapitalismus als *stetig wachsendes System*“ (Hervorhbg. v. mir)<sup>56</sup> und damit aus Marx einen dynamischen Wachstumstheoretiker. Auf methodische Fragen (wie sie hier erörtert wurden: daß die Marxsche Analyse den Ansatz der Weberschen Wissenschaftslehre sprengt und deshalb nicht als „Theorie“ innerhalb dieses Rahmens angewendet werden kann) läßt er sich gar nicht erst ein; ebenso übergeht er die Resultate der im „Kapital“ vorgelegten Analyse kommentarlos. Es heißt schon auf die Unwissenheit der Historikerzunft zu spekulieren, wenn man folgende Einsicht mit Marx in Verbindung bringt:

„Mit dem Durchbruch der Industriellen Revolution im engeren Sinn (s. u.) entsteht ein permanent expandierendes industriewirtschaftliches System, dessen wichtigster Säkulartrend ein stetiges, auch von Kriegen und Katastrophen auf die Dauer nicht unterbrochenes Wachstum darstellt. Diese kontinuierliche Expansion konstituiert das eigentlich historisch Neue am Industriekapitalismus“<sup>57</sup>. Die Marxsche Analyse der grundsätzlichen Widersprüche der Kapitalbewegung erschöpft sich für Wehler in „Störungen“ des permanenten Wachstums; da er überdies das Problem des „modernen Interventionsstaates“ für prinzipiell gelöst hält<sup>58</sup>, bestand und besteht der historische Prozeß für seine Sozialgeschichtsschreibung aus einer zwar zeitweilig disproportionalen, insgesamt aber kontinuierlichen Kapitalakkumulation ad infinitum. Indem er die apologetischen Gehalte bürgerlicher ökonomischer Theorie auf den historischen Prozeß projiziert, erbringt er einen Scheinbeweis für die Dauerhaftigkeit des kapitalistischen Systems. Damit rückt die Sozialgeschichtsschreibung wieder in die Reihen der zeitgemäßen Ideologiespender der bürgerlichen Gesellschaft ein und versucht die Stellung zurückzuerobern, die der alte Historismus einmal innehatte. Alle Widersprüche und revolutionären Möglichkeiten sind aus der Geschichte vertrieben, übriggeblieben ist eine Art wachstumstheoretisches „post-histoire“, für das die Kollegen vom Fach die Integration der Arbeiterklasse liefern: „Somit hat es eine Geschichte gegeben, aber es gibt keine mehr“.

54 Wehler, Theorieprobleme, S. 79.

55 Wehler, Theorieprobleme, S. 81, Anm. 16.

56 Wehler, Theorieprobleme, S. 82.

57 Wehler, Theorieprobleme, S. 81.

58 Wehler, Theorieprobleme, S. 100.



Bernhard Kroner

## Psychologie und Präsentismus

### Drei Anmerkungen

Absicht dieses Beitrags ist es, einige wissenschaftstheoretische Argumente, wie sie Stegmüller (1969) darlegt, und Holzkamps Kritik an der nomothetischen Psychologie (1972), wie sie von Herrmann (1971) vertreten wird, an einer Frage des Verhältnisses von Psychologie und Geschichtswissenschaft zu explizieren, um Schaffs Sichtweise des Präsentismus' (1970) mit Inhalten von seiten der Psychologie zu stützen. Die Frage lautet, inwieweit die Psychologie Antwort geben kann auf die Frage, warum etwas geschehen sei, präziser: inwieweit sie mit den allgemeingültigen Gesetzen, die sie formuliert, historisch einmalige Einzelereignisse erklären könne.

Das Thema wird wie folgt begründet: Da sich die Psychologie als eine bedingungsanalytische Wissenschaft darstellt, können von ihr Erklärungshypothesen über das Verhalten von Individuen erwartet werden. Da die Psychologie zu einer Wissenschaft entwickelt wurde, die sich nicht mehr nur die „großen Männer“, die Genies und Künstler, zum Thema nimmt, sondern „den Menschen“ schlechthin — genauer, Aspekte von ihm: Verhalten und Erleben —, kann von ihr erwartet werden, daß sie Aussagen auch über den Angehörigen der besitzlosen Klassen machen kann. Da dieser in der Formaldemokratie zum Bewußtsein erzogen wird, sein eigener Souverän zu sein, was objektiv nicht der Fall ist, liegt es nahe, im Verbund mit der Kapitaldienlichkeit anderer Forschungsbereiche der Psychologie anzunehmen, daß auch die Koalition von Psychologie und Geschichtswissenschaft politischen Zielrichtungen ausgeliefert ist.

Um dieser Vermutung nachzugehen, wurden die einzelnen Argumente, die sich aus der Lektüre ergeben hatten, in der verschiedensten Reihenfolge miteinander kombiniert, bis sich *eine* konkrete Hypothese in einen größeren Zusammenhang kohärent einfügen lassen konnte. Die Entstehung dieser Hypothese wird in der Reihenfolge der Anmerkungen 1—3 wiedergegeben; es bleibt zu vermuten, daß sich in Wirklichkeit die Entwicklung in der umgekehrten Reihenfolge abgespielt haben wird.

Es fällt schwer, in diesem Zusammenhang von *der* Psychologie zu reden, da sich die Psychologie als ein pluralistisches System begreift. Zum zweiten liegen recht wenige *psychologische* Untersuchungen vor, von den nominellen abgesehen, in denen mehr Vulgärpsychologie denn eine naturwissenschaftliche betrieben wird, und von den Untersuchungen abgesehen, die von Soziologen oder Psy-

choanalytikern durchgeführt werden und die — zum Teil mit Recht — von Psychologen okkupiert sind. Aus beiden Gründen scheint es daher günstiger, auf die mehr oder weniger allgemein praktizierte Methodologie einzugehen, von der anzunehmen ist, daß sie benutzt wird, sobald sich in Zukunft mehr Psychologen an Fragestellungen über historische Sachverhalte heranwagen oder zu ihnen herangezogen werden. Zu diesem Zweck müssen die wenigen Untersuchungen über Gebühr strapaziert werden, wodurch eine gewisse Einseitigkeit ins Spiel kommt. Dies gilt u. a. für die Untersuchung McClellands, da sie die einzige ist, in der ein Konstrukt, wie es nur die Psychologie entwickeln kann, zur Vergangenheitsbewältigung verwendet wird. So gesehen, können die folgenden Anmerkungen nur die Funktion einer Prophylaxe ausüben und weniger eine inhaltliche Bestandsaufnahme der bisher geleisteten Arbeit sein. — Die folgenden Anmerkungen sollen zu folgenden Ergebnissen führen: (1) Die wissenschaftstheoretischen Erklärungsmodelle — sowohl das H-O-Schema, das günstigenfalls den psychologischen Aspekt erklären kann, wie auch das historisch-genetische Erklärungsmodell — stellen nicht die Frage nach der Relevanz des psychologischen Gegenstandes für das Gesamtphänomen. (2) Diese Frage läßt sich innerhalb eines objektiven Bezugsrahmens dergestalt beantworten, daß die Psychologie die Auswirkungen der materiellen Vorgänge auf das Bewußtsein, auf Verhaltensbereitschaften oder Erlebnisweisen *beschreiben*, damit aber die materiellen Vorgänge *nicht erklären* kann. (3) Die Erlebnisweisen selbst sind der heutigen Begriffs- und Theoriesprache entnommen, so daß die Vergangenheit nur gegenwartsbezogen betrachtet werden kann. Auf die Anfälligkeit bzw. Notwendigkeit dieses Ansatzes für Ideologiebildung wird hingewiesen.

## 1. Erklärungsmodelle

### 1.1. Die empirische Basis: Die Methodik des Psychologen

Wenn historische Ereignisse von der Psychologie erklärt werden sollen, benötigt der Psychologe eine seiner Theorie entsprechende empirische Basis. Bei Fragen der Geschichtswissenschaft wird es die Regel sein, daß er sich nicht wie gewohnt seine Datenbank selbst einrichten kann, sondern daß sie ihm vom Historiker in Form von Dokumenten zur Verfügung gestellt wird. Der Psychologe sieht sich nicht mit der Realität konfrontiert, sondern mit einem Ausschnitt derselben, mit einem Ausschnitt, der bereits nach Interessens Gesichtspunkten zusammengestellt wurde. Es ist weiterhin anzunehmen, daß der Historiker sein Material nach Gesichtspunkten geordnet hat, die er für wichtig hält. Diejenigen Informationen, die für den Psychologen von Interesse sein dürften, wird er unberücksichtigt gelassen haben. Da psychologische Theorien nur psychologische Daten erklären können, müssen an den Einzelereignissen psychologische Aspekte erkannt bzw. *konstruiert* werden; mit dieser nachträglichen Konstruktion ist der Ansatzpunkt zu methodischen Ungenauigkeiten wie gezielten Interpretationen der Geschichte ge-

geben. Konstruktion ist nur dadurch möglich, daß Theorien eingesetzt werden, von denen angenommen werden darf, daß sie — auch — historische Ereignisse erklären können; das Gefühl der Tauglichkeit von Theorien muß nicht nur mit der persönlichen Überzeugung des Wissenschaftlers verknüpft sein (s. dazu Anmerkung [3]). — Im Detail verläuft die Konstruktion derart, daß das historische Material in eine theoriespezifische deskriptive Sprache *übersetzt* wird. Dadurch werden die historischen Ereignisse in jene Aspekte zergliedert, für die eine Theorie zuständig gemacht werden kann. Ein Psychoanalytiker z. B. sieht die Geschichte immer unter psychoanalytischen Gesichtspunkten, weil es ihm nur so gelingt, sein Wissen als Erklärung anzubieten. Da eine Theorie Wissen systematisiert, d. h. Beziehungen zwischen den Gesetzen herstellt, belegt der Psychologe die historischen Sachverhalte nicht nur mit neuen Namen, er *stiftet* zusätzlich bisher unbekannte *Zusammenhänge*, wie sie in seiner Theorie vorformuliert sind.

Diese Vorgehensweise soll an 2 Beispielen illustriert werden. Das erste Beispiel steht für die experimentelle Psychologie: die Darstellung der amerikanischen, englischen, französischen und russischen Revolutionen im Licht der Koalitionsforschung (Caplow 1968).

In der Koalitionsforschung werden hauptsächlich Dreier-Gruppen, sog. Triaden, danach beobachtet, unter welchen Bedingungen zwei Partner ein Bündnis miteinander eingehen. Die Triadenpartner (A, B, C) werden mit Machtkennziffern symbolisiert (einfachen ganzen Zahlen wie 2, 3, 4); die verschiedenen Machtkombinationen (z. B. alle Partner sind gleichstark oder A ist stärker als B und C zusammen) werden miteinander verglichen, so daß anhand einer Reihe von Axiomen Koalitionen vorausgesagt werden können.

Diese Rahmenvorstellung eignet sich zur Beschreibung von solchen politischen Vorgängen, die drei Kräfte oder Interessenrichtungen beinhalten. Caplow wendet seine Theorie auf die Ergebnisse eines anderen Wissenschaftlers an, der die oben angeführten Revolutionen miteinander verglichen und festgestellt hat, daß alle Revolutionen mit drei Fraktionen beginnen, einer konservativen (= A), einer gemäßigt-reformerischen (B) und einer radikal-revolutionären (C). Vor einer Revolution ist A stärker als B und C, wobei das Kräfteverhältnis zwischen B und C ungeklärt bleibt. Fest steht weiterhin, daß B und C miteinander koalieren, sobald sie zusammen stärker als A werden. Dieser Sachverhalt läßt sich in der Theorie-sprache folgendermaßen und zwar in Gewichtswerten darstellen: A = 4, B = 3 und C = 2, so daß  $A < B + C$ ; möglich wäre eine andere Gewichtung: A = 4, B = 2 und C = 3, so daß auch hier die Koalition stärker ist als A. Sobald die Koalition ihr Machtübergewicht einsetzt, wird A entmachtet. — Die weitere Entwicklung: In der Koalition sind Interesse, Organisation, Strategie u. a. m. nach den Partnern B und C unterschiedlich strukturiert. Bei der 3-2-Gewichtung ist — nach Caplow — damit zu rechnen, daß sich allmählich die reformerischen Tendenzen ausbreiten, bei der 2-3-Gewichtung, daß sich die radikalen Kräfte durchsetzen.

Was ist gewonnen? Die Koalitionsforschung stellt eine äußerst abstrakte, eindimensionale Technik zur Verfügung, mit der sich komplexe und historisch völlig unterschiedliche Entwicklungen in einer einfachen Sprache symbolisieren lassen. Mit ihr ist ein vertrauter Sachverhalt in einer bestimmten Sprache neu geschrieben worden. Selbst wenn irgendjemand eine solche Vergewaltigung von Geschichte akzeptieren sollte, wird er bezweifeln, daß der historische Prozeß in einem Zahlentripel voll eingefangen oder gar erklärt wäre. Daß jedoch diese methodisch zu rechtfertigende Vereinfachung als rationales Erklärungskonzept Verwendung finden kann, wird weiter unten dargestellt werden.

Das zweite Beispiel steht für die Psychoanalyse. Eine leicht zugängliche Psychografie liegt in dem Versuch Mitscherlichs (1969) über Friedrich den Großen vor.

Der Psychoanalytiker geht von Daten aus (Dokumenten, Biografien, Autobiografien, Tagebüchern, Anekdoten u. a. m.), verbindet sie mit Konstrukten (z. B. Rationalisierung), er verbindet Konstrukte untereinander (z. B. Rationalisierung und Isolierung mit Verdrängung), bis er letztendlich ein Syndrom oder eine Charakterstruktur formulieren kann.

In diesem Sinn bringt Mitscherlich eine Reihe von Eigenschaften Friedrichs II. — wie Eigensinn, Selbstbezogenheit, Besserwisseri, Zähigkeit, Unduldsamkeit, Grausamkeit, Sarkasmus, Undankbarkeit, Rücksichtslosigkeit, Ruhmsucht, brutale Sentimentalität, allesamt Eigenschaften, die nichts mit Politik zu tun haben — in Beziehung zu einer Reihe von psychodynamischen Begriffen, mit denen die Eigenschaften miteinander verbunden werden — wie affektiv gespannte Beziehung zum Vater, komplizierte Identifikationsproblematik, geringe Strafangst, infantile Rache, quälerische Lustbefriedigung, verspäteter Gehorsam, Identifikation mit dem übermächtigen Vater. Kontinuierlich werden psychodynamische Begriffe miteinander verbunden, bis schließlich im Kontext der unzureichenden und festgefahrenen Konfliktbewältigung der zwanghaft anale Charakter Friedrichs II. gleichsam als Quintessenz formuliert wird.

Was ist erreicht? Sobald die Charakterstruktur voraussetzungsexplizit, widerspruchsfrei, logisch einheitlich und empirisch beobachtbar gewonnen wird, lassen sich alle Informationen anhand von Ableitungsregeln aus der Charakterstruktur ableiten. Allerdings können nur Verhaltensmerkmale abgeleitet werden, über deren Beziehung zu den politischen Vorgängen keine Aussage getroffen wird. Deswegen läßt sich mit der Diagnose etwa des verspäteten Gehorsams herzlich wenig anfangen, da sie eine rein private Angelegenheit Friedrichs II. ist. — Daß dieses privatistische Ergebnis Ausdruck der Psychologisierung ist, wird in Anmerkung [2] diskutiert.

## 1.2. Das H-O-Schema

Können historische Einzelergebnisse mit dergestalt gewonnenen Erkenntnissen erklärt werden? Die Antwort wird in 2 Richtungen erteilt: in eine wissenschafts- und eine gegenstandstheoretische. Zu-

nächst zur wissenschaftstheoretischen. — Wir gehen von der Idealgestalt des deduktiven Erklärungsmodells aus, das zum Einsatz kommen kann, weil die erklärenden Prinzipien nicht empirisch oder induktiv, sondern per Analogie mit psychologischen Theorien, damit deduktiv, gewonnen werden. Das anzuwendende Erklärungsmodell ist das logisch-systematische, wie es von Hempel und Oppenheim entwickelt wurde; daher auch H-O-Schema. Das H-O-Schema argumentiert mit folgenden Begriffen:

- (1) Was erklärt werden soll — hier ein historisches Ereignis —, wird Explanandum E genannt.
- (2) Womit erklärt wird, heißt Explanans.
  - (2a) Das Explanans besteht aus einem Gesetz G und/oder einer Theorie T und einer Anfangsbedingung A.
  - (2b) G besteht aus einem Vordersatz (wenn a) und einem Nachsatz (dann b). G beinhaltet eine immer wieder zu beobachtende Reihenfolge von Sachverhalten der Art: Wenn a, dann b.
  - (2c) Wird ein Vordersatz auf ein konkretes Einzelereignis angewandt, nennt man ihn A.

Unter einer Erklärung wird die logische Ableitung von E aus G und A verstanden. Idealerweise ist ein Sachverhalt dann erklärt, wenn ein G bekannt wird und der Vordersatz von G so zu A konkretisiert werden kann, daß E als Nachsatz in G einbezogen werden kann/muß. — Beispiel. E: Warum leitet Kupfer elektrischen Strom? — G: Jedes Metall ist ein elektrischer Leiter; A: Kupfer ist ein Metall; also leitet Kupfer elektrischen Strom.

Wenn wir das H-O-Schema anwenden wollen, stellt sich die Frage, welche Gesetze zu verwenden wären. — Die Antwort fällt leicht, da G in jenen Theorien enthalten ist, mit denen die historische Realität zu psychologischen Daten umgearbeitet wurde. Dazu als Beispiel ein Erklärungsversuch von Homans:

Homans (1969) faßt das Verhalten in Begriffe der elementaren Ökonomie. Verhalten ist eine Funktion von Energieaufwand und Ergebnis. Diejenige Tätigkeit, die bei weniger Mühe den größeren Profit einbringt, wird einer anderen vorgezogen, bei der die Verhältnisse umgekehrt liegen. Die so ausgewählte Tätigkeit verfestigt sich zum Verhaltensrepertoire für gleiche oder ähnliche Situationen. Diese Konzeption entlehnt Homans der Skinnerschen Lerntheorie, in der das Verhalten auf dem Austausch von Belohnung und Strafe beruht. Wenn eine Handlungsweise belohnt wird, wird sie öfter getätigt als eine andere, die bestraft oder ignoriert wird, d. h. keinen Effekt nach sich zieht.

Diesen ersten Grundsatz der Verhaltenspsychologie macht Homans zum generellen Erklärungssatz der Sozialwissenschaften. Er beantwortet mit ihm die Frage, warum Wilhelm der Eroberer niemals in Schottland eingefallen sei. In knapper Form schreibt Homans:

1. „Je größer der Wert einer Belohnung für einen Menschen ist, um so wahrscheinlicher wird er so handeln, daß er diese Belohnung bekommt.
2. Unter den gegebenen Umständen hielt Wilhelm der Eroberer (...) die Eroberung Schottlands überhaupt nicht für wertvoll.
3. Daher war es unwahrscheinlich, daß er seine Handlung ausführen würde, welche die Eroberung Schottlands zum Ziel hatte (p. 49).“

Formal entspricht der Homanssche Erklärungsversuch dem H-O-Schema. Sein Satz (1) ist G, (2) ist die Anwendung des Vordersatzes von G auf einen in der bisherigen Form von G nicht enthaltenen Einzelfall, aus dem auf (3) geschlossen werden kann.

Ein anderes Beispiel wäre die logische Präzisierung der Grundidee Caplows, die bisher nur verbal formuliert worden ist. Sein Gesetz: Wenn 4-3-2, dann 3-2; da 4-3-2, also 3-2. In Worten: Bisher hat sich immer wieder bewahrheitet: Wenn in einer Triade die Gewichte unter den Partnern nach dem 4-3-2-Schlüssel verteilt werden, koalieren die Partner mit den Gewichten 3 und 2 gegen den Partner mit 4. In revolutionären Zeiten lassen sich fast immer drei Fraktionen feststellen, die unterschiedlich stark sind, so daß ihnen auf Grund einiger objektiver Informationen die Gewichte 4, 3 und 2 zugeschrieben werden können. Da der Lauf der Geschichte die Koalition aus 3 und 2 zeigt, erklärt die Koalitionsforschung *deduktiv* die historischen Phänomene. Man müßte jetzt sagen können: Revolutionen nehmen den bekannten Verlauf, weil bei einer 4-3-2-Gewichtung von Interessen die 3-2-Koalition auftritt, die später zugunsten der Herrschaft von 3 aufgekündigt wird.

Das H-O-Schema gilt als Idealmodell. Da es in fast allen konkreten Forschungsvorhaben schwer möglich ist, die Anzahl an Voraussetzungen, die der Idealgestalt zugrunde liegen, zu erfüllen, sind Spielarten als rudimentäre Erklärungen wissenschaftstheoretisch zugelassen und legitimiert. So spricht man von einer *Erklärungsskizze*, wenn das Explanans — T oder G, damit automatisch A — ungenau oder unvollständig formuliert ist, so daß der Schluß auf E nicht mehr zwingend erscheint. Die Voraussetzung, die hier ausgesprochen wurde — G muß die logische Struktur von G haben —, ist in Grenzen bei Homans gegeben; sie kann nachträglich Caplows Ansatz als erfüllbar unterstellt werden, aber nicht mehr den psychoanalytischen Erklärungsversuchen. Psychoanalytische Theorien genügen nicht den hier geforderten Ansprüchen. Derartige Erklärungen erschöpfen sich in einem groben Umriß, in dem die Einzelinformationen „gefühlsmäßig“ miteinander verbunden werden, so daß die Richtigkeit der Erklärung nur mit Plausibilität oder Evidenz gestützt werden kann.

V. a. mit der Psychoanalyse läßt sich eine andere Variante illustrieren. Man spricht von einer *partiellen Erklärung*, wenn das Explanans nicht ausreicht, um alle Aspekte von E zu erklären. Beispiel: Eine Person trägt statt des 10. 5. den 10. 4. in ihren Terminkalender ein. Der Psychoanalytiker vermutet, daß die Person den Monat April herbeiwünscht, etwa aus Vorfreude auf ein be-

stimmtes Ereignis, welches am Aprilanfang stattfinden wird. G wäre: „Wenn immer eine Person einen starken bewußten oder unbewußten Wunsch hegt, dann wird, sofern sie eine Fehlleistung beim Schreiben, Sprechen oder in bezug auf ihre Erinnerung begeht, diese Fehlleistung immer (bzw. mit großer Wahrscheinlichkeit) eine Form annehmen, welche diesen Wunsch ausdrückt oder symbolisch erfüllt.“ Selbst wenn man diese ursprüngliche Fassung in dieser Weise ergänzt, wird damit nicht die ganz bestimmte Fehlleistung [das Niederschreiben vom ‚10. April‘] erklärt, sondern nur der allgemeine Sachverhalt, daß die Fehlleistung *irgendeine Form* annimmt, *die den unbewußten Wunsch des Schreibers ausdrückt.*“ (Stegmüller 1969, S. 109). Die Struktur dieses Beispiels ließe sich leicht an der für historische Fragen verwerteten Psychoanalyse nachweisen. Daß sich das Verhalten Friedrichs II. mit „verspätetem Gehorsam“ formelhaft beschreiben läßt und ein solches Syndrom gesetzesähnlichen Charakter tragen kann, wäre vielleicht von wissenschaftstheoretisch geschulten Analytikern zu erreichen. Jedoch wird es ihnen gemäß der eher strukturellen Orientierung, die ihren Hauptakzent nicht auf Einzelereignisse legt, nur schwer gelingen, die Brücke von der Theorie zu den historischen Phänomenen zu schlagen, um sie als A oder E umzuformulieren. Diese Arbeit ist noch nicht geleistet worden.

Eine zweite Voraussetzung für die Idealgestalt des H-O-Schemas lautet, daß G und A nicht das Explanans für jedes beliebige E bilden dürfen. Diese Voraussetzung ist bereits implizit im Begriff 2b gegeben, in dem E (sprich: möglicher Nachsatz von G) mit A (sprich: Anwendung des Vordersatzes von G auf einen Einzelfall) und G als möglicherweise zusammenhängend verbunden sind. Sobald diese Voraussetzung explizit gemacht wird, zeigt sich, daß Homans Erklärungsversuch im Gegensatz zu oben zu „nicht gültig“ uminterpretiert werden muß. Sein Gesetz ist zu allgemein formuliert; es fehlen detaillierte Angaben, wie konkret Belohnung und Handlung zu verstehen sind. Weil Homans dies unterläßt, kann sein Explanans für die genau entgegengesetzte Verhaltensweise eingesetzt werden: Unter anderen Umständen, wenn sie Wilhelm dem Eroberer erfolgversprechend erschienen wären, wäre er in Schottland eingefallen. Wenn mit einer Theorie gleichsam alles erklärt werden kann, dann schreibt man ihr nur ungern den Wert eines Erklärungsreservoirs zu.

Im Homans-Beispiel und ebenso im letzten Einwand gegen die Psychoanalyse wurde eine weitere Voraussetzung mitbenützt: E muß intersubjektiv überprüfbar benannt werden, d. h. es muß eine spezifizierte Fragestellung vorliegen. Gegen diese Forderung wird am sichtbarsten verstoßen. Was soll mit Psychografien erklärt werden? Oder was an den Hexenprozessen und Kinderkreuzzügen (s. dazu Bitter 1965)? Oder an den psychischen Prozessen um den Ausbruch des 1. Weltkrieges (s. Holsti und North 1966)? — Psychografien werden erarbeitet, um die Biografie der großen Männer zu rekonstruieren (s. dazu den Sammelband von Wehler 1971), ohne sie jedoch auf

einzelne Ereignisse hin anzulegen. Caplow wendet seine Ergebnisse, man muß sagen, „nur so“ auf die Theorie der Revolutionen an, ohne detailliert darzulegen, wie die historischen Fakten zu operationalisieren und zu gewichten wären, um die Stärke der Fraktionen in seine koalitionstheoretische Sprache übertragen zu können. — Sobald derartige Konkretisierungen von E unterbleiben, ist der Begriff der *Pseudoerklärung* vorzuziehen, bei der E einen empirischen, aber keinen solchermaßen operationalisierten Gehalt aufweist, daß E als Nachsatz von A für G anzuführen wäre.

Zwischenergebnis: Kaum eine der angebotenen Erklärungen genügt den Maßstäben des H-O-Schemas. Sie können bei gutwilliger Auslegung zu seinen Spielarten verbessert werden, um auf mehr oder weniger nachholbare Mängel aufmerksam zu machen. Insofern lassen sich die bisherigen Ergebnisse als Erklärungsversuche einstufen, die den potentiellen Anreiz für künftige Forschungen abgeben sollen, Gesetze und Theorien präziser zu formulieren.

### 1.3. Das historisch-genetische Erklärungsmodell

Daß dem logisch-systematischen Erklärungsmodell nicht entsprechen werden kann, mag an der Fragestellung liegen. Damit muß einiges von dem Hintergrund sichtbar gemacht werden, vor dem die bisherige Diskussion geführt wurde. Bisher wurde stillschweigend daran gedacht, Einzelereignisse *kausal* zu erklären, was heißt: Das Ereignis hat auf Grund von Gesetzmäßigkeiten notwendigerweise so und nicht anders eintreten müssen. Zusätzlich wurde daran gedacht, das Ereignis mit Gesetzen über nur *einen einzigen Aspekt*, eine einzige Dimension des Ereignisses erklären zu können. Diese allzu enge Fragestellung leitet sich aus derjenigen Auffassung ab, die Geschichte als Summe von isolierten Ereignissen begreift, so daß Geschichte erklärbar werden kann, sobald die einzelnen Ereignisse erklärt sind. Diese Orientierung hätte für jene Forschungen Gültigkeit, bei denen nachträglich psychische Komponenten an historischen Sachverhalten konstruiert werden, um diese dann mit dem H-O-Schema aus der einen angewandten Theorie deduzieren zu können — wie etwa bei Caplow geschehen. Revolutionen mit der Koalitionsforschung erklären zu wollen, stellt das absurde Schlußergebnis der Präzisierung des Caplowschen Ansatzes dar.

Das eindimensionale Erklärungsmodell wird weitere Anhänger verlieren, wenn ihm eine genetische Auffassung gegenübergestellt ist, mit der sich historische Sachverhalte schon eher darstellen lassen. Dieser Auffassung zufolge hat ein Ereignis  $S_n$  seinen Platz in einer Abfolge von anderen Ereignissen  $S_1-S_{n-1}$ . Kann die Abfolge kohärent nach dem Modell der stetigen Reihe konstruiert werden, ohne Lücken oder Argumentationssprünge zu hinterlassen, gilt ein Ereignis als erklärt. Schematisch:

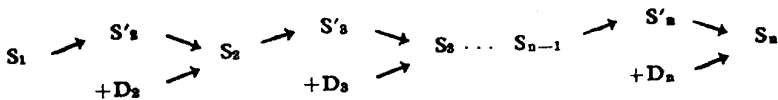
$$S_1 \rightarrow S_2 \rightarrow \dots \rightarrow S_{n-1} \rightarrow S_n$$

Eine solche analytische Erklärung der Entwicklungsgeschichte eines Ereignisses kann einmal als Reihenfolge von Gesetzen aufge-



baut werden. In dem dann „*systematisch-genetisch*“ genannten *Erklärungsmodell* werden mehrere H-O-Schemata derart zu einer Erklärungskette zusammengeschlossen, daß das Ereignis  $E_1$ , das auf der Entwicklungsstufe 1 erklärt werden konnte, zu  $A_2$  für die Erklärung des nachfolgenden Ereignisses  $E_2$  wird, usw. — Dazu ein Beispiel, das der Technik entnommen werden muß, da das systematisch-genetische Erklärungsmodell nur in ihr Geltung beanspruchen kann. Ein Motorschaden  $S_n$  kann durch ein Leck in der Ölwanne (=  $S_1$ ) verursacht sein.  $S_n$  kann folgendermaßen auf  $S_1$  zurückgeführt werden: „Der Motor läuft nur auf Grund einer Bewegung der Kolben im Zylinder; wenn nun in der Ölwanne ein Leck ist, so rinnt das Öl, welches sonst durch eine Pumpe von der Wanne in den Zylinder befördert wird, heraus, und Zylinder und Kolben fehlt die Schmierung; Zylinderwände und Kolben bleiben trocken; es entsteht eine Reibungshitze, die zu einer Ausdehnung von Kolben und Zylinderwänden führt, so daß die Bewegung des Kolbens blockiert wird; der Motor bleibt stehen.“ (Stegmüller 1969, 353.) Wer diesen komplexen Ablauf kennt, kann verkürzenderweise  $S_n$  (= Motorschaden) durch  $S_1$  (= Leck in der Ölwanne) erklären; umgekehrt:  $S_n$  ist in  $S_1$  in einer versteckten Weise bereits enthalten.

Genau diese Stetigkeit der Ereignisse, die erlaubt, das Ereignis  $S_n$  vom Anfangsereignis  $S_1$  her gleichsam zu ahnen, ist bei historischen Prozessen nicht gegeben. Hier führt ein Ereignis nicht immer zwangsläufig, sprich: gesetzmäßig, zu einem anderen Ereignis weiter, da im Lauf der Entwicklung immer wieder neue Faktoren auf nicht voraussehbare Weise ins Spiel kommen. Der Übergang zwischen den Ereignissen kann nur rudimentär erklärt werden, meist nur partiell. Die Erklärungskette wird brüchig, da  $S_2$  nicht mehr vollwertig aus  $S_1$  abzuleiten ist. Um diese Lücke zu schließen, werden Zusatzinformationen  $D$  eingeschoben, die in einer vernünftig erscheinenden Beziehung zur Argumentation stehen. „Passen“ sie in die bisherige Argumentation, dann werden solche  $D$ -Informationen als Stütze für die Korrektheit der Verbindung zwischen den einzelnen Ereignissen angesehen. Schematisch:



In dieses *historisch-genetisch* genannte *Erklärungsmodell* kann die Psychologie als Lieferant der  $D$ -Information eingesetzt werden, während der Geschichtswissenschaftler für die  $S$ -Informationen zuständig ist. Geschichte wird dann aus der Entwicklung heraus begriffen, so daß sich die Psychologie damit bescheiden kann, historische Einzelereignisse mit-erklären zu helfen. Sie kann mit ihrem Wissen die sog. „missing links“, die noch fehlenden Zwischenglieder, für eine schrittweise Argumentation des Geschichtswissenschaftlers liefern. Wahrscheinlich denkt Wehler (1971) an dieses Modell, wenn er die Rolle der Psychologie damit charakterisiert, daß

sie das Bild der Geschichte verfeinern, vertiefen oder bereichern könne. So kann etwa die Untersuchung von Holsti und North (1966) die allgemeine Unsicherheit und die feindselige Atmosphäre, die dem 1. Weltkrieg vorausgingen, psychologisch illustrieren und damit den Ausbruch des Kriegs umfassender als bisher erklären. Damit wird übrigens die Forderung erhoben, daß nur der Geschichtswissenschaftler erklären kann, nicht aber der Psychologe, da dieser nur die Zusatzinformationen liefert.

Mit diesem Erklärungsmodell werden psychologische Gesetze nicht mehr über Gebühr strapaziert. Unsinnige Antworten werden unmöglich, da die Fragestellung als unsinnig erkannt ist; unsinnig wäre die Aussage, Revolutionen nähmen den geschilderten Verlauf, weil bei einer 4-3-2-Verteilung der Machtverhältnisse eine Revolution eintreten muß; unsinnig wäre zu sagen, Friedrich II. baute den Preußenstaat auf, um seinem Vater den einst verweigerten Gehorsam symbolhaft zu erweisen; oder die Formel Lasswells (1960) kann zurückgewiesen werden, derzufolge das politische Verhalten eine Funktion der persönlichen Motive sei, die auf öffentliche Angelegenheiten rationalisiert verschoben würden. — Stattdessen wird sich die Psychologie an dieses Modell zu halten haben, wenn sie sich daran beteiligen sollte, Geschichtliches zu beschreiben oder zu erklären. Diese forschungsstrategische Orientierung gilt m. E. für bürgerliche wie für materialistisch zu konzipierende Psychologien. Allerdings ist nicht nur zu vermuten, sondern auch zu belegen, daß Korrektheit und Zielrichtung der Argumentation abhängig zu machen sind von ihrem wissenschaftsintern zu bestimmenden Erklärungswert und von der Art, der Reihenfolge und dem dialektischen Wechselverhältnis aller D-Informationen untereinander. Damit ist bereits auf die gegenstandstheoretische Diskussion überleitet worden: auf die „Art“ der D-Information.

## 2. Gegenstandstheoretische Anmerkung

Wie in 1.1. gezeigt, ist der psychologische Gegenstand von der historischen Realität weit entfernt. Die Entfernung von der Realität darf nicht überraschen. Sie ist gegeben einmal dadurch, daß Sachverhalte wissenschaftlich immer nur in Aspekten gesehen werden und nie in ihrer Gesamtheit, wenn Theorien zu ihrer Erklärung bemüht werden. — Und einmal gegeben durch die spezifische Strategie der Psychologie selbst, die sich mit bestimmten Seiten des Individuums befaßt. Daher sind Zwischenschritte notwendig, um vom Individuum zu historischen, gesellschaftlichen oder politischen Phänomenen vorzustoßen.

Schlechterdings falsch ist ein in den Anfängerjahren der angewandten Psychologie praktiziertes Verfahren, mit dem gesellschaftliche Phänomene dem Individuum analog aufgezogen wurden. Fromm (1970, 20) nennt dieses Verfahren daher auch „Analogisieren“ statt „Analysieren“.

So faßte Laforge (in Reich 1968) das Proletariat als Es und die Bourgeoisie als Überich der Gesamtpsyche Gesellschaft, um die

Polizei mit dem Strafbedürfnis des Proletariats legitimieren zu können.

Üblicherweise wird der Zugang zu gesellschaftlichen Phänomenen dadurch eingeleitet, daß am Sachverhalt psychologische Aspekte gesucht oder konstruiert werden bzw. dadurch, daß der Sachverhalt zu Verhaltensweisen, Verhaltensbereitschaften u. dgl. von Individuen analytisch reduziert wird. Diese Reduzierung wurde bereits in Anmerkung [1] dargestellt und auf ihre systemimmanente Erklärungstauglichkeit geprüft. — Damit erweist sich das dortige Verfahren als nicht mehr zufällig, sondern als notwendig innerhalb der psychologischen Methodologie; auf ein Moment der Notwendigkeit der Methodologie selbst wird in Anmerkung [3] eingegangen.

Wenn historische Ereignisse als reduzierte verarbeitet werden, stellt sich die Frage nach der Relevanz des psychologischen Aspekts für das Gesamtphänomen: In welcher Effizienz kann die Psychologie mit ihrem Wissen auf den Lauf der Geschichte einwirken? In welchem Ausmaß kann Geschichte durch das Individuum miterklärt werden? — Auf unzulässige Art wird die Frage in der *psychologisierenden Betrachtungsweise* beantwortet, bei der eine psychologische Komponente (Eigenschaft, Motivationsstruktur u. ä.) mehr oder weniger explizit zur Ursache oder Bedingung eines Ereignisses wird. Wie Psychologisierung betrieben wird, soll die Argumentationsstrategie Grunbergers (1962) illustrieren: (1) Grunberger registriert, daß der Faschismus gegen Ende der Weimarer Republik mehr an Boden gewinnt als der Kommunismus. (2) Er reduziert diese Entwicklung zu einem psychischen Sachverhalt, daß mehr Deutsche mit dem Faschismus sympathisieren als mit dem Kommunismus. Er konstruiert damit eine individuelle Bereitschaft für den Faschismus, die er anschließend psychoanalytisch begründet. Innerhalb dieser Begründung wird (3) aus der bisherigen analysierenden Beschreibung eine Bedingungsaussage: „Derjenige, der sich auf ein derartiges primitives Überich stützt, hat nur die Macht, die ihn zu den Dressaten zwingt, introjiziert, unabhängig von ihrem Inhalt und ihren inneren Werten. Dies *erklärt* (Hervorhebung von mir, B. K.), warum die große Masse der Deutschen ein Hitler-Überich

1 Sachgerechterweise müßte die anschließende Diskussion nach dem Grad der Beteiligung von Einzelpersonen an politischen Entscheidungsprozessen aufgefächert werden. Wie Holsti und North zeigen, fallen die Bewältigungstechniken bei den sog. großen Männern persönlichkeitsgefärbter aus, als dem „Mann von der Straße“ in ähnlichen Situationen zugestanden wird. — Eine differentielle Argumentation wäre weiterhin für die Wertung der verschiedenen Möglichkeiten der Ideologiebildung durch Psychologie notwendig; bei der Funktionsanalyse der großen Männer wäre dann etwa einzugehen auf die personalisierende Geschichtsdarstellung, auf Dämonologien, auf „human touch“ in der Geschichte, auf die Rolle der großen Männer als Sozialisationsagenten (Leitbilder). Hier soll mehr vom Angehörigen der besitzlosen Klassen die Rede sein.

(statt etwa eines kommunistischen Überichs) aufgenommen hat, sobald dies für sie eine größere Macht bedeutet (S. 258).“ Und dieses Überich bewirkt, daß die Masse der Deutschen sich den Befehlen der Faschisten beugt und sie mit den bekannten politischen Folgen ausführt. — Daß es sich eher um einen Zirkelschluß denn um eine Erklärung handelt, sei nur angedeutet: Grunberger erklärt den Sieg des Faschismus mit dem Überich des Faschisten, dessen Wirkungsweise er aus dem Sieg des Faschismus gewonnen hat.

Wer psychologisierend arbeitet, übersieht, daß psychologische Theorien nur psychologische Sachverhalte erklären können und daß die Rolle des Individuums in unbestimmbarer Weise eingeführt wird. Der Kontrastierung halber ließe sich die psychologische Strategie dergestalt charakterisieren, daß sie sich in einem *subjektiven Bezugsrahmen* abspielt. Unter einem Bezugsrahmen versteht Parsons (z. B. 1964) eine grobe Absteckung jenes Themenbereichs, in dem bestimmte Fragen als wissenschaftlich sinnvoll bzw. andere als unsinnig definiert werden; dem subjektiven Bezugsrahmen kann man die Einheiten Person, Situation und Verhalten zugrunde legen, und des weiteren kann man als gültig annehmen, daß es sich bei den Verhaltensweisen um sog. „private“ Verhaltensweisen handelt (vgl. dazu die Eigenschaften, die Mitscherlich bei seiner Psychografie Friedrichs II. verwendet). Der historische Gehalt wird dadurch gewonnen, daß diese subjektiv-privaten Verhaltensweisen in einen historischen Kontext gestellt werden, ohne daß die Logik des Vorgehens näher erläutert würde.

Dem subjektiven wird ein *objektiver Bezugsrahmen* gegenübergestellt. In den objektiven wird zusätzlich zu den bereits vorhandenen Einheiten die Einheit „Gesellschaft“ eingeführt, die mit den Techniken der Subsistenzwirtschaft, dem Stand der Entwicklung der Produktivkräfte, dem Antagonismus zwischen Klassen u. dgl. expliziert wird. Mit dieser neuen Einheit wird ein anderes Verhältnis zwischen den Einheiten hergestellt. Die Gesellschaft formt ihre Persönlichkeiten, die Verhaltensweisen sind nicht eigentlich typisch für die Person, sondern für die Gesellschaft<sup>2</sup>. Person und Verhalten sind damit allesamt Eigenschaften oder Funktionen der Gesellschaft. — Dieser Bezugsrahmen orientiert sich an W. Reich (1968) und E. Fromm (1970). Die Psychologie kann damit „nur“ zeigen, wie sich nicht-individuelle Vorgänge in Bewußtsein und Erlebnisstruktur von Einzelpersonen niederschlagen und wie sie zu Verhaltensbereitschaften verarbeitet werden. Sie kann darstellen, wie sich Individuen in bestimmten Situationen verhalten, nicht aber, wie es zur Situation selbst gekommen ist. Damit ist der Bogen zur „Art der D-Information“ geschlossen: Die Psychologie vermag den Entwicklungsstand, den der Historiker beschreibt, zusätzlich mit Erkenntnissen über dessen Wirkungsweise auf das Individuum zu ver-

2 Wulff (1969) etwa zeigt den unterschiedlichen Einfluß der vietnamesischen und mitteleuropäischen Familienstruktur auf Symptomatik und Genese der Schizophrenie.

*deutlichen oder zu beschreiben.* Die Tragweite der psychologischen Einsicht bestimmt sich danach, daß das Psychische als Folgeerscheinung der ökonomischen Vorgänge verstanden wird, daß die geschichtliche Entwicklung eher durch die Dynamik innerhalb der Ökonomie vorangetrieben wird als durch die Erlebnisweisen der betroffenen Individuen.

Der weitreichende Unterschied zwischen beiden Bezugsrahmen soll an einem Beispiel illustriert werden. — Eine amerikanische Gruppe um McClelland (1961) hat Konzeption und Methodik der Leistungsmotivation für die Analyse des Leistungsgehalts des Griechenlands des klassischen Altertums, des Spaniens des 16. Jhdt., des Englands von 1400—1830, der USA von 1900—1950 und des Inkareichs modifiziert, um die Hypothese zu prüfen, ob verschiedene Werte der Leistungsmotivation für den unterschiedlichen Reichtum eines Landes *verantwortlich* (orig.: responsible) seien, d. h. ob ein höherer Wert an Leistungsmotivation einem volkswirtschaftlichen Aufschwung *vorausgehe*<sup>3</sup>.

Die Indizes für Leistungsmotivation gewinnt McClelland, indem er die philosophische und belletristische Literatur aus verschiedenen Epochen in verschiedene leistungsbezogene Gruppen aufteilt. Bei den alten Griechen benützt er u. a. Homer, Äschylos, Xenophon, Aristoteles; als Indikatoren die jeweiligen Aussagen über Menschen und Götter, Leitung von Wirtschaft und Staat, Propaganda, Begräbnisriten u. a.; die ökonomische Lage wird in der Verbreitung von Tonkrügen im Mittelmeerraum indiziert. Damit wird dem Autor möglich, Leistungsmotivation und wirtschaftlichen Entwicklungsstand zueinander in Beziehung zu setzen. Die Daten werden einer statistischen Analyse unterzogen, deren Ergebnisse im Sinn der Hypothese interpretiert werden. „Dabei zeigte sich, daß dem wirtschaftlichen Aufstieg stets eine Periode erhöhter Leistungs-

3 Heckhausen, der die Leistungsmotivation in der BRD bekannt gemacht hat, definiert sie „als das Bestreben, die eigene Tüchtigkeit in all jenen Tätigkeiten zu steigern oder möglichst hoch zu halten, in denen man einen Gütemaßstab für verbindlich hält und deren Ausführung daher gelingen oder mißlingen kann“ (1965, 604). Sie wird an anderer Stelle definiert als die Tendenz, ein Ziel konsequent zu verfolgen solange, bis sich Erfolg einstellt. Sie wird gemessen, indem Versuchspersonen Bilder vorgelegt werden mit der Instruktion, zu berichten, wer was mache, wie es zur dargestellten Situation gekommen sei und wie es weitergehen könne. Die von den Versuchspersonen erzählten Geschichten werden nach ihrem Bezug zu Leistungszielen, nach Erfolgs- und Mißerfolgsqualitäten ausgewertet. Bemerkenswert an diesen Definitionen ist die Ausklammerung des Inhalts von Leistung. Es liegt daher nahe, eine Verbindung zwischen dem partialgesellschaftlichen Interesse der Kapitalakkumulation um seiner selbst und einem Leistungsstreben in einer zielentfremdeten Arbeitssituation herzustellen. Leistungsmotivation wäre somit der psychologische Ausdruck der Gesellschaftsstruktur, wäre Teil des in die Köpfe umgesetzten Materiellen.

motivation und dem Niedergang eine anhaltende Periode abfallender Leistungsmotivation vorangeht. Hohe Leistung führt also zu wirtschaftlichem Aufstieg und nicht umgekehrt“ (Heckhausen 1965, 621). Ganz im Sinn des subjektiven Bezugsrahmens ändert sich zuerst die Leistungsmotivation und dann die wirtschaftliche Produktivität. Daran ändert auch der Verweis nichts, daß „das Anwachsen der Leistungsmotivation selbst fast immer eine Folge religiöser oder weltanschaulicher Strömungen zu sein“ (621) scheint, wie sie in Max Webers These des Zusammenhangs von Protestantismus mit Kapitalismus und wirtschaftlichem Aufschwung ausgedrückt wird; und zwar solange nichts, solange nicht das „führt zu“ aus dem ersten Zitat getilgt ist.

Wer dagegen den objektiven Bezugsrahmen für adäquater hält, denkt anders. Er vermutet, daß in bestimmten Zeitabschnitten bestimmte Interessen vorgelegen haben müssen, die ein Mehr oder Weniger an Leistungsanstrengung, welche sich dann in höheren oder niedrigeren Werten zu Buche schlägt, zur Folge hatten. Er stellt das Ergebnis des subjektiven Psychologen auf den Kopf, indem er behauptet, daß verschiedene ökonomische Verhältnisse zu verschiedenen Werten der Leistungsmotivation führen. Diese Annahme soll auf die griechische Gesellschaft bezogen ökonomisch fundierter begründet werden (nach Thalheimer 1927).

Die Untersuchung McClellands bezieht sich auf einen Zeitraum, in dem der Grundstein zur griechischen Gesellschaftsordnung, der Sklavenwirtschaft, gelegt wird, diese sich ausbildet und schließlich aufgelöst wird. Je schärfer die Sklavenwirtschaft Struktur gewinnt, desto weniger arbeitet die Klasse, die Sklaven besitzt und sich von ihnen den Lebensunterhalt sichern läßt. Wer nicht arbeitet, befaßt sich auch gedanklich nicht mit Arbeit; je weniger Arbeit fester Bewußtseinsinhalt ist, desto weniger schlägt sie sich in den Objektivationen der herrschenden Klasse, den Büchern z. B., nieder. Die griechische Elite wird also nicht „von sich aus“ — monadologisch, wie es gerne der subjektive Psychologe sähe — immer weniger leistungsmotiviert, sondern ihr Leistungsindex sinkt, da die Arbeit von anderen verrichtet wird. Die Elite wird schlicht desinteressiert, da sie mit keinen Schwierigkeiten der Existenzsicherung konfrontiert wird. Es paßt recht gut in dieses Bild, daß die technischen Wissenschaften — sofern von ihnen im alten Griechenland überhaupt die Rede sein kann — darniederlagen, während allerlei nutzloses Spielwerk für die Elite ausgetüftelt wurde (Lilley 1948), und weiter, daß sich in diesem Zeitraum die Wende von der materialistischen Philosophie zur idealistischen vollzieht. —

### 3. Methodologische Anmerkung

Mit der Untersuchung McClellands ist die Verbindung zu einer Thematik hergestellt worden, die im Kontext des historisch-genetischen Erklärungsmodells bereits aufgeworfen worden war, zur Frage nämlich, ob die Art der D-Information den Verlauf der ana-

lytischen Argumentation und damit die Rekonstruktion der chronologischen Abläufe steuere. — Die Vermutung, daß dem so sei, kann theoretisch abgeleitet und schon heute partiell bestätigt werden. In letzter Schlüssigkeit allerdings ist sie ebenso unbewiesen, wie ihre Zurückweisung wissenschaftslogisch möglich wäre.

### 3.1. Der Charakter psychologischer Theorien

In 1.1. wurde aufgezeigt, wie der Psychologe in Anlehnung an eine Theorie historische Ereignisse in psychologische Begriffe übersetzt. Aus wissenschaftstheoretischen und wissensoziologischen Gründen wird es notwendig, dieses Verfahren genauer zu betrachten.

Die Theorie, an der sich der Psychologe orientiert, kann einmal mangelhaft formuliert sein (s. o.), so daß sie als D-Information an Stichhaltigkeit einbüßt. Zum anderen — und dieser Einwand ist ungleich wichtiger — ist sie nicht an den historischen Ereignissen selbst gewonnen worden, sondern am Verhalten von Versuchspersonen *unserer* Zeit. Wenn mit solchen Theorien Aspekte der Vergangenheit beschrieben und nicht erklärt werden, so ist damit vorläufig nur eine Als-ob-Struktur, ein Modell, zwischen dem Verhalten von den Versuchspersonen der Gegenwart und dem Verhalten von Menschen der Vergangenheit hergestellt worden. Es läßt sich nur spekulieren, daß sich die Menschen der Vergangenheit wie die Menschen der Gegenwart verhalten haben könnten.

Insofern das Verhalten der Menschen der Vergangenheit nicht die Basis darstellt, mit der die Theorie konstruiert worden war, kann die Theorie in diesem Stadium wissenschaftslogisch nicht für Erklärungen zuständig sein. Sie kann allerdings innerhalb der Heuristik zuständig gemacht werden, indem sie zunächst als Modell, d. h. *nicht als Abbild*, definiert und anschließend *forschungstechnisch wie eine Theorie* behandelt wird. Das Modell wird dann auf seine Brauchbarkeit hin getestet, wie Theorien empirisch geprüft werden. Dies kann dadurch erfolgen, daß die Relationen zwischen den Gesetzen der Theorie zu Relationen zwischen den historischen Ereignissen umdefiniert werden — wie in 1.1. dargestellt. Praktisch sieht dieses Verfahren vor, daß aus der Theorie Hypothesen abgeleitet und diese dann in der Konfrontation mit historischen Daten getestet werden. Auf diese Art und Weise wird aus den historischen Tatsachen die empirische Basis für eine Theorie. Die Als-ob-Struktur des Modells kann mithin Hypothese für Hypothese zu einer Theorie, damit zu einem Abbild der Historie und damit zu einer Erklärungsstruktur, ausgebaut werden. Aus dem Modell *kann* eine Theorie werden.

Wie der empirische Sozialforscher weiß, birgt dieses Verfahren eine Vielfalt an Schwierigkeiten in sich. Der nomothetische Wissenschaftler z. B. setzt seine „Theorien dem Risiko des Scheiterns an den Tatsachen“ aus (Albert zit. n. Herrmann 1971), er überläßt es der Realität, seine Theorien zu korrigieren. „Realität“ bedeutet für die Psychologie das Verhalten von Menschen, die von der Theorie keine Kenntnis haben und die sich daher nicht willentlich an ihr

orientieren oder sich so verhalten, wie es der Theoretiker gerne sähe. Innerhalb des psychologischen Beitrags zur Geschichtswissenschaft liegt die Bestimmung dessen, was Realität sei, in den Händen des Wissenschaftlers bzw. der gesellschaftlichen Interessen, denen er unterliegt. „Subjekt und Objekt bilden bei der historischen Erkenntnis ein organisches Ganzes und stehen in Wechselbeziehung . . . Die Erkenntnisrelation ist niemals passiv, kontemplativ, sondern aktivistisch, weil in ihr das Subjekt zu Worte kommt“ (Schaff 1970, 88). Und dieses Subjekt wendet eine Theorie an, mit der es unter den historischen Ereignissen eine Auswahl trifft; im Gegensatz zum empirischen Vorgehen kann die „Realität“ nicht korrigierend wirken, da sie mit einer Theorie konstruiert wird, die ihrerseits wieder von der Realität verifiziert oder falsifiziert werden soll. Der Zirkelstruktur zufolge muß der Psychologe bei historischen Ereignissen nur das erkennen, was in seiner Theorie bereits enthalten ist. (Mir ist keine psychoanalytische Biografie bekannt, in der die Psychoanalyse als Theorie versagt hätte; und mir ist keine Untersuchung bekannt, in der sich der Zusammenhang von Leistungsmotiv und wirtschaftlicher Situation hätte widerlegen lassen.) Und dies muß so sein, da Hypothesenprüfung immer ein theoriegeleitetes Vorgehen darstellt; an der Vergangenheit werden theoretisch erwartete Aspekte wahrgenommen.

Daher kann *These (1)* lauten: Anwendung einer Theorie bedeutet, daß zeitgebundene Begriffe der Vergangenheit übergestülpt werden. Paradoxerweise werden damit historische Ereignisse anhand heutiger Begriffe und Theorien beschrieben.

Die Paradoxie vergrößert sich, sobald erkannt ist, daß diese Theorien nicht nur gegenwartsgebunden, sondern daß sie ahistorisch konzipiert sind, weil innerhalb der nomothetischen Psychologie Theorien nur als ahistorische Bestand haben können. „In den theoretischen Sätzen, die empirisch zu prüfen sind, wird der Anspruch erhoben, daß diese Sätze — . . . — streng ‚immer und überall‘ gelten sollen. Allein dieser Anspruch ist — da er aus den Naturwissenschaften herkommt, die mit Gegenständen befaßt sind, die keinen geschichtlichen Prozessen unterliegen — essentiell Ausdruck einer ahistorischen Wissenschaftsvorstellung“ (Holzkamp 1972, 109).

Folge einer solchen Konzeption von wissenschaftlicher Zielsetzung ist die zeitliche Neutralisierung nicht nur des Geltungsbereiches von Gesetzen und Theorien, sondern auch die des Gegenstandes, dessen Merkmale zu Gesetzen und Theorien verarbeitet werden. Der Gegenstand selbst muß ahistorisch werden. Wie aufgezeigt, wird er zwangsläufig ahistorisch dadurch, daß er aus einer Theorie abgeleitet wird und daß er, während er empirisch geprüft wird, wegen der Zirkelstruktur des Prüfverfahrens bei historischen Fragestellungen immer beobachtbar bleibt. „Immer beobachtbar“ bedeutet Konstanz. Konstanz der Dinge drückt die Psychologie in dem aus, was Boesch und Eckensberger in der kulturvergleichenden Psychologie die „transkulturelle Invarianz psychologischer Konstrukte“ nennen (1969, 538 f.), die sich hier als „transzendente Invarianz“ einfüh-



ren läßt. Da die Vorstellung der Invarianz vorerst nur eine Setzung ist, muß sie geprüft werden, und dazu hat die Psychologie das Verfahren der Konstruktvalidierung entwickelt: Ein psychologisches Konstrukt ist dann als valide (gültig) anzusehen, wenn es möglichst repräsentativ erfaßt ist, d. h. wenn es bei verschiedenen Personen, bei gleichen Personen in verschiedenen Situationen, zu verschiedenen Zeitpunkten, bei verschiedenen Aufgaben, in verschiedenen Kulturen, in verschiedenen Epochen u. dgl. gemessen werden und wenn von den Messungen anhand bestimmter methodischer Richtlinien auf den gleichen Begriff geschlossen werden kann. Aus der Zielsetzung heraus, dem Konstrukt „Leistungsmotiv“ Allgemeingültigkeit bescheinigen zu können, wurden nach der Interpretation von Kornadt und Münkler (1971) die historischen Untersuchungen durchgeführt; in Anmerkung (2) wurde von dem positiven Ergebnis berichtet.

Daher kann *These (2)* lauten: Da die Zielsetzung der Psychologie ahistorisch ist, müssen ihre Ergebnisse ahistorisch ausfallen. Paradoxerweise werden damit historische Ereignisse anhand ahistorischer Begriffe beschrieben. Geschichtsschreibung erfolgt mit der Psychologie nicht nur in gegenwartsbezogenen, sondern auch, da die Theorien ahistorisch sind, in ahistorischen Begriffen.

Ein solches Verständnis der Zeitlosigkeit psychischer Sachverhalte fügt sich in eine Konzeption von Geschichtswissenschaft ein, die Schaff (1970) als Präsentismus abhandelt.

### 3.2. Psychologie und Präsentismus

Der Präsentismus versteht sich als Absage an eine Geschichtswissenschaft, die Geschichte als unparteiische Chronik des „so war es“ betreiben will. Da auch der Historiker — objektiv — den gesellschaftlichen Bedingungen unterworfen ist, ist zum einen eine interessenneutrale Geschichtsschreibung nicht nur unmöglich, sondern sie wäre — falls subjektiv für möglich erachtet — „Camouflage, um gewisse gesellschaftliche Ziele zu erreichen“ (110). So lautet denn auch die oberste These des Präsentismus, daß die Geschichte ein auf die Vergangenheit projiziertes Denken der Gegenwart sei, „was man so zu verstehen hat, daß die Interessen und Bedürfnisse von heute das Blickfeld und den Gesichtswinkel des Historikers determinieren“ (110). Damit ist auch das zweite Kennzeichen des Historismus widerlegt: Geschichte ist eine Konstruktion, die von den Bedürfnissen geleitet ist, und keine Chronik. Geschichte ist keine Chronik, die, als ob sie ohne Wirkung geblieben wäre, zu den Akten gelegt werden kann. „Die Geschichte muß urteilen und interpretieren“ (110). Geschichte dient wie jede menschliche Erfahrung dem Zweck, zu lernen, Fehler zu vermeiden und Erfolgreiches zu wiederholen. Soll aus der Geschichte gelernt werden, so muß sie in Begriffen dargestellt werden, die für die gesellschaftliche Praxis relevant sind. Der Präsentismus verfolgt also keine Erkenntnis-sammlung um ihrer selbst. Geschichte wird unter pragmatischen

Gesichtspunkten betrieben. Ihr Wahrheitskriterium heißt Nützlichkeit: „Wahr ist, was nützlich ist, in dem Sinne, daß es bestimmten Bedürfnissen und Interessen entspricht“ (113). Exemplarisch liest sich seine Grundhaltung so: Was ist zu gewinnen, wenn man sich vorstellt, daß Friedrich der Große aus verspätetem Gehorsam den Preußenstaat aufgebaut hat? Was ist gewonnen, wenn man darstellt, daß seit jeher wirtschaftliche Entwicklung und subjektive Lagebefindlichkeit den Fortschritt der Menschheit beeinflußt haben?

Wer im objektiven Bezugsrahmen (s. o.) argumentiert, wird in Fragen dieser Art *keinen Erkenntnisnutzen* wahrnehmen können. Da für ihn jede Gesellschaft die ihr nötigen Funktionen entwickelt, die sich dem Psychologen als Vorurteile, Erziehungspraktiken, Sozialcharaktere u. dgl. zu erkennen geben, kann ein Konzept, welches in einer konkret-historischen Situation entwickelt worden war, nicht unreflektiert auf eine andere Gesellschaft in einer anderen Zeit-epoche übertragen werden. Wer sich dem objektiven Bezugsrahmen verpflichtet fühlt, muß sich mithin dem Präsentismus verweigern.

Der Präsentismus verkürzt, indem er den Einwand des objektiven Wissenschaftlers nicht zur Kenntnis nimmt oder nehmen will, reale Geschichte zu Bewußtseinsgeschichte. Er setzt reale Geschichte mit dem Denken über und mit dem Konstruieren von Geschichte gleich. Im Denken „... verschwindet faktisch der objektiv historische Prozeß ... Das Denken wird souverän, die Frage nach der Übereinstimmung mit dem objektiven Prozeß, also das Problem der Objektivität der historischen Erkenntnis, fesselt ihre Aufmerksamkeit nicht“ (112). Der Präsentismus bezieht wie auch die Psychologie einen ausgeprägt agnostischen Standpunkt: Geschichte dort, Verhalten hier — beide werden nicht entdeckt oder erkannt, sondern konstruiert. Die Gegenwart wird konstruiert und mit einer konstruierten Gegenwart wird anschließend die Vergangenheit konstruiert.

Als Funktion des Zusammengehens von Psychologie und Präsentismus kann daher *These (3)* lauten: Psychologie und Präsentismus bauen ein Geschichtsbild auf, ein Bewußtsein von Geschichte, das mit Inhalten gefüllt wird, die von heute sind, die als historisch-objektive nicht belegbar sind, sondern als historische mit der Perspektive der Gegenwart konstruiert werden.

Ob sich die Psychologie allerdings der Erfordernisse, die ihr zur Rolle im Präsentismus verholfen haben könnten, bewußt ist, ist zu bezweifeln. Näher liegt die Vermutung, daß sie sich an historischen Fragen beteiligt oder in Zukunft häufiger beteiligen wird, weil sie sich ihnen methodisch gewachsen sieht. Psychologen definieren ihre Wissenschaft nicht vom Gegenstand her, sie definieren sie methodal. Sie forschen in dem Bewußtsein, wissenschaftlich zu sein dann, wenn sie die objektive Methodologie der Naturwissenschaften anwenden. „Im Zuge der Lösung der Psychologie von der Philosophie und ihrer gleichzeitigen Entwicklung zu einer empirischen Wissen-

schaft mußten zunächst nur alle die Fragenbereiche für den Forscher besonderen Anreiz haben, die sich mit dem methodischen Ansatz der Naturwissenschaften — vor allem der Physik — bearbeiten und lösen ließen. Allein, diese Entwicklung ist gerade wissenschaftlich sehr fragwürdig, denn sie impliziert ja, daß nicht die Methode nach dem Problem, der Fragestellung, entwickelt oder ausgesucht wird, sondern umgekehrt nur auf die Fragen bearbeitet werden, für die bereits Methoden vorhanden sind oder vorhandene Methoden nur angepaßt werden müssen. Willems (1967) zieht in diesem Zusammenhang einen boshaften Vergleich. Er meint, solches Vorgehen verlaufe nach dem ‚Gesetz des Hammers‘ (Boesch und Eckensberger 1969, 515).“ Das „Gesetz des Hammers“ besagt folgendes: Wenn man einem Kind einen Hammer in die Hand drückt, beginnt es alle Gegenstände zu beklopfen; den Hammer auszuprobieren, wird Lebensinhalt; die Welt wird nur noch als zu behämmernde wahrgenommen; das Werkzeug bestimmt das Weltbild und nicht umgekehrt: die Weltauffassung bestimmt, auf welche Gegenstände es sich lohnt einzuschlagen; der Hammer wird gegenstandsneutral.

Auch wenn der Vergleich „boshaft“ ist, der Psychologe verhält sich nicht anders als das Kind. Da seine wissenschaftliche Methode Werkzeug ist und sich der Psychologe in Ermangelung einer Gegenstandskonzeption an den Verwendungsmöglichkeiten seiner Methoden orientiert, wird diese seine Methode für ihn gegenstandsneutral, so daß mit ihr jeder Gegenstand untersucht werden kann, ohne daß die Gegenstandsadäquatheit der Methode theoretischen Vorüberlegungen zugeführt zu werden bräuchte. Er wendet seine Methode an, weil er mit ihr Erkenntnisse gewinnt. Daß er welche gewinnt, ist das Kriterium und nicht ihre Qualität, ihr Grad an Widerspiegelung der objektiven Realität, in unserem Kontext: der Geschichte. So löst Caplow die Revolutionen aus den verschiedensten historischen Kontexten, um sie in seiner Koalitionssprache ausdrücken zu können (s. o.), ohne jedoch diese Reduktion zu legitimieren; es sei denn, der oberflächliche Verweis, zu revolutionären Zeiten seien immer drei Gruppierungen zu beobachten gewesen, erfülle diese Funktion. — Daher versichert sich McClelland nicht, ob das Leistungsmotiv in der Vergangenheit psychisch repräsentiert war; ich komme darauf zurück. — Daher fragt Mitscherlich nicht nach den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen des Verhaltens von Friedrich dem Großen. Er prüft nicht, ob die Normen der Triebregelung, die seit den ersten Arbeiten Freuds bekannt geworden sind, bereits in der Vergangenheit institutionalisiert gewesen waren, so daß es jetzt möglich wird, die psychoanalytisch faßbaren Symptome mit den heute sich bewährenden Konstrukten zu erklären. Denn nur wenn feststünde, daß im preußischen Staat, für dessen Charakterisierung als autoritärer Friedrich der Große allerdings erst verantwortlich gemacht wird, jene Familienstruktur bereits gang und gäbe gewesen wäre, die bestimmte Gehorsamsnormen zu ihrem festen Inventar gezählt hätte, nur dann wäre der „verspätete Gehorsam“ zu diagnostizieren. Und diese Prüfung könnte möglich sein.

### 3.3. Die psychologische Analyse der Funktion des Präsentismus

Bis hierher mag die Funktion des ahistorischen Charakters der Ergebnisse: die Vergangenheit in der Terminologie gegenwärtig partial-gesellschaftlicher Interessen und Bedürfnisse darzustellen, in den Köpfen, dem Bewußtsein der Wissenschaftler repräsentiert sein. Für die Psychologie bleibt sie Mutmaßung solange, als sie ihre Wirkungsweise nicht am Individuum verankert sieht. So ist es gesellschaftstheoretisch zwar logisch festzustellen, daß in einer leistungsorientierten Gesellschaft das Konzept der Leistungsmotivation nicht nur entwickelt (s. Fußn. 3), sondern zusätzlich mit ihr die Vergangenheit beschrieben, gar erklärt wird; in diese Hypothese paßt dann auch der Hinweis, daß die Analyse nicht zufälligerweise bei den Urvätern der abendländischen Zivilisation, den alten Griechen, einsetzt.

Der Zusammenhang jedoch kann selbst wieder Ideologie werden, wenn nicht nachgewiesen ist, daß er in irgendeiner Ergebnungsweise das Bewußtsein derer erreicht hat, die von den Ergebnissen ahistorischer Geschichtsforschung Kenntnis erhalten (sollen).

Die Psychologie muß sich folgendes fragen: Wenn wissenschaftliche Aussagen dem Ideologie-Verdacht ausgesetzt sind, müssen es Aussagen sein, die sich als psychische Tatbestände manifestieren und die sich nach dem Grad ihrer Widerspiegelung der Realität beurteilen lassen. Unter „psychischer Manifestierung“ wird in diesem Kontext die Tatsache verstanden, daß die objektive Realität zu subjektiv verständlichen, d. h. von jedem an sich selbst erfahrbaren Termini übersetzt wird. Wie in Anmerkung [2] gezeigt, geschieht dies dadurch, daß die politischen und sozialen Vorgänge zu individuellen Erfahrungstatsachen reduziert werden und den Charakter des Letzten, nicht weiter Befragbaren erhalten (s. dazu auch Hahn 1968, 90 ff.). Die individuell erfahrbare Anschauung, die individuelle Betroffenheit und die eigenständige Einflußnahme werden so subjektiv zum Abbild der gesellschaftlichen Prozesse.

Wie in 1.1. dargelegt, wissen wir über die psychische Konstitution der Menschen vergangener Zeiten, mit der die polit-ökonomische Entwicklung individuell erfahrbar gemacht werden soll, wenig bis nichts. Diese Informationslücke wird von der Methodologie geschlossen und zwar dadurch, daß die psychischen Merkmale aus der heutigen Theorie deduziert und am Verhalten der Menschen der Vergangenheit für theoretisch möglich, wenn nicht ontisch gegeben angesehen werden.

Daher kann *These (4)* lauten: Die psychologische Theorie liefert das individuell Erfahrbare, wenn sie in der Geschichtswissenschaft angewandt wird.

Das individuell Erfahrbare wird einer Prüfung nach dem Grad seiner Widerspiegelung der objektiven Geschichte entzogen, weil der Präsentismus darauf verzichtet (s. o.) und er diesen Verzicht mit der Notwendigkeit begründet, daß Vergangenheit nur gegenwartsbezogen betrachtet werden könne bzw. aus pädagogischen Erwägungen heraus so betrachtet werden müsse.

Daher kann *These (5)* lauten: Die Psychologie vermittelt als D-Informationen diejenigen individuell erfahrbaren Bewußtseinsinhalte, mit denen sich der einzelne Geschichte für sich, von sich her begreiflich machen kann.

Dem ist so vor allem dann, wenn psychologische Aussagen im Kontext einer psychologisierenden Betrachtungsweise verbreitet und nicht in einen objektiven Bezugsrahmen eingebaut werden. Im ersten Fall wird — wie in Anmerkung [2] bereits dargestellt — Geschichte durch die individuell erfahrbaren Sachverhalte erklärt: Wenn sich für den theoretisch möglichen Grad an Leistungsmotivation Hinweise finden lassen und wenn sich ein Zusammenhang mit ökonomischen Indizes bestätigen läßt, dann wird die Vorstellung vom Leistungsmotiv in der Geschichte zur wirklichen, für das Verhalten wirksamen Motivation. So wird der wirtschaftliche Niedergang der Griechen u. a. durch ihr Verhalten erklärlich, weil es ab einem gewissen Stadium Zielstrebigkeit, die Auseinandersetzung mit Standards u. dgl. vermissen ließ.

Wenn somit festgestellt wird, daß psychische Inhalte deduziert werden und bewußtseinsbildende Funktionen übernehmen können, so muß gleichzeitig eingeräumt werden, daß von diesen Funktionen berechtigterweise nur dann gesprochen werden kann, wenn die psychischen Inhalte, die theoretisch vermuteten Ideologeme, diejenigen erreichen, deren Bewußtsein gezielt aufgebaut werden soll. Informationsmedien zur Vermittlung von Aussagen sind populärwissenschaftliche Zeitschriften, Fernsehsendungen, Abendschulkurse u. ä.

Obwohl über den Prozeß der Wirksamkeit wissenschaftlicher Veröffentlichungen wenig bekannt ist, läßt sich — von einigen lerntheoretischen Hypothesen und der Eigendynamik sozialwissenschaftlicher Gesetze (vor allem der self-fulfilling-prophecy) abgesehen — das, was Stegmüller (1969, 138 ff.) unter der Kategorie „pragmatische Erklärungs-begriffe“ zusammenfaßt, als Erklärungsmöglichkeiten für Wirksamkeit vermuten. Bei den pragmatischen Erklärungs-begriffen wird eine Relativierung der Aussage auf das Wissen, die intellektuellen Fähigkeiten, der Aufnahmekapazität usw. der beteiligten Personen vorgenommen. Die einfachste Vorstellung ist die dreistellige Relation: A erklärt B einen Sachverhalt; die nächst komplizierte: A (ein Wissenschaftler) erklärt B (einem Laien), der A wissenschaftsmäßig unterlegen ist, einen Sachverhalt (einen historischen Vorfall).

Eine pragmatische Erklärung wird in solchen Fällen diagnostiziert, in denen A eine *Mitteilung*, eine Beschreibung, abgeben möchte, die von B wider As Absicht *als Erklärung gedeutet* wird. Erleichtert werden Mißverständnisse dieser Art dann, wenn sich A nicht eindeutig genug ausdrückt. So vermeidet etwa Heckhausen in seiner Einschätzung der Untersuchungen McClellands, die Frage zu klären, ob die Leistungsmotivation die ökonomischen Verhältnisse erkläre oder ob in dem oft zitierten Zusammenhang lediglich eine zeitliche Reihenfolge festgehalten sei, die wegen der Fragwürdigkeit des

„post hoc, ergo propter hoc“-Prinzips nicht in eine Kausalfolge umgedacht werden könne.

Eine pragmatische Erklärung ist dann brauchbar, wenn sie von B verstanden wird und wenn sie trotz des Wissensgefälles zwischen A und B sachlich korrekt und adäquat ist (Passmore zit. nach Stegmüller 1969, 140). B hat Kontrolle nur über das Kriterium „Verständlichkeit“; eine Erklärung ist verständlich, wenn sie an der Person B bekannten Sachverhalten anknüpft. Im Kontext der Leistungsmotivation ist als Anknüpfungspunkt das Bewußtsein wohl eines jeden gegeben, daß wir in einer Leistungsgesellschaft leben, die von „Machern“ und „Schaffern“ „dynamisch“ und „kreativ“ verwaltet wird, wie die umgangssprachlichen Ausdrücke für den Bedeutungshof von Leistungsmotivation lauten. So ist der Boden für die ideologische Funktion in ihrer primitivsten, weil für alle verständlichen Gestalt bereitet: Die Vergangenheit wird leistungsthematisch dargestellt, um Geschichtsschreibung mit einem Appell verbinden zu können: Jeder möge sich leistungsorientiert verhalten, weil nur so dem Fortschritt der Menschheit, wie er sich z. Z. zum Wohl aller darstellt, auch fürderhin gedient werden könne — egal in welche Richtung und zu wessen Nutzen. Diese Aussage mag trivial erscheinen, weswegen sie dennoch wahr sein kann.

Daher kann *These (6)* lauten: Psychologie wird innerhalb des Präsentismus angewandt, um das individuell Erfahrbare zu induzieren für die Zielsetzung, Geschichte vom Individuum her erklären zu können.

Im gleichen Atemzug muß ihr *These (7)* entgegengesetzt werden: Es ist fraglich, ob die ideologischen Aussagen das angezielte individuelle Bewußtsein erreichen. Der Ideologieverdacht dem Präsentismus gegenüber ist empirisch fragwürdig, wenn auch logisch möglich.

Fast alle Momente der Behandlung der Ausgangsfrage, die in den beiden ersten Anmerkungen getrennt voneinander dargestellt wurden, scheinen sich somit zu einem einheitlichen System zusammenführen zu lassen: der Funktion von Wissenschaft in einer Klassengesellschaft. Die Integrationsarbeit, die in der dritten Anmerkung ansatzweise aufgenommen wurde, muß wegen der allzu geringen empirischen Grundlage für dieses Thema an anderer Stelle weiter vorangetrieben werden. Aus dem Wissen um die noch schwächige Beweiskraft heraus wurde daher eingangs auf den prophylaktischen Charakter dieses Beitrags verwiesen.

## Literatur

- Bitter, W. (Ed.) 1965. Massenwahn in Geschichte und Gegenwart. Stuttgart.
- Boesch, E. E., und L. Eckensberger, 1969. Methodische Probleme des interkulturellen Vergleichs. In: Graumann, C. F. (Ed.): Handbuch der Psychologie, Sozialpsychologie, Bd. 7/1. Göttingen. S. 515—566.

- Caplow, T. 1968. Two against one. Coalitions in triads. Englewood Cliffs.
- Fromm, E. 1970. Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie: Bemerkungen über Psychoanalyse und historischen Materialismus. In: Fromm, E. (Ed.): Analytische Sozialpsychologie und Gesellschaftstheorie. Frankfurt. S. 9—40 (orig. 1932).
- Grunberger, B. 1962. Der Antisemit und der Ödipuskomplex. *Psyche* 6, S. 255—272.
- Hahn, E. 1968. Historischer Materialismus und marxistische Soziologie. Berlin.
- Heckhausen, H. 1965. Leistungsmotivation. In: Thomae, H. (Ed.): *Handbuch der Psychologie, Allgemeine Psychologie: Motivation*, Bd. 2. Göttingen. S. 602—702.
- Herrmann, T. 1971. Über einige Einwände gegen die nomothetische Psychologie. *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 2, S. 123—149.
- Holsti, O. R., R. C. North, 1966. Comparative data from content analysis: Perceptions of hostility and economic variables in the 1914 crisis. In: Merritt, R. L., S. Rokkan (Ed.): *Comparing nations*. New Haven. S. 169—190.
- Holzkamp, K. 1972. *Kritische Psychologie*. Frankfurt.
- Kornadt, H.-J., C. Münkler, 1971. Leistungsmotivation. In: *Lexikon der Psychologie*. Freiburg. Bd. 2.
- Lasswell, H. D. 1960. *Psychopathology and politics*. New York.
- Lilley, S. 1948. Social aspects of the history of science. *Arch. Internat. d' Hist. Sci.* 2, S. 376—443.
- McClelland, D. C. 1961. *The achieving society*. New York.
- Mitscherlich, A. 1969. Könige sind archetypische Großväter. *Der Spiegel*, H. 4.
- Parsons, T. 1964. Systematische Theorie in der Soziologie. In: *Beiträge zur soziologischen Theorie*, Bd. 15. Neuwied.
- Reich, W. 1968. Zur Anwendung der Psychoanalyse in der Geschichtsforschung. In: Reich, W.: *Dialektischer Materialismus und Psychoanalyse*. Berlin (orig. 1927).
- Schaff, A. 1970. *Geschichte und Wahrheit*. Wien.
- Stegmüller, W. 1969. *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie*. Berlin.
- Thalheimer, A. 1927. *Einführung in den dialektischen Materialismus*. o. O.
- Wehler, H.-U. (Ed.) 1971. *Geschichte und Psychoanalyse*. Darin: *Zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Psychoanalyse* (orig. 1969). Köln.
- Wulff, E. 1969. Grundfragen transkultureller Psychiatrie. *Das Argument* 50, S. 226—260.

Hans Schleier

## Der traditionelle Historismus und die Strukturgeschichte

„Das neue Wort heißt Strukturgeschichte“<sup>1</sup>, verkündete die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ in ihrem Bericht über die Kölner Historikertagung vom April 1970 und kennzeichnete damit den gegenwärtigen Trend in der Geschichtsschreibung der BRD. Im Zuge der allgemeinen Umorientierung der Gesellschaftstheorien sind auch die Historiker seit einem Jahrzehnt in verstärktem Maße darum bemüht, das theoretisch-methodologische Arsenal der bürgerlichen Geschichtsforschung zu modernisieren. Denn nach einer treffenden Einschätzung von Albert Mirgeler<sup>2</sup> befindet sich das bürgerliche deutsche Geschichtsdenken und -schreiben seit den 1880er Jahren in einer „permanenten Krise“. Dieser Feststellung auf der Freiburger Historikerversammlung vom Oktober 1967 widersprach niemand, im Gegenteil, das „Dilemma“ — wie Knut Borchardt sagte<sup>3</sup> — wurde von mehreren Rednern ausdrücklich bekräftigt und zum Ausgangspunkt ihrer Debatten gemacht. Und der Verlauf des Kölner Historikertages war für Dirk Bavendamm Anlaß zu der Klage — gewissermaßen in fortissimo, aber keineswegs unrealistisch: „Die deutsche Historikerzunft plagt Existenzangst. Des eigenen Selbstverständnisses ungewiß, der erkenntnistheoretischen Grundlagen unsicher, über Forschungsziele und didaktische Methoden uneinig, sieht sie sich schon als Opfer fremder Mächte: der Sozialwissenschaften an den Universitäten, der Gemeinschaftskunde an den Schulen, einer Leistungsgesellschaft, der praktischer Nutzeffekt mehr gilt als kontem-

1 Gillesen, Günther, Nicht mehr im letzten Wagen. Der Historikertag in Köln, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7. 4. 1970.

2 Mirgeler, Albert, Staat, Nation, industrielle Gesellschaft und die Geschichtswissenschaft, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht (im folg. zit.: GWU), Jg. 19, 1968, H. 1, S. 21. — Diese Krise analysiert ausführlich und unter umfassenden Gesichtspunkten: Kon, I. S., Die Geschichtsphilosophie des 20. Jhs. Kritischer Abriss, Bd. 1, Berlin 1964, S. 7 ff.; vgl. auch: Kritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung, Handbuch, hrsg. v. Werner Berthold / Gerhard Lozek / Helmut Meier / Walter Schmidt, Köln 1970.

3 Bericht über die 27. Versammlung deutscher Historiker in Freiburg/Breisgau, 10.—15. Okt. 1967 (im folg. zit.: Bericht Freiburg), Stuttgart 1969, S. 21 (Beiheft zu GWU, 1969). — Zum Verlauf der Tagung vgl. auch: Becker, Gerhard, Historie in der Krise. Der westdeutsche Historikertag 1967 in Freiburg im Br., in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (im folg. zit.: ZfG), Jg. 16, 1968, H. 2, S. 206 ff.



plative Nabelschau, und einer stürmischen Jugend, die das Morgen über das Gestern stellt“<sup>4</sup>. Die umfassende Skala der Krisenerscheinungen, die von den Weltanschauungs- bis zu den schulischen Unterrichtsfragen reicht, ist damit angesprochen.

Auf der Suche nach den entscheidenden Ursachen dieser vielberufenen Krise der bürgerlichen Geschichtsforschung kann man nicht auf dem sozusagen inneren Hofe der Geschichtswissenschaft stehen bleiben, sind doch diese Ursachen letzten Endes politischer Natur. Sie sind ein Produkt der sich entfaltenden Klassenwidersprüche innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft und der 1917 einsetzenden weltgeschichtlichen Übergangsepoche mit ihrer Rückwirkung von der sozialistischen auf die kapitalistische Gesellschaft.

Diese politisch-ideologischen Antriebe sind auch die eigentliche Ursache für die „Explosion der Sozialwissenschaften“<sup>5</sup> und deren führende Rolle innerhalb der bürgerlichen Gesellschaftswissenschaften. Die Beweggründe, die derart auf eine „engagierte Wissenschaft“ drängen, hat schon 1962 der von der Geschichte zur Politologie übergewechselte Waldemar Besson in einer Offenheit enthüllt, die nichts zu wünschen übrig läßt. Die Gefährdung der kapitalistischen Welt von außen (durch die sog. totalitären Systeme) und von innen (durch eine „Strukturkrise der modernen Massendemokratie“) bedinge ein „neues Bedürfnis“ nach Wissenschaft, erfordere eine Ratio sozialwissenschaftlichen Denkens, um diesen Gefährdungen standhalten zu können. Die „engagierte Wissenschaft“ ist — Besson fährt hier den Vertretern „wertfreier“ Wissenschaft in die Parade — „elementar an einem sozialen Zustand interessiert“, d. h. eben dem des kapitalistischen Herrschaftssystems. Besson formulierte das auf seine Weise: „Wenn man in der freiheitlichen Demokratie das innere Organisationsprinzip der atlantischen Gemeinschaft sieht, dann wird die Sozialwissenschaft insgesamt gleichsam zur Hilfswissenschaft (sic!) der Demokratie werden müssen“<sup>6</sup>.

Sowohl Besson, der bis zu seinem plötzlichen Tod der CDU angehörte, als auch der sozialdemokratische Wirtschaftshistoriker Knut Borchardt stimmen trotz ihrer sonstigen politischen Divergenzen darin überein, daß die Sozialwissenschaften „ein im strengen Sinne des Wortes konservatives Element der jeweiligen Gesellschaft geworden sind“<sup>7</sup>. Besson schrieb, im gegenwärtigen Zeitalter gebe es „keinen spezifisch Konservativen mehr, nachdem die gesamte westliche Welt vor der ungeheuren Herausforderung des Totalitären wie der Revolution in Asien und Afrika konservativ geworden ist. Es geht in der westlichen Welt heute in erster Linie um das Erhalten

4 *Bavendamm, Dirk*, Treitschkes Zeiten sind vorbei. Geschichtswissenschaft, kritisch gemustert — Historikertag in Köln, in: *Die Welt*, 6. 4. 1970.

5 *Borchardt, Knut*, Wie gefährlich ist die Explosion der Sozialwissenschaften? in: *Die Welt*, 21. 10. 1967.

6 *Besson, Waldemar*, Engagierte Wissenschaft. Die Gegenwartsaufgaben der Sozialwissenschaft, Köln-Opladen 1962, S. 4 f., 11.

7 *Borchardt, Knut*, a.a.O.

und Bewahren“<sup>8</sup>. Daher betrachtet Besson auch die „engagierte Wissenschaft“ ohne Umschweife als eine Verbündete „der strukturell gefährdeten Staatsautorität“<sup>9</sup>! Und es ist durchaus keine Alternative dazu, wenn der Sozialdemokrat Borchardt die Aufgaben der Sozialwissenschaften folgendermaßen definiert: „Das sozialwissenschaftliche ‚Laboratorium‘ wird ausgebaut werden. ... Die menschliche Organisationsphantasie reicht nicht mehr aus, angesichts der Kompliziertheit der Sozialgebilde Sozialerfindungen gleichsam spontan zu konzipieren und durchzusetzen. Die Sozialwissenschaften treten in die Rolle der Grundlagenwissenschaften für gesteuerten sozialen Wandel, für Sozialtechnik, ein“<sup>10</sup>. Auch hier überwiegt das „konservative Element“, es ist mitnichten an einen revolutionären Schnitt gedacht, um die hundertfachen Mängel und unheilbaren Gebrechen der kapitalistischen Gesellschaft zu überwinden.

Die Historiker der BRD haben indes trotz des von ihnen gezeigten Engagements für den Bonner Staat mit der Entwicklung der Sozialwissenschaften und der geforderten Behandlung der Herrschafts-, Programmierungs- und Sozialtechniken nicht recht Schritt gehalten. Deshalb ist natürlich der gesellschaftliche Stellenwert der Historie im Vergleich zu den sozialwissenschaftlichen Disziplinen weiter gesunken. Das veranlaßte ein so maßgebliches großbürgerliches Blatt wie die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ erst wieder anlässlich des Kölner Historikertages zu der scharfen und zugespitzten Kritik: „Die Historie, so scheint es, ist eine ausgehöhlte, eine bedeutungslose Wissenschaft geworden. ... Wenn man Geschichte an ihrer öffentlichen Wirkung messen will, kann der gegenwärtige Zustand nur als desolat beschrieben werden“<sup>11</sup>. Daß dies für die bürgerlichen Historiker zu einer Existenzfrage geworden ist, beweisen die zahlreichen Erörterungen, die sich mit dem gesunkenen „Bildungswert“ der Geschichte in allen gesellschaftlichen Bereichen, dem sog. „Verlust der Geschichte“ (Alfred Heuß) beschäftigen. 1967 bekräftigte der gegenwärtige Vorsitzende des Historikerverbandes der BRD, Theodor Schieder, einmal mehr, daß man dies zwar als augenblicklichen Tatbestand zur Kenntnis nehmen müsse, aber sich damit auf die Dauer nicht abfinden könne. Nicht zufällig stellte er von den Wirkungen der Geschichtsschreibung, „politisches Erlebnis und politische Erziehung, literarische Bildung, philosophische Einsicht oder wissenschaftliche Erkenntnis“ zu vermitteln, die politische Funktion als erstrangige

<sup>8</sup> Besson, Waldemar, Zur gegenwärtigen Krise der deutschen Geschichtswissenschaft, in: Gesellschaft Staat Erziehung. Blätter für politische Bildung und Erziehung, Jg. 8, 1963, H. 3, S. 167.

<sup>9</sup> Derselbe, Engagierte Wissenschaft, a.a.O., S. 13. — Vgl. die grundsätzlichen Bemerkungen über die Funktion der bürgerlichen Historiker in der kapitalistischen Gesellschaft bei Engelberg, Ernst, Die deutsche bürgerliche Geschichtsschreibung zur Großen Sozialistischen Oktoberrevolution, Berlin 1967, S. 9 ff.

<sup>10</sup> Borchardt, Knut, a.a.O.

<sup>11</sup> Gillesen, Günther, a.a.O.

Aufgabe der Historiker voran, weil sie „wohl den beachtlichsten Wirkungsgrad in der Öffentlichkeit hervorruft“<sup>12</sup>.

Es fehlte, wie gesagt, den Historikern beileibe nicht am Bekenntnis zum Bonner Staat; aber die reaktionären politisch-historischen Traditionen, die im Bekenntnis zum preußisch-deutschen Machtstaat, zur risikvollen Weltmachtspolitik, zum Nationalismus und zum unverhüllten Antidemokratismus gipfelten, sind hartnäckig und erschwerten (nicht erst seitdem die SPD die Bundesregierung führt) die genügend schnelle Umstellung vor allem der älteren Generation auf die Erfordernisse moderner kapitalistischer, staatsmonopolistischer Herrschaftsformen und -methoden. Seitdem sich zahlreiche Historiker auf flexiblere politisch-ideologische Konzeptionen umstellten, ist auch die Geschichtsschreibung wieder maßgeblich, wie die sog. neue Ostpolitik demonstriert<sup>13</sup>, an der Ausarbeitung der politischen Strategie und der Meinungsbildung beteiligt. Doch die fortgesetzten Kritiken an der Historikerzunft durch tonangebende Gazetten zeigen, daß den herrschenden Kreisen diese Umstellung noch nicht ausreicht.

Das Hinterherhinken der Geschichte hinter den Sozialwissenschaften ist nicht nur politisch-ideologisch, sondern auch geschichtstheoretisch bedingt. Der altmodische Zuschnitt der idealistisch-reaktionären Historismus-Auffassung und der auf ihr beruhenden Methoden<sup>14</sup> stand in besonderem Maße der Einbeziehung nichtstaatlicher, gesellschaftlicher Strukturen und Triebkräfte in die Gesamtinterpretation des historischen Prozesses entgegen. Diese Einstellung war bekanntlich in dem ersten Jahrzehnt nach 1945 durch Meinecke, Gerhard Ritter, Walter Goetz, Hans Herzfeld, S. A. Kaehler, Walther Hofer und andere sogar noch einmal konserviert worden<sup>15</sup>.

12 *Schieder, Theodor*, Angewiesen auf zufällig Bewahrtes. Die Geschichte und die Sozialwissenschaften, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21. 11. 1967.

13 Vgl. Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas, Bd. 14/2, Berlin 1970, in dem Historiker aus der DDR, der UdSSR und der Volksrepublik Polen einen Überblick über die gegenwärtigen Konzeptionen und wichtige Institutionen der Ostforschung der BRD geben.

14 Es geht uns hier nicht um eine Polemik gegen den rationellen Kern des bürgerlichen Historismus, die Erkenntnis des Besonderen im Allgemeinen und die Rolle des Besonderen in der Geschichte, sondern wir wenden uns gegen die Verabsolutierung dieses Prinzips, die sich gegen den wissenschaftlichen Entwicklungsbegriff, gegen die Erkenntnis des gesetzmäßigen Zusammenhanges der historischen Erscheinung richtet. Zur Rolle des Historismus im Marxismus vgl. *Bobinska, Celina*, Historiker und historische Wahrheit. Zu erkenntnistheoretischen Problemen der Geschichtswissenschaft, Berlin 1967, bes. S. 156 ff.

15 Ausführlicher wird darauf eingegangen in: *Schleier, Hans*, Zum Verhältnis von Historismus, Strukturgeschichte und sozialwissenschaftlichen Methoden in der gegenwärtigen Geschichtsschreibung der BRD, in: *Probleme der Geschichtsmethodologie*. Hrsg. Ernst Engelberg, Berlin 1972, bes. S. 307 ff.

Der moderne Kapitalismus verlangt aber gewisse reale Erkenntnisse und Einsichten der gesellschaftlichen Kräfte sowohl innerhalb der einzelnen Staaten wie der Staatensysteme untereinander — auch in historischer Dimension. Eine idiographisch betriebene, rein individuell aufgefaßte Ereignisgeschichte, die noch dazu teilweise durch Intuition gewonnen wird, läßt sich nun einmal schwer mit einer Sehweise vereinbaren, auf die sich langfristige Strategien für die Klassenauseinandersetzungen und Steuerungsprogramme für die „Sozialtechnik“ gründen lassen. Ebenso war das agnostizistische und skeptizistische Geschichtsbild, das sich im bürgerlichen deutschen Historismus nach 1945 — in mehrfacher Reaktion auf den Faschismus — durchsetzte und noch vom Duisburger Historikertag 1962 sanktioniert wurde, jetzt nicht mehr gefragt. Gesucht wurde eine Perspektive für die kapitalistische Gesellschaft und eine Alternative zur sozialistischen Staatenwelt. Daher konnte sich die Lehre von der sog. Industriegesellschaft<sup>16</sup>, die ihren Ursprung in den Sozialwissenschaften der westlichen Staaten hat, seit Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre auch in der Geschichtsschreibung überraschend schnell durchsetzen.

Analog dazu wird der Ausweg aus der Krise auf dem Gebiete der Geschichtstheorie und der historischen Methoden in einer verstärkten Hinwendung zur Struktur- bzw. Sozialgeschichte sowie in der Übernahme soziologischer bzw. sozialwissenschaftlicher Methoden gesucht. 1967 verkündete Theodor Schieder den in Freiburg versammelten Historikern: „Die vielfältig differenzierten Bemühungen der Geschichtswissenschaft, die in Form, Tendenz und Antrieben divergieren, werden nicht mehr durch den Historismus zusammengehalten. . . . Der Historismus in seiner alten Form ist untergegangen“<sup>17</sup>. Auf der Kölner Historikertagung wurde dieser Entwicklungstrend ausdrücklich bestätigt und darauf hingewiesen: „Bloße Verlaufsgeschichte . . . führe nur dazu, daß die Geschichte in der lächerlichen Rolle des letzten Wagens im Zug der anderen Sozialwissenschaften bleibe“<sup>18</sup>.

Gegenwärtig ist diejenige Richtung, die den traditionellen Historismus gewissermaßen modernisieren will, eindeutig tonangebend. Daneben hält jedoch eine Strömung unverwandt an der alten Historismus-Auffassung fest. Doch fällt auf, daß die in den 50er Jahren noch häufigen Polemiken gegen besagte Modernisierung der bürgerlichen Geschichtsschreibung stark zurückgegangen sind. Man sollte aber andererseits nicht übersehen, daß beispielsweise auf der Freiburger Historikerversammlung noch mehrere Universitätsprofessoren demonstrativ aussprachen, sich lieber am „Lagerfeuer“ der Ge-

16 Vgl. hierzu *Lozek, Gerhard/Syrbe, Horst, Geschichtsschreibung contra Geschichte*, Berlin 1964, S. 89 ff.; *Rose, Günther, „Industriegesellschaft“ und Konvergenztheorie. Genesis, Strukturen, Funktionen*, Berlin 1971.

17 *Bericht Freiburg*, S. 19.

18 Zit. nach *Gillesen, Günther*, a.a.O.

schehendardarstellung niederlassen zu wollen als an der trockenen „Ölheizung“ strukturgeschichtlicher Vergleiche<sup>19</sup>!

Zu den Mentoren der modernen Richtung zählen vor allem Otto Brunner, Theodor Schieder, Werner Conze, Karl Bosl, Fritz Wagner, unterstützt von Hans Rothfels, Dietrich Gerhard, Gerhard Oestreich, Friedrich Lütge, Waldemar Besson, Hans Mommsen und zahlreichen anderen. Seit dem Freiburger Historikertag 1967 ist besonders augenfällig, daß die genannten Historiker durch eine vornehmlich jüngere Generation unterstützt werden, die teilweise über deren Ziel- und Problemstellungen noch erheblich hinausgreift. So kam es bereits in Freiburg zu deutlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen der — sagen wir: — verhalten reformerischen und der stark sozialwissenschaftlich orientierten Strömung innerhalb der modernen Richtung. Letztere, getragen von flexibleren Gesellschaftskonzeptionen, praktiziert eine entschiedenere Kritik am traditionellen Historismus und setzt sich für eine weitergehende Übernahme sozialwissenschaftlicher Theoreme und Verfahren in die Geschichtsforschung ein. Sie orientiert sich in starkem Maße an den entsprechenden Tendenzen in den USA und anderen westlichen Staaten. Außer den bereits genannten Knut Borchardt, Werner Conze, Hans Mommsen traten in diesem Sinne hervor: Karl Erich Born, Dietrich Geyer, Reinhart Koselleck, Hans Maier, Ernst Nolte, Thomas Nipperdey, Rudolf Vierhaus, Hans-Ulrich Wehler, Reinhard Wittram, Hans Günter Zmarzik und andere.

Man muß natürlich beachten, daß diese Unterscheidung sich hauptsächlich auf die geschichtstheoretisch-methodischen Ansichten bezieht, das heißt für die anderen Strukturelemente der Geschichtsschreibung, also die historisch-politische Konzeption und das Geschichtsbild<sup>20</sup>, nur in bedingtem Maße zuzutreffen braucht. So beinhaltet z. B. das Bekenntnis zum traditionellen Historismus nicht in jedem Falle auch eine politisch besonders aggressive, autoritäre oder revanchistische Position, sie kann durchaus (wie z. B. im Falle Alfred Heuß) mit einer kontemplativen Haltung verbunden sein. Andererseits sind aber auch strukturgeschichtliche und sozialwissenschaftliche Vorstellungen an sich noch kein Beweis für eine politisch progressive Haltung, wie die bereits erwähnten politischen Demonstrationen für das kapitalistische Establishment, sei es auf Bessons oder Borchardts Weise, zum Ausdruck brachten.

Eine auffallende Tendenz der letzten Jahre ist die wachsende Kritik bzw. Teilkritik am traditionellen Historismus, die in zahlreichen Abhandlungen zur Geschichte der deutschen Geschichtsschreibung geübt wird. Während die gemäßigttere Strömung vornehmlich die sog. Einseitigkeiten des reaktionären Historismus anerkennt und ihn durch Struktur- bzw. Sozialgeschichte „ergänzen“ bzw. modifizieren will, erhebt die weitergehende Strömung sogar

19 Bericht Freiburg, S. 42.

20 Vgl. hierzu *Kritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung*, a.a.O., S. 18 ff.

die Forderung, „daß die Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft neu geschrieben werden muß. Dabei kann es nicht mehr nur um die Behandlung einzelner historischer Werke und historiographischer Vorgänge gehen, sondern auch und vor allem um die Analyse der Gesamtentwicklung. Auch eine vorwiegend geistes- und ideengeschichtliche oder institutionengeschichtliche Betrachtungsweise genügt nicht mehr. Zu fragen ist vielmehr nach der Abhängigkeit der Geschichtswissenschaft von der allgemeinen kulturellen und sozialen Entwicklung . . .“<sup>21</sup>. So sehr man dieser Forderung von Rudolf Vierhaus, oberflächlich betrachtet, zustimmen kann, werden wir noch zu prüfen haben, ob die von Vierhaus diesen Bestrebungen zugrundegelegte Konzeption, die Lehre von der Industriegesellschaft, dafür tragfähig ist, wieweit sich erkenntnistheoretisch und geschichtsmethodologisch die moderne Richtung von dem kritisierten Historismus unterscheidet.

Es können im folgenden diejenigen Punkte nur aufgezählt werden, die man als Mängel an dem traditionellen Historismus herausstellt. Darunter befinden sich zahlreiche nur zu berechnete Ausstellungen. Da ist erstens die einseitige Ausrichtung des Historismus auf die Dimensionen der Staaten- und Personengeschichte, auf politische, Rechts- und Kirchengeschichte, während die Wirtschaft und die Sphäre der Gesellschaft vernachlässigt oder lediglich als „Hintergrund“ der „eigentlichen“ historischen Geschehnisse angesehen wurden. Entsprechend wird heute das methodologische Reservoir der sog. politischen Geschichte als unzureichend eingeschätzt. Die Mißachtung der gesellschaftlichen Strukturen habe zu einer „Situationsdeterminiertheit“ geführt.

Zweitens wird die dem reaktionären Historismus zugrunde liegende „Verstehenslehre“ kritisiert, weil sie vor allem auf die Intuition des Geschichtsschreibers und die Selbstausslegung der Handlungen ausgerichtet gewesen sei. In ihrer Abneigung gegen die Geschichtsphilosophie und den Soziologismus habe sich die ältere Geschichtsschreibung zu ausschließlich auf die Deskription und die Anschaulichkeit der Schilderung beschränkt und sei geradezu von einer „Angst“ besessen gewesen, „auf Begriffe zu kommen“<sup>22</sup>! Hierunter werden vor allem Strukturbegriffe verstanden. Wehler hegt sogar generelle Zweifel, ob der Verstehens-Begriff „strengen wissenschaftstheoretischen Ansprüchen weiterhin voll genügen kann“. Wegen seiner „individualistischen Zuspitzung“ habe er „zudem zum Verständnis von Kollektivphänomenen insgesamt nicht nur wenig beigetragen, sondern trotz Droysens Betonung der ‚sittlichen Mächte‘ oft geradezu deren historische Erfassung gehemmt“<sup>23</sup>.

21 *Bericht Freiburg*, S. 23.

22 *Nipperdey, Thomas*, Bemerkungen zum Problem einer historischen Anthropologie, in: *Die Philosophie und die Wissenschaften*. Simon Moser zum 65. Geb., Meisenheim/Glan 1967, S. 353.

23 *Wehler, Hans-Ulrich*, Zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Psychoanalyse, in: *HZ*, Bd. 208, 1969, H. 3, S. 533 ff.

Drittens wird die Auseinanderentwicklung, die im 19. Jahrhundert zwischen der Geschichte und anderen Gesellschaftswissenschaften einsetzte, bedauert sowie als Abkapselung und Verarmung der Fragestellung und Erkenntnisse vorangegangener historischer Forschungen gewertet. Darüber hinaus wird negativ vermerkt, daß neben der politischen und Ideengeschichte solche Zweige wie die Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte nur eine Sonderentwicklung nehmen konnten und ihnen daher in der Gesamtinterpretation des historischen Prozesses nur eine bescheidene Nebenrolle zukam. Trifft diese Kritik durchaus zu, wird doch die Pionierrolle der modernen Richtung, das „absolute Neuland“, auf dem man sich sozialgeschichtlich bewege, nicht selten stark überzogen, die bisherigen Ergebnisse der bürgerlichen deutschen Wirtschafts- und Kulturgeschichte werden dabei oft unterschätzt, nicht zu reden davon, daß man die marxistische deutsche Geschichtswissenschaft meist ungebührlich vernachlässigt.

Viertens: Eine weitere Teilkritik am Historismus zielt dahin, daß er sich etwa seit der Jahrhundertwende in starkem Maße zur Geistesgeschichte verengt und dadurch noch stärker von den ökonomischen und sozialen Tendenzen des Industriezeitalters und der Mittel zu seiner Erforschung abgewendet habe. In diesem Zusammenhang wurde auf dem Freiburger Historikerkongreß sogar die Rolle Friedrich Meineckes offen kritisiert, was bisher in der Einschätzung der Geschichte der Geschichtsschreibung großen Seltenheitswert besaß.

Die Debatten auf dem Freiburger Historikerkongreß offenbarten aber auch, daß man sich vorerst nicht in der Beurteilung der Geschichte der Geschichtsschreibung und des Historismus einigen kann. Ebenso uneinig ist man sich gegenwärtig auch darüber, inwieweit die Elemente des idealistischen Historismus „modernisiert“ werden können und sollen. Wir wollen uns im folgenden aber nicht den Differenzen innerhalb der modernen Richtung, sondern dem Verhältnis von Strukturgeschichte und reaktionärem Historismus zuwenden. Damit glauben wir auch einige wesentliche Seiten der Strukturgeschichte zu charakterisieren.

Zunächst wird von allen Vertretern der modernen Strukturgeschichte, auch von denjenigen, die verbal am weitesten in der Teilkritik am Historismus und seiner subjektivistischen Verstehenslehre gehen, übereinstimmend betont, daß man am „Grundprinzip der Individualität“<sup>24</sup>, wie Thomas Nipperdey sagt, festhalte. Theodor Schieder erklärt apodiktisch, „daß die individuelle Struktur des historischen Geschehens eine durch die Wirklichkeit des historischen Erkenntnisobjekts gegebene Grundtatsache ist. . . . Wer dies bestreitet, hat einfach die Aufgaben der historischen Forschung nicht begriffen“<sup>25</sup>. Historische Persönlichkeiten sind nach Schieders Auffas-

24 Nipperdey, Thomas, Kulturgeschichte, Sozialgeschichte, historische Anthropologie, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 55, 1968, H. 2, S. 147.

25 Schieder, Theodor, Geschichte als Wissenschaft. Eine Einführung, 2., überarb. Aufl., München—Wien 1968, S. 151.

sung auch in der Lage, historische Strukturen zu verändern, ja zu zerstören: „... Der schöpferische Mensch in der Geschichte stößt über Interessengebundenheit hinaus und setzt sich durch Gestaltung der ihn als Stoff bedingenden Materie frei“<sup>26</sup>. Dies Argument dient vor allem dazu, die Dialektik des Allgemeinen und Besonderen im historischen Geschehen einzuengen und eine primäre Rolle des Besonderen, der einzelnen gegenüber den sozialen Strukturen zu postulieren.

Auch Hans-Ulrich Wehler, der sich von allen wohl am stärksten dafür einsetzte, die „gesellschaftlich-politischen Antriebskräfte, ja Zwänge“ der historischen Entwicklung anstelle der „individuellen Motive“ in das „Zentrum des Interesses“ zu rücken<sup>27</sup>, betont ausdrücklich, daß die von ihm empfohlene Betrachtungsweise „intuitives Nachempfinden“ und „Einfühlungsvermögen“ als „Werkzeug des Historikers“ nicht unentbehrlich mache. Die von ihm besonders angepriesenen neuen Verfahrensweisen sollen „die bisher entwickelte Verstehenslehre keineswegs verdrängen, wohl aber dort partiell ergänzen, wo sie für ein bestimmtes Forschungsfeld bewährte Theorien und Untersuchungstechniken zur Verfügung stellen können. Sie geben einige zusätzliche und manchmal bessere Erklärungsmöglichkeiten, bieten aber keineswegs Ersatz für alle anderen“<sup>28</sup>. Karl Bosl hat die irrationalistischen Konsequenzen einer derartigen Haltung offen ausgesprochen: „... Geschichte grenzt darum weiter einen bedeutenden Bereich der Imponderabilia aus, die sich rationaler und methodischer Diagnose entziehen, deren Schleier sie nur dann und wann lüften kann...“<sup>29</sup>.

Aus dem beibehaltenen Individualitätsprinzip ergibt sich, daß es in eklektischer Weise nach wie vor dem Ermessensspielraum des einzelnen Historikers überlassen bleibt, welche von diesen modernen Verfahrensweisen er dem jeweiligen Forschungsgegenstand für angemessen erachtet und auf welche Art er sie mit den individualisierenden Auffassungen kombiniert.

Etwas ähnliches gilt für die Definition des Strukturbegriffes. Es ist überdies charakteristisch für die Situation, daß eine verbindliche und allgemein anerkannte Definition über den Begriff der historischen Struktur und der Strukturgeschichte noch immer fehlt<sup>30</sup>. Auch eine exakte Abgrenzung der Begriffe Struktur- und Sozialgeschichte ist

26 Ebenda, S. 60.

27 Wehler, Hans-Ulrich, *Psychoanalyse*, a.a.O., S. 549.

28 Ebenda, S. 537.

29 Bosl, Karl, *Geschichte und Soziologie. Grundfragen ihrer Begegnung*, in: *Logik der Sozialwissenschaften*, hrsg. v. Ernst Topitsch, Köln—Berlin 1965, S. 491.

30 Zu demselben Ergebnis kommt auch Zwahr, Hartmut, *Die Struktur des sich als Klasse konstituierenden Proletariats als Gegenstand der historischen Forschung*, in: *Probleme der Geschichtsmethodologie*, a.a.O., S. 242 ff. — Vgl. zum marxistischen Strukturbegriff: Küttler, Wolfgang/Lozek, Gerhard, *Die historische Gesetzmäßigkeit der Gesellschaftsformationen als Dialektik von Ereignis, Struktur und Entwicklung*, in: *ZfG*, Jg. 18, 1970, H. 9, S. 1117 ff.



nicht zu finden. Des öfteren wird der Gegenstand der Sozialgeschichte in der Erforschung der sozialen Strukturen gesehen<sup>31</sup>. Häufig werden beide Begriffe synonym gebraucht. Eine der verbreitetsten Definitionen der Strukturgeschichte stammt von Theodor Schieder. Dieser weitete den Begriff der Struktur in einer Weise aus, daß ihm die objektive, d. h. die auf materiellen Erscheinungen basierende und sozialökonomisch bestimmte Bedingtheit verlorengeht. An die Stelle der grundlegenden Sozialstruktur, die das jeweilige historische Gesellschaftssystem bestimmt und in dialektischer Einheit die Vielheit der sozialen Beziehungen und Wechselwirkungen zusammenfaßt, tritt ein Pluralismus von sozialen, politischen, geistigen und nationalen, von räumlichen und zeitlichen Strukturen, ein Pluralismus, in dem die althergebrachten Faktoren individueller und ideeller Natur weiterhin ein großes Gewicht besitzen<sup>32</sup>. In diesem Sinne folgert Schieder denn auch, „daß historische Epochen nicht einfach aus ihrer sozialen Verfassung abzuleiten sind, sondern eine besondere geistige Struktur zeigen, deren Züge der Historiker von jeher unter dem Begriff des Zeitgeistes zu fassen versucht hat“<sup>33</sup>. Nun hat aber, muß man einwenden, gerade die Interpretation des sog. Zeitgeistes von jeher auf einer weitgehenden Negierung der Sozialstruktur und der nur auf Grund ihrer Kenntnis exakt zu erfassenden Klassenkämpfe beruht. Doch kommt es in unserem Zusammenhang gerade darauf an, die primäre Rolle der Sozialstruktur für die exakte Bestimmung und Einordnung aller übrigen Teilstrukturen zu erfassen.

Der Pluralismus in Schieders idealistischen Version kommt noch drastischer in der Einordnung der Strukturgeschichte in die historische Gesamtkonzeption zum Ausdruck, einer Einordnung, durch die der Vorrang der sogenannten Ereignisgeschichte erhalten bleibt und der Einfluß der sozialökonomischen Sphäre entscheidend abgeschwächt wird. Schieder geht nicht davon aus, daß die Sozialstruktur jeweils ein in dialektischer Einheit verbundenes System sozialer Beziehungen und Wechselwirkungen zur politischen Geschichte bildet, sondern er setzt die qualitative Eigenständigkeit und Dynamik der Strukturen und der Ereignisse voraus. Demzufolge wenden sich seiner Ansicht nach Ereignis- bzw. Strukturgeschichte verschiedenen Bereichen des historischen Geschehens zu, wobei die Ereignisgeschichte „eine oberste Region der Geschichte, in der Einzelne Ergebnisse bewirken“, behandle, und die Strukturgeschichte sich einer „unteren“ Region widme, „in der sich diese Ereignisse in die Tiefe auswirken oder sie unbewegt lassen“<sup>34</sup>. Damit ist natürlich das Prinzip des

31 Z. B. Conze, Werner, Sozialgeschichte, in: *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, hrsg. v. H.-U. Wehler, Köln 1966, S. 19, 23 ff.; Mommsen, Hans, Sozialgeschichte, in: ebenda, S. 33.

32 Schieder, Theodor, Strukturen und Persönlichkeiten in der Geschichte, in: *HZ*, Bd. 195, 1962, H. 2, S. 279. (Dieser Artikel ist kaum verändert übernommen in den Band „Geschichte als Wissenschaft“, a.a.O.)

33 Ebenda, S. 279.

34 Ebenda, S. 296.

reaktionären Historismus von der Rolle der großen Persönlichkeiten nur eingeschränkt, nicht aber aufgegeben.

Auch Historiker wie Conze, Wittram oder Wehler, die in der Sozialgeschichte im Unterschied zu Schieder oder auch Brunner mehr als lediglich eine Betrachtungsweise in dieser beschränkten Art sehen, die in Form und Darstellung soziale und politische Geschichte verbinden wollen, fußen auf der, wie sie sagen, „prinzipiellen Offenheit“ der Methodologie. Sie erstreben daher nicht mehr als eine, um mit Wehler zu reden, „unter anderem auch (sic!) soziale Interpretation des gesamtgeschichtlichen Prozesses“, die „ohne jeden Kausalmonismus oder irgendwelche Kausalprioritäten gleichberechtigt neben eine politische, ideengeschichtliche oder ökonomische Interpretation“ treten solle<sup>35</sup>. Wie sich die einzelnen Elemente dieser pluralistischen Methode, die verschiedenen Interpretationsweisen jeweils integrieren, welche Zusammenhänge man durch sie kombinieren oder auch zerreißen kann, das bleibt weiterhin dem subjektiven Erkenntnisvermögen überlassen. Es geht im Grunde um eine Polemik gegen die zentrale Kategorie des historischen Materialismus, die auf der Erkenntnis historischer Entwicklungsstufen (ökonomischer Gesellschaftsformationen) beruht, die jeweils durch bestimmte Produktionsverhältnisse charakterisiert werden. Ein flacher Ökonomismus oder Kausalmonismus, wie man dem historischen Materialismus immer wieder vorwirft, ist das nicht. Denn schon Marx und Engels haben immer nur von der *letztlich* bestimmenden sozialökonomischen Grundlage des historischen Entwicklungsprozesses gesprochen. Sie führten keineswegs alle Erscheinungen des politischen Geschehens, des politischen und ideellen Überbaus direkt auf die sozialökonomische Basis zurück, sondern sie erfaßten mit dem Klassenkampf das entscheidende Mittelglied, die geschichtliche Triebkraft der Klassengesellschaften, das dem Historiker ein äußerst differenziertes methodologisches Instrumentarium in die Hand gibt.

Auch mit dieser Einordnung der Struktur- oder Sozialgeschichte sind die Mängel des traditionellen Historismus keineswegs überwunden. Das wird vielleicht noch deutlicher, wenn man einige weitere, mit der Strukturgeschichte verbundene theoretisch-methodologische Fragen und Problemkomplexe betrachtet.

1. Die Strukturgeschichte wird im bewußten Gegensatz zum historischen Materialismus, den sie vorrangig bekämpfen will<sup>36</sup>, und in

<sup>35</sup> Wehler, *Hans-Ulrich*, Einleitung zu: *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, a.a.O., S. 13 f. Dies wird zudem noch als zukünftige, gegenwärtig noch nicht verwirklichte Aufgabe verstanden.

<sup>36</sup> Wolfgang J. Mommsen glaubt mit der modernen Sozialgeschichte das Mittel gefunden zu haben, um der „Herausforderung der Geschichtsschreibung der kommunistischen Welt erfolgreich entgegenzutreten (zu können“ (*Geschichte*, hrsg. von W. Besson, Frankfurt/M. 1969, S. 102). Und Theodor Schieder gedachte mit der Lehre von der Industriegesellschaft einen Standort zu gewinnen, „von dem aus sich der historische Mate-

Anlehnung an die moderne bürgerliche Philosophie auf den Pluralismus gegründet. Dabei setzt man voraus: „Der Geschichtsverlauf ist so komplex, daß keine einzige Methode ihm ganz gerecht wird“<sup>37</sup>. Bosl versuchte das auch „anthropologisch“ zu begründen: „Pluralismus in Vielheit ist entsprechend der Grundanlage des Menschen viel naturgemäßer als Einheit, Kosmos.“ Was bedeutet dies für die historische Erkenntnis? Bosl folgert, „daß die Gültigkeit jeder historischen Erkenntnis und Aussage auf ihren eigentümlichen geschichtlich-statistischen Ort festgelegt ist, daß sie zwingend nur für den konkreten Gegenstand und seine Problematik, für die allgemeine Wahrheitserkenntnis aber nur statistisch vergleich- und deutbar ist“<sup>38</sup>.

Obwohl man ausdrücklich und im Widerspruch zur Historismus-Auffassung auch das „Erklären“, die Erkenntnis historischer Strukturen und gewisser Regelmäßigkeiten als legitime Methoden des Historikers anerkennt und gewissermaßen als Nachholbedarf für besonders dringlich ansieht, an dem „Verstehen“, so zeigt der Methodenpluralismus, wird weiterhin festgehalten. Damit können aber gerade die idiographischen, individualistischen, intuitiv-irrationalistischen Elemente des traditionellen Geschichtsdenkens nicht entscheidend korrigiert werden.

Theodor Schieder hält denn auch die „Abbildungstheorie“ allein für unzureichend. Der Historiker sei zwar an das Objekt der Erkenntnis gebunden, er sei zugleich aber auch „Erschaffer“, er schaffe Vorstellungen von einer Vergangenheit aus den Überresten der Vergangenheit. Das hat Auswirkungen sowohl auf die Methode als auch das Ergebnis, das Produkt der historischen Erkenntnis. Deshalb, so schließt Schieder, gebe es „kein endgültiges Bild der Geschichte, sondern immer nur ein stets wechselndes...“<sup>39</sup>. Dieser Subjektivismus historischer Deutungen, noch immer eng mit dem Historismus verhaftet, setzt sich über die Objektivität des gesellschaftlichen Seins hinweg, obwohl gerade die Erkenntnis der objektiven, gesetzmäßigen Struktur- und Entwicklungszusammenhänge ihre adäquate Widerspiegelung, die zunehmend umfassendere und exaktere Erfassung des historischen Prozesses ermöglicht. Die durch den Pluralismus hervorgerufene Buntscheckigkeit und natürlich auch Unsicherheit sowohl der Theorie als auch der Methoden suchte Waldemar Besson durch eine kuriose Theorie zu legitimieren. Da nach seiner Ansicht eine wesentliche Identität von Subjekt und Objekt in der historischen Erkenntnis besteht, widersprächen sich verschiedene Deutun-

realismus mit seinen eigenen Waffen schlagen läßt“ (*Schieder, Theodor, Grundfragen der neueren deutschen Geschichte. Zum Problem der historischen Urteilsbildung, in: HZ, Bd. 192, 1961, H. 1, S. 3*).

37 *Wittram, Reinhard, Anspruch und Fragwürdigkeit der Geschichte. Sechs Vorlesungen zur Methodik der Geschichtswissenschaft und zur Ortsbestimmung der Historie, Göttingen 1969, S. 59.*

38 *Bosl, Karl, Pluralismus und pluralistische Gesellschaft. Bauprinzip, Zerfallserscheinung, Mode, München—Salzburg 1967, S. 24, 19.*

39 *Schieder, Theodor, Geschichte als Wissenschaft, a.a.O., S. 35 f.*

gen derselben Sache nicht, sondern umkreisten den historischen Gehalt nur von verschiedenen Standpunkten, bildeten zusammen eine „Hierarchie der Tiefendimensionen“<sup>40</sup>!

2. Mit dem Historismus verbindet die Strukturgeschichte auch die traditionelle Frontstellung gegen die Existenz und Erkenntnismöglichkeit gesellschaftlicher bzw. historischer Gesetze, damit zusammenhängend auch gegen den Begriff des historischen Fortschritts<sup>41</sup>. Strukturen und historische Typen, Idealtypen usw. gelten weiterhin (wie schon bei Max Weber) lediglich als heuristische Kategorien<sup>42</sup>.

Das trifft auch auf diejenigen Historiker zu, die auf eine relativ weitgehende Berücksichtigung des Sozialen neben dem Politischen drängen, weil sie erkannt haben, daß „tatsächlich gesellschaftliche und ökonomisch-technologische Entwicklungen in hohem Maße die treibende Ursache der Veränderungen sind“<sup>43</sup>. Da man aber weiterhin leugnet, daß sich Geschichte als ein naturhistorischer, einheitlicher dialektischer Prozeß in einem gesetzmäßigen Zusammenhang vollzieht, ist man gezwungen, anstelle „allumfassender Theorien des sozialen Wandels“, wie Wehler einmal sagte, „begrenzte, aber dafür überschaubarere und verifizierbare Theorien in die Sozialgeschichte einzuführen“<sup>44</sup>. Aus der Not eine Tugend machend, hebt der mit Wehler in vielen Ansichten übereinstimmende Thomas Nipperdey als neuen Trend (der im Grunde der alte des Historismus ist) lobend hervor, „daß die begriffliche Analyse im allgemeinen nicht mehr intendiert, einen systematischen Gang der Weltgeschichte oder geschichtlicher Gesetzmäßigkeiten zu konstruieren und damit das Individualitätsprinzip als Bindung des geschichtlichen Phänomens an Zeit und Ort aufzulösen“<sup>45</sup>.

Ohne Widerspruch zu erregen, bezeichnete in diesem Sinne Alfred Heuß auf dem Freiburger Historikerkongreß die Weltgeschichte als eine „zutiefst fragwürdige Größe . . . Wer glaubt heute eigentlich noch an ‚Weltgeschichte‘ im Sinne eines präzisen wissenschaftlichen Begriffes“<sup>46</sup>?

Aus politischen Gründen bedarf aber dieser grundsätzliche Skeptizismus der Ergänzung durch besagte „begrenzte Theorien“, durch

40 Besson, Waldemar, Zur gegenwärtigen Krise . . . , a.a.O., S. 158.

41 Vgl. hierzu Bollhagen, Peter, Gesetzmäßigkeit und Gesellschaft. Zur Theorie gesellschaftlicher Gesetze, Berlin 1967; Müller, Werner, Gesellschaft und Fortschritt. Eine philosophische Untersuchung, Berlin 1966; Klaus, Georg / Schulze, Hans, Sinn, Gesetz und Fortschritt in der Geschichte, Berlin 1967.

42 Vgl. Korf, Gertraud, Der Idealtypus Max Webers und die historisch-gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Jg. 12, 1964, H. 11, S. 1328 ff.

43 Wehler, Hans-Ulrich, Einleitung, a.a.O., S. 14.

44 Moderne deutsche Sozialgeschichte, S. 285, Vorbemerkung des Hrsgs. zu Abschnitt VI.

45 Nipperdey, Thomas, Anthropologie, a.a.O., S. 361.

46 Heuß, Alfred, Möglichkeiten einer Weltgeschichte heute, in: Zur Theorie der Weltgeschichte, Berlin 1968, S. 1.

praktisch handhabbare historische Leitbilder und Perspektiven. Am Schema der „Industriegesellschaft“ kommt das deutlich zum Ausdruck. Einerseits wird damit der Spielraum nicht überschritten, über den hinaus historische Erkenntnisse über den weltgeschichtlichen Prozeß und seine Gesetzmäßigkeiten in der gegenwärtigen weltgeschichtlichen Übergangsepoche für die kapitalistische Gesellschaft gefährlich werden, andererseits versucht die Lehre von der „Industriegesellschaft“ eine Scheinperspektive für den staatsmonopolistischen Kapitalismus aufzurichten. Unter Umgehung der Erkenntnis der objektiven historischen Entwicklungsstufen, die auf der zentralen Kategorie der ökonomischen Gesellschaftsformationen beruhen, wird die „Industriegesellschaft“ zur Organisationsform der Gesellschaft an sich im Zeitalter der Industrie und Technik erhoben. Das ist nur möglich, weil man die Technik primär als Haupttriebkraft der Geschichte wertet und die damit unlöslich verbundenen Eigentums- und Klassenverhältnisse weitgehend ausklammert: ein methodologisch unzulässiges Verfahren, das hauptsächlich dazu dient, den Klassenkampf zu eliminieren. Indem man ferner die Gegensätze zwischen Kapitalismus und Sozialismus in ganz unhistorischer Weise ignoriert bzw. zu zweitrangigen Erscheinungen abwertet, bemüht man sich, beide Gesellschaftsordnungen unter den Begriff der „Industriegesellschaft“ zu subsumieren, die fernere Entwicklung über die kapitalistische Gesellschaft hinaus mehr oder weniger agnostizistisch außerhalb des Blickwinkels zu rücken<sup>47</sup>. Eine derartige Geschichtsdeutung ist statisch in methodologischer und konservativ in politisch-ideologischer Beziehung. Der von Besson und Borchardt beschworene „Konservatismus“ der Sozialwissenschaften ist nur unter rigoroser Beschneidung des Entwicklungsgedankens möglich.

Der unter der Losung von den „begrenzten Theorien“ geführte Kampf gegen die gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten widerspiegelt sich auch im historischen Begriffsarsenal. Zwei Beispiele seien angeführt: Anstelle gesellschaftlicher Gesetzmäßigkeiten begnügt man sich mit dem unverbindlichen und subjektiv ausdeutbaren Terminus der „Sachzwänge“, anstelle sozialer Revolutionen setzt bzw. überhöht man den Begriff des „sozialen Wandels“, der der Dialektik von Evolution und Revolution in der Weltgeschichte<sup>48</sup> ausweicht und den Revolutionsbegriff gleichfalls individueller Wertung überläßt.

3. Die Erkenntnisse über die Struktur und Dynamik der Gesellschaft, der Klassen, der Einwirkung der wirtschaftlichen Faktoren auf die politische Geschichte, die die bürgerlichen Historiker jetzt gegenüber dem historischen Materialismus mit hundertjähriger Verspätung zugestehen und für die Neuzeit teilweise mit wertvollem neuen Faktenmaterial belegen, werden von Conze, Brunner, Hans Mommsen u. a. gleichzeitig wieder auf einen historisch begrenzten Zeitraum (den sog. Klassenstaat des 19. Jahrhunderts) einge-

47 Vgl. Rose, *Günther*, a.a.O., S. 105 ff., bes. S. 120 ff.

48 Vgl. Engelberg, *Ernst*, Fragen der Evolution und Revolution in der Weltgeschichte, in: *ZfG*, Jg. 13, 1965, Sonderheft, S. 9 ff.

schränkt<sup>49</sup>. Eine allgemeine geschichtstheoretische Geltung dieser Kategorien lehnt man vielfach ab. Sie werden lediglich als spezifische Kategorien des sogenannten Industriezeitalters anerkannt, nicht aber darüberhinaus als Grundlage für die Erkenntnis konkreter historischer Entwicklungsstufen und gesellschaftlicher Formationen der menschlichen Geschichte. Die erstmals von Johann Huizinga aufgestellte, von zahlreichen Historikern aufgegriffene These von der „Formverwandlung“ der Geschichte<sup>50</sup> soll dieser Relativierung der Kategorien den Schein der Anpassung der historischen Deutung an die historische Erfahrung verleihen.

4. wird nach dem Vorbilde der empirischen Sozialwissenschaften gegenwärtig durch die Strukturgeschichte die Zerfaserung der Gesellschaftsgeschichte enorm gefördert. Eines der Hauptanliegen der bürgerlichen Historiker besteht in der Illustrierung der Behauptung, die kapitalistische Gesellschaft von heute werde nicht mehr von Klassen bzw. vom Klassenkampf bestimmt, ebenso wie die Vorformen der „Industriegesellschaft“ nicht von ihnen bestimmt gewesen seien. In den historischen Untersuchungen beherrschen Termini wie gesellschaftliche Schichtungen, Interessengruppen, soziale Verbände usw. das Feld, die die entscheidenden Klassenfragen überwuchern. Wir beobachten eine bewußte Ausklammerung der Klassenbeziehungen, der Produktionsverhältnisse und der Klassenkämpfe. Gerade der Klassenkampf ist aber „als nächste treibende Macht der Geschichte“<sup>51</sup> entscheidendes Mittelglied in der „Dialektik der objektiven gesellschaftlichen Gesetze und der subjektiven Triebkräfte ihrer Verwirklichung“<sup>52</sup>.

Durch derartige willkürliche Interpretationen der sozialen Struktur und ihre Zerfaserung wird der Prozeß der Polarisierung der Klassenkämpfe in den modernen imperialistischen Staaten verdeckt. Auf den eigentlichen aktuellen politischen Kern dieser Tendenzen lenkt Theodor Schieder mit der These, „staatsmännisches Handeln“ vermöge sich über die ursprüngliche soziale Interessengebundenheit hinwegzusetzen, indem es sich, und jetzt wird die politische Linie ganz deutlich, „an einem Ganzen orientiert, das andere soziale Gruppen einschließt“<sup>53</sup>. Im Interesse der herrschenden Klasse und ihrer

49 Vgl. *Brunner, Otto*, Das Problem einer europäischen Sozialgeschichte, in: Neue Wege der Sozialgeschichte. Vorträge und Aufsätze, Göttingen 1953, S. 9; *Conze, Werner*, Sozialgeschichte, a.a.O., S. 19 ff.; *Mommsen, Hans*, Sozialgeschichte, a.a.O., S. 31 ff.

50 *Huizinga, Johan*, Über eine Formverwandlung der Geschichte seit der Mitte des 19. Jhs., in: Im Banne der Geschichte. Betrachtungen und Gestalten, Amsterdam 1942, S. 107 ff., bes. S. 116 ff.

51 *Marx, Karl / Engels, Friedrich* (Zirkularbrief an Bebel, Liebknecht, Bracke u. a.), in: MEW, Bd. 19, Berlin 1962, S. 165.

52 *Engelberg, Ernst*, Über Gegenstand und Ziel der marxistisch-leninistischen Geschichtswissenschaft, in: ZfG, Jg. 16, 1968, H. 9, S. 1128.

53 *Schieder, Theodor*, Geschichte als Wissenschaft, a.a.O., S. 61. Vgl. allgemein: *Winkler, Arno*, Zum Wesen der bürgerlichen Konzeption vom „politischen Pluralismus“, in: Staat und Recht, Jg. 18, 1969, H. 7, S. 1084 ff.

modernen Vorstellungen vom staatlichen Regulierungsmechanismus wird der Staat auf diese Weise als stabilisierendes Element des sogenannten Gemeinwesens hingestellt, der das fair play zwischen den rivalisierenden Interessenverbänden sichert bzw. den Kompromiß zwischen ihnen erzwingt. Man versucht den Eindruck zu erwecken, daß die sozialen Konflikte prinzipiell regulierbar seien. Der pluralistische Gesellschafts- und Staatsbegriff soll ferner suggerieren, daß innerhalb des Staates die sozialen Machtgruppen gleichberechtigt sind, die gemeinsam an der Ausübung der Staatsgewalt teilnehmen sollen.

Die Zergliederung des gesellschaftlichen Prozesses in einzelne politisch-staatliche, gesellschaftliche, ideologisch-geistige, wirtschaftlich-technische Entwicklungsstränge wurde bereits erwähnt. Der Funktionalismus der hierbei geübten Betrachtungsweise dient der bewußten Zurückstufung der sozialökonomischen Strukturen und Triebkräfte.

Die Zerfaserung der Geschichte wird nicht nur in sachlicher und räumlicher, sondern auch in zeitlicher Beziehung betrieben. Man operiert mit sogenannten Phasenverschiebungen zwischen den einzelnen Bereichen der historischen Entwicklung, etwa im Verhältnis von politisch-staatlichem Geschehen zu den Bereichen der wirtschaftlichen, sozialen oder kulturellen Sphäre. Es bestehe, versichert Schieder, keine Gleichwertigkeit der Zeiteinheiten; es existiere eine Pluralität verschiedener nebeneinander laufender Zeiten mit verschiedenen Zeitmaßen. Die Vielfalt der Erscheinungen zwingt, und darauf kommt es der modernen Richtung bei der Deutung an, die Ordnungsprinzipien aus ganz verschiedenen Bereichen zu holen<sup>54</sup>. Eine an sich richtige Beobachtung wird damit übersteigert und verabsolutiert. Der gesetzmäßige Zusammenhang der Erscheinungen in Struktur und Entwicklung der einzelnen Gesellschaftsordnungen wird damit in ein zeitliches, individuell zu wertendes Nebeneinander einzelner gesellschaftlicher Bereiche aufgelöst. Die gesetzmäßige Aufeinanderfolge der Gesellschaftsformationen soll auch von dieser Seite her angezweifelt werden.

Was bei Schieder theoretisch noch vorsichtig formuliert ist, wird in der Praxis weitaus rigorosier betrieben. Das veranlaßte Gerhard Oestreich immerhin vor dem Historiker-Forum in Freiburg dagegen Einspruch zu erheben<sup>55</sup>.

5. Das zwingende Bedürfnis, über das Individuelle hinaus das Allgemeine bzw. bestimmte Zusammenhänge der historischen Erscheinungen zu erfassen, zu werten und für das staatsmonopolistische Herrschaftssystem wirksam zu machen, zwingt die bürgerlichen Historiker, sich im verstärkten Maße der Methode des Vergleichs und der historischen Typologie zuzuwenden. Besonders die Arbeiten von Max Weber und Otto Hintze gelten in dieser Hinsicht als Tradition.

54 Schieder, Theodor, *Geschichte als Wissenschaft*, a.a.O., S. 78, 89.

55 Vgl. *Bericht Freiburg*, S. 35.

Gemäßigt reformerische und stärker sozialwissenschaftlich orientierte Vorstellungen gehen hierbei freilich oft erheblich in Theorie und Praxis auseinander. Gegen den abstrakten Strukturalismus gewandt, betonte daher Alfred Heuß mit großem Nachdruck, daß Max Weber „sich radikal auf den Boden des Historismus“ gestellt und soziale Phänomene nur in ihrem konkreten Dasein für erfahrbar gehalten habe<sup>56</sup>.

Diese einseitige undialektische Bindung der Typologie wie auch des Vergleichs an das Konkrete und Individuelle wird auch von den meisten anderen bürgerlichen Historikern anerkannt, selbst wenn gleichzeitig die Akzente gegenüber dem bisher vorherrschenden Individualitätsprinzip verschoben werden. In diesem Sinne unterstrich ein den sozialwissenschaftlichen Methoden aufgeschlossener Historiker wie Thomas Nipperdey „die Versuche, Kollektivphänomene oder die Charakteristika von größeren Zeiträumen oder von Sozial- oder Kultursystemen zu erfassen oder durch historischen Vergleich Typen herauszuarbeiten, widerstreiten dem individualisierenden Ansatz der Geschichtswissenschaften nicht mehr und gewinnen an Bedeutung“<sup>57</sup>. Durch die Typologisierung wird letzten Endes das Individualitätsprinzip des reaktionären Historismus nur auf eine allgemeinere Ebene übertragen. Die subjektivistische Auswahl wie Auslegung der Ereignisse und Strukturen ist damit — Hans Mommsen oder Waldemar Besson geben das offen zu<sup>58</sup> — nicht nur nicht überwunden, sondern wird im Gegenteil, wenn auch in veränderter Form, weiterhin gepflegt.

6. Überhaupt wird, so will es uns scheinen, der idealistische Grundzug der Strukturgeschichte in zweierlei Richtung, aber durchaus in miteinander korrespondierender Weise, ausgebaut. In den theoretischen Verlautbarungen insbesondere der älteren Historiker wird Strukturgeschichte eng mit der sogenannten Geistesgeschichte verbunden. Strukturgeschichte stößt nach Auffassung Conzes „sinngemäß bis zum Umriß der geistigen Physiognomik einer Epoche vor und greift damit herüber zur ‚Geistesgeschichte‘...“<sup>59</sup>. Auf dem Freiburger Historikerkongreß vertrat Gerhard Oestreich in Anlehnung an die „ältere synthetische Betrachtungsweise“ die Auffassung, die „spezielle Erkenntnisfunktion“ der Geistesgeschichte sei „trotz der inzwischen erfolgten Durchsetzung sozialgeschichtlicher Gesichtspunkte innerhalb der historischen Forschung auch heute noch unentbehrlich“<sup>60</sup>. Und es war auch kein Zufall, daß eben auf diesem Kon-

56 Heuß, Alfred, Max Weber und das Problem der Universalgeschichte, in: Zur Theorie der Weltgeschichte, a.a.O., S. 58, 62.

57 Nipperdey, Thomas, Anthropologie, a.a.O., S. 361.

58 Mommsen, Hans, Historische Methode, in: *Geschichte*, Fischer Lexikon, a.a.O., S. 88; Besson, Waldemar, Zur gegenwärtigen Krise, a.a.O., S. 169 f.

59 Conze, Werner, Die Stellung der Sozialgeschichte in Forschung und Unterricht, in: GWU, Jg. 3, 1952, S. 656.

60 Bericht Freiburg, S. 35.



groß die Sektion Wirtschafts- und Sozialgeschichte sich „methodologischen Problemen einer Geistesgeschichte der Technik“ zuwandte. In der Diskussion wurde der Stellenwert der Geistesgeschichte gegenüber allgemeinen Sozialtheorien kräftig verteidigt<sup>61</sup>.

Geistesgeschichtliche Deutungsversuche spielen auch eine wesentliche Rolle bei den sogenannten begriffsgeschichtlichen Untersuchungen, die beispielsweise Conze als eine vorrangige und besonders fruchtbare Methode der Sozialgeschichte ansieht<sup>62</sup>.

Die zweite Form, um die subjektiven Tendenzen der Strukturgeschichte zu verstärken, wird gegenwärtig mit Hilfe sozialwissenschaftlicher Methoden empfohlen und praktiziert. Besonders von der Psychoanalyse, der Anthropologie und der soziologischen Verhaltensforschung erhofft man sich wesentliche Impulse. Thomas Nipperdey z. B. dehnt den Begriff der sozialen Strukturen noch weiter aus, indem er hierin auch Verhaltens-, Erwartens- und Reaktionsweisen der Menschen, sogenannte Attitüden, einbegreift. Eine „soziale Korrelation“ ist nach seiner Meinung erst durch die Analyse der „sozialpsychischen oder anthropologischen Strukturen“ wirklich voll zu verstehen. Für dieses Verständnis sei man auf die Untersuchungen der Kultur-, Geistes- und Ideengeschichte angewiesen<sup>63</sup>. Ganz ähnlich fordert Hans-Ulrich Wehler, man solle „eine Art Sozialcharakter anvisieren, wie er im Grunde schon von den älteren Studien über die sogenannten Nationalcharaktere beschrieben werden sollte“<sup>64</sup>. Nun weiß man aber aus der Geschichte der bürgerlichen deutschen Geschichtsschreibung, welcher Mißbrauch namentlich seit 1871 mit diesen „Nationalcharakteren“ getrieben wurde, auf welcher unsauberer methodischer Basis sie fußten.

Auch diese Ausweitung der Sozialstruktur zielt darauf ab, die Forschung weiter zu verlagern von den ökonomischen und klassenmäßigen Grundlagen der Sozialstruktur auf davon abhängige sozialpsychologische und ideologische Bereiche, die gleichzeitig als eigentlicher Schlüssel für die Interpretation der einzelnen Zeitalter und Epochen hochgespielt werden.

Fassen wir zusammen: Trotz der Teilkritiken an der traditionellen Historismus-Auffassung sind auch in der Strukturgeschichte wesentliche und entscheidende Grundelemente des Historismus erhalten geblieben. In der Struktur- und Sozialgeschichte fließen in weltanschaulich-theoretischer Beziehung reaktionärer Historismus und neopositivistische Vorstellungen immer enger zusammen. Obwohl zur Zeit noch das Anknüpfen an den Neopositivismus selten genug offen eingestanden wird — zu verrufen war und ist der ältere westeuro-

61 Vgl. ebenda, S. 89 ff. — Überhaupt findet der in den bürgerlichen Sozialwissenschaften grassierende abstrakte und unhistorische Strukturalismus, der unter Mißachtung der konkreten historischen Geschehnisse nach allgemeinen Gesellschaftsmodellen und ihren „Gesetzlichkeiten“ sucht, bei den Historikern weitgehende Ablehnung.

62 Conze, Werner, Sozialgeschichte, a.a.O., S. 25.

63 Nipperdey, Thomas, Kulturgeschichte . . . , a.a.O., S. 156 f.

64 Wehler, Hans-Ulrich, Psychoanalyse, a.a.O., S. 546.

päische Positivismus in der bürgerlichen deutschen Historie<sup>65</sup> —, so lehnt man sich in der Wissenschaftspraxis mit dem Pluralismus und der rein funktionalen Betrachtungsweise immer stärker an diese philosophische Richtung an.

Noch immer sind in der bürgerlichen Geschichtsschreibung so ziemlich alle wesentlichen Grundfragen der Theorie und Methodologie ungeklärt. Daran haben auch die neuerdings beherrschenden Gesellschafts- und Geschichtskonzeptionen von der „Industriegesellschaft“ nichts wesentliches geändert. Daran ändern auch nichts wertvolle Teilerkenntnisse einzelner strukturgeschichtlicher Arbeiten. Die moderne Richtung liegt zudem untereinander im Streit um zahlreiche Probleme, die von der Anwendung quantifizierender Methoden und sozialwissenschaftlicher Modelle über die Verwendung sogenannter expliziter Theorien als vorgegebener Leitfäden für die Forschung bis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft und der Handhabung der Prognose durch den Historiker reichen.

Das Gefühl des Hinterherhinkens hinter den Ereignissen hat wohl auch Waldemar Besson geplagt, als er — diesen für die akademische Zunft unbefriedigenden Zustand generalisierend — behauptete, die historische Erkenntnis befinde sich angeblich „naturnotwendig“ stets in der Krise, in einem Übergangszustand von Altem zu Neuem. Die „Dauerkrise“ ist nach Auffassung Bessons für die bürgerliche Historiographie das „Normale“<sup>66</sup>! Wird damit nicht die Kalamität des bürgerlichen Geschichtsdenkens in der Phase des Spätkapitalismus offen eingestanden?

In krassem Widerspruch zu besagter „Dauerkrise“ wie zu den zahlreichen Diskussionen unter den bürgerlichen Historikern steht der von Besson gleichfalls an den Tag gelegte Optimismus, daß bereits „mit Typologisierung und historischer Theoriebildung, mit der Erarbeitung von Modellen und Strukturen, methodologisch die Krise des Historismus und seines ursprünglichen Individualitätsprinzips überwunden ist“<sup>67</sup>. Der Subjektivismus der pluralistischen Methodologie und der Strukturgeschichte überwindet die Mängel des traditionellen Historismus nicht entscheidend, höchstens in Teilbereichen. Welch zwiespältige Situation, daß die bürgerliche Geschichtsschreibung heute bereits unumwunden auf den Eklektizismus setzen muß! In einem bekannten Handbuch heißt es: „Aber die prinzipielle Offenheit und der methodisch gegebene Eklektizismus der gegenwärtigen Historiographie sind vielleicht eine wesentliche Voraussetzung dafür, daß sie einen breiteren Zugang zur Geschichte selbst findet“<sup>68</sup>. Ein Zugang findet sich auf diesem willkürlich-subjektivistischen Wege keinesfalls zu einer gesamthistorischen und gesamtgesellschaftlichen

65 Vgl. *Schleier, Hans*, Die Stellung der bürgerlichen deutschen Geschichtsforschung zur Soziologie in der Zeit der Weimarer Republik, in: *Jahrbuch für Geschichte*, Bd. 5, 1971, S. 209 ff.

66 *Besson, Waldemar*, Zur gegenwärtigen Krise . . ., a.a.O., S. 156 f., 158.

67 *Ebenda*, S. 170 f.

68 *Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft*, Bd. 2, Freiburg—Basel—Wien 1968, S. 927.

Strukturforschung. Eine auf solchen Grundlagen beruhende Strukturgeschichte ist in Wahrheit nur eine „deformierte Anwendung“<sup>69</sup> der wissenschaftlich durchaus berechtigten und vom historischen Materialismus schon seit langem entwickelten Strukturmethode.

Wenn hier vornehmlich von dem Zusammenhang von Historismus und Strukturgeschichte die Rede war, so soll natürlich nicht abgeschwächt werden, daß sich mit der Hinwendung zum Bereich der Gesellschaft bzw. zu gesellschaftlichen und sozialen Triebkräften und Strukturen gegenüber der älteren, vorwiegend einseitig auf die Staatsaktionen oder die Ideengeschichte ausgerichteten Historie erhebliche Schwerpunktverlagerungen in der Praxis der bürgerlichen Geschichtsschreibung vollzogen haben. Struktur- und sozialgeschichtliche Untersuchungen sind geradezu der bestimmende Trend geworden. Auch das ist übrigens eine Reaktion auf den historischen Materialismus, kennzeichnet das den bürgerlichen Historikern aufgezungene Reagieren im Rahmen der ideologischen Klassenaueinandersetzungen.

Es bedarf noch eingehender Untersuchungen, wie sich Strukturgeschichte und sozialwissenschaftliche Methoden in der historiographischen Praxis, in den einzelnen Bereichen historischer Forschung niedergeschlagen haben, zu welchen Ergebnissen sie im einzelnen führten. Bleiben die Historiker der BRD auch noch hinter der angelsächsisch-französischen Historiographie zurück, so werden doch die Arbeiten, die von verschiedenen Ansätzen und Gesichtspunkten her sich diesen Konzeptionen und Methoden nähern und sich ihrer bedienen, immer zahlreicher. Die Gesellschaftskonzeption von der „Industriegesellschaft“ führte zu einem auffälligen Interesse für Fragen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte und brachte nicht zuletzt auch die Integration der Geschichte der Arbeiterbewegung in die sogenannte politische Geschichte.

Es soll auch nicht verkannt werden, daß durch verschiedene strukturgeschichtliche Studien das historische Wissen erweitert wurde. In ihnen wurden u. a. viele Zersetzungserscheinungen der spätbürgerlichen Gesellschaft detailliert beschrieben, die Wirkung der ökonomischen und sozialen Faktoren in zurückliegenden Epochen verdeutlicht, erste interessante Ergebnisse bei der Anwendung quantitativer Methoden erzielt<sup>70</sup>.

Manche bürgerliche Historiker, vorerst noch eher in anderen kapitalistischen Ländern als in der BRD, wollen auch nicht länger unbedingte Gefolgsleute des Imperialismus und seiner antihumanistischen politischen Praktiken sein. Das Bekenntnis zu Struktur- und Sozialgeschichte, so zeigten wir bereits, ist jedoch allein noch kein Krite-

69 Küttler, Wolfgang / Lozek, Gerhard, a.a.O., S. 1137.

70 Vgl. Kachk, J., Brauchen wir eine neue Geschichtswissenschaft?, in: Sowjetwissenschaft. Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge, 1970, H. 1, S. 96 ff. — Diese Problematik spielte auf dem Historikerkongreß in Moskau (August 1970) eine wichtige Rolle. Vgl. Becker, Gerhard / Krause, Manfred / Lange, Dieter, Der XIII. Internationale Historikertag in Moskau, in: ZfG, Jg. 19, 1971, H. 2, S. 169 f.

rium für eine progressive politische Haltung. Man wird die Arbeiten der bürgerlichen Historiker nicht zuletzt danach zu beurteilen haben, ob ihre Konzeptionen und Methoden nur der Festigung des staatsmonopolistischen Kapitalismus bzw. der oberflächlichen Reformierung des Establishments dienen, um es funktionsfähiger und elastischer zu machen, oder ob sie in realer Widerspiegelung des weltgeschichtlichen Prozesses den Interessen der Werktätigen aller Länder für die Sicherung des Friedens nützen und diese auf dem Weg zum sozialen Fortschritt unterstützen.

Reinhard Spree

## Zur Kritik moderner bürgerlicher Krisengeschichtsschreibung

### I.

Analysen, ja selbst reine Verlaufsbeschreibungen der kapitalistischen Wirtschaftskrisen in Deutschland bietet die bürgerliche historische Literatur sehr selten. Das gilt insbesondere für die großen frühindustriellen Krisen von 1857—59 und 1873—79 („Gründerkrise“). Abgesehen von zeitgenössischen Darstellungen und Interpretationsversuchen sowie oberflächlichen Hinweisen in den historisch orientierten konjunkturtheoretischen Monographien von Spiethoff und Schumpeter lagen bis vor kurzem nur wenige, auf partielle Aspekte beschränkte Beiträge vor (z. B. von Rosenberg, Treutler und Wätjen)<sup>2</sup>. Erst in den letzten Jahren wurde das Pro-

1 Der Begriff ‚bürgerliche Wissenschaft‘ wird hier nicht in einem diffamierenden Sinne verwendet, sondern als globale Kennzeichnung nicht-marxistischer Gesellschaftswissenschaft. Deren verbindendes Element ist in der expliziten oder impliziten Verpflichtung auf eine Struktur- und Entwicklungstheorie der Gesellschaft zu sehen, die sich gegenüber dem kapitalistischen System letzten Endes affirmativ verhält. Die tendenziell systemtranszendierende Potentiale freisetzenden sozialen Prozesse sowie deren strukturelle Grundbedingungen werden entweder ignoriert oder partiell und zusammenhanglos analysiert oder sogar bewußt verdeckt. Da dies sich auch in einer entsprechenden Erkenntnistheorie und Methodologie ausdrückende Merkmal im übrigen möglicherweise stark differierender approaches gerade bei der Krisenanalyse in wesentlichen Punkten die Ergebnisse determiniert, erscheint es gerechtfertigt, für die derart angelegten Untersuchungen die problematische Pauschalbezeichnung ‚bürgerlich‘ zu verwenden. Vgl. auch F. Tomberg, Was heißt bürgerliche Wissenschaft? in: *Das Argument*, 66, 13. Jg. 1971, H. 6/7.

2 Die zahlreichen zeitgenössischen Krisendarstellungen sind überwiegend theorielos, willkürlich, bleiben oft anekdotenhaft, so auch M. Wirth, *Geschichte der Handelskrisen*, 4. Aufl., Frankfurt/Main 1890, S. 245—614, passim. Vgl. im übrigen H. Rosenberg, *Die Weltwirtschaftskrise von 1857—1859* (Beiheft 30 d. VSWG), Stuttgart/Berlin 1934; H. Treutler, *Die Wirtschaftskrise von 1857*, in: *Hamburger Überseejahrbuch 1927*; H. Wätjen, *Die Weltwirtschaftskrise des Jahres 1857*, in: *Weltwirtschaftliches Archiv*, 38, 1933; A. Spiethoff, *Die wirtschaftlichen Wechsellagen*, Bd. 1, Tübingen/Zürich 1955, S. 114—126; J. A. Schumpeter, *Konjunkturzyklen*, Bd. 1, Göttingen 1961, S. 357—408. Große Aufmerksamkeit hat das Krisenproblem stets in der sozialistischen Literatur gefunden. Wichtige ältere Arbeit: E. Varga (Hrsg.), *World Economic Crises, 1848 (1821) — 1935 (1938)*, Bd. 1—3, Moskau 1937—39. Neuere Arbeiten: F. Oelssner, *Die Wirtschaftskrisen*, Bd. 1, Berlin 1949, S. 229—263; J. Kuczynski, *Studien zur Geschichte*

blem der Krisen in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts (Stichwort: Große Depression, 1873—96) wieder aktualisiert durch die Bedeutung, die ihnen in den Monographien von Böhme, Rosenberg und Wehler beigemessen wird<sup>3</sup>.

Interessanterweise handelt es sich in allen drei Fällen um Arbeiten von Sozialhistorikern, die weniger an der ökonomischen Seite der Krise als an den mit ihr verschränkten sozialen und politischen Entwicklungen interessiert sind. Die Autoren enthalten sich weitgehend des expliziten Versuchs, die Krise als wirtschaftliches Ereignis zu *erklären*, dennoch enthält die Form der Darstellung immer schon interpretatorische Elemente (schließt z. B. bestimmte Erklärungsansätze aus, verweist auf andere). Außerdem wird ein theoretisch nicht ausgewiesener Zusammenhang zwischen ökonomischer und gesellschaftlicher Krise unterstellt. Deshalb erscheint es sinnvoll, zu prüfen, welche krisentheoretischen Aussagen insbesondere Rosenberg und Wehler implizite oder explizite ihren Krisenszenarios zugrunde gelegt haben. In welcher Richtung sind diese zu kritisieren? Welche gesellschaftstheoretischen Implikationen haben sie? Inwiefern unterstützt oder verzerrt die spezifische Deutung der Krise die angestrebte historische Analyse der Gesellschaft?

Hier wird keine Auseinandersetzung um historische Fakten angestrebt, um die historische Verifikation einzelner Details und Aussagenzusammenhänge. Die Datenlage ist anerkanntermaßen schlecht, und in dieser Situation um die eine oder andere Statistik zu rechten bringt nur dann etwas, wenn dadurch völlig neue Aspekte ein-

der zyklischen Überproduktionskrisen in Deutschland, 1825 bis 1866, Berlin 1961, S. 110—141; ders., Studien . . ., 1873 bis 1914, Berlin 1961, S. 1—50 (Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 11 u. 12; vgl. auch die Bde. 2 u. 3 dieser Reihe); H. Mottek, Wirtschaftsgeschichte Deutschlands, Bd. 2, 2. Aufl., Berlin 1969, S. 199 ff.; ders., Die Gründerkrise, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 1966, Teil I. Auf diese Krisenanalysen marxistischer Autoren kann hier nicht eingegangen werden; das müßte Gegenstand einer besonderen Arbeit sein.

3 Vgl. H. Böhme, Deutschlands Weg zur Großmacht, 1848—1881, Köln 1966; ders., Wirtschaftskrise, Merchant Bankers und Verfassungsreform, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, Bd. 54, 1968; H. Rosenberg, Große Depression und Bismarckzeit. Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin . . ., Bd. 24, Berlin 1967; ders., Wirtschaftskonjunktur, Gesellschaft und Politik in Mitteleuropa, 1873 bis 1896, in: Moderne deutsche Sozialgeschichte, Hrsg. H.-U. Wehler, Köln/Berlin 1966; H.-U. Wehler, Bismarck und der Imperialismus, Köln/Berlin 1969. Vgl. auch W. Fischer, Konjunkturen und Krisen im Ruhrgebiet seit 1840 und die wirtschaftspolitische Willensbildung der Unternehmer, in: Westfälische Forschungen, 21. Bd., 1968.

Im übrigen sei darauf hingewiesen, daß beispielsweise in England, Frankreich und den USA seit längerer Zeit Fragen des zyklischen Wachstums, damit auch der Krisen von Historikern und Ökonomen gründlich untersucht wurden und daß es etwa über Phänomene wie die ‚Große Depression‘ eine breite Diskussion gegeben hat. Die bundesrepublikanischen Historiker haben (auch) in der Hinsicht ein wenig den Anschluß verpaßt.

gebracht würden. Dazu sieht sich der Verfasser zur Zeit nicht in der Lage. Darüber hinaus hält er eine vorab zu leistende Analyse und Kritik methodischer und theoretischer Gesichtspunkte für wichtiger, da diese die Suche nach neuem Material wie auch die Auswertung des vorliegenden entscheidend strukturieren und die abzuleitenden Ergebnisse mitbestimmen.

Im übrigen ist die Betonung dieser Aspekte den zu behandelnden Autoren angemessen, denn Wehler und Rosenberg betonen die Bedeutung von Theorie und Methodologie für die Geschichtswissenschaft. Nach ihrer Auffassung dienen theoretische Sätze zur Ableitung von Fragestellungen, zur Systematisierung des Faktenmaterials, als Bezugspunkte für die Interpretation der Ergebnisse; sie können auch Gegenstand empirischer Überprüfung sein, wodurch die Geschichtsforschung als kritische Disziplin einen unmittelbaren Beitrag zur Theorieentwicklung leistet (Verifikation und Falsifikation von Hypothesen)<sup>4</sup>. Da Wehler krisentheoretische Hypothesen expliziert, lassen sie sich konkret inhaltlich kritisieren. (Darin besteht die relative Fortschrittlichkeit des Wehlerschen Vorgehens.) Auch die Positionen Rosenbergs können ohne allzu große Schwierigkeiten aus seiner Behandlung der Krisen herausgearbeitet werden.

## II.

Wehler geht davon aus, daß der Kapitalismus ein permanent expandierendes System sei, dessen Wachstum aber *„seiner Natur nach“* ungleichmäßig bzw. ungleichgewichtig verlaufe: Es „schreitet sprunghaft voran, zaudert, stagniert sogar manchmal, prellt wieder vorwärts —, kurzum, es ist Konjunkturschwankungen und Wachstumsstörungen ... unterworfen“<sup>5</sup>. Die konstatierte ‚inhärente Labilität‘ des kapitalistischen Wachstums wird auf nicht weiter erklärte strukturelle Eigenschaften des Systems zurückgeführt, die sich in einem „chronischen Mißverhältnis zwischen seiner entfesselten Produktionskraft und seiner beschränkten Konsumkraft ... , der Spannung mithin zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen“<sup>6</sup> resümieren. Die wichtigste Erscheinungsform dieses Systemwiderspruchs, die nicht nur wesentliche Elemente der Krisen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland beschreiben, sondern auch erklären soll, wird in der ‚Überproduktion‘ gesehen: In bestimmten Leitsektoren der Wirtschaft, „wo gewöhnlich auch die

4 Vgl. insbesondere H.-U. Wehler, Theorieprobleme der modernen deutschen Wirtschaftsgeschichte (1800—1945), in: Entstehung und Wandel der modernen Gesellschaft. Festschrift für Hans Rosenberg zum 65. Geburtstag, Hrsg. G. A. Ritter, Berlin 1970, S. 66—80, sowie W. Fischer, Ökonomische und soziologische Aspekte der frühen Industrialisierung, in: Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Probleme der frühen Industrialisierung, Hrsg. W. Fischer, Berlin 1968, S. 1—20.

5 H.-U. Wehler, Bismarck ..., S. 17 f. (Hervorhebung durch den Verfasser; R. S.).

6 Ebenda, S. 18.

meisten technologischen Innovationen eingeführt werden<sup>7</sup>“, ballt sich Produktivkraft. „Da einerseits die Unüberschaubarkeit der neuen Marktverhältnisse der Industriegewirtschaft eine sichere Kalkulation der Chancen gemäß dem Prinzip der Gewinnmaximierung erschwert und andererseits die Dynamik des Wachstums Ergiebigkeit der Investitionen suggeriert, kommt es — wie man meist erst rückblickend sagen kann — zu Überinvestitionen in bestimmten Sektoren mit dem Ausbau von Überkapazitäten und nachfolgender partieller Überproduktion. Durch diese forcierten Vorstöße wird zwar die Entwicklung vorangetrieben, aber zugleich der Grund für spätere Krisen gelegt<sup>8</sup>“. Die gegebene politische und soziale Machtstruktur verhindere die gebotenen Abwehrmaßnahmen, nämlich Erhöhung der Flexibilität und Ausweitung des Binnenmarktes im Zusammenhang mit Einkommensumverteilungsmaßnahmen, bzw. lasse diese erst zu spät wirksam werden. Es bestehe eine „weitverbreitete Unfähigkeit und Abneigung, die Produktionsanarchie rational zu steuern<sup>9</sup>“. Krise und Depression stellten „einen schmerzhaften Prozeß der Anpassung an die Aufnahmefähigkeit des Markts, der Mobilisierung neuer Nachfrage und oft des Übergangs zu neuen Leitsektoren<sup>10</sup>“ dar.

Relativ fortschrittlich an dieser Auffassung ist die Tatsache, daß ein Zusammenhang zwischen Krise und Produktionssphäre angedeutet wird, eine Einsicht, die allerdings dadurch tendenziell entwertet erscheint, daß die eigentliche Zuspitzung erst in der Zirkulationssphäre stattfinden soll. Immerhin kommen rein monetäre oder exogene Krisenerklärungen nicht in Betracht<sup>11</sup>. Dennoch sind zwei neuralgische Punkte zu konstatieren, in denen Wehlers Sichtweise mit der einer Vielzahl bürgerlicher Autoren übereinstimmt, soweit diese nicht die Krisen grundsätzlich als Zufälle, singuläre Ereignisse ohne systematische Erklärungsmöglichkeit, begreifen.

Erstens wird behauptet, die Krisen resultierten vor allem aus der mangelnden Überschaubarkeit der Marktprozesse; darin drücke sich die für die ‚liberal-kapitalistische‘ Wirtschaft typische ‚Produktionsanarchie‘ aus, die in einem Mangel an zentraler Planung bestehe. Den noch zu erläuternden Implikationen dieser Auffassung entspricht, daß zweitens die Krisen als Überproduktionsphänomene in einem vulgären Sinne begriffen werden (Produktion über die Aufnahmefähigkeit der Märkte hinaus).

7 Ebenda, S. 18. Die Formulierung ist irreführend, denn bestimmte Sektoren haben gerade deshalb eine Leitfunktion, weil in ihnen überdurchschnittliche Investitions- und Innovationsraten erzielt werden. Zur Bedeutung, die Wehler dem sectoral overshooting als Krisenursache beimißt, vgl. auch ebenda, S. 51.

8 H.-U. Wehler, Bismarck . . ., S. 18.

9 Ebenda, S. 43; vgl. auch ebenda, S. 18.

10 Ebenda, S. 18.

11 Vgl. dazu aber auch unten S. 92.



Auf diese Weise wird suggeriert, daß mit der Überwindung der ‚Unfähigkeit und Abneigung‘ gegenüber zentraler Planung bzw. schon bei zunehmender Integration der Märkte, Konzentration des Angebots und Verbindlichkeit von Produktionsabsprachen etc. zusammen mit einer Stabilisierung oder fallweisen Ausweitung der Nachfrage durch systematische Einkommenspolitik und Staatsaufträge die *Krisenursachen* unter Aufrechterhaltung der kapitalistischen Produktionsverhältnisse beseitigt werden könnten.

Zu dieser Argumentation ist folgendes zu bemerken:

*ad 1:* Die Unübersichtlichkeit der Märkte findet ihre Entsprechung in der ‚Produktionsanarchie‘. Beide Erscheinungen resultieren aus strukturellen Eigenschaften des kapitalistischen Systems: aus dem Privateigentum an den Produktionsmitteln und der unter den gegebenen Bedingungen notwendigen Orientierung der Produktions- und Investitionsentscheidungen an individuellen Profitchancen.

Die Konkurrenz schafft für das Einzelkapital einen existentiellen Zwang zu erfolgreicher und reibungsloser Verwertung. Da sich der Produktion von Mehrwert durch Verlängerung des Arbeitstages bei gleichem oder unterproportional wachsendem Lohn nach einiger Zeit stets sowohl physische wie gesellschaftliche Schranken entgegenstellen, müssen insbesondere die verschiedenen Methoden zur — im Verhältnis zum eingesetzten variablen Kapital — relativen Erhöhung des Mehrwerts (Steigerung der Produktivität und Intensität der Arbeit durch Mechanisierung und Rationalisierung) angewandt und ständig verbessert werden<sup>12</sup>. Diese zeitigen aber Wirkungen, die sich einerseits im tendenziellen Fall der Profitrate (wenn vielleicht auch nicht langfristig, so doch zumindest im Verlauf jeweils eines Zyklus) resümieren<sup>13</sup>, andererseits in mehr oder weniger starkem Wachstum des Outputs implizieren. Jeder einzelne Kapitalist kann sich einen Extramehrwert sichern, solange er nur zeitiger bzw. rascher innoviert (im Sinne der Anwendung der genannten Methoden zur Produktion relativen Mehrwerts) als seine Konkurrenten; deshalb ist die Jagd nach Extramehrwert der Kern sogenannter Innovationstätigkeit. Früher oder später aber verallgemeinert die Konkurrenz die fortschrittlichen Produktionsbedingungen, so daß auch sein Kapital vom tendenziellen Fall der Profitrate betroffen wird, wenn er nicht wiederum innoviert. Daraus resultiert die Notwendigkeit der ständigen Fortsetzung des fehlerhaften Kreislaufs.

12 Vgl. im übrigen die krisentheoretischen Hypothesen unten S. 96—102.

13 Vgl. zur Theorie K. Marx, *Das Kapital*, Bd. 3, Kap. 13—15. Um das ‚Gesetz‘ gibt es eine noch anhaltende Kontroverse; vgl. *Kapitalismus und Krise*, Hrsg. C. Rolshausen, Frankfurt/M. und Wien 1970. Hier wird das Problem der langfristigen Niveauveränderung der Profitrate ausgeklammert. Daß die Profitrate eine zyklische Bewegung vollzieht, dürfte dagegen außer Frage stehen. Die diese Entwicklung bestimmenden Faktoren werden als wesentliche Krisendeterminanten angesehen.

Die Jagd nach Extramehrwert ist aus dem Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen herzuleiten oder, was noch abstrakter das gleiche besagt, aus dem Widerspruch zwischen Gebrauchswert und Tauschwert der Ware. Diese Widersprüche des Kapitalismus also sind die letzten Ursachen sowohl der ‚Produktionsanarchie‘ als auch der Krisen.

Sieht man die Erscheinungsform der ‚Produktionsanarchie‘ vor allem in den Disproportionalitäten der kapitalistischen Entwicklung (mangelnde Synchronität der Wachstumsraten der einzelnen Komponenten von Angebot und Nachfrage), so hat die Krise die Funktion, diese vorübergehend gewaltsam auszugleichen. Das Ausmaß der Disproportionalitäten — durch Geld- und Kreditwesen längere Zeit vertieft und verschleiert — bedingt Schwere und Dauer einer Krise bzw. Depression, ist aber nicht deren Ursache. Das gleiche gilt für die Kehrseite der Medaille, die Unübersichtlichkeit der Märkte.

Erkennt man die strukturell bedingten widersprüchlichen Entfaltungstendenzen als die eigentlichen Krisenursachen unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen, dann müßte man also von den wesentlichen Bestimmungen absehen und nur die Relation zwischen Unübersichtlichkeit der Märkte bzw. ‚Produktionsanarchie‘ einerseits, den Wachstumsstörungen andererseits betrachten, um das Planungsargument überhaupt plausibel zu finden. Aber selbst unter dieser methodisch äußerst fragwürdigen Prämisse (sie isoliert ein Systemproblem willkürlich aus dem Zusammenhang — ein typischer Fehler bürgerlicher Sozialwissenschaft) erweist es sich als wenig relevant. Allein schon die Planung der Angebotsseite verlangt, daß im Interesse der Vermeidung von disproportionaler Akkumulation Produktions- und Investitionsauflagen verbindlich gemacht und Gewinne und Verluste gesellschaftlich umverteilt werden. Außerdem wäre der Außenhandelseinfluß auf das Wachstum auszuschalten. Nur dann sind die ökonomischen Konsequenzen unterschiedlicher Produktionstechnik und organischer Zusammensetzung des Kapitals sowie unterschiedlicher Wertgröße desselben, nämlich differierende Profit- und Akkumulationsraten, unter Kontrolle zu bringen, nur so läßt sich die Jagd nach Extramehrwert unterbinden.

Damit verzichteten die Kapitalisten aber auf die Verfügungsgewalt über ihr Kapital und deren ‚Früchte‘. Sie würden zu Funktionären der Planungsbehörden sowie zu Rentnern, die einen vorgegebenen Zins auf ihr Kapital erhalten. Warum die Kapitalisten zu derartigen Zugeständnissen bereit sein sollten, ist völlig unklar. Zwar trifft die Krise mit Wertverfall und Kapitalzerstörung die gesamte Gesellschaft, jedoch nicht alle Kapitalisten gleichmäßig, im Gegenteil, einzelne Kapitalisten(gruppen) gehen regelmäßig gestärkt aus der Depression hervor. Erst wenn die Existenz der Kapitalistenklasse als ganzer auf dem Spiel steht, erscheint eine ‚freiwillige Abdankung‘ des individuellen Kapitalisten möglich mit dem Ziel, das privatkapitalistische in ein staatskapitalistisches System umzuwan-

deln und auf diese Weise wenigstens die Herrschaft der Klasse zu erhalten.

Diese Hinweise sollen genügen, um deutlich zu machen, daß die von Wehler zum Ausdruck gebrachte Hoffnung auf die wunderartigen Wirkungen von Planung und Globalsteuerung der Wirtschaft unter Beibehaltung der kapitalistischen Produktionsverhältnisse Illusion ist. Sie wird durch die Formveränderung der ökonomischen Krisen im Spätkapitalismus genährt, die begründet ist in verstärktem Kapitalexport sowie vom Staat inszenierter und gedeckter *systematischer* Kapitalvernichtung (Rüstung, Kriege, Welt-raumforschung und ‚eroberung‘). Obwohl auch andere Formen der ‚Stilllegung‘ von Kapital die Realisierungsschwierigkeiten beseitigen, den Druck auf die Profitrate vermindern könnten (Sozialinvestitionen), ist die Kapitalvernichtung am besten mit den Herrschaftsinteressen des Kapitals vereinbar. Sie bringt allerdings erhebliche soziale Belastungen mit sich und erfordert die Anwendung vielfältiger sozialer und politischer Krisenvermeidungsstrategien mit dem Ziel der Sicherung von Massenloyalität. Aber selbst mit Hilfe der entwickelten Instrumente des Spätkapitalismus lassen sich die Wirtschaftskrisen im traditionellen Sinne nicht gänzlich eliminieren. Im Gegenteil: Die permanenten Versuche, vor allem mit Hilfe von fiscal policy, Einkommenspolitik und Rahmenplanung mehr oder weniger erfolgreich *gegenzusteuern*, setzen schon begrifflich die Tatsache des Krisenzyklus und damit der Wirksamkeit der selbstnegatorischen Tendenzen des Kapitalismus voraus.

Unübersichtlichkeit der Märkte, ‚Produktionsanarchie‘, Disproportionalitäten sind Erscheinungsformen des kapitalistischen Wachstumsprozesses. Sie tragen zum Ausbruch von Krisen bei, *modifizieren* Umfang und Dauer derselben, können sie aber *nicht erklären*. Deshalb läßt sich die ‚Produktionsanarchie‘ nicht durch verstärkte kapitalistische Planung und Wirtschaftssteuerung beseitigen, sondern nur durch Aufhebung ihrer Ursachen, damit auch derjenigen der Krisen, nämlich durch Umwandlung der Produktionsverhältnisse.

*ad 2:* Die falsche Betonung der Marktbedingungen (Unübersichtlichkeit, Disproportionalitäten, ‚Produktionsanarchie‘) bedeutet, daß nicht nur bestimmte modifizierende Momente der Krise den Stellenwert von Kausalfaktoren bekommen, sondern eine Fehldeutung schon auf der Ebene der Erscheinungsformen vorliegt: Die Krise wird im wesentlichen als Realisierungskrise erfaßt. Wehler vernachlässigt deshalb wesentliche Krisenerscheinungen in der Produktionssphäre, die in bezug auf die Realisationsprobleme als vorgelegerte Determinanten gelten müssen. Zu denken ist dabei an die Tendenzen, die sich im Fall der Profitrate zusammenfassen. Diese sinkt in jedem Zyklus notwendig. Rückläufige Auftragseingänge oder sinkende Auftragsbestände sind wichtige Indikatoren für das Ende des Aufschwungs, der zunehmende Druck auf die Profitrate aber ist der kritische Punkt.

Zwar wird die Krise meist erst manifest, wenn Realisierungsschwierigkeiten auftreten (d. h. sich der Mehrwert nicht mehr realisieren läßt, weil die Waren zu gegebenen Preisen nicht absetzbar sind). Diese erhalten jedoch ihre Bedeutung im wesentlichen dadurch, daß die Profitrate bereits erheblich gesunken ist. Dieser Umstand macht z. B. die von frühindustriellen Unternehmern häufig angewandte Strategie der Krisenbekämpfung untauglich, bei relativ konstanter monetärer Nachfrage den Absatz unter Inkaufnahme sinkender Preise zu vergrößern (dadurch steigen nur die Verluste); ebensowenig kommt die Wehler vorschwebende Lösung in Frage, die Massenkaufkraft durch Lohnerhöhungen auszuweiten: Beide Maßnahmen würden den Druck auf die Profitrate verstärken und die Krise beschleunigen.

Um einerseits alle wesentlichen Aspekte der Erscheinungsform der Krise, andererseits die sich darin ausdrückenden eigentlichen Krisenursachen richtig erfassen zu können, müssen die Krisenbedingungen in der Produktionssphäre von den Erscheinungsformen und Krisendeterminanten in der Zirkulationssphäre analytisch isoliert werden. Marx unterscheidet deshalb den ersten Komplex von Krisenmomenten als ‚relative Überproduktion‘ (Produktion bei sinkender Profitrate) von den aus der Beschränkung der Massenkaufkraft resultierenden Realisierungsproblemen (dem Aspekt der Unterkonsumtion)<sup>15</sup>.

Da Wehler die relative Überproduktion im eben genannten Sinne nicht kennt, bezieht sich seine ‚Krisenanalyse‘ im Grunde nur auf Absatzprobleme. Daraus erklärt sich die kritisierte Reduktion der Krisenursachen auf Marktphänomene mit der Konsequenz, daß die theoretische und historische Bedeutung von Staatseingriffen und Außenhandel überschätzt wird.

Damit hat aber auch die Imperialismus-Theorie von Wehler von vornherein einen bias: Ihr fehlt die Ableitung aus den eigentlichen ökonomischen Strukturproblemen der ‚Großen Depression‘. Mit seinem Kleben an Erscheinungsformen, ab und zu garniert mit Leerformeln, die auf das abstrakt bleibende Wesen des Kapitalismus verweisen sollen (‚Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen‘), gerät Wehler als bürgerlicher Autor in gefährliche Nähe eines Vulgärmarxismus.

### III.

Während in den meisten vorliegenden Arbeiten bürgerlicher Historiker auf eine Orientierung der Krisendarstellung und -analyse an explizierten Theorien verzichtet wird, macht auch Rosenberg hier eine Ausnahme. Seine Schrift über die Weltwirtschaftskrise 1857—59 enthält zwar nur einige recht allgemeine, teilweise wider-

15 Vgl. K. Marx, Das Kapital, Bd. 3 . . . , Kap. 15, insbes. S. 261 f. (wg. rel. Überproduktion) sowie auch S. 501 (wg. rel. ‚Unterkonsumtion‘; Krisenfaktor ‚antagonistische Distributionsverhältnisse‘).

sprüchliche methodische Vorbemerkungen<sup>16</sup>. In der neueren Arbeit über ‚Große Depression und Bismarckzeit‘ dagegen stellt er ausführlich ein Theoriekonstrukt vor und betont dessen analytischen Wert: das Modell der ‚langen Wellen‘<sup>17</sup>.

Diese von Kondratieff in den 1920er Jahren popularisierten und von Schumpeter nach ihm benannten Schwingungen bestimmter Zeitreihen wirtschaftlicher Variabler von 30—50jähriger Länge stellen sich Rosenberg als ‚dynamisches Entwicklungsmodell‘ dar, das er für die historische Gesellschaftsanalyse in verschiedener Hinsicht gebrauchen zu können glaubt:

Erstens wird ihm der Charakter eines heuristischen Periodisierungs- und Integrationsinstruments‘ zugewiesen<sup>18</sup>, zweitens vermag es „fruchtbare Ansatzpunkte und Fragestellungen bei dem Bemühen um vertieftes Verständnis der außerökonomischen Geschichte zu liefern<sup>19</sup>“, drittens erschließt es „einen faszinierenden Gesichtswinkel und Betrachtungsrahmen“, der die Klärung der „strukturellen, kausalen und funktionalen Zusammenhänge zwischen ökonomischen, sozialen und politischen Kräften<sup>20</sup>“ nennenswert fördert, und viertens faßt es eine Reihe von Faktoren zusammen, die kausale Bedeutung für andere gesellschaftliche Prozesse und Ereignisse haben<sup>21</sup>. Ohne daß die logische Struktur dieses ‚Modells‘ der langen Wellen an irgendeiner Stelle verdeutlicht würde, schwankt die Bedeutungszumessung von der einer unproblematischen Periodisierungsfunktion bis zu der einer Basistheorie wirtschaftlicher bzw. gesellschaftlicher Phänomene. Diese Unklarheit ist Rosenberg offenbar teilweise bewußt geworden, denn er beschließt die methodolo-

16 Vgl. H. Rosenberg, Weltwirtschaftskrise . . ., S. 1—9.

17 Vgl. H. Rosenberg, Große Depression . . ., S. 1—25. Das ‚Modell‘ setzt eine Analyse von Zeitreihen wirtschaftlicher Variabler voraus, die sich auf Perioden von 100 und mehr Jahren Länge beziehen. Betrachtet man derart lange Zeiträume, dann lassen sich bei bestimmten Variablen, z. B. bei Großhandelspreisen, Schwingungen der Wachstumstrends erkennen, die eine gewisse Regelmäßigkeit aufweisen: auf 30—50 ‚fette‘ Jahre folgen oft ebenso viele ‚magere‘ Jahre. Anders ausgedrückt: In bestimmten Perioden weisen Wachstumsindikatoren häufiger positive jährliche Wachstumsraten auf, in anderen Perioden häufiger negative. Ob diese ‚langen Wellen‘ nicht nur ein Zufallsprodukt oder auch statistisches Artefakt sind, ist immer noch umstritten. Die systematischen Beziehungen zwischen den ‚langen Wellen‘ und verschiedenen Typen kurz- bis mittelfristiger Schwingungen sind theoretisch fast gänzlich ungeklärt. Da auch die Theorien über wahrscheinliche Determinanten des Phänomens bisher höchst unbefriedigend bleiben, dürfte der Erklärungswert des ‚Modells der langen Wellen‘ gering einzuschätzen sein. Vgl. im übrigen als Überblick über die Literatur U. Weinstock, Das Problem der Kondratieff-Zyklen. Schriftenreihe des Ifo-Instituts für Wirtschaftsforschung, Nr. 58, Berlin/München 1964.

18 Vgl. H. Rosenberg, Große Depression . . ., z. B. S. VII f. und 19.

19 H. Rosenberg, Wirtschaftskonjunktur . . ., S. 228.

20 H. Rosenberg, Wirtschaftskonjunktur . . ., S. 229.

21 Vgl. H. Rosenberg, Wirtschaftskonjunktur . . ., S. 230, sowie ders., Große Depression . . ., z. B. S. VII f. u. 38.

gischen Erörterungen mit dem bemerkenswerten Hinweis, daß zwar zwischen der ‚Kausalbedeutung wirtschaftlicher Entwicklungsfaktoren einerseits und ihrer heuristischen Hilfsdienstrolle‘ andererseits ein fundamentaler Unterschied bestehe, er diesen aber nicht immer deutlich herausarbeiten könne, „zumal sich im Denken des Historikers, der es ständig mit den immanenten Widersprüchen und Kompliziertheiten der geschichtlichen Wirklichkeit zu tun hat, diese Linien oft verwischen“<sup>22</sup>.

Wird von den wissenschaftstheoretischen Unklarheiten, die diese Aussage enthält, abgesehen, so kann konstatiert werden, daß der Blickwinkel der ‚langen Wellen‘ zwar das Interesse auf säkulare Entwicklungstrends und die große Zeitperspektive zu lenken vermag. Da aber das ‚Modell‘ der Kondratieff-Zyklen zunächst tatsächlich nur ein Periodisierungsschema ist, das sich ausschließlich auf Ähnlichkeiten der Erscheinungsformen des Wachstumsprozesses im Zeitvergleich bezieht, impliziert es keinerlei Hinweise auf die Determinanten des Zyklus, obwohl es Erklärungsgehalt suggeriert. Die Ursachen der Zyklizität, die in der Krise in jeweils spezifischer Form eklatierenden antagonistischen Entfaltungstendenzen des kapitalistischen Wachstums, erschließen sich, vom statistischen Phänomen der ‚langen Welle‘ aus anvisiert, eher schlechter als vom Faktum der periodischen Wachstumsstörungen ganz allgemein her. Im Gegenteil: Die ‚lange Welle‘ als Realität genommen, wird die historische Kausalanalyse zur Behauptung und Verifizierung besonderer, wenn auch langfristig wirksamer, so doch einmaliger Bedingungskonstellationen gedrängt. Damit wird von der eigentlichen analytischen Aufgabe, die *singuläre Form* eines bestimmten Zyklus durch Ermittlung der konkreten Verbindungsglieder auf seine *generellen*, systemischen Voraussetzungen zu beziehen, abgelenkt. Solange Modelle bzw. Theorien, denen Erklärungsgehalt zugeschrieben wird, die sich in den Erscheinungsformen des Zyklus ausdrückenden strukturellen Grundzüge des Gesamtsystems ignorieren, können sie angesichts der widersprüchlichen und chaotischen empirischen Erfahrung nur zur willkürlichen Behauptung von Zusammenhängen führen. Dennoch wirken sie aufgrund einer entsprechenden, durch ein meist nicht expliziertes theoretisches Vorverständnis gesteuerten Fakten- und Aspektauswahl oft durchaus plausibel<sup>23</sup>.

Obwohl Rosenberg und Wehler den gleichen Zeitraum, in groben Zügen den gleichen Gegenstand behandeln und einen insofern ähnlichen Ansatz verwenden, als sie soziale und politische Prozesse vor dem Hintergrund der ökonomischen Entwicklung analysieren

22 H. Rosenberg, Große Depression . . . , S. 21. Ein ähnlich ambivalentes Verhältnis zur Theorie und zum Problem der Kausalität zeigt sich in der frühen Arbeit Rosenbergs, vgl. ders., Weltwirtschaftskrise . . . , S. 5.

23 Es ist deshalb nur konsequent, wenn sich Rosenberg von Theorien distanziert, die das Problem der Zyklizität und der Krise inhaltlich und nicht nur formal angehen. Vgl. auch unten die Ausführungen zu ‚Multi-kausalitätsvorstellung‘ und ‚Theorienpluralismus‘, S. 90–94.

wollen, besteht ein wesentlicher Unterschied im theoretischen Vorverständnis. Während sich Wehler einer ‚kritischen Theorie der Gesellschaft‘ verpflichtet fühlt (deren ökonomische Fundierung, soweit Wehler sie andeutet, allerdings unzulänglich ist), geht Rosenberg von einem rein formalen, aber dennoch für die Rezeption und Interpretation der Empirie nicht belanglosen Bezugsrahmen aus. Wehlers Ausgangspunkt könnte ihm erlauben, hier und da von den Erscheinungsformen (der bürgerlich verkürzten Empirie) zu wesentlicheren Bestimmungen vorzudringen, damit auch den systemischen Zusammenhang zwischen wirtschaftlichen und sozialen bzw. politischen Prozessen zu begreifen. Seine Imperialismus-Theorie ist ein Ansatz dazu, wenn auch durch die kritisierte Schwäche seiner ‚Krisentheorie‘ von vornherein belastet. Rosenberg dagegen muß sich schon vom Ansatz her auf Erscheinungsformen, die willkürliche oder auch zufällige Rezeption isolierter Fakten und Aspekte der Realität beschränken. Eine Vertiefung der Krisenanalyse auf die Determinanten hin, die gleichzeitig die ihn hauptsächlich interessierenden sozialen und politischen Phänomene zu erklären vermögen, ist für ihn ausgeschlossen. Während bei Wehler eine einseitige, tendenziell falsche Erklärung der Krise von 1873—79 bzw. der ‚Großen Depression‘ erfolgt, bietet Rosenberg — konsequenterweise — gar keine an.

#### IV.

Es entspricht dem Rosenbergschen Ansatz, wenn er zur Charakterisierung der wirtschaftlichen Entwicklung eine relativ kleine Zahl von Indikatoren verwendet, deren Auswahl nicht näher begründet wird<sup>24</sup>. Er vermittelt ein instruktives und dem Stand der empirischen Forschung angemessenes Bild der Krise, ohne Bezug auf deren Systembedingungen<sup>25</sup>. Im Gegensatz zu seiner Behandlung der Krise von 1857—59, die er offenbar fast ausschließlich als monetäres Phänomen begriff, dominieren bei der Darstellung der ‚Großen Depression‘ nicht die Indikatoren für den Geld- und Kreditsektor, obwohl ihnen im Kontext größerer Erklärungswert beigemessen wird als den Indikatoren für die reale Entwicklung im industriellen und gewerblichen Bereich (Sozialprodukt, Ausstoßziffern, Investitionen etc.).

Erstaunlich ist, daß Wehlers Krisendarstellung, auch was die Implikationen angeht, der Rosenbergschen durchaus ähnelt, allerdings fällt sie differenzierter aus. Analog zur theoretischen Über-

24 Rosenbergs Indikatoren sind: Wachstum des Outputs (gesamte Volkswirtschaft, Industrie, Landwirtschaft; pro Kopf; Investitionsgüter- und Konsumgüterindustrien); der Investitionen (produktiv; unproduktiv); der Preise; der Profite; der Produktivität; der Rentabilität und der Löhne (real; nominal).

25 Im Rahmen dieses Aufsatzes ist es nicht möglich, die empirische Darstellung der Krise wiederzugeben und im Detail zu diskutieren. Im übrigen werden diese Informationen für die vorgetragene Richtung der Kritik nicht benötigt.

betonung der Realisierungsprobleme und zur Vernachlässigung der relativen Überproduktion fehlt eine Analyse der Produktions- und Kostenstruktur, was nicht einmal als — u. U. durch den Stand der Forschung entschuldbares — Manko empfunden wird. Hinweise auf die Profitentwicklung bleiben deshalb rein illustrativ und haben keinen Erklärungswert (reflektieren nicht die Entwicklung der Profitrate und deren Bedeutung für den Zyklus). Außerdem sind die Gliederungskriterien der Darstellung nicht aus den theoretischen Hypothesen stringent hergeleitet<sup>26</sup>. Die Vermittlung zwischen den theoretischen Sätzen und den teilweise recht detaillierten empirischen Informationen fehlt weitgehend, so daß die oben noch als möglich konstatierte Erklärung der Krise auch bei Wehler letzten Endes nicht erfolgt.

Daß nicht stärker auf die empirischen Aussagen beider Autoren eingegangen wird, rechtfertigt sich aus der methodologischen (wissenschaftstheoretischen) Fragestellung des Aufsatzes. Die Bedeutung der bisherigen Befunde liegt darin, daß die kritisierten Ansätze bzw. Analysen von Rosenberg und Wehler immerhin weit über dem üblichen Niveau bürgerlicher Krisengeschichtsschreibung liegen. Abgesehen davon, daß überhaupt sehr wenig umfassende Untersuchungen von dieser Seite vorliegen, verhindert in den meisten Fällen das Defizit an theoretischer und methodologischer Reflexion eine befriedigende Darstellung und Erklärung der Wirtschaftskrisen. Die relative Fortschrittlichkeit der hier behandelten Autoren zu konstatieren verlangt aber gleichzeitig das weitergehende Urteil, daß auch sie letzten Endes die selbstgestellte Aufgabe einer Kausalbeziehungen herausarbeitenden, politökonomischen Krisenanalyse verfehlen.

Diese Konsequenz ist nicht zufällig, sondern resultiert aus bestimmten erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Grundpositionen. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, treten die auf der Ebene der krisentheoretischen Hypothesen noch sehr deutlichen Differenzen zwischen Rosenberg und Wehler ganz in den Hintergrund: Beide erweisen sich als Vertreter bürgerlicher Sozialwissenschaft. Wenn die Kritik hier auch verkürzt und abstrakt bleiben muß, soll im folgenden doch immerhin ihre Richtung angedeutet werden<sup>26a</sup>.

## V.

Moderne Sozialwissenschaftler betonen die Komplexität ihres jeweiligen Erkenntnisobjekts und die Schwierigkeiten der Konzipie-

<sup>26</sup> Z. B. berichtet Wehler über die Entwicklung der Preise, der Gewinne, Dividenden und Renditen sowie der Zins- und Diskontsätze, ohne daß die systematische Beziehung zwischen diesen Indikatoren und denen der Produktion problematisiert würde. Ihre theoretische und empirische Bedeutung bleibt unklar.

<sup>26a</sup> Vgl. zum folgenden Abschnitt auch E. Altvater, Zur Kritik der bürgerlichen Konjunkturtheorie, vervielfältigte Seminarunterlage, FU Berlin, WS 1970/71, S. 1—9.



rung von Erklärungsansätzen und Theorien, die Deutungspotenz (Komplexitätsreduzierung bei hohem innerem Differenzierungsgrad und maximaler Reichweite) und Faktenverpflichtung miteinander verbinden<sup>27</sup>. Nachdem die Versuche einer Erhöhung der Deutungspotenz bei radikaler und willkürlicher Komplexitätsreduzierung bis zur Konsequenz eines völlig irrelevanten und informationsleeren Modellplatonismus verfolgt wurden (von rein spekulativen, metaphysisch ausgerichteten ‚Deutungen‘ abgesehen) und z. B. in der ökonomischen Theorie auch heute noch dominieren, breitet sich seit den 1920er Jahren, ausgehend von den angelsächsischen Ländern, die Gegenrichtung aus, die auf Deutungspotenz von vornherein weitgehend verzichtet zugunsten möglichst umfangreicher und detaillierter empirischer Partialinformation (ungenügende Komplexitätsreduzierung bei hohem Differenzierungsgrad und minimaler oder unbestimmter Reichweite).

In der Geschichtsforschung hat die Faktenverpflichtung stets den Vorrang, doch will der Historiker auf Interpretation, Erklärung etc. nicht prinzipiell verzichten; er will Zusammenhänge aufzeigen, womöglich sogar generalisieren. Zumindest beruft er sich — meist ohne das zu bemerken — bei seinen Interpretationsversuchen häufig auf empirische Verallgemeinerungen, auf alle möglichen im Alltagsbewußtsein akzeptierten Vorstellungen von gesellschaftlichen Regelmäßigkeiten. Allerdings können sich Historiker selten dazu entschließen, die methodologischen, wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Voraussetzungen und Implikationen eines derartigen Vorgehens zu klären<sup>28</sup>. Entsprechend reflektieren auch moderne Wirtschafts- und Sozialhistoriker in Deutschland nur in Ausnahmefällen die genannten Implikationen ihres Ansatzes. Da sie durchweg die Erscheinungsformen der historischen Realität für das Wesen nehmen und glauben, sich der nicht unmittelbar erfahrbaren, tieferliegenden Antriebskräfte und Relationen durch die Anwendung fortgeschrittener empirischer Aufbereitungs- und Analysemethoden (Korrelations-, Varianz-, Assoziations- bzw. Faktorenanalyse) oder durch Zugrundelegung von Modellen (etwa in der ökonometrischen Wirtschaftsgeschichte), schließlich in ganz seltenen Fällen kapriziös Veranlagter durch Rekurs auf einen ideologiekritischen Ansatz im

27 Ein Ausweg wird z. B. in der Bemühung der Speicherkapazitäten moderner Großrechenanlagen gesehen, die mit großen Mengen von Zeitreihen- oder Querschnittsdaten (social indicators) ‚gefüttert‘ werden, um dann mit Hilfe von faktorenanalytischen Verfahren empirische Regelmäßigkeiten ‚neuen Typs‘ gewinnen zu können, dadurch die Theoriebildung scheinbar aus dem Widerspruch zwischen Komplexität und generalisierender Vereinfachung der Strukturen der Realität befreiend; vgl. als prägnantes Beispiel H. Klages, Computer-Simulation des sozialen Wandels, in: Zur soziologischen Theorie und Analyse des 19. Jahrhunderts, Hrsg. W. Rüegg u. a., Göttingen 1971.

28 Vgl. die prononciert überspitzte, deshalb teilweise doch sehr erhellende Kritik in K. R. Popper, Das Elend des Historizismus, Tübingen 1965, passim; sowie H.-U. Wehler, Theorieprobleme . . . , S. 66—80.

Sinne der Wissenssoziologie ausreichend versichern zu können, bleiben alle angewandten Verfahren der Komplexitätsbewältigung dem Gegenstand äußerlich. Man beschränkt sich auf Partial- und Mikroanalysen, definiert willkürlich Realitätsausschnitte und reduziert Komplexität vor allem durch Ermittlung empirischer Regelmäßigkeiten, durch Subsumierung großer Datenmengen unter bestimmte Kategorien oder ‚Quasi-Gesetze‘.

Die zunehmende Spezialisierung innerhalb der Sozialwissenschaften bis hinein in die angewandten Methoden und Kategorien trägt dazu bei, die aus der Struktur des Systems resultierenden, seine Entwicklungsdynamik determinierenden Widersprüche in den Erscheinungsformen zu verdecken. Weitgehend unabhängig voneinander und wechselseitig ungenügend informiert, bosselt jede Disziplin an Teilerkenntnissen, wobei die ‚gegenstandsspezifische‘ Methodologie den Ansatz prägt und die Integration der Ergebnisse mehr oder weniger verhindert. Die auf diese Weise nicht zu bewältigende Heterogenität der empirischen Informationen scheint einen zusammenhangsanalytischen, auf die konkrete Totalität zielenden Erklärungsansatz auszuschließen und provoziert die Vorstellung einer entsprechenden Vielfalt nebeneinanderstehender, *a priori zusammenhangloser* Ursachenkomplexe. Erst Wissenschaft ‚stiftet‘ übergreifende Strukturen, von denen kein vorgängiges Verständnis vorhanden ist und deren Realität bezweifelt wird. Für moderne Historiker wie Fischer, Rosenberg und Wehler ist diese *Multikausalitätsvorstellung* keineswegs befremdlich<sup>29</sup>.

Übersehen wird allerdings, daß die zu recht abgelehnte monokausale Betrachtungsweise nur der Grenzfall einer — so verstanden — multikausalen ist. In beiden Fällen wird die Abstraktion von der strukturierten Totalität dessen, was Gesellschaft ausmacht, und ihre Reduzierung auf das unverbundene Nebeneinander prinzipiell logisch gleichrangiger Aspekte und Fakten vorausgesetzt. Außerdem impliziert die Multikausalitätsvorstellung — was oft nicht beachtet wird —, daß „alles Wissen ... Wissen von abstrakten Aspekten sein muß, und ... man die ‚konkrete Struktur der sozialen Realität selbst‘ niemals erfassen kann“<sup>30</sup>. Mit dieser Konsequenz wären aber die genannten Autoren wohl kaum einverstanden, da sie ihren Erkenntnisanspruch dann doch erheblich einschränken müßten.

Die Ignorierung der erfaßbaren Differenz zwischen Wesen und Erscheinung sowie der Verlust eines Begriffs von Gesellschaft als konkreter Totalität, also die Befangenheit in der ‚Pseudokonkretheit‘ partieller und von pragmatischen, antagonistischen sozialen Bezügen strukturierter Erfahrungen<sup>31</sup>, nimmt dem Wirtschafts- und

29 Vgl. W. Fischer, *Konjunktoren ...*, S. 46; H. Rosenberg, *Weltwirtschaftskrisis ...*, S. 4 f., sowie ders., *Wirtschaftskonjunktur ...*, S. 230; H.-U. Wehler, *Theorieprobleme ...*, S. 78., sowie ders., *Bismarck ...*, S. 50 f.

30 K. R. Popper, *Das Elend ...*, S. 63. Vgl. im übrigen K. Kosík, *Die Dialektik des Konkreten*, Frankfurt/Main 1967, S. 7—59.

31 Vgl. K. Kosík, *Dialektik ...*, S. 9.

Sozialhistoriker die Chance, Erkenntnisziele aus dem gesellschaftlichen Kontext heraus zu bestimmen, zwingt ihn zur Behauptung der Relevanz von begrenzten Fragestellungen unter Vernachlässigung des widersprüchlichen Interessenzusammenhanges, aus dem heraus sich diese praktisch konstituieren. Sie hindert ihn, die Berechtigung und Relativität von Abstraktionen und Generalisierungen einzuschätzen, die auseinanderstrebenden Realitätsaspekte zu vermitteln, ohne sie im Verfahren der direkten Subsumtion zu vergewaltigen. Fortschreitende und von partikularistischen, nicht aufgedeckten Interessen freie Realitätserkenntnis erscheint demnach unmöglich. [Im Gegensatz dazu ist der Prozeß *dialektischer Erkenntnisgewinnung* vor allem dadurch positiv gekennzeichnet, daß sich die *vorläufigen* Begriffe und Bestimmungen — einem umgangssprachlich und durch gruppenspezifische Kommunikation im Rahmen des jeweils relevanten Teils der ‚scientific community‘ vermittelten Vorverständnis der Sache, um die es geht, entlehnt — im Verlauf der Analyse wechselseitig kritisieren und konkretisieren. Wissenschaft wird als gesellschaftliche Praxis begriffen, deren Ziele sozialstrukturell geprägt sind, was insbesondere die ständige Reflexion der Ergebnisse im jeweiligen Herrschaftszusammenhang notwendig macht].

Eine Folge der Verbreitung immer neuer partieller, in keinen durch übergeordnete Kriterien bestimmbareren Zusammenhang integrierter Ergebnisse bürgerlicher Sozialwissenschaft ist nicht nur eine fortschreitende Chaotisierung der Erkenntnis, sondern — da Wissenschaft in immer engeren Zusammenhang mit der Produktivkraftentwicklung und der Generierung von Herrschaftstechniken gebracht wird — der Realität selbst.

Eine Konsequenz im methodischen Bereich ist der *Theorienpluralismus*. Jede Theorie mit Realitätsbezug wird von den genannten Wirtschafts- und Sozialhistorikern offenbar als zu wenig komplex, tendenziell nur jeweils eine causa repräsentierend, betrachtet. Deshalb kann ein halbwegs der Vielfalt der Fakten und Aspekte gerecht werdender Ansatz nach dieser Auffassung nur gewonnen werden, wenn er aus dem Angebot konkurrierender Theorien einen set auswählt und durch semantische Manipulation verbindet, zugrunde liegende methodologische und inhaltliche Voraussetzungen bzw. den allgemeinen Kontext dabei vernachlässigend. Dieser *Eklektizismus* kann sich nur auf Plausibilitätskriterien stützen, die mehr oder weniger zufällig sind, nicht aus dem Begründungszusammenhang der jeweiligen Theorien, sondern dem zum Untersuchungsgegenstand gewählten Realitätsausschnitt und dem weitgehend unreflektierten Vorverständnis des Forschers abgeleitet werden. So ist erklärlich, daß gerade Historiker die methodologische Regel hochhalten, wonach sich die Methoden und zu bemühenden Theoriefragmente vom Gegenstand herleiten sollten.

Am deutlichsten zeigen sich die eben dargestellten und kritisierten Positionen bei Wehler, der dafür plädiert, ‚Batterien von Theorien‘ auf historische Probleme anzusetzen: „Ein gewisser theoretischer

scher Eklektizismus wird eher normal als die Ausnahme sein<sup>32</sup>. Jedoch auch die Anwendung von Theorien in dieser Weise wird die ‚Aspekthaftigkeit‘ historischer Forschung nicht aufheben können. Er zitiert Habermas, der schon den Anspruch auf ‚vollständige Erfassung‘ der Wirklichkeit (‚integrale Geschichtsschreibung‘) für ‚illegitim‘ hält. Wehler bemerkt nicht, daß diese Aussagen keineswegs ein Plädoyer für ‚Theorienpluralismus‘ und ‚Eklektizismus‘ implizieren, sondern ihren Stellenwert von einer ‚kritischen Theorie‘ der Gesellschaft her bekommen, die sich um eine dialektische Erfassung der gesellschaftlichen Totalität bemüht. In diesem Sinne aber lassen sich Wehlers schriftliche Äußerungen nicht interpretieren. Das ergibt z. B. ganz klar seine Haltung gegenüber dem Angebot vorliegender Konjunktur- und Krisentheorien<sup>33</sup>: Vor die Wahl zwischen alternativen Theorien zur Erklärung der Krisen gestellt, gilt ihm als Kriterium einzig die unmittelbare empirische Relevanz. Z. B. einseitig monetäre Krisentheorien scheiden nicht deshalb aus, weil ihr Erklärungsgehalt *grundsätzlich* gering ist, sondern weil in der ‚Großen Depression‘ kein Geld- oder Kapitalmangel zu beobachten war. Ebenso verwirft er ‚exogene Theorien‘ (die Krisen durch Kriege, Seuchen etc. erklären wollen) nicht deshalb, weil sie die kapitalistische Entwicklungsdynamik und die von ihm selbst erwähnte fundamentale ‚Labilität des Systems‘ in keiner Weise erfassen, sondern weil keine Kriege stattfanden und die Medizin in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts gewaltige Fortschritte machte, Seuchen erheblich zurückdrängte. Damit wird die Möglichkeit eingeräumt, daß derartigen Theorien unter anderen Umständen durchaus ein Erklärungswert beigemessen werden könne. Die Konsequenz eines solchen krisentheoretischen Verständnisses, besser: Mißverständnisses ist, daß je nach dem Vorherrschen bestimmter Erscheinungsformen (was u. a. auch eine Frage des jeweiligen Standes der Forschung ist) die eine oder andere ‚Krisentheorie‘ bemüht bzw. eine ‚Batterie‘ locker verbundener, nach Plausibilitätskriterien gewichteter Theorien so gebastelt wird, daß alle beobachteten Aspekte abgedeckt werden — eine Illustration der These, daß ‚Monokausalität‘ nur der Grenzfall von ‚Multikausalität‘ ist.

Zu klären bleibt, welche Bedeutung die dargestellten erkenntnistheoretischen und methodologischen Positionen für die Aufarbeitung (Analyse) der Krisen durch die hier behandelten Autoren haben. Eine notwendige Folge ist zunächst, daß es für nicht vertretbar und vom Anspruch her nicht leistbar gehalten wird, die tieferen Ursachen der Krisen in ihrem systemischen Zusammenhang analysieren zu wollen. Man glaubt, einen theoretischen Ansatz ignorieren zu können, der die *strukturell bedingten*, allgemeinen Entwicklungstendenzen des Wirtschaftssystems und die daraus resultierenden Instabilitätsbedingungen von den jeweils *singulären* Determinanten

32 H.-U. Wehler, Theorieprobleme . . . , D. 79. Vgl. auch W. Fischer, Ökonomische und soziologische Aspekte . . . , S. 4 und 20.

33 Vgl. H.-U. Wehler, Bismarck . . . , S. 50 f.

einer bestimmten historischen Form des Zyklus bzw. der Krise abhebt. Ein Ansatz wie der dialektisch-materialistische wird abgelehnt, obwohl er eine Krisenforschung ermöglicht, die Komplexität zu bewältigen imstande ist, ohne auf einen hohen Differenzierungsgrad oder empirische Relevanz verzichten zu müssen<sup>34</sup>.

Für den bürgerlichen Historiker stellt sich in Konsequenz seiner erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Position die Krise (der einzelne Zyklus) als jeweils singuläres Ereignis dar, zu dessen Erklärung Theorien wenig oder nichts beitragen, das vielmehr durch je besondere, nur selten identische Ursachenkomplexe bestimmt ist. Diese besonders prägnant von Schumpeter<sup>35</sup> als einem Theoretiker mit historischem Bewußtsein formulierte Ausgangshaltung wird modifiziert u. a. von Fischer und Rosenberg vertreten<sup>36</sup>. Beide motivieren ihre Abneigung gegenüber einem explizierten und inhaltlich bestimmten konjunkturtheoretischen Vorverständnis mit der Ablehnung eines ‚Krisen-‘ bzw. ‚Kausalmonismus‘<sup>37</sup>. Rosenberg führt aus: Dem Historiker könne es nicht um ‚theoretische Allgemeinlösungen‘ gehen, er habe nicht den ‚Wahrheitsbeweis‘ bestimmter Theorien zu erbringen, vielmehr stehe er immer dem bestimmten historischen Ereignis und seiner jeweils besonderen ‚Verursachung‘ gegenüber. Im übrigen aber — und damit bringt Rosenberg sein möglicherweise anders gemeintes Plädoyer für eine, so muß man schließen, intuitions- und erfahrungsgesteuerte, verstehende Deutung historischer Phänomene auf einen diffusen Nenner — „bildet die das Wesen des dynamischen Geschichtsprozesses ausmachende Kausalitätenverknüpfung, das Ineinandergreifen verschiedenster Ursachen- und Wirkungsreihen, den sich von selbst verstehenden, theoretisch nicht weiter zu erklärenden Mittelpunkt seines (des Historikers, R. S.) empirisch-induktiven Forschungsbemühens<sup>38</sup>“.

Wehler scheint hier eine Ausnahme zu machen, denn er geht, wie oben gezeigt wurde, geht er zwar von theoretischen Sätzen aus, die einen gesamtgesellschaftlich orientierten, strukturanalytischen Er-

34 Er hat die Erfassung der Vermittlungsliefer zwischen allgemeinen Determinanten historischer Prozesse und ihren konkreten Erscheinungsformen zum Ziel und gibt die Felder an, in denen diese zu suchen sind.

35 Vgl. J. A. Schumpeter, *Konjunkturzyklen* . . . , S. 40.

36 Vgl. W. Fischer, *Konjunktoren* . . . , S. 46; H. Rosenberg, *Große Depression* . . . , z. B. S. 83 f.

37 Vgl. H. Rosenberg, *Wirtschaftskrisis* . . . , S. 4.

38 H. Rosenberg, *Wirtschaftskrisis* . . . , S. 5. In Kenntnis dieses Hintergrundes ist Rosenbergs Faszination durch die ‚Theorie der langen Wellen‘ verständlich, denn diese ist so inhaltsleer, daß sie für den heuristisch von ihr Gebrauch machenden Historiker letztlich unverbindlich bleibt.

Sieht man vom speziellen Fall der Krisenanalyse ab, so entspricht Fischers generelle Haltung in dieser Frage der Rosenbergschen nicht. Er hält es durchaus für eine sinnvolle Aufgabe des Historikers, vorliegende sozialwissenschaftliche Theorien empirisch zu testen, insofern also doch etwas wie den ‚Wahrheitsbeweis‘ derselben anzutreten; vgl. W. Fischer, *Ökonomische und soziologische Aspekte* . . . , S. 2 f.

klärungsansatz andeuten. Aber er bringt schon auf dieser Abstraktionsebene den kritisierten bias hinein, der u. a. seiner eklektischen Grundhaltung zu verdanken ist, und leistet schließlich in der empirischen Darstellung und Analyse der Krisen so wenig Vermittlungsarbeit, daß auch bei ihm das *Bild* einer chaotischen Realität einem unstrukturierten Realitätsbegriff, der den Bezug zur Totalität des Konkreten verloren hat, korrespondieren dürfte — allen gegenteiligen Indizien zum Trotz.

Eine weitere Konsequenz für die Krisengeschichtsschreibung folgt aus dem der Vorstellung einer atomisierten Realität angemessenen *analytisch-summativen Erkenntnisverfahren*: Die Masse des bearbeiteten Materials, die Vielzahl der Informationen sollen die fehlende Analyse und Konkretisierung der strukturellen Basiszusammenhänge ersetzen. Gleichzeitig begegnet man damit der Gefahr, daß die eigene Arbeit allzu rasch veraltet oder sich als in den Schlußfolgerungen falsch erweist.

## VI.

Unter den kritisierten Voraussetzungen wird das unmöglich, was als Aufgabe einer methodisch und theoretisch reflektierten historischen Krisenforschung zu postulieren ist: Ausgehend vom historisch gegebenen Zyklus sind die konkreten Beziehungen zu den abstrakten Bestimmungen der Krise herzuleiten und in den empirischen Fakten aufzuzeigen. Gerade in der Aufarbeitung, Konkretisierung und Darstellung der Vermittlungsglieder unter verschiedenen Realitätsaspekten und auf differenzierten Abstraktionsstufen besteht die schwere Aufgabe des historischen Krisenforschers. Er muß überzeugend, d. h. empirisch fundiert darlegen können, daß sich die selbstnegatorischen Tendenzen der kapitalistischen Dynamik in der jeweiligen sozio-ökonomischen Entwicklungsphase *notwendig* in bestimmter Weise entfalten und in Verbindung mit einer Vielzahl konkreter, teilweise singulärer modifizierender Faktoren in der beobachteten Form darstellen mußten. Dabei geht er vom Beobachtungsergebnis als dem Chaos der Fakten und Aspekte aus, das er aber nur dann als geordnete Zusammenfassung der Mannigfaltigkeit der Bestimmungen und Relationen darstellen und damit das betreffende Ereignis im echten Sinne erklären kann, wenn er die empirischen Befunde auf die in ihnen erscheinenden, durch den Zusammenhang der gesellschaftlichen Lebenswelt als Totalität bestimmten grundlegenden Strukturen und Kräftefelder zurückführt<sup>39</sup>.

39 Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei angemerkt: Voraussetzung ist natürlich, daß Zyklus und Krise in der zum Ausgangspunkt der Analyse gemachten Form tatsächlich vorliegen. Es geht um Analyse der Realität, nicht um die mit Zahlen oder sonstigen Informationen garnierte Illustration einer vorgefertigten Theorie, deren inhaltliche Konsequenzen nicht mehr in Frage gestellt werden. Die Gefahr, scholastische Fingerübungen mit konkreter Analyse zu verwechseln, kann auch ein dialektisch-materiali-

Solange die Anforderungen allerdings derart abstrakt bleiben, haben sie keinerlei unmittelbare Steuerungsfunktion für die empirische Arbeit. Diesem Zweck sollen dagegen die folgenden Hypothesen dienen, die den Versuch darstellen, theoretisch abgeleitete Schwerpunkte für die historische Krisenanalyse zu nennen und ihren Zusammenhang anzudeuten. Von den Marxschen Aussagen über die Grundlagen der kapitalistischen Entwicklungsdynamik ausgehend, werden die Hypothesen auf einer mittleren Abstraktionsebene zwischen den generellen Determinanten des zyklischen Prozesses und seinen typischen Erscheinungsformen konzipiert. Die Problematik eines solchen Vorgehens liegt auf der Hand und wird unten kurz erörtert. Mit den noch keineswegs zulänglichen, konkretistischen Hinweisen hofft der Verfasser, dennoch einen Beitrag zur Diskussion darüber leisten zu können, wie und wo eine den oben zitierten Anforderungen genügende historische Krisenforschung anzusetzen hätte.

Die Hypothesen orientieren sich an der Einsicht, daß Zyklus und Krise Momente des kapitalistischen Akkumulations- und Reproduktionsprozesses und nur aus dem Zusammenhang der diesem zugrunde liegenden Gesetzmäßigkeiten zu erklären sind. Eine fundierte Konjunktur- und Krisentheorie muß deshalb als integraler Bestandteil einer allgemeinen Wachstumstheorie kapitalistischer Gesellschaften erarbeitet werden. Eine von dieser Bedingung abstrahierende Theorie des Zyklus wird notwendig einseitig, undifferenziert und mechanistisch. Dies ist der Grund, warum z. B. Marx, obwohl in starkem Maße am Phänomen der Zyklizität interessiert, keine isolierte Theorie des Zyklus entworfen hat. Er zeigte vielmehr bei der Analyse der die Entwicklungsdynamik des Kapitalismus bestimmenden Widersprüche und Entfaltungstendenzen die jeweiligen krisendeterminierenden Faktoren auf und gab die Bedingungen ihres notwendigen Auftretens an. Sein jeden modernen Konjunkturtheoretiker vom Anspruch her verschreckendes ‚Programm‘ bezüglich der theoretischen Erfassung der Krisenproblematik formulierte er wie folgt: „Die Weltmarktkrisen müssen als die reale Zusammenfassung und gewaltsame Ausgleichung aller Widersprüche der bürgerlichen Ökonomie gefaßt werden. Die einzelnen Momente, die sich ... in diesen Krisen zusammenfassen, müssen also in jeder Sphäre der bürgerlichen Ökonomie hervortreten und entwickelt werden, und je weiter wir in ihr vordringen, müssen einerseits

stischer Ansatz nicht bannen. Er baut ihr aber vor, da er eine dialektische Methode der Erkenntnisgewinnung impliziert bzw. fordert, mit dem Verfahren der direkten Subsumtion der Informationen unter den Begriff dagegen, das dem analytisch-summativen Erkenntnisprozeß korrespondiert, unvereinbar ist. Daß trotzdem gerade in jüngster Zeit häufig Marxsche Kategorien und ein entsprechender Ansatz insbesondere von den ‚Studentenparteien‘ in der BRD zu dogmatischen Ableitungen, die sich als Analyse historischer Realität ausgeben, mißbraucht worden ist, spricht gegen die Akteure, nicht gegen den Ansatz und die mit ihm verbundene Gesellschaftswissenschaft.

neue Bestimmungen dieses Widerstreits entwickelt, andererseits die abstrakteren Formen desselben als wiederkehrend und enthalten in den konkreteren nachgewiesen werden<sup>40</sup>.

Entsprechend läßt sich bei Marx eine Vielzahl von krisentheoretisch relevanten Aussagen finden. Diese können nicht einfach herausgezogen und zusammengesetzt werden, um etwa auf diese Weise entgegen den Marxschen Intentionen und den methodischen Implikationen seines Ansatzes dennoch eine ‚Marxsche Krisentheorie‘ zu gewinnen, da sie eine differente logische Reichweite haben und auf unterschiedliche ökonomische Dimensionen verweisen. Demjenigen, der den Marxschen Beitrag zur Erklärung der Zyklizität und der Krisen für die eigene konkrete Analyse gesellschaftlicher Phänomene fruchtbar machen möchte, bleibt kein anderer Weg als der Versuch, von Fall zu Fall vom jeweiligen Gegenstandsbereich her die Verbindung zu den abstrakten und — solange der Ableitungszusammenhang vernachlässigt wird — disparaten Teilen der Marxschen Theorie mit unmittelbarem Krisenbezug herzustellen (Aufzeigen der konkreten Vermittlungsglieder zwischen allgemeiner Gesetzmäßigkeit und empirischem Befund).

Trotz aller sich nach dem Gesagten aufdrängenden Zweifel werden im folgenden krisentheoretische Hypothesen formuliert, die die Marxsche Analyse voraussetzen. Die wichtigsten Bedenken gegen diesen Versuch richten sich darauf, daß die verschiedenen Momente der Zyklizität als logisch äquivalent und im Prozeß gleichgewichtig, unhistorisch nebeneinander gestellt werden. Die Nivellierung der unterschiedlichen Abstraktionsniveaus, auf denen die einzelnen Momente bestimmt wurden, und die für Hypothesen typische verkürzte Darstellungsweise widersprechen dem dialektischen und historischen Charakter des Prozesses, auf den sie sich beziehen, und der Analyse, aus der sie extrahiert wurden. Sie dürfen deshalb nur als heuristisches Vehikel aufgefaßt werden, das einige wesentliche Krisendeterminanten bezeichnet und ihre Relationen andeutet, nicht aber die Realität des Zyklus und seiner Ursachen theoretisch adäquat wiedergibt.

Diese Einschränkungen vorausgesetzt und berücksichtigend, müßte sich die Analyse von Krisen *unter konkurrenzkapitalistischen Bedingungen* mit folgenden Hypothesen über die den Erscheinungsformen ihres Gegenstandes zugrunde liegenden Ursachen und Bedingungen auseinandersetzen:

1. Der Zyklus ist die Form, in der sich das kapitalistische Wachstum durchsetzt. Das dominante, alle Zyklen prägende Moment ist der langfristig ansteigende Trend gesamtwirtschaftlicher Indikatoren wie Sozialprodukt, Beschäftigtenzahl, Anlagevermögen, Profitmasse, Lohnsumme usw.

40 K. Marx, Theorien über den Mehrwert, 2. Teil, Berlin (Ost) 1959, S. 506.



2. Das Wachstum vollzieht sich zyklisch, weil es die immanenten Widersprüche der kapitalistischen Produktionsweise zur Entfaltung bringt, deren reale Zusammenfassung die Krise ist.
3. Die Widersprüche drücken sich in antagonistischen Tendenzen der Akkumulation aus. Diese führen zu Schwierigkeiten der Verwertung des Kapitals (Krisendeterminanten innerhalb der Produktionssphäre), der Realisierung von Mehrwert (Krisendeterminanten innerhalb der Zirkulationssphäre) und — daraus resultierend — der Akkumulation.
4. Die Verwertungsschwierigkeiten beruhen auf dem prinzipiell schrankenlosen Expansionsdrang des Kapitals. Er wird durch die nationale und internationale Konkurrenz vermittelt, die den einzelnen Kapitalisten zwingt, unabhängig von verschiedenen subjektiven (unternehmenspolitischen) Zielsetzungen allein schon als Mittel zur Erhaltung des gegebenen Werts die Produktion immer wieder auszuweiten und zu rationalisieren. Die entsprechenden Methoden der Mehrwertproduktion resümieren sich auf der Ebene des Gesamtkapitals in einem permanenten, mit den zyklischen Schwankungen variierenden Druck auf die Profitrate sowie einer — in Krise und Depression stattfindenden — Zerstörung existenter Werte.

Dieses Phänomen konkretisiert sich in einigen teils historisch aufeinanderfolgenden, teils interagierenden und konfligierenden Prozessen:

a) Historisch betrachtet, ist die erste und erfolgreichste Methode der Mehrwertproduktion in der möglichst weitgehenden Auslastung der sachlichen und menschlichen Ressourcen zu sehen (Produktion von absolutem Mehrwert). Solange die Reservearmee quasi unerschöpflich und die Arbeiterklasse gar nicht oder schlecht organisiert ist, kann das für die einzelne Arbeitskraft psycho-physisch und sozial bestimmte Auslastungsoptimum nahezu beliebig überschritten werden (immer weitergehende Ausdehnung des Arbeitstages; Ersetzung der Männer- durch schlechter bezahlte Frauen- und Kinderarbeit; Minimierung des Kapitalaufwandes pro Arbeitsplatz, z. B. Verzicht auf Arbeiterschutzvorrichtungen etc.). Mit wachsender Stärke der Arbeiterklasse und relativer Verringerung der Reservearmee (zumindest in Phasen guter Konjunktur) beginnen sich diese Erscheinungsformen der Mehrwertproduktion beim Einzelkapital als Verminderung des Produktivitätszuwachses auszuwirken. Gleichzeitig verschärfen sich im gesellschaftlichen Maßstab die sozialen Spannungen, was insbesondere zu einer Häufung von die Produktivität absolut senkenden Arbeitskämpfen führt. Der Raubbau am lebendigen Arbeitsvermögen erweist sich als auch ökonomisch nicht vertretbar, ohne daß das Einzelkapital im Alleingang darauf verzichten könnte, weil es Konkurrenz Nachteile zu befürchten hat. Der sich andeutende Widerspruch zwischen einzel- und

gesamtwirtschaftlicher Rationalität kann nur dadurch gelöst werden, daß der Staat als ‚ideeller Gesamtkapitalist‘ auftritt und unter dem Druck der Klassenkämpfe eine gesetzliche Regelung des Arbeitstages, Arbeitsschutzvorschriften, Sozialversicherung usw. verordnet.

b) In der Ausschöpfung der Reservearmee sowie der wachsenden Widerstands- und Kampfbereitschaft der Arbeiterklasse kommen Schranken der Möglichkeit zur Produktion absoluten Mehrwerts zum Ausdruck, die sich im entwickelten Kapitalismus während der Boomphase eines jeden Zyklus erneut herstellen. Daraus resultieren unmittelbar weitere Formen der Verwertungsschwierigkeiten des Kapitals: Die phasentypische Erhöhung der Arbeitsnachfrage verstärkt die Konkurrenz um die Arbeitskräfte, macht die Aussetzung von ‚Abwerbbeprämien‘ notwendig, die Zahlung bzw. Erhöhung von Überstundengeldern etc., schwächt die Stellung der Kapitalisten in den sich belebenden Kämpfen der Arbeiterklasse um Zahlung eines dem Wert der Arbeitskräfte entsprechenden Lohns — kurz, als ‚Sturmvogel der Krise‘ steigen die Löhne auf breiter Front. Gleichzeitig wächst durch die Realisierung der höchstmöglichen Auslastung das forcierte Arbeitstempo, der Verschleiß an fixem Kapital überproportional — die ‚Kapitalkosten‘ pro Stück steigen. Alle diese Momente tendieren auf eine Senkung der Mehrwert- und Profitrate.

Das Einzelkapital versucht die Beschränkung der Produktion von absolutem Mehrwert und den die Boomphase markierenden Druck auf die Profitrate durch ‚Innovationen‘ (Einführung von technischen Fortschritt im weitesten Sinne: Rationalisierung, Entwicklung neuer und Differenzierung bekannter Produkte, Erschließung neuer Märkte usw.) und damit im allgemeinen verbundene Maßnahmen zur Intensivierung der Arbeit zu überwinden (Anwendung von Methoden zur Produktion relativen Mehrwerts). Auf diese Weise erhöht sich die organische Zusammensetzung des Kapitals. Der davon ausgehende Druck auf die Profitrate wird beim ‚Innovator‘ solange durch die Steigerung der Mehrwertrate (eine relative Senkung des individuell angewandten variablen Kapitals) überkompensiert, wie sich die ‚Innovation‘ nicht gesellschaftlich verallgemeinert hat. Das aber ist nur eine Frage der Zeit; und dann schlägt mit der Senkung des Werts der betreffenden Ware bzw. mit der wachsenden Konkurrenz auf dem neuen Markt die Erhöhung des vom ‚Innovator‘ vorgeschossenen Kapitals in Form einer Senkung der Profitrate durch.

Ohne die komplexen Zusammenhänge zwischen ‚Innovation‘, gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit, Wertvariation und Entwicklung der Profitrate hier darstellen zu wollen, sei daran erinnert, daß die verschiedenen Methoden zur Produktion von relativem Mehrwert makroökonomisch gesehen eine Verringerung des vorhandenen Wertvolumens und eine Senkung der zu-

künftigen Produktionswerte zur Folge haben, da die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit verkürzt wird. Ausdruck dafür ist ein Preisverfall, der die Konkurrenz verschärft, die ‚technologische Anpassung‘ der Einzelkapitale an den jeweils fortgeschrittensten Stand zum permanenten Zwang macht und die allgemeine Profitrate senkt.

c) Zwar bewirkt die Tendenz zur Konzentration und Zentralisation des Kapitals die Herausbildung von Monopolen, die den Druck auf die Profitrate kurz- und mittelfristig abzuschwächen vermögen, so daß — insbesondere wenn auch noch der Staat mit fiskalpolitischen Maßnahmen stützend eingreift — Krisen verzögert, abgeschwächt und verschleiert werden können, doch verschärfen sich dadurch langfristig und gesamtwirtschaftlich gesehen nur der Kampf um Mehrwertquoten zwischen den nationalen Kapitalblöcken sowie die internationale Konkurrenz. Der Zwang zur Anwendung der die Profitrate senkenden Methoden der Produktion relativen Mehrwerts wird gemildert, aber nicht aufgehoben.

d) Produktion von relativem Mehrwert bedeutet aber auch vermehrte Freisetzung von Arbeitskräften (bezogen auf ein gegebenes Outputvolumen), also — *ceteris paribus* — eine Verringerung der Mehrwertmasse.

e) Soll für das Einzelkapital nicht an der Masse des Mehrwerts verlorengelassen, was — kurzfristig — an der Mehrwertrate gewonnen wurde, so verlangt die Anwendung von Methoden zur Produktion relativen Mehrwerts gleichzeitig die Tötung von Erweiterungsinvestitionen, die Ausdehnung der Produktion und damit zusätzliche Erhöhung der organischen Zusammensetzung des Kapitals. Der hieraus folgende Druck auf die Profitrate wird verstärkt durch die mit der Erschöpfung der Reservearmee notwendig werdenden Lohnerhöhungen, also Senkung der Mehrwertrate. Es zeigt sich der im Kapitalismus unaufhebbare Widerspruch zwischen der Tendenz des Kapitals, einerseits die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit zu minimieren, damit die Masse der produktiven Bevölkerung im Verhältnis zum Volumen des Gesamtprodukts zu senken, andererseits aber die Akkumulationsrate zu steigern, indem ein möglichst großes Quantum menschlicher Arbeitskraft zur Produktion einer möglichst großen Mehrwertmasse ausgebeutet wird<sup>41</sup>.

41 „Es liegt also in der Anwendung der Maschinerie zur Produktion von Mehrwert ein immanenter Widerspruch, indem sie von den beiden Faktoren des Mehrwerts, den ein Kapital von gegebener Größe liefert, den einen Faktor, die Rate des Mehrwerts, nur dadurch vergrößert, daß sie den andern Faktor, die Arbeiterzahl, verkleinert ... Es ist dieser Widerspruch, der wiederum das Kapital, ohne daß es sich dessen bewußt wäre, zur gewaltsamsten Verlängerung des Arbeitstags treibt, um die Abnahme in der verhältnismäßigen Anzahl der exploitierten Arbeiter durch

f) Diese Tendenzen treten mehr oder weniger verschränkt in jedem Aufschwung hervor und determinieren eine sich zyklisch entwickelnde Verschlechterung der Verwertungsbedingungen des Kapitals, die sich im Anschluß an die Krise nur allmählich und unter erheblichen Wert- und Kapitalverlusten wieder verbessern, bis ein neuer Aufschwung induziert wird.

g) Für das industrielle und Handelskapital verschärft sich der Druck auf die Profitrate im Boom noch zusätzlich durch die enormen Zinssteigerungen, was eine erhöhte Absorption von industriellem Mehrwert durch das Bankkapital bedeutet. Aus dem Kreditzusammenhang können deshalb weitere Krisendeterminanten resultieren.

5. Die unter 4. genannten Antriebsmomente begründen u. a. die Tendenz zur Ausdehnung der Produktion (im Aufschwung) ohne Rücksicht auf die Begrenztheit der Massenkaukraft, die Nachfragerelationen zwischen Konsumgüter- und Produktionsmittelherstellern sowie die der letzteren untereinander. Die Konsequenz ist in den zyklisch auftretenden Realisierungsschwierigkeiten zu sehen. Konkrete Ausdrucksformen der ihnen zugrunde liegenden Widersprüche sind:

a) Outputsteigerung durch Verlängerung des Arbeitstages und Intensivierung der Arbeit bei möglichst unverändertem Nominallohn. Dadurch verschärft sich die *Gefahr* der Produktion eines im Verhältnis zur monetären Nachfrage übermäßig vermehrten Güterangebots. Die unter konkurrenzkapitalistischen Bedingungen in diesem Fall notwendigen Preissenkungen drücken auf die Profitrate und bringen in vielen Fällen Verluste. Die Alternative bestünde in der Hinnahme des Anwachsens nicht absetzbarer Läger, in Produktionsstop bzw. -einschränkung, Verminderung des Auslastungsgrades, Entlassungen, Reduzierung der Massenkaukraft. Diese in der Krise ‚naturwüchsig‘ auftretenden Erscheinungen müßten bewußt herbeigeführt werden. Eine solche — quasi freiwillige — Senkung der Profitrate ist im Kapitalismus nicht möglich, denn jeder Einzelne kann am Ende des Booms hoffen, daß die Krise an ihm noch einmal vorbeigehen möge. Entsprechende Maßnahmen wären zudem politisch riskant. Umgekehrt kommen als zweite Alternative freiwillige und zusätzliche Lohnerhöhungen zur Ausweitung der kaufkräftigen Nachfrage solange nicht in Betracht, wie sie individuelle Kostensteigerungen bedeuten, da das eine weitere Senkung der Profit-

Zunahme nicht nur der relativen, sondern auch der absoluten Mehrarbeit zu kompensieren.“ (K. Marx, Das Kapital, 1. Bd., Berlin (Ost) 1969, S. 429 f.). Ist diesen Versuchen der Verlängerung der Arbeitszeit eine Grenze gesetzt, die in rechtlichen Bestimmungen und/oder dem Widerstand der Arbeiter besteht, so muß der Weg der Erweiterungsinvestitionen beschränkt werden.

rate — die ja schon aus den unter 4. genannten Gründen gedrückt ist — implizieren würde. Staatliches deficit spending aber könnte in derartigen Situationen inflationär wirken.

b) Vernachlässigung der Tatsache, daß auch zu Rationalisierungszwecken getätigte Investitionen faktisch meist einen Kapazitätseffekt haben, also den Output zumindest potentiell erhöhen und die Realisierungsschwierigkeiten verschärfen können.

c) Erweiterung der Kapazitäten und Steigerung der Produktion in der Produktionsgüterindustrie ohne Rücksicht auf die aus der beschränkten Massenkaufkraft resultierenden Grenzen der Ausdehnungsfähigkeit der Konsumgüterindustrie. Folgen sind u. a. Disproportionalitäten im Wachstumstempo, in der Kapazitätsauslastung und im technologischen Niveau zwischen beiden Wirtschaftsbereichen. Diese sind geeignet, periodische Abschwächungen der Produktionsgüternachfrage der Konsumgüterindustrie zu induzieren und die sich in der Investitionsgüterindustrie anbahnenden Realisierungsschwierigkeiten zu verstärken. Merkmale dieser Entwicklung sind rückläufige Auftragseingänge und -bestände, plötzlich als zu hoch eingeschätzte Lager, Erlöseinbußen, Preisverfall.

d) Ausrichtung der Absatzerwartungen bei Investitionsentscheidungen in der Produktionsgüterindustrie an den Wachstumsraten bestimmter leading sectors, ohne deren langfristige Entwicklungsmöglichkeiten und -bedingungen im Systemzusammenhang kennen zu können. Darin ist ein weiterer Grund für das Entstehen von Disproportionalitäten angelegt, die sich vor allem in gestörten Input-Output-Beziehungen innerhalb der Produktionsgüterindustrie selbst zeigen. Sehr oft treten diese Disproportionalitäten im Boom als erste auf und leiten die allgemeine Abschwächung bzw. Krise ein. Der Ausstrahlungseffekt der leading sectors (forward and backward linkages) ist häufig in wachstumsgefährdender Richtung auch kurzfristig groß, d. h. sie sind im Auf- und Abschwung cycle leaders.

e) Kreditfinanzierung von Investitionen und Produktionserweiterungen mit spekulativem Zuschnitt ohne Rücksicht auf steigende Zinsen und wachsende Lager (letzteres vor allem im Groß- und Zwischenhandel). Das Ergebnis ist ein ständig wachsender Finanzbedarf, eine Überschuldung vieler Unternehmen, insbesondere aber ein zeitweiliges Verschleiern der tatsächlichen Absatzschwierigkeiten, die schließlich auch noch durch die während der Krise einsetzenden Zwangsverkäufe, Konkurse usw. verstärkt werden.

f) Vertrauen der Exporteure auf die Auslandsnachfrage, ohne dem internationalen Krisenzusammenhang, der sich mit dem Vordringen des Kapitalismus immer stärker herausbildet, ausweichen zu können.

6. Das Auftreten von Verwertungsschwierigkeiten, ausgedrückt im Fallen der Profitrate, beeinträchtigt das Aufschwungsklima und kann zu einem Rückgang der Akkumulation führen. *Notwendig* wird die Drosselung der Investitions- und Produktionstätigkeit, wenn die Realisierungsprobleme hinzukommen und offen zutage treten. Die Akkumulationstätigkeit geht dann stark zurück, was die Krise manifest macht und die unmittelbare Ursache einer länger oder kürzer andauernden Depression ist. Innerhalb derselben finden die notwendigen Anpassungen statt, die eine zeitweilige Lösung (nicht Aufhebung) der Widersprüche der kapitalistischen Produktionsweise bewirken. Die Anpassung vollzieht sich in der Form materieller und wertmäßiger Zerstörung von Waren und Kapital in großem Stil (Konkurse, Preisverfall); Auffüllung der Reservearmee durch Entlassungen; Lohn- und Zinssenkungen; dadurch bewirkte Erhöhung der Mehrwert- und Profitrate; vorübergehende Verminderung der Konkurrenz u. a. auch durch verstärkte Zentralisation des Kapitals. Diese Momente verbessern die Verwertungsbedingungen und schaffen insofern die Voraussetzungen für einen neuen Aufschwung, der durch kumulative Prozesse massenhafter Anlage von konstantem fixem Kapital ausgelöst wird.

Alle unter 4. und 5. aufgezählten Tendenzen des kapitalistischen Wachstumsprozesses sind Momente des realen Zyklus, die allerdings nie jedes für sich allein eine Krise determinieren und erklären können, aber in ihrer Gesamtheit und im systematischen Zusammenhang ein Verständnis der Ursachen des Zyklus, insbesondere der Krise ermöglichen.

Die dargestellten Hypothesen kennzeichnen *notwendige* Bedingungen und Momente des Zyklus resp. der Krisen im frühen und Konkurrenzkapitalismus. Unklar bleiben Funktion und Gewicht von Staatstätigkeit (-interventionismus), Außenhandel und Geld- und Kreditwesen (einschl. Börse). Diese Faktoren dürfen solange vernachlässigt werden, wie es darum geht, durch Herausarbeitung der den Erscheinungsformen der Krisen vorgelegerten Ursachen die grundsätzliche Krisenhaftigkeit des Kapitalismus sowie die Ansatzpunkte der selbstnegatorischen Tendenzen des Systems aufzuzeigen. Allerdings sind Staatseingriffe, Außenhandel sowie Geld- und Kreditwesen Kategorien, die die wichtigsten intervenierenden Variablen repräsentieren. Durch ihre Wirksamkeit können Krisen beschleunigt, vertieft, aber auch verzögert oder sogar weitgehend entschärft werden. Sie beeinflussen in erheblichem Maße die Erscheinungsformen des Zyklus. Für jede konkrete Analyse einer Krise haben diese Faktoren daher großes Gewicht, das im Spätkapitalismus ständig zunimmt. Ihre kausale Bedeutung läßt sich aber immer nur im Verhältnis zu den grundsätzlichen Krisenmomenten und -tendenzen bestimmen, wie sie in den obigen Hypothesen angedeutet wurden, d. h. mit Bezug auf die Struktur und generelle Funktionsgesetzlichkeit des Systems. Damit wird zugleich

behauptet, daß jede historische Krise auf bestimmte Gesetzmäßigkeiten zurückgeführt und insofern erklärt werden kann, obwohl sie von der Erscheinungsform her ein singuläres Ereignis ist.

Dies Verhältnis zwischen ständig variierender Zusammensetzung der die Erscheinungsform der Krise ausmachenden Aspekte und der relativen Konstanz oder Gleichförmigkeit des Musters der jeweiligen Triebkräfte erschließt sich erst, wenn das in der Empirie ‚erscheinende Wesen‘ systematisch analysiert wird, d. h. beim Rückbezug auf die immanenten Widersprüche des Kapitalismus und ihre Entfaltungstendenzen. Eine auf die Ermittlung von Regelmäßigkeiten in den Erscheinungsformen fixierte bürgerliche Krisenforschung muß deshalb notwendig bei dem Versuch der Konzipierung einer allgemeinen und gleichzeitig statistisch gesicherten, informativen Krisentheorie scheitern. Der Vielfalt der Krisentypen (als empirischem Phänomen) entspricht folglich die Heterogenität und Widersprüchlichkeit der vorliegenden Erklärungsversuche. Will Geschichtswissenschaft (insbesondere auch die historische Analyse der Wachstumszyklen und -krisen) vermeiden, nur die Chaotisierung der Realitätserkenntnis weiter voranzutreiben, muß sie ihre erkenntnistheoretischen Grundpositionen revidieren. Eklektisch darf sie dann nicht beim Entwurf des Ansatzes, sondern nur auf instrumenteller Ebene sein. Dazu muß sie sich aber vorab einer Theorie versichern, die zumindest auf die Erfassung der Gesellschaft als konkreter Totalität *zielt*, d. h. des historischen und dialektischen Materialismus <sup>42</sup>.

42 Daß in diesem Aufsatz der innere Zusammenhang zwischen ökonomischer und politisch-sozialer Krise nur gestreift wurde, ist bedauerlich, erschien aber im gegebenen Rahmen unvermeidlich.

Volker Ullrich

## **Emanzipation durch Integration?**

**Zur Kritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung über die Arbeiterbewegung bis 1914**

### **I. Die Hinwendung der westdeutschen Geschichtsschreibung zur Geschichte der Arbeiterbewegung**

Die akademische Historiographie hat die Geschichte der Arbeiterbewegung lange Zeit schlicht ignoriert. Sie galt den überwiegend aus dem konservativ-nationalen Bildungsbürgertum stammenden Historikern des Kaiserreichs und der Weimarer Republik als ein gegenüber der bevorzugten exklusiven Diplomatie- und Staatengeschichte geradezu ordinärer, außerdem mit dem Stigma der „vaterlandslosen Gesellen“ belasteter Gegenstand, der vorsichtig gemieden wurde. Der „totale Ausschluß der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte von der deutschen Universität“<sup>1</sup> fand in der fast vollständigen Verdrängung der Geschichte der Arbeiterbewegung aus dem herrschenden Lehr- und Wissenschaftsbetrieb seine Entsprechung. Sie blieb im wesentlichen auf die historische Selbstdarstellung der Sozialdemokratie bzw. der kommunistischen Partei und der sich von ihnen abspaltenden Gruppierungen beschränkt. Symptomatisch dafür ist, daß der liberal-demokratische Historiker Gustav Mayer, der sich als einziger intensiv um die Einbeziehung der Geschichte der Arbeiterbewegung in den Exklusivkanon der professionellen bürgerlichen Historiographie bemühte, innerhalb der Historikerzunft der Weimarer Republik ein Außenseiter blieb<sup>2</sup>.

Mit dem Sieg des Faschismus in Deutschland wurden auch die ohnehin spärlichen Ansätze einer bürgerlichen Geschichtsschreibung der Arbeiterbewegung unterbunden; sie wurden auch nach 1945 zunächst nicht wieder aufgenommen. Wie es scheint, hatten die Anstrengungen der faschistischen Propagandamaschinerie, die Traditionen der deutschen Arbeiterbewegung vollkommen auszulöschen, die traditionelle Geringschätzung bürgerlicher Historiker gegenüber der Geschichte der Arbeiterbewegung eher noch verstärkt. Seit Mitte der 50er Jahre, in verstärktem Maße seit Anfang der 60er

1 Eckart Kehr, Neuere deutsche Geschichtsschreibung, in: ders., Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte, hrsg. und eingel. von Hans-Ulrich Wehler, Berlin 1965, S. 265.

2 Vgl. zu Gustav Mayer das Nachwort von Hans-Ulrich Wehler in: Gustav Mayer, Radikalismus, Sozialismus und bürgerliche Demokratie, Frankfurt/M. 1969, S. 179 ff.



Jahre zeichnete sich jedoch ein Wandel in der Einstellung der westdeutschen Geschichtswissenschaft ab. Die bis dato selbstverständliche Ausklammerung der Arbeiterbewegung aus dem Themenkatalog der bürgerlichen Geschichtsschreibung wurde auf einmal problematisch. Selbstkritisch stellten sich westdeutsche Historiker die Frage, warum sie „einer der wesentlichsten Erscheinungen unserer modernen Geschichte“<sup>3</sup> bislang so wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Als Resultat dieser verspäteten Selbstbefragung ergab sich der Befund, daß „die politische Bewußtseinsspaltung des Kaiserreichs zwischen ‚bürgerlich-national‘ und ‚proletarisch-sozialistisch‘ ... noch immer im Geschichtsbewußtsein“ nachwirkte<sup>4</sup>. Diesen Zustand zu beseitigen, wurde als „eine wichtige Aufgabe“ der westdeutschen Geschichtswissenschaft postuliert<sup>5</sup>.

Fragt man nach den Gründen, die die westdeutschen Historiker bewogen haben, die Geschichte der Arbeiterbewegung zu einem wichtigen Bestandteil ihrer Forschungen zu erheben, so kann von der Feststellung Werner Conzes ausgegangen werden: „Sowohl die Lage im westlichen wie diejenige im östlichen Teil Deutschlands muß den Historiker dazu anregen, sich der Erforschung der Geschichte der Arbeiterbewegung neu und unbefangen zuzuwenden“<sup>6</sup>. „Was die Situation in der BRD betrifft, ist zu konstatieren, daß die Hinwendung der westdeutschen Geschichtsschreibung zur Geschichte der Arbeiterbewegung eigentlich erst von dem Zeitpunkt des KPD-Verbots an datiert. Dieses zeitliche Zusammentreffen scheint nicht zufällig zu sein. Die Eliminierung der KPD als Träger der revolutionären Traditionslinie in der deutschen Arbeiterbewegung aus dem legalen politischen Leben der Bundesrepublik signalisierte in den Augen westdeutscher Historiker den Abschluß eines Prozesses, in dessen Verlauf sich die organisierte Arbeiterbewegung zu einem integrierten Bestandteil des herrschenden Systems transformierte: „Ihre mehr politisch ausgerichtete Form hat sich heute zu einer Partei im parlamentarischen System und ihre gewerkschaftliche Form zu einem Interessenverband entwickelt. Sie verkörpern heute nicht mehr die Bewegung des vierten Standes“<sup>7</sup>.“ Ideologische Schützenhilfe leistete hier die bürgerliche Nachkriegssoziologie, die unter dem Schlagwort der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ oder „Wohlstandsgesellschaft“ das Ende der Klassegegensätze und des Klassenkampfes propagierte. Von einer Arbeiter„bewegung“ kann denn auch nach Conze „angesichts der Wirklichkeit des Wohlfahrtsstaates nicht mehr gesprochen werden“<sup>8</sup>.

3 So Werner Conze, Der Beginn der deutschen Arbeiterbewegung, in: Geschichte und Gegenwartsbewußtsein. Festschrift für Hans Rothfels zum 70. Geburtstag, Göttingen 1963, S. 323.

4 Ebda.

5 Ebda.

6 Ebda., S. 324.

7 Dieter Groh, Hundert Jahre deutsche Arbeiterbewegung?, in: Der Staat 2 (1963), S. 351.

8 Conze, Der Beginn der deutschen Arbeiterbewegung, a.a.O., S. 323.

Im Zuge der vermeintlichen Integration der Arbeiterbewegung in das spätkapitalistische System setzt die bürgerliche Beschäftigung mit ihrer Geschichte ein. Von dem Augenblick an, wo sie als Klassenbewegung scheinbar der Geschichte angehört, beginnt sie für bürgerliche Historiker als Untersuchungsobjekt attraktiv zu werden. Ihre Historisierung hebt ihre Tabuierung auf. Indem sie „als historisches Phänomen auf das 19. und auf die erste Hälfte des 20. Jhs. beschränkt“ wird, kann auch ihrer Geschichte „nur noch historisches Interesse“ zugesprochen werden<sup>9</sup>. Alle Versuche, ihre antiquarisch gewordenen Inhalte zu aktualisieren, sind nach Ansicht des Conze-Schülers Dieter Groh „Anzeichen für ein Rückzugsgefecht, bei dem versucht wird, Positionen, die in der politisch-gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht mehr zu halten sind, ideologisch zu zementieren“<sup>10</sup>. Indessen stellt sich hier die Frage, ob sich die westdeutsche Geschichtsschreibung damit nicht, bewußt oder unbewußt in den Dienst der Bestrebungen stellt, die westdeutsche Arbeiterbewegung von ihren historischen Traditionen abzuschneiden und dadurch ihre Entpolitisierung und ideologische Entmündigung zu fördern. Einen wichtigen Hinweis liefert Groh selbst, wenn er der westdeutschen Geschichtswissenschaft im selben Zusammenhang „eine wichtige politische Funktion“ zuweist: „Sie muß der deutschen Sozialdemokratie das gute Gewissen vor ihrer eigenen Vergangenheit geben und sie so von einer von ihr selbst verfälschten Tradition befreien“<sup>11</sup>. Diese Aufforderung, ausgesprochen im Jahr 1963, beinhaltete das Versprechen westdeutscher Historiker, dem verstärkten historischen Legitimationsbedürfnis der SPD-Führung nach der Verabschiedung des Godesberger Programms 1959 Rechnung zu tragen. Eine Vorstellung davon, wie sich diese Dienstleistung praktisch ausnehmen konnte, vermittelt das ganz auf Godesberg zugeschnittene Geschichtsbild, das die SPD-Führung aus Anlaß des 100. Jahrestages der Gründung des „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins“ 1963 unter maßgeblicher Beteiligung bürgerlicher Historiker entwerfen und propagieren ließ<sup>12</sup>.

Ein weiterer Anstoß für die westdeutsche Geschichtsschreibung, sich der Geschichte der Arbeiterbewegung zuzuwenden, ging von der Beispielwirkung der DDR-Geschichtswissenschaft aus. Je intensiver sich diese der Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung widmete, desto mehr begannen westdeutsche Historiker einzusehen, daß „die Erforschung der deutschen Arbeiterbewegung seit Kriegs-

9 Groh, Hundert Jahre deutsche Arbeiterbewegung?, a.a.O., S. 351.

10 Ebda.

11 Ebda.

12 Vgl. dazu: 1863—1963. Hundert Jahre deutsche Sozialdemokratie. Bilder und Dokumente, Hannover 1963. — Zur Kritik der Jubiläumskampagne: Gerhard Rossmann / Lya Rothe: Zu einigen Aspekten der Geschichtsdarstellung und Geschichtspromaganda der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften Westdeutschlands im Jahre 1963, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung (zit. BzG) 6 (1964), S. 474 ff.

ende zu einem Politikum“ geworden war<sup>13</sup>. Angesichts der Tatsache, daß „in der Sowjetzonenrepublik wohl kein anderes geisteswissenschaftliches Forschungsgebiet derartig nachhaltig gefördert wird wie die Geschichte der Arbeiterbewegung“<sup>14</sup>, schien der westdeutschen Geschichtswissenschaft die eigene Zurückhaltung auf diesem Gebiet nicht mehr opportun. Nachdrücklich forderte Werner Conze dazu auf, der DDR-Geschichtsschreibung den „Monopolanspruch der Deutung des Geschehens“ streitig zu machen, der daraus resultiere, „daß die Kommunisten sich allein als die wahren Erben und Träger der sozialistischen Arbeiterbewegung ansehen“<sup>15</sup>. Fast alle programmatischen Äußerungen westdeutscher Historiker lassen — der behaupteten „Unbefangenheit“ zum Trotz — erkennen, daß die Geschichte der Arbeiterbewegung verstanden wird als Teil des ideologisch-propagandistischen Kampfes zwischen Kapitalismus und Sozialismus auf deutschem Boden. Die Entwicklung der westdeutschen Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung hat sich denn auch in ständiger Auseinandersetzung mit der DDR-Geschichtswissenschaft vollzogen. Besonders seit dem Erscheinen der achtbändigen „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“ 1966 sieht sich die westdeutsche Geschichtswissenschaft vor die Aufgabe gestellt, der geschlossenen wissenschaftlichen Konzeption der marxistischen Geschichtsschreibung über den Weg der Arbeiterklasse in der Geschichte eine eigene Konzeption entgegenzustellen<sup>16</sup>. Der langfristig an sie gestellte Auftrag lautet, den Anspruch der DDR-Historiker „auf die gültige Darstellung und Interpretation der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung zurückzuweisen“<sup>17</sup>.

Obwohl sich die westdeutsche Forschung zur Geschichte der Arbeiterbewegung in den 60er Jahren ständig intensiviert und — verglichen mit anderen Schwerpunktbereichen — auch stärker institutionalisiert hat<sup>18</sup>, ist es ihr bis heute nicht gelungen, eine umfassende

13 So Wolfgang Schieder, Zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert, in: Neue Politische Literatur (zit. NPL) 9 (1964), S. 323.

14 Erich Matthias, Zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, in: NPL 3 (1958), S. 341.

15 Conze, Der Beginn der deutschen Arbeiterbewegung, a.a.O., S. 324.

16 Vgl. Katja Haferkorn, Geschichte und Parteilichkeit in einigen westdeutschen Stimmen zur achtbändigen „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“, in: BzG 8 (1966), S. 836 ff.; Hermann Weber, Die SED und die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, in: NPL 12 (1967), S. 449 ff.

17 Willy Brandt, Erforschung der Geschichte der Arbeiterbewegung — Aufgabe der Gegenwart, in: Archiv der sozialen Demokratie, Heilbronn 1968, S. 8.

18 Vgl. dazu: Walter Schmidt, Zur historisch-politischen Konzeption des Heidelberger „Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte“, in: BzG 9 (1967), S. 628 f.; Manfred Teresiak, Die Friedrich-Ebert-Stiftung — Zentrum zur Verfälschung der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, in: BzG 11 (1969), S. 1008 ff; zur „Berliner Historischen Kommission beim Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin“ und zur

Gegendarstellung zum achtbändigen DDR-Werk zu erarbeiten. Dieser von westdeutschen Historikern selbst immer wieder beklagte Umstand hängt — sieht man einmal von dem großen Nachholbedarf der westdeutschen Geschichtsschreibung und der traditionellen Abneigung bürgerlicher Historiker gegenüber Teamarbeit ab — wohl auch mit der methodischen Unsicherheit in der Behandlung der Geschichte der Arbeiterbewegung zusammen. Die Hinwendung der westdeutschen Geschichtsschreibung zur Geschichte der Arbeiterbewegung stand von Anfang an in einem engen Zusammenhang mit dem Bemühen, der „Sozialgeschichte“ aus der Rolle eines „vernachlässigten Stiefkindes der allgemeinen Geschichtswissenschaft“<sup>19</sup> herauszuverhelfen. So ist es kein Zufall, daß Werner Conze, der sich am nachdrücklichsten für die theoretische Klärung der methodologischen Möglichkeiten einer Sozialgeschichtsschreibung eingesetzt hat, auch zum Promotor der westdeutschen Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung geworden ist. Erst die Bereitstellung eines theoretisch-methodologischen Instrumentariums, das die „Gefahren der individualisierenden Historisierung“ zugunsten einer verstärkten Orientierung auf die „sozialen Strukturen, Abläufe und Bewegungen“ überwinden sollte<sup>20</sup>, bot nach Conze die Handhabe, um auch die Geschichte der Arbeiterbewegung auf ein breiteres Fundament stellen zu können.

Allerdings werden gerade in den Arbeiten der Conze-Schule die Schwierigkeiten deutlich, die einer Umsetzung seines Konzepts in die Praxis der wissenschaftlichen Darstellung offenbar im Wege stehen. Sie leiten sich vor allem aus den „unscharfen Grenzen sozialgeschichtlicher Forschung“<sup>21</sup> selbst her, die die unterschiedlichsten methodischen Ansätze — Ereignis- und Strukturgeschichte,

„Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien“ in Bonn vgl.: Kritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung. Handbuch, hrsg. von Werner Berthold, Gerhard Lozek, Helmut Meier, Walter Schmidt, Köln 1970, S. 503 f., 508 f. — Die seit 1965 erscheinende „Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der Deutschen Arbeiterbewegung“ (zit. IWK) versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung zu erfassen und über vorhandene Archiv- und Bibliotheksbestände zu informieren. Das 1969 eröffnete „Archiv für soziale Demokratie“ in Bad Godesberg wird zu einer zentralen Stätte für die Sammlung und Archivierung von Dokumenten und Materialien zur Geschichte der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung ausgebaut. Vgl. dazu den Bericht von Jürgen Jensen in: IWK H. 11/12 (1971), S. 53 f.

19 Moderne deutsche Sozialgeschichte, hrsg. von Hans-Ulrich Wehler, Köln-Berlin 1966, Einleitung, S. 9.

20 Werner Conze, Sozialgeschichte, in: ebd., S. 19.

21 So Frolinde Balsler, Sozial-Demokratie 1848/49—1863. Die erste deutsche Arbeiterorganisation. „Allgemeine Arbeiterverbrüderung“ nach der Revolution, Klett-Verlag, Stuttgart 1962, S. 18; vgl. auch das programmatische Vorwort von Gerhard Weisser in: Archiv für Sozialgeschichte (zit. ASG) I (1961), S. 5 ff.

Begriffsgeschichte, Geistesgeschichte, Biographie, Statistik — miteinander in Einklang zu bringen versucht. Der von Conze gepriesene „Reichtum der methodologischen Möglichkeiten des Sozialhistorikers“<sup>22</sup> überläßt es weitgehend dessen individuellem Ermessensspielraum, welcher der genannten „Methoden“ er den Vorzug gibt oder wie er sie kombiniert. Frolinde Balsers Eingeständnis, daß „sozialgeschichtliche Betrachtungsweise ... heute noch nicht durchgängig ihre methodisch einfach handhabbare Form gefunden“ habe<sup>23</sup>, spiegelt das daraus resultierende Dilemma wider und kennzeichnet das geringe theoretische Reflexionsniveau der Sozialgeschichtsschreibung im Anwendungsfeld der Geschichte der Arbeiterbewegung. So fungiert „Sozialgeschichte“ in der bürgerlichen Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung häufig nur als ein Alibi, das erlaubt, den herkömmlichen organisations-, geistes- oder personengeschichtlichen Ansatz, wenn auch „sozialgeschichtlich“ drapiert, beizubehalten<sup>24</sup>.

Im folgenden soll versucht werden, einige Grundzüge in der bürgerlichen Interpretation der Geschichte der Arbeiterbewegung aufzuzeigen, wobei zwei Aspekte im Vordergrund stehen: einmal soll geprüft werden, ob in dem Ausgangspunkt der bürgerlichen Geschichtsschreibung, der postulierten „Integration“ der Arbeiterbewegung in das bürgerlich-kapitalistische Herrschaftssystem, ein bestimmtes Bild ihrer geschichtlichen Entwicklung vermittelt ist; zum anderen soll gezeigt werden, auf welchen Ebenen und mit welchen Argumenten die bürgerliche Auseinandersetzung mit der Interpretation der marxistischen Geschichtsschreibung geführt wird. Als obere zeitliche Grenze wurde das Jahr 1914 gewählt, das in der bürgerlichen Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung in der Regel eine Zäsur markiert. Bemerkt sei noch, daß sich die Untersuchung nicht auf die zu offiziellen Zwecken verfertigten Propagandaschriften rechter SPD-Ideologen wie Willi Eichler, Karl Anders oder Carlo Schmid<sup>25</sup> stützt, sondern auf die Arbeiten westdeutscher Historiker, die mit wissenschaftlichem Anspruch auftreten und den neuesten Diskussionsstand in der westdeutschen Geschichtswissenschaft repräsentieren.

22 Conze, Sozialgeschichte, a.a.O., S. 25; vgl. auch Ursula Ratz, Zur Sozialgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung, in: NPL 15 (1970), bes. S. 344, 346.

23 Balsers, a.a.O., S. 19.

24 Vgl. als typische Beispiele: Ursula Ratz, Georg Ledebour 1850 bis 1947. Weg und Wirken eines sozialistischen Politikers, Berlin 1969; Shloma Na'aman, Ferdinand Lassalle. Deutscher und Jude. Eine sozialgeschichtliche Studie, Hannover o.J.; Peter Lösche, Der Bolschewismus im Urteil der deutschen Sozialdemokratie 1903—1920, Berlin 1967.

25 Willi Eichler, Hundert Jahre Sozialdemokratie, Bonn 1962; Karl Anders, Die ersten hundert Jahre. Zur Geschichte einer demokratischen Partei, Hannover 1963; Carlo Schmid, Hundert Jahre Sozialdemokratische Partei, Hannover 1963.

## II. Die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung: Zur Konzeption der Conze-Schule

### *Der Rekurs auf den Ursprung*

Die westdeutsche Forschung zur Frühgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung wird fast ausschließlich vom „Heidelberger Arbeitskreis für Sozialgeschichte“ unter Leitung Werner Conzes getragen<sup>26</sup>. In einem programmatischen Artikel hat Conze 1963 selbst den Rahmen abgesteckt, in dem sich die Arbeiten seiner Schüler bewegen sollten. Er begründete darin, warum bei der Erforschung und Darstellung der Geschichte der Arbeiterbewegung „das Problem ihres Ursprungs ... mit an erster Stelle“ stehen sollte. „Denn dabei handelt es sich, verbunden mit der Datierung des Beginns, um den ersten Zugang zur Wesensbestimmung“<sup>27</sup>. So verbindet sich mit den Forschungen der Conze-Schule von vornherein ein forcierter Anspruch: Von den Anfängen der Arbeiterbewegung her soll versucht werden, zu Aussagen über ihren Gesamtcharakter zu gelangen.

Dieses Verfahren scheint zunächst durchaus legitim zu sein. Denn auch Marx und Engels bestimmen ja das Ziel der proletarischen Bewegung aus dem Wesen ihres Ursprungs, d. h. der kapitalistischen Produktionsweise. Conze fragt freilich nicht nach den objektiven gesellschaftlichen Bedingungen, aus denen die Arbeiterbewegung entsprang und sich entwickelte. Den „Zugang“ zum „Ursprung“ verschafft er sich durch den Rückgriff auf die „Wort- und Begriffsgeschichte“, der er im Rahmen seines sozialgeschichtlichen Konzepts einen hohen Stellenwert beimißt<sup>28</sup>. Wie er sie in diesem Zusammenhang anwendet, ist aufschlußreich: Er spürt in den historischen Dokumenten der Vormärzzeit nach, wo der Begriff „Arbeiter“ und wo der Begriff „Bewegung“ zum erstenmal aufgetaucht ist, und er findet auch beides. Von hier aus ist es zur „Arbeiterbewegung“ nicht mehr weit. „Da sowohl ‚Arbeiter‘ wie ‚Bewegung‘ etwas Neues in einer sich rasch wandelnden Gesellschaft bezeichnen, lag die Wortverbindung ‚Arbeiterbewegung‘ nahe“<sup>29</sup>. Der Beginn der Arbeiterbewegung ist so identisch mit dem Auftauchen des Begriffs „Arbeiterbewegung“. „So war die revolutionäre Situation der 40er Jahre (des 19. Jahrhunderts) die Geburtsstunde der Arbeiterbewegung in Deutschland, sowohl des Wortes wie des sozialen Phänomens“<sup>30</sup>. Diese unreflektierte Ineinssetzung von Begriff und sozialer Erscheinung ist typisch für die Arbeitsweise der Heidelberger. Für sie geht es darum, „von den geschichtlichen Quellen

26 Vgl. W. Schmidt, Zur historisch-politischen Konzeption ..., a.a.O., S. 630.

27 Conze, Der Beginn der deutschen Arbeiterbewegung, a.a.O., S. 324.

28 Vgl. Conze, Sozialgeschichte, a.a.O., S. 25.

29 Conze, Der Beginn der deutschen Arbeiterbewegung, a.a.O., S. 326.

30 Ebda., S. 327.

her zu adäquaten Begriffen von innen heraus zu gelangen“<sup>31</sup>. Die so gewonnenen Begriffe brauchen aber offenbar nicht mehr durch den Rückbezug auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, die sie bezeichneten, hinterfragt zu werden. Wenn Frolinde Balser es als Sinn dieser begriffsgeschichtlichen Methode bezeichnet, der „terminologischen Verwirrung und Fixierung entgegenzuwirken, die mit der Tendenz vieler Arbeiten zur Geschichte der Arbeiterbewegung verknüpft ist“<sup>32</sup>, so deutet sie damit ihre eigentliche Funktion an: Statt sich wie die marxistische Geschichtswissenschaft einer Begrifflichkeit zu bedienen, die objektive gesellschaftliche Tatbestände zum Ausdruck bringt, versuchen die Heidelberger, sich ein eigenes Begriffsinstrumentarium zu schaffen, das schon aufgrund seiner „Quellennähe“ als legitimiert ausgewiesen gilt. So erklärt sich z. B., daß in den Arbeiten der Conze-Schule Begriffe wie „Klasse“ und „Stand“ fast beliebig austauschbar sind<sup>33</sup>, und der Begriff „Proletariat“, seines Klasseninhalts beraubt, zu einer Bezeichnung verkommt, die die „neuartige Erscheinung des entfesselten Pöbels“ sprachlich fixieren soll<sup>34</sup>. Auf diese Weise bleiben die objektiven gesellschaftlichen Voraussetzungen für das Aufkommen der Arbeiterbewegung in Deutschland ungeklärt.

Marx und Engels haben in ihren Analysen der gesellschaftlichen Zustände im Deutschland des Vormärz immer wieder auf die objektiv bedingten Grenzen hingewiesen, die der Entfaltung der Arbeiterbewegung gesetzt waren. Es fehlte dem „arbeitenden Volk . . . jener große Hebel, der es in Frankreich und England auf die Beine gebracht hatte — ausgedehnte Manufakturen — und seine Konsequenz, die Herrschaft des Bürgertums“<sup>35</sup>. Eine industriell und kommerziell mächtige Bourgeoisie und, im Gegensatz zu ihr, ein zahlreiches industrielles Proletariat existierten „nur sehr stellenweise und embryonisch“<sup>36</sup>. Dieser unausgereifte Zustand der Klassenverhältnisse im vormärzlichen Deutschland wird nun von der Conze-Schule dazu benutzt, den Klassenbegriff des Marxismus generell in Frage zu stellen, wobei der marxistischen Geschichtswissenschaft unterstellt wird, sie verlege den vollentwickelten Klassengegensatz bereits in die Frühphase der Industrialisierung: „Das Gesellschaftsgefüge zu Beginn der Industrialisierung in Deutschland war unendlich komplizierter, als wir früher angenommen haben; es nach dem dichotomischen Klassenmodell begreifen zu wollen, hieße jedenfalls,

31 Werner Conze, Die Stellung der Sozialgeschichte in Forschung und Unterricht, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht (zit. GWU) 3 (1952), S. 656.

32 Balser, a.a.O., S. 19.

33 Vgl. z. B. Balser, a.a.O., S. 50.

34 Werner Conze, Vom „Pöbel“ zum „Proletariat“. Sozialgeschichtliche Voraussetzungen für den Sozialismus in Deutschland, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 41 (1954), S. 333 ff.

35 Friedrich Engels, Deutsche Zustände III, MEW, Bd. 2, S. 580.

36 Friedrich Engels, Die deutsche Reichsverfassungskampagne, MEW, Bd. 7, S. 116.

eine schwierige Goldschmiedearbeit mit Kneifzangen vorzunehmen<sup>37</sup>.“

*Die „Entheroisierung“ der frühen deutschen Arbeiterbewegung*

Wie stark das Interesse des Heidelberger Arbeitskreises an der Frühgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung unter dem Signum der Auseinandersetzung mit der marxistischen Geschichtswissenschaft steht, läßt am deutlichsten die Forderung Wolfgang Schieders erkennen, die Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung müsse endlich von den „Restbeständen jenes einseitig-heroisierenden Bildes der deutschen Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert“ befreit werden, das von Franz Mehring herrühre und von der DDR-Geschichtswissenschaft „gehütet“ werde<sup>38</sup>. An seine Stelle sollte nach den Vorstellungen der Heidelberger ein Geschichtsbild treten, „das nicht bewußt oder unbewußt auf Marx und Engels fixiert ist“<sup>39</sup>. Ohne hier des näheren nachzuprüfen, wie weit sich diese Forderung einer verzerrten Interpretation der marxistischen Geschichtsschreibung verdankt, soll im folgenden an zwei repräsentativen Darstellungen aus der Conze-Schule untersucht werden, wie das eigene Postulat in die Praxis umgesetzt wird.

In seiner Studie „Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung“ behandelt Wolfgang Schieder die Entstehung und Entwicklung der deutschen „Auslandsvereine“ in Frankreich, der Schweiz und in England<sup>40</sup>. Mit der an Conze anschließenden terminologischen Frage nach dem Beginn der Arbeiterbewegung thematisiert Schieder die Frage nach deren weiteren Verlauf: „Wir interessieren uns für das erste frühe Jahrzehnt deutscher Arbeiterbewegung, um zugleich auch Aufschlüsse zu erhalten über die weitere Entwicklung dieser Bewegung, wenigstens im 19. Jahrhundert (301).“ Die zeitliche Begrenzung auf das Jahrzehnt zwischen 1832 und 1842 — die Jahre zwischen den ersten Vereinsgründungen und dem Höhepunkt von Weitlings Einfluß auf die Bewegung — macht bereits die Untersuchungsabsicht des Verfassers deutlich. Indem er diesen frühen Abschnitt deutscher Arbeiterbewegung als „Struktureinheit“ (10) begreift und damit aus dem Gesamtprozeß der sich entfaltenden proletarischen Emanzipationsbewegung herauschneidet — die wichtige Entwicklungsstufe vom „Bund der Gerechten“ zum „Bund der Kommunisten“ bleibt dadurch ausgespart! —, kann er bestimmte rückständige Züge, die dem Handwerker-Kommunismus notwendig

37 Hans-Jürgen Teuteberg, Die liberale Arbeiterbewegung in Deutschland, in: NPL 13 (1968), S. 123.

38 W. Schieder, Zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert, a.a.O., S. 337.

39 Wolfgang Schieder, Auf dem Wege zu einer neuen Marx-Legende, in: NPL 10 (1965), S. 363; vgl. auch Groh, Hundert Jahre deutsche Arbeiterbewegung?, a.a.O., S. 353.

40 Wolfgang Schieder, Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung. Die Auslandsvereine im Jahrzehnt nach der Julirevolution von 1830, Klett-Verlag, Stuttgart 1963. (Die folg. Seitenangaben sind in Klammern gesetzt).



anhaffeten<sup>41</sup>, als zukunftsweisend deklarieren. So wird z. B. das Verlangen der Handwerker nach „allgemeiner Bildung“ stark herausgestellt und daraus verallgemeinernd die „Lehre“ gezogen, „daß sich in der Arbeiterbewegung theoretisches Bildungsstreben und politisch-praktisches Aufklärungsbedürfnis ineinander verschränken“ (308). So wichtig auch das Bildungsstreben für den Handwerker-Kommunismus gewesen sein mag, so kann es doch nicht, von seinen materiellen Bedingungen losgetrennt, als konstitutives Merkmal auf die gesamte spätere Arbeiterbewegung übertragen werden, ohne daß der qualitative Unterschied verwischt würde, der zwischen dem Klassen„instinkt“ der Handwerker und dem Klassen„bewußtsein“ des späteren Industrieproletariats bestand. Einen verkürzten Rückschluß von der frühen Arbeiterbewegung auf ihre weitere Entwicklung zieht Schieder auch, wenn er in der „Entscheidung der frühen Arbeiterbewegung für die nationale Sammlung und gegen die internationale Verbrüderung“ eine „viel spätere Entwicklung vorweggenommen“ sieht (308 f.). Wo hingegen die Publizistik der Arbeitervereine eine „revolutionär-aktivistische Haltung“ erkennen läßt, wird diese als eine von der „Isolierung durch das Exil“ bedingte Ausnahmeerscheinung charakterisiert (307). Nur weil die in den Vereinen zusammengeschlossenen Handwerksgesellen und Intellektuellen „aus dem Wurzelboden der heimatlichen Lebensverhältnisse“ herausgelöst worden seien, hätte bei ihnen die „Bereitschaft zu einer revolutionären Aktion“ entstehen können (307). „Die Ferne von jenem Deutschland, dem die Veränderungswünsche der Deutschen im Ausland vorzüglich galten, trübte ihre Einsicht in die realen Gegebenheiten politisch erfolgreichen Handelns“ (309). Der „normale Weg einer Arbeiterbewegung, d. h. einer freigelassenen Entwicklung im Deutschland des Vormärz“ (309) verläuft, so macht Schieder klar, jenseits einer durch Exilblindheit bedingten Revolutionsbereitschaft.

Kennzeichnend für Schieders Gesamtinterpretation ist, daß er die christliche Verbrämung des frühproletarischen Kommunismus zum Anlaß nimmt, den gesamten späteren Sozialismus auf einen „quasi-religiösen Ursprung“ zurückzuführen<sup>42</sup>. „Auch der nicht mehr spezifisch religiöse Sozialismus der späteren Zeit, und nicht nur dieser, läßt sich im Kern auf ein quasireligiöses Glücks- und Erlösungsbedürfnis zurückführen (311).“ Mit diesem als „wichtigstes Ergebnis“ seiner Untersuchung bezeichneten Befund hat Schieder ein Instrument zur Hand, mit dem er den Marxismus als eine der „modernen politischen und sozialen Heilslehren“ in das Feld der Utopien verweisen kann (311).

41 Vgl. dazu: Werner Kowalski, *Vorgeschichte und Entstehung des Bundes der Gerechten*, Berlin 1962, bes. S. 32 ff.; *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung* (zit. GdA), Bd. 1, Berlin 1966, S. 29 ff.

42 Vgl. die ausgezeichnete Detailkritik von Waltraud Seidel-Höppner, *Frühproletarisches Denken oder erwachendes Klassenbewußtsein. Die Anfänge der Arbeiterbewegung im Blickwinkel formierter Heidelberger Historiographie*, in: *Jahrbuch für Geschichte* 3 (1969), S. 95 ff.

Schieders Interpretationsansatz wird in Frolinde Balsers Untersuchung „Sozial-Demokratie 1848/49—1863“ weitergeführt, die sich — entgegen dem vielversprechenden Titel — im wesentlichen auf die organisatorische Tätigkeit der „Allgemeinen Arbeiterverbrüderung“ nach der Revolution 1848 beschränkt<sup>43</sup>. Statt einer an das „feststehende Schema des historischen Materialismus gebundenen und den Klassikern Wort für Wort verpflichteten Forschung“ (24) — als solche klassifiziert sie die DDR-Geschichtsschreibung — verspricht sie, ein objektives Bild von der „ersten deutschen Arbeiterorganisation“ zu liefern. Freilich lassen schon die ersten Sätze ihrer Einleitung Zweifel an diesem Vorsatz aufkommen. Denn Balsers gibt hier eine Definition der Arbeiterbewegung, die den Verdacht nahelegen muß, daß sie selbst einem „feststehenden Schema“ verpflichtet ist: „Die Arbeiterbewegung gehört zu den geschichtsmächtigen Kräften, die zur Herausbildung der in sich vielfältigen, jedoch auf gleiche Berechtigung aller gerichteten modernen Gesellschaft beigetragen haben (11).“ In dieses Konzept, das die historische Aufgabe der Arbeiterbewegung darauf reduziert, als eine soziale Bewegung unter anderen an der Demokratisierung der bürgerlich-kapitalistischen Herrschaftsordnung mitzuwirken, ordnet Balsers auch die „Arbeiterverbrüderung“ ein. Ihr Ziel sei lediglich gewesen, „den arbeitenden Menschen einen angesehenen Platz und gerechte Behandlung in Staat und Gesellschaft“ zu sichern (48).

„Bereitschaft zu Toleranz und Miteinanderauskommen“ (50), „gegenseitige Zugewandtheit“ und „menschliche Wärme“ (86), „Reformwille und Gemeinsinn“ (87), „Nächstenliebe“ (151), „weise Beschränkung“ (248) — mit diesen und ähnlichen Charakterisierungen versucht Balsers den Eindruck zu erwecken, es habe sich bei der „Arbeiterverbrüderung“ um eine ganz und gar zahme, friedliche, ungefährliche Bewegung gehandelt, deren Streben allein auf die Erreichung eines der Bourgeoisie ebenbürtigen Status gerichtet gewesen sei: „Ihr Verlangen zielte auf Eingliederung in die bürgerlichen Verhältnisse und Verhaltensweisen und auf die selbstverständliche Achtung der Mitbürger“ (52). Diese Interpretation wird durch eine höchst einseitige Quellenbefragung gestützt: Alle in der „Arbeiterverbrüderung“ vorhandenen kleinbürgerlich-demokratischen Auffassungen werden in aller Breite entfaltet, alle darüber hinaus erkennbaren Ansätze einer selbständigen proletarischen Entwicklung jedoch unterschlagen<sup>44</sup>. Typisch für Balsers Vorgehen ist, daß sie den Begriff der „Verbrüderung“, der zunächst auf die Solidarität der Arbeiter untereinander zielt, umdeutet in einen klassenversöhnlerischen Gemeinwohlbegriff (48) und ihn scharf kontrastiert mit dem Marxschen Begriff des „Klassen-

43 Balsers, a.a.O. (Die folg. Seitenangaben sind in Klammern angegeben).

44 Vgl. dazu die Rezensionen von Gerhard Ziese in: BzG 5 (1963), S. 730 ff.; Rolf Weber in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (zit. ZfG) 12 (1964), S. 513 ff.

kampfs“: „Klassenkampf, die Lehre des unversöhnlichen Gegensatzes, und ‚Verbrüderung‘, die Lehre des harmonischen Zusammenwirkens, widersprechen sich grundsätzlich“ (50). Daher ist es für Balsar auch ausgemacht, daß der „Bund der Kommunisten“ keinen Einfluß auf die „Arbeiterverbrüderung“ gehabt haben kann<sup>45</sup>. Die von der „Arbeiterverbrüderung“ angestrebte „soziale Reform“ und die vom „Bund der Kommunisten“ gewollte „soziale Revolution“ hätten sich gegenseitig ausgeschlossen (20 f.). Diesen Gegensatz verschärft Balsar noch, indem sie das aus der bürgerlichen Lenin-Kritik abgeleitete Demokratie-Diktatur-Schema in die Frühphase der Arbeiterbewegung hineinprojiziert. „Bund der Kommunisten“ und „Arbeiterverbrüderung“ werden miteinander konfrontiert als „geheime revolutionäre Kaderpartei und öffentlich gewerkschaftsartige Reformbewegung“ (201)<sup>46</sup>. Auf diese Weise wird nicht nur das Wechselverhältnis von bewußter marxistischer Vorhut und elementarer Arbeiterbewegung, das für marxistische Historiker ein methodologisches Kernproblem darstellt<sup>47</sup>, in ein Gegeneinander verkehrt, sondern zugleich dem „Bund der Kommunisten“ eine totalitäre, antidemokratische Zielsetzung unterstellt. Er erscheint als geheimer Verbündeter der reaktionären deutschen Regierungen im Kampf gegen die bürgerliche Demokratie und die mit ihr liierte

45 Diese These Balsars mußte inzwischen, weil sie allzu offensichtlich mit den Tatsachen kollidierte, ein wenig modifiziert werden. Vgl. dazu vor allem: Wolfgang Schieder, *Bund der Kommunisten*, in: *Sowjetsystem und Demokratische Gesellschaft*, Bd. I, Freiburg-Basel-Wien 1966, Sp. 905, der den Fehler Balsars tadelt, „die Arbeiterverbrüderung um jeden Preis (!) kommunistenfrei halten zu wollen“. Vgl. auch: Andreas Dorpalen, *Die Revolution von 1848 in der Geschichtsschreibung der DDR*, in: *Historische Zeitschrift*, Bd. 210 (1970), S. 324 ff. — Statt den Einfluß des „Bundes der Kommunisten“ schlechterdings zu leugnen, bemüht sich die bürgerliche Historiographie neuerdings stärker darum, „die Rolle, die Marx und seine Anhänger innerhalb des Kommunistenbundes gespielt haben, auf das richtige Maß zurückzuführen“. Ernst Schraepler, *Handwerkerbünde und Arbeitervereine 1830—1853. Die politische Tätigkeit deutscher Sozialisten von Wilhelm Weitling bis Karl Marx*, Berlin-New York 1972, S. 6. Bei Schraepler fällt dieser Versuch durchgängig so aus, daß er Meinungsverschiedenheiten in strategischen und taktischen Fragen im „Bund der Kommunisten“ auf persönliche Differenzen, vor allem auf das intolerante Wesen des „gebildeten hochmütigen Intellektuellen Marx“ (S. 156) zurückführt. Zu dieser neuen Variante der bürgerlichen Geschichtsschreibung vgl. auch Shlomo Na'aman, *Zur Geschichte des Bundes der Kommunisten in der zweiten Phase seines Bestehens*, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Bd. V (1965), S. 5 ff.

46 Vgl. auch die beifällige Bemerkung Grohs, *Hundert Jahre deutsche Arbeiterbewegung?*, a.a.O., S. 356: „Man sieht daraus, wie sehr doch der Kommunistenbund mutatis mutandis der später von Lenin geforderten und entwickelten geheimen revolutionären Kaderpartei entspricht und die ‚Arbeiterverbrüderung‘ einer offen auftretenden Reformpartei.“

47 Vgl. dazu: Walter Schmidt/Rolf Dlubek, *Die Herausbildung der marxistischen Partei der deutschen Arbeiterklasse*, in: *ZfG* 14 (1966), S. 1300 f.

erste deutsche Arbeiterbewegung: „Kaum hatte sich in den Revolutionsjahren 1848/49 erstmals in Deutschland eine demokratisch-parlamentarische Parteiorganisation formiert, so war sie auch schon den stärksten Angriffen von den konservativen Rechten und der äußersten Linken ausgesetzt (213).“

Der Gegensatz von „Bund der Kommunisten“ und „Arbeiterverbrüderung“ wird von Balsler zugleich als Widerspruch zwischen emigrierter revolutionärer Theorie und nationaler sozialreformerischer Praxis begriffen. Wie Schieder deutet sie die revolutionäre Programmatik als Ausdruck eines exilbedingten Verbalradikalismus, dem jede praktische Einwirkung auf die Arbeiterbewegung in Deutschland ferngelegen habe. So diffamiert Balsler die „Ansprache der Zentralbehörde an den Bund vom März 1850“, in der Marx und Engels die Summe der Erfahrungen aus der Revolution von 1848 zogen und die Taktik der proletarischen Organisation gegenüber der kleinbürgerlichen Demokratie erläuterten<sup>48</sup>, als „üble Revolutionsspielerei von politischen Flüchtlingen im Ausland“ (218). Während sie Marx und Engels „gänzliche Wirklichkeitsferne“ (218) bescheinigt, sieht sie die führenden Vertreter der „Arbeiterverbrüderung“, vor allem Stephan Born, durch „Ideologieferne und Praxisnähe“ (91) ausgezeichnet. Die frühe deutsche Arbeiterbewegung präsentiert sich so als eine ganz auf praktische Ziele ausgerichtete Bewegung, deren gesunder „Geist“ (49) sie gegen die verführerischen Parolen der Marxschen Klassenkampflehre immunisiert.

Am Beispiel der Darstellungen Schieders und Balsers wird deutlich, daß sie dem eigenen Anspruch auf Objektivität und Unparteilichkeit nicht nachkommen. Hinter der Forderung nach Abkehr von einer auf Marx und Engels fixierten Sicht verbirgt sich der Versuch, den „Bund der Kommunisten“ ganz aus der Geschichte der frühen deutschen Arbeiterbewegung zu verdrängen bzw. ihn zu einer „interessanten Randerscheinung der Gesamt-Arbeiterbewegung um 1848“<sup>49</sup> zu verharmlosen.

#### *Liberal- und Sozialdemokratie:*

##### *Zur Frage der Nachwirkung der frühen Arbeiterbewegung*

Nach der vollzogenen Absonderung der frühen deutschen Arbeiterbewegung von Marx und Engels und dem „Bund der Kommunisten“ kann sich die Conze-Schule daran machen, ihren spezifischen Beitrag für die weitere Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung zu bestimmen. Dabei kommt der „Arbeiterverbrüderung“ eine paradigmatische Bedeutung zu. Mit ihr war nach Conze „der hoffnungsvolle und nicht unrealistische Weg der Arbeiterbewegung bezeichnet . . .: eine selbständige, mit den Demokraten verbündete, aber durch eigene Vereine organisatorisch von ihnen geschiedene

48 MEW, Bd. 7, S. 244 ff.

49 W. Schieder, *Bund der Kommunisten*, a.a.O., Sp. 907.

Arbeiterpartei ohne revolutionäre Staatsfeindlichkeit, vielmehr mit dem Willen zum politischen Mithandeln unter einer allgemein anerkannten demokratisch-monarchischen Verfassung“<sup>50</sup>. Daß dieser Weg scheiterte, daß die Arbeiterbewegung am Ende ihrer ersten Periode „eine Ideologie übernahm, die den Klassenkampf um der Revolution willen, nicht aber mehr die soziale Versöhnung einer reifenden ‚Social-Demokratie‘ in den Mittelpunkt stellte“<sup>51</sup>, wird in erster Linie der mangelnden Einsicht der herrschenden Regierungen angelastet, die durch ihre Unterdrückungspolitik das legale Betätigungsfeld der „Arbeiterverbrüderung“ beschränkten und auf diese Weise entscheidend dazu beitrugen, daß die „friedliche Kanalisierung der Flut“<sup>52</sup> in der Folgezeit fast unmöglich wurde.

Indem Conze und seine Schüler durchweg darauf verzichteten, die objektiven, auf der Ebene der ökonomischen und sozialen Kämpfe und der politischen Klassenauseinandersetzungen angesiedelten Faktoren zu untersuchen, die den Prozeß der Lostrennung der Arbeiterklasse von der Bourgeoisie und der Formierung einer selbständigen proletarischen Klassenpartei hervorbrachten<sup>53</sup>, können sie die von Gustav Mayer schon 1911 beschriebene Notwendigkeit der „Trennung von proletarischer und bürgerlicher Demokratie“ aufs neue problematisieren und in Frage stellen<sup>54</sup>. So erklärt sich auch, weshalb die Untersuchung der Frage, welche realen Chancen eine dauerhafte Verbindung von „Liberal- und Sozialdemokratie“ gehabt hat, zu einem wichtigen Forschungsthema des Heidelberger Arbeitskreises aufrücken konnte<sup>55</sup>. Mit viel Akribie haben Frolinde Balsler und Wolfgang Schmierer das nach der Revolution 1848/49 entwickelte und in den 60er Jahren wiederbelebte „württembergische Modell“ einer Zusammenarbeit von Arbeitervereinen und Volkspartei bzw. Fortschrittspartei beschrieben, dessen Nachahmung in ganz Deutschland angeblich „zu einem ganz anderen Verlauf der deutschen Parteientwicklung und der gesamten innerdeutschen Ent-

50 Conze, Der Beginn der deutschen Arbeiterbewegung, a.a.O., S. 337 f.

51 Ebda., S. 338.

52 Ebda., S. 328; vgl. Balsler, a.a.O., S. 235.

53 Vgl. Schmidt/Dlubek, Die Herausbildung . . . , a.a.O., S. 1301 ff.

54 Vgl. W. Schieder, Zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert, a.a.O., S. 336: „Die Frage des Auseandertretens von ‚proletarischer‘ und ‚bürgerlicher Demokratie‘ . . . ist von der Theorie her formuliert und von der marxistischen Geschichtsforschung dogmatisiert worden. Sollte es nicht möglich sein, sie ganz aufzugeben, anstatt sie nur widerlegen oder modifizieren zu wollen?“

55 Vgl. das programmatische Vorwort von Hugo Eckert, Liberal- oder Sozialdemokratie. Frühgeschichte der Nürnberger Arbeiterbewegung, Stuttgart 1968.

56 Wolfgang Schmierer, Von der Arbeiterbildung zur Arbeiterpolitik. Die Anfänge der Arbeiterbewegung in Württemberg 1862/63—1878, Hannover 1970, S. 41; vgl. auch Balsler, a.a.O., S. 339.

57 Werner Conze, Möglichkeiten und Grenzen der liberalen Arbeiterbewegung in Deutschland. Das Beispiel Schulze-Delitzschs, Carl Winter Universitätsverlag Heidelberg 1965, S. 5.

wicklung“ hätte führen können<sup>58</sup>. Auf der Suche nach „geschichtlich bedeutenden Lösungen der Arbeiterfrage“, die von liberaler Seite aus propagiert wurden, hat Conze selbst das „Beispiel Schulze-Delitzschs“ aktualisiert<sup>57</sup>. In Schulzes Genossenschaftskonzeption und seinem Eintreten für die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine konkretisiert sich für Conze die Möglichkeit, „die Arbeiterbewegung von liberaler Seite aus in die Hand zu bekommen“<sup>58</sup>. Am Ende muß freilich auch Conze einräumen, daß bei der fehlenden Bereitschaft der Fortschrittspartei, den sozialen und politischen Forderungen der Arbeiterschaft entgegenzukommen, „die Vorstellung einer allumfassenden Fortschritts-Volkspartei zu einer Chimäre“ geraten mußte<sup>59</sup>.

Mit der „Verflüchtigung der historischen Möglichkeit, die in der Ausbildung einer großen liberaldemokratischen Arbeiterbewegung gelegen hätte“<sup>60</sup>, ist jedoch in der Frage, „wie stark die frühe Sozialdemokratie auch noch in der späteren, marxistischen, nachwirkte“ — nach Conze „eine Grundfrage der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“<sup>61</sup> — noch nicht das letzte Wort gesprochen. Präziser gefaßt, lautet sie: „ob das Hineinwachsen der Arbeiterbewegung in Staat und Gesellschaft während der wilhelminischen Zeit auf die allmählich einsetzende praktisch-politische Tätigkeit zurückzuführen ist, oder ob hier noch alte Traditionen aus der Anfangszeit der Arbeiterbewegung durchschlagen“<sup>62</sup>. Auf diese Frage hat Frolinde Balsler eine bündige Antwort gegeben. Die „Bereitschaft zu Mitarbeit in Staat und Gesellschaft“, die sie als den „entschieden konstruktiven Beitrag“ der „Arbeiterverbrüderung“ wertet, sei „in der deutschen Arbeiterbewegung und in der darauf fußenden sozialdemokratischen Partei trotz oft theoretisch dominierender anderer Einflüsse niemals verlorengegangen“<sup>63</sup>. Damit ist das wichtigste Leitbild benannt, das der Konzeption der Conze-Schule zugrunde liegt. Während die marxistische Geschichtswissenschaft als bestimmenden Grundzug der aufkommenden Arbeiterbewegung die gesetzmäßige Tendenz der Emanzipation des Proletariats zu einer selbständigen Klassenkraft herausarbeitet, versucht die Conze-Schule anhand der Frühgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung den Nachweis zu erbringen, daß ihr die Tendenz zur Zusammenarbeit mit der Bourgeoisie und zur Einordnung in den bürgerlichen Klassenstaat von Anbeginn an innegewohnt habe. Diese Deutung unterliegt offensichtlich der politisch motivierten Absicht, anstelle der Entfaltung der Arbeiterbewegung zu einer revolutionären Klassenbewegung die „frühe Integration der deut-

58 Ebd., S. 23.

59 Ebd., S. 22.

60 Ratz, Zur Sozialgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung, a.a.O., S. 345 (Rezension von Hugo Eckert und Wolfgang Schmierer, a.a.O.).

61 Conze, Der Beginn der deutschen Arbeiterbewegung, a.a.O., S. 338.

62 Groh, Hundert Jahre deutsche Arbeiterbewegung?, a.a.O., S. 355.

63 Balsler, a.a.O., S. 50.

schen Arbeiter in Staat und Gesellschaft“<sup>64</sup> als historische Notwendigkeit zu postulieren. Ihre instrumentelle Funktion im Dienste sozialdemokratischer Rechtfertigungsideologie wird deutlich, wenn Balsler diese reformistische Kontinuitätslinie bruchlos von der „Arbeiterverbrüderung“ über Bernsteins Revisionismus bis Godesberg zieht<sup>65</sup>, oder wenn Conze im Blick auf Godesberg feststellt, daß das Programm Schulze-Delitzschs nach hundert Jahren rehabilitiert worden sei<sup>66</sup>.

### III. Das Verhältnis von Theorie und Praxis: Zur Darstellung eines Widerspruchs in der deutschen Arbeiterbewegung

In den bürgerlichen Darstellungen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung vom Sozialistengesetz bis zum Ersten Weltkrieg fällt eine immer wiederkehrende Argumentationsfigur auf: die Feststellung, daß zwischen Theorie und Praxis in der deutschen Sozialdemokratie ein Widerspruch bestanden habe. „Diese Dichotomie ist für die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie charakteristisch geworden“<sup>67</sup>. Auf diese einzige Kurzformel lassen sich fast alle Arbeiten westdeutscher Historiker zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung zwischen 1890 und 1914 zurückführen.

Um zu erklären, warum das „Phänomen der Diskrepanz zwischen sozialreformerischer Praxis und radikaler — oder pseudoradikaler — Ideologie“ in westdeutschen Darstellungen zur sozialdemokratischen Parteigeschichte als „das fesselndste Problem“ erscheint, genügt wohl kaum der Hinweis auf die große Rolle, die die Theorie in den innerparteilichen Auseinandersetzungen der SPD vor 1914 gespielt hat<sup>68</sup>. Vielmehr stellt sich hier die grundsätzliche Frage, welche Bedeutung dem Marxismus in der deutschen Arbeiterbe-

64 Groh, Hundert Jahre deutsche Arbeiterbewegung?, a.a.O., S. 358.

65 Vgl. Balsler, a.a.O., S. 50, Anm. 9, die ausdrücklich auf den Artikel von Fritz Erler, Die SPD im Staat, in: Vorwärts, Nr. 44 v. 30. 10. 1959, verweist. Vgl. auch dies., Aufbruch zur Freiheit 1863—1963. Wege zur Mitverantwortung und sozialer Sicherheit, Hannover 1963.

66 Conze, Möglichkeiten und Grenzen ..., a.a.O., S. 26; vgl. auch Teuteberg, a.a.O., S. 125: „Die von Schulze erstrebte verfassungsimmanente Arbeiterbewegung ist nach hundert Jahren Wirklichkeit geworden.“

67 Werner Conze/Dieter Groh, Die deutsche Arbeiterbewegung in der nationalen Bewegung. Die deutsche Sozialdemokratie vor, während und nach der Reichsgründung, Stuttgart 1966, S. 81. Conze/Groh leiten diese „Dichotomie“ bereits aus dem Eisenacher Programm von 1869 ab. Theorie und Praxis haben sich in der Geschichte der Sozialdemokratie von Anfang an als „an sich widerstrebende Elemente“ (S. 82) gegenübergestellt. Für die meisten anderen westdeutschen Historiker wird jedoch das Problem der Diskrepanz von Theorie und Praxis erst nach der zumindest partiellen Marxismus-Rezeption in den 90er Jahren akut. Vgl. dazu Matthias, Zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, a.a.O., S. 349.

68 Susanne Miller, Ideologie und Ideologen. Zur Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, in: NPL 13 (1968), S. 433 f.

wegung zuerkannt werden soll. Obgleich in der aus den Anfängen der Arbeiterbewegung hergeleiteten Konzeption der Conze-Schule die „Kontinuität einer nichtmarxistischen Komponente“<sup>69</sup> impliziert ist, bleibt die Marxismus-Rezeption in der deutschen Sozialdemokratie für bürgerliche Historiker ein irritierendes Phänomen, das mit der Formel, es habe sich hier um eine der „theoretischen Abirrungen“<sup>70</sup> der Partei gehandelt, offenbar nicht hinreichend erklärt zu werden vermag. In der spezifischen Weise, wie das Verhältnis von Theorie und Praxis in der westdeutschen Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung zur Darstellung gebracht wird, läßt sich das Bemühen bürgerlicher Historiker nachweisen, das Problem des Marxismus in der deutschen Arbeiterbewegung zu bewältigen.

Diese Absicht tritt bereits deutlich in der Einschätzung der Rolle von Karl Marx und Friedrich Engels in der deutschen Arbeiterbewegung zutage. Die marxistische Geschichtswissenschaft hat besonders klar am Beispiel der Entwicklung der Auffassung von Marx und Engels über die proletarische Partei dargelegt, daß zwischen ihrem theoretischen und ihrem praktisch-politischen Wirken in der deutschen Arbeiterbewegung von Anfang an ein untrennbarer Zusammenhang bestand. „Die Arbeiterbewegung, deren Ringen der wissenschaftliche Kommunismus Weg und Ziel wies, war für Engels und Marx nicht nur Prüfstein ihrer Theorie, sondern auch Lehrmeisterin ihrer praktisch-politischen Tätigkeit. Ließen sie sich in ihrer praktischen Wirksamkeit von jener revolutionären Gesamtkonzeption des proletarischen Klassenkampfes leiten, die sie selbst geschaffen hatten, so berücksichtigten die Begründer des wissenschaftlichen Kommunismus außer den objektiven Kampfbedingungen sorgsam den realen Entwicklungsstand der Arbeiterbewegung selbst“<sup>71</sup>. In der bürgerlichen Interpretation wird dagegen darauf verzichtet, die theoretisch-ideologische Arbeit und die praktisch-politische Tätigkeit von Marx und Engels als Einheit zu begreifen. Durchgängig werden die Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus als praxisferne Theoretiker dargestellt, die „wenig Verständnis für die Entwicklung der deutschen Arbeiterschaft und wenig Gefühl für die der Zeit angemessene Politik“ gehabt hätten<sup>72</sup>. Der in den Arbeiten der Conze-Schule zur frühen Arbeiterbewegung unternommene Versuch, die revolutionäre Theorie ins Exil zu verbannen und von der Praxis der sich entfaltenden Arbeiterbewegung in Deutschland abzutrennen, wird in den bürgerlichen Darstellungen zur Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung in den 60er Jah-

69 Groh, Hundert Jahre deutsche Arbeiterbewegung? a.a.O., S. 366.

70 So Eberhard Pikart, Die deutsche Arbeiterbewegung vor 1918, in: NPL 11 (1966), S. 43.

71 Horst Bartel/Walter Schmidt, Zur Entwicklung der Auffassung von Marx und Engels über die proletarische Partei, in: Marxismus und deutsche Arbeiterbewegung. Studien zur sozialistischen Bewegung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, Berlin 1970, S. 55.

72 Hedwig Wachenheim, Die deutsche Arbeiterbewegung 1844 bis 1914, Köln und Opladen 1967, S. 4.



ren verstärkt fortgesetzt. Dem „arbeiterfernen und nur publizistisch wirkenden Sozialtheoretiker Karl Marx“<sup>73</sup> wird in der Regel Ferdinand Lassalle als positive Gegenfigur gegenübergestellt, der zwar „kein Gelehrter und kein Theoretiker, aber ein Mann mit einem zusammengeliene[n] praktischen politischen System“ gewesen sei<sup>74</sup>. Die Tatsache, daß sich die Konstituierung der Eisenacher Partei 1869 unter dem stimulierenden Einfluß von Marx und Engels und der I. Internationalen vollzog<sup>75</sup>, paßt nicht ins Bild bürgerlicher Historiker, die der „in der Emigration befindlichen ‚Zwei-Mann-Partei‘“<sup>76</sup> in London am liebsten jeden Einfluß auf den Prozeß der Parteibildung des deutschen Proletariats absprechen möchten. Die ständigen Interventionen, mit denen Marx und Engels den politisch-ideologischen Klärungsprozeß in der deutschen Arbeiterbewegung vorantrieben, vermögen sie deshalb auch nur als Ausdruck einer anmaßenden Selbstgerechtigkeit zu deuten, die ihrer Überzeugung von der eigenen theoretischen Unfehlbarkeit zugeschrieben wird. Es sei „bewundernswert“ — meint z. B. Wolfgang Schieder —, „daß Liebknecht diese jahrzehntelange Nörgelei ertragen hat, ohne seine Hochachtung vor Marx und Engels zu verlieren“. Der Briefwechsel Liebknechts mit den beiden Londonern lese sich „geradezu wie ein Lehrstück dafür, wie wenig sich die beiden großen Sozialisten in die praktischen Erfordernisse einer Arbeiterpartei hineinfinden konnten“<sup>77</sup>. Marx' Kritik am Gothaer Programm 1875 zeigt denn auch nach bürgerlichem Urteil nur seine Inkompetenz in „wirklich realpolitischen Fragen“: „und doch versuchte er fortwährend, in die politischen Probleme der Bewegung hineinzureden“<sup>78</sup>.

73 Teuteberg, a.a.O., S. 19.

74 Wachenheim, a.a.O., S. 10. Die simple Kontrastierung von Marx und Lassalle, die während der Jubiläumskampagne 1963 ihren Höhepunkt erreichte (vgl. z. B. Carlo Schmid, Ferdinand Lassalle und die Politisierung der deutschen Arbeiterbewegung, in: ASG III (1963), S. 5 ff.), ist inzwischen einer etwas differenzierteren Betrachtung gewichen. Vgl. Shlomo Na'aman, Lassalle, Hannover 1970.

75 Vgl. Schmidt/Dlubek, Die Herausbildung ..., a.a.O., S. 1322 ff.; GdA, Bd. 1, S. 219 ff.

76 Conze/Groh, Die Arbeiterbewegung in der nationalen Bewegung, a.a.O., S. 67.

77 W. Schieder, Auf dem Wege zu einer neuen Marx-Legende, a.a.O., S. 269 f.; vgl. auch Erich Matthias, Kautsky und der Kautskyanismus. Die Funktion der Ideologie in der deutschen Sozialdemokratie vor dem ersten Weltkriege, in: Marxismus-Studien, 2. Folge, hrsg. von Iring Fetscher, Tübingen 1957, S. 157: „Marx und Engels haben die wirkliche Eigenart der modernen Arbeiterparteien, die sich seit den sechziger Jahren in Deutschland und Europa herausbildeten, niemals ganz verstanden.“

78 Wachenheim, a.a.O., S. 169; vgl. auch Susanne Miller, Das Problem der Freiheit im Sozialismus. Freiheit, Staat und Revolution in der Programmatik der Sozialdemokratie von Lassalle bis zum Revisionismus-Streit, Frankfurt/M. 1964, S. 79: „Als praktischer Parteiführer sollte Liebknecht gegenüber seinen gelehrten Freunden in London recht behalten.“

### *Die Rezeption des Marxismus*

Die Reduktion der Bedeutung von Marx auf die Stufe eines realitätsfernen Theorielieferanten entläßt die bürgerliche Geschichtsschreibung jedoch in einige Verlegenheit. Denn wie stimmt diese Interpretation mit der Tatsache überein, daß mit der Annahme des Erfurter Programms 1891 der Marxismus sich in der deutschen Sozialdemokratie durchgesetzt hatte? Da die vollzogene Verbindung von Marxismus und deutscher Arbeiterbewegung nicht aus der Welt geschafft werden kann, versuchen die westdeutschen Historiker, ihre Bedeutung unter allerlei Vorbehalten nachträglich einzuschränken:

1) Die westdeutsche Geschichtsschreibung geht im allgemeinen von einer „Periode des Eklektizismus“ vor 1878 aus, in der marxistisches Denken noch kaum Eingang in die Sozialdemokratie gefunden habe<sup>79</sup>. Dies erlaubt bürgerlichen Interpreten wie Susanne Miller und Hans-Josef Steinberg, die Rezeption des Marxismus auf die Zeit des Sozialistengesetzes einzugrenzen, statt diese als einen Abschnitt in dem sich notwendig vollziehenden Prozeß der Verbindung von Arbeiterbewegung und wissenschaftlichem Sozialismus zu sehen<sup>80</sup>. Die Aufnahme der marxistischen Theorie kann so als bloße Reaktion auf die Bismarckschen Verfolgungsmaßnahmen gedeutet werden, die „die marxistische Interpretation des Staates als eines Instruments der herrschenden Klassen zu bestätigen schienen (!)“<sup>81</sup>. Erst durch sie sei „die verhängnisvolle Kluft zwischen Arbeiterschaft und Staat ... aufgerissen“ worden<sup>82</sup>. Der Marxismus wird auf diese Weise degradiert zu einer unglückseligen „Hypothek“ des Sozialistengesetzes, „die die Politik der Partei in den folgenden Jahren entscheidend belastete“<sup>83</sup>.

2) Um den Ausnahmecharakter der Marxismus-Rezeption noch zu verstärken, rekurren bürgerliche Historiker auf ein durch das Verbot der Parteipresse und -literatur erzeugtes „geistiges Vakuum“<sup>84</sup>, in das „die Verfechter des Marx-Engelsschen Gedankenguts“ mit einer „gewissen Rücksichtslosigkeit“<sup>85</sup> hineingestoßen seien, um sich eine Monopolstellung auf theoretischem Gebiet zu verschaffen. Bei dem „Fehlen eines Angebots von Theorien“<sup>86</sup> sei

79 Vgl. S. Miller, *Das Problem der Freiheit*, a.a.O., S. 25 ff.; Hans-Josef Steinberg, *Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie. Zur Ideologie der Partei vor dem I. Weltkrieg*, Hannover 1967, S. 13 ff.

80 Vgl. dazu: Horst Bartel, *Die Durchsetzung des Marxismus in der deutschen Arbeiterbewegung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts*, in: *ZfG* 14 (1966), S. 1334 ff.

81 Steinberg, a.a.O., S. 38.

82 Gerhard A. Ritter, *Die Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich. Die Sozialdemokratische Partei und die Freien Gewerkschaften 1890—1900*, Berlin-Dahlem 1959, S. 11.

83 Ebda.

84 S. Miller, *Das Problem der Freiheit*, a.a.O., S. 200.

85 Steinberg, a.a.O., S. 27.

86 S. Miller, *Das Problem der Freiheit*, a.a.O., S. 200.

der Marxismus als einzige in der Lage gewesen, die gesteigerte Nachfrage nach radikaler Ideologie zu befriedigen. Eine „Alternative zum Marxismus“<sup>87</sup> wäre denkbar gewesen, wenn es ein konkurrierendes Theorieangebot gegeben hätte. Da dies nicht der Fall war, muß es sich bei dem Marxismus um eine „der Sozialdemokratie aufgezwungene Doktrin“<sup>88</sup> handeln.

3) Bürgerliche Historiker konstatieren mit Recht, daß die sozialdemokratischen Parteimitglieder infolge des Sozialistengesetzes „in eminenter Weise“ radikalisiert wurden<sup>89</sup>. Dieser Radikalismus wird jedoch auf einen „fanatischen Haß auf Bismarck und die durch ihn repräsentierte Staatsgewalt“<sup>90</sup> reduziert und dadurch entpolitisiert. Er ist nach bürgerlicher Interpretation atheoretisch, affektgeladen. Durch den praktischen Kampf ganz in Anspruch genommen, seien die Parteimitglieder „nicht für Theoretiker — gleich welcher Couleur (!) — ansprechbar“ gewesen<sup>91</sup>. Daraus folgt, daß die marxistische Theorie das Privileg eines „Häufleins engagierter Marxisten“ bleiben mußte; bei den „Massen“ habe sie „keinen Fuß fassen können“<sup>92</sup>.

4) Daß von einer Rezeption des Marxismus in der deutschen Sozialdemokratie nur „mit bestimmten Einschränkungen“<sup>93</sup> gesprochen werden könne, scheint gleichwohl seine Berechtigung zu haben. Auch die marxistische Geschichtswissenschaft verweist auf die Grenzen der theoretischen Aneignung des Marxismus.

Sie sieht sie vor allem begründet in den noch unklaren Vorstellungen über das dialektische Verhältnis zwischen dem Kampf um Demokratie und um Sozialismus sowie der mangelnden Verknüpfung der revolutionären Auffassung über den Kampf um die politische Macht mit klaren wissenschaftlichen Vorstellungen über den Weg zur politischen Macht und mit den Erkenntnissen von Marx über die Notwendigkeit und Funktion der Diktatur des Proletariats<sup>94</sup>. Die bürgerliche Geschichtsschreibung engt dagegen die Frage nach den Grenzen der Marxismus-Rezeption auf einen Aspekt ein, der tendenziell darauf abzielt, die adäquate Aufnahme und schöpferische Anwendung des Marxismus in der deutschen Arbeiterbewegung überhaupt in Frage zu stellen. Nach ihrer Interpretation hat sich der Marxismus nur Eingang in die Sozialdemokratie verschaf-

87 Steinberg, a.a.O., S. 27.

88 Ebd., S. 28.

89 Ebd., S. 27.

90 Ebd., S. 30.

91 Ebd., S. 32.

92 Ebd., S. 30, 38; s. dagegen z. B. die Hinweise bei Rolf Dlubek, „Das Kapital“ von Karl Marx in der deutschen Arbeiterbewegung 1867—1895, in: Lebendiger Marxismus, T. 1, Berlin 1972, S. 58 ff. Allerdings ist die Breitenwirkung des theoretischen Reifeprozesses in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts auch in der DDR-Forschung noch nicht hinlänglich geklärt.

93 Steinberg, a.a.O., S. 27; vgl. S. Miller, Das Problem der Freiheit, a.a.O., S. 21.

94 Vgl. H. Bartel, a.a.O., S. 1365; GdA, Bd. 1, S. 432.

fen können, indem er sich darwinistisch verkleidete. Engels' „Anti-Dühring“ habe die Marxsche Dialektik verflacht und „den Weg freigemacht für die darwinistische Interpretation des Marxismus in der deutschen Partei“<sup>95</sup>. In der Weltanschauung Karl Kautskys sei dann endgültig die „Synthese von Darwinismus und Marxismus“ vollzogen worden<sup>96</sup>. Sie habe zu einer Reduktion des Marxismus auf eine Theorie vom naturnotwendigen Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaft geführt, die in der Verbindung von radikaler Phrase und fatalistischem Abwarten ihren spezifischen Ausdruck gefunden habe<sup>97</sup>.

Diese Interpretation wurde zum erstenmal von dem linkskommunistischen Kritiker Kautskys, Karl Korsch, Ende der 20er Jahre formuliert. Erich Matthias hat sie für die westdeutsche Geschichtswissenschaft mundgerecht gemacht, ohne den linkskommunistischen Standpunkt Korsch's und den Anlaß seiner Kritik, die Polemik gegen den späten Kautsky, politisch-historisch und ideologiekritisch zu reflektieren<sup>98</sup>. Offenbar versucht die bürgerliche Historiographie, mit diesem Rekurs auf die linke Kritik am „orthodoxen“ Marxismus Kautskys ihrer These den Anschein von Glaubwürdigkeit zu verleihen, daß die Ideologie, wie sie von Kautsky als offizielle Theorie der Sozialdemokratie verbindlich gemacht wurde, immer nur falsch-verstandener und falsch-gewandter, mithin ausgesprochen „denaturierter Marxismus“<sup>99</sup> gewesen sei. Im Ergebnis verflüchtigt sich damit die Rezeption des Marxismus zu einer bloßen Scheinrezeption, die den Grundcharakter der Partei als einer Reformbewegung nicht anzutasten vermochte. Aber selbst den Schein gilt es noch zu bekämpfen, indem er aus der praktischen Wirklichkeit der Arbeiterbewegung verbannt wird.

5) Die Auswirkung des Sozialistengesetzes auf die deutsche Arbeiterbewegung wird in der bürgerlichen Literatur als eine doppelte beschrieben: einerseits habe sich die Theorie radikalisiert, andererseits aber — durch die erzwungene Beschränkung der Partei auf das Parlament — der „parlamentarische Charakter“ der Sozialdemokratie erst voll ausgeformt<sup>100</sup>. Diese zunächst richtige Feststellung

95 Steinberg, a.a.O., S. 44.

96 Ebda, S. 48 ff; vgl. Matthias, Kautsky und der Kautskyanismus, a.a.O., S. 152 ff.

97 Steinberg, a.a.O., S. 60, 72 ff; Matthias, Kautsky und der Kautskyanismus, a.a.O., S. 154.

98 S. Wolfgang Abendroth, Aufstieg und Krise der deutschen Sozialdemokratie. Das Problem der Zweckentfremdung einer politischen Partei durch die Anpassungstendenz an vorgegebene Machtverhältnisse, Frankfurt/M., 2. Aufl. 1969, S. 36 f.; und neuerdings die Einleitung von Georg Fülberth zu: Karl Kautsky, Der Weg zur Macht, Frankfurt/M. 1972, S. VIII.

99 Matthias, Kautsky und der Kautskyanismus, a.a.O., S. 154; vgl. Steinberg, a.a.O., S. 150. — Kritisch dazu: Gerd Irrlitz, Bemerkungen über die Einheit politischer und theoretischer Wesenszüge des Zentrismus in der deutschen Sozialdemokratie, in: BzG 8 (1966), S. 55 ff.

100 Vgl. G. A. Ritter, a.a.O., S. 12; Miller, Das Problem der Freiheit, a.a.O., S. 182; Steinberg, a.a.O., S. 65.

wird von westdeutschen Historikern jedoch im weiteren als Ausgangspunkt für die kontradiktorische Auseinanderlegung von Theorie und Praxis in der deutschen Sozialdemokratie benutzt. Nicht die ja nur scheinbare Durchsetzung des Marxismus, sondern die Intensivierung der parlamentarischen Praxis sei „entscheidend für die weitere Entwicklung“ geworden<sup>101</sup>. Ohne die Funktion der Parlamentstaktik im Gesamtkomplex der Entwicklung von Strategie und Taktik der Sozialdemokratie auch nur im Ansatz zu diskutieren, leitet Susanne Miller aus der Bejahung des Parlamentarismus ein prinzipielles „Auseinanderklaffen von theoretischen Bekenntnissen einerseits und praktischer Politik andererseits“ ab<sup>102</sup>. Dieser unhistorischen Gegenüberstellung entspricht die Stilisierung von Reform und Revolution zu einander feindlichen Prinzipien, die schon als Erklärungsmodell in den Arbeiten der Conze-Schule begegnete. „Die praktische Tätigkeit der Sozialdemokratie war von Anfang an auf die Durchsetzung von Reformen gerichtet; in ihren Aussagen grundsätzlicher, programmatischer Art stehen das Prinzip der Revolution — mit all der Mehrdeutigkeit, die diesem Begriff eigen ist — und das der Reform nebeneinander<sup>103</sup>.“

Demgemäß wird auch das Erfurter Programm in zwei Teile aufgelöst, die „ohne innere Beziehung nebeneinander“ stehen: „Das von den Beteiligten und ihren Zeitgenossen als revolutionär marxistisch empfundene Erfurter Programm fixiert also die reale Auseinanderbewegung von Theorie und Praxis<sup>104</sup>.“ Während die marxistische Geschichtswissenschaft die innere Geschlossenheit des Programms nachgewiesen hat — ohne dabei die oben angedeuteten Grenzen bei der Aneignung des wissenschaftlichen Kommunismus durch die deutsche Arbeiterbewegung außer acht zu lassen<sup>105</sup> —, reduziert die bürgerliche Geschichtsschreibung die im ersten Teil formulierten Grundsätze und Ziele der sozialistischen Bewegung auf eine bloß deklamatorische Funktion und bescheinigt den im zweiten Teil gestellten tagespolitischen Forderungen, sie hätten dem „momentanen Stand der Reformbestrebungen der deutschen Arbeiterbewegung“ entsprochen<sup>106</sup>.

101 Matthias, Kautsky und der Kautskyanismus, a.a.O., S. 159.

102 Miller, Das Problem der Freiheit, a.a.O., S. 97; vgl. dagegen: Gustav Seeber, Wahlkämpfe, Parlamentstaktik und revolutionäre Politik. Zur Entwicklung der revolutionären Parlamentstaktik in Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Marxismus und deutsche Arbeiterbewegung, a.a.O., S. 219 ff.

103 Miller, Das Problem der Freiheit, a.a.O., S. 122.

104 Matthias, Kautsky und der Kautskyanismus, a.a.O., S. 159 f., vgl. S. Miller, Das Problem der Freiheit, a.a.O., S. 205 ff. Karl-Ernst Moring, Die Sozialdemokratische Partei in Bremen 1890—1914. Reformismus und Radikalismus in der Sozialdemokratischen Partei Bremens, Hannover 1968, S. 17 f.

105 Vgl. z. B. Horst Bartel, Nachwort zu: Karl Kautsky, Das Erfurter Programm, Berlin 1965, S. 261 ff.

106 G. A. Ritter, a.a.O., S. 99.

Aus der Zerlegung von Theorie und Praxis leiten bürgerliche Historiker zugleich die Berechtigung ab, die Ideologie der Sozialdemokratie weitgehend losgelöst von der parteipolitischen Praxis zu analysieren<sup>107</sup>, oder umgekehrt die Darstellung der praktisch-politischen Tätigkeit der Partei soweit zu verselbständigen, daß ihr die Theorie als ein lästiges, kaum noch der Untersuchung wertiges Anhängsel erscheint<sup>108</sup>. Diese Polarität von ideengeschichtlicher und praxisorientierter Analyse zeigt sich in der Darstellung des „Kautskyanismus“ und Revisionismus auf der einen und des Reformismus auf der anderen Seite.

### „Kautskyanismus“ und Revisionismus

Angesichts der beobachteten Diskrepanz zwischen radikaler Ideologie und reformerischer Praxis muß sich die bürgerliche Geschichtsschreibung notwendig die Frage stellen, wieso es der Sozialdemokratie nicht möglich war, sich von einer Theorie loszusagen, die doch nach bürgerlicher Interpretation in der von Kautsky popularisierten Form ohnehin zur scheinradikalen Phraseologie verkommen war. Als erster westdeutscher Historiker hat Erich Matthias diese Frage in systematischem Zusammenhang zu beantworten versucht. Seine Thesen zählen auch heute noch — nur geringfügig modifiziert<sup>109</sup> — zum Kernbestand der westdeutschen Geschichtsschreibung zur Ar-

107 Vgl. typisch dafür: Matthias, Kautsky und der Kautskyanismus, a.a.O.; Miller, Das Problem der Freiheit, a.a.O.; Steinberg, a.a.O. (verfolgt eine „geistes- und dogmengeschichtliche Zielsetzung“, 9).

108 Vgl. vor allem: G. A. Ritter, a.a.O. Eine Ausnahme macht: Hans Georg Lehmann, Die Agrarfrage in der Theorie und Praxis der deutschen und internationalen Sozialdemokratie. Vom Marxismus zum Revisionismus und Bolschewismus, Tübingen 1970. Lehmann problematisiert das Verhältnis von Theorie und Praxis, indem er anhand konkreter Beispiele zu zeigen versucht, „wie sich die Agrartheorie zur Agrarpraxis verhalten hat und umgekehrt“ (XIV). Diesen Anspruch vermag er allerdings nur unvollkommen einzulösen, da er seine Sympathien ganz der reformistischen Agrarpolitik zuwendet, wie sie vor allem von Vollmar und Grillenberger in Bayern betrieben wurde (S. 64 ff.). Daher spitzt sich schließlich für ihn das „Dilemma von Agrartheorie und -praxis“ auf die „Alternative“ zu, „entweder die alte Theorie oder eine bauernfreundliche Praxis zu wählen“ (S. 269 f.). Vgl. kritisch zu Lehmann: Fritz Zimmermann, in: BzG 13 (1971), S. 506 f.; Georg Fülberth, in: Das Argument H. 63 (1971), S. 161 ff.

109 Steinbergs „Kritik einer These“ (a.a.O., S. 75 ff.) richtet sich allein gegen die Titulierung der offiziellen Parteideologie als „Kautskyanismus“, da Kautskys Auffassungen in einigen Punkten, zumindest temporär, von der offiziellen Parteauffassung abgewichen seien. Den mit „Kautskyanismus“ bezeichneten eigentlichen Sachverhalt, nämlich seine Wirkung als Integrationsideologie, stellt er jedoch nicht in Frage (a.a.O., S. 74). Peter Lösche, Arbeiterbewegung und Wilhelminismus, in: GWU 20 (1969), S. 523, schlägt statt „Kautskyanismus“ den Begriff „zentristische Integrationsideologie“ vor. — Vgl. zum folgenden: Matthias, Kautsky und der Kautskyanismus, a.a.O., (die Seitenangaben sind in Klammern angegeben).

beiterbewegung. Matthias bestimmte den zur undialektischen Entwicklungslehre geronnenen „denaturierten Marxismus“ Kautskyscher Prägung als „Integrationsideologie“, deren Aufgabe gewesen sei, „die verschiedenen Strömungen der sich sozial und politisch immer mehr differenzierenden Sozialdemokratie im Rahmen einer einheitlichen Organisation zu integrieren“ (165). Sie habe erlaubt, eine reformistische Politik zu betreiben und gleichzeitig die „Fiktion des revolutionären Charakters der Sozialdemokratie“ aufrechtzuerhalten (165), auf der das „irreale Selbstbewußtsein der Mehrheit der Parteimitglieder und Funktionäre“ (175) beruhte. Matthias weist ihr also eine Verblendungs- und Verschleierungsfunktion zu. Um das „echte Distanzierungsbedürfnis“ (176) der Mitglieder gegenüber dem bürgerlichen Staat zu befriedigen und ihren auf den Ausbau der Organisation fixierten Elan zu konservieren, hätte man ihnen weiter die Erwartung des revolutionären „Endziels“ vorspiegeln müssen, an das man selbst nicht mehr recht glaubte. Nur weil Bernstein darauf keine Rücksicht nehmen wollte, habe sich Kautsky gegen ihn wenden müssen (171). Denn im Grunde ist der „Kautskyanismus“ „Krypto-Revisionismus“ (168); sein „verdeckter revisionistischer Kern“ entspricht dem „verschleierte Reformismus der Parteipraxis“ (176).

Der „Kautskyanismus“ hat nach Matthias die ideologische Basis für den Zusammenhalt der Partei bis 1914 abgegeben. Seine „klassische Rolle als Ideologie des ‚Zentrismus‘“ habe ihm ermöglicht, eine „Schiedsrichterstellung zwischen den beiden Außenflügeln“ der Partei einzunehmen und diese immer wieder an die Organisation zu binden (179). Diese Einschätzung des „Zentrismus“ als neutrale Schiedsrichterinstanz wird freilich durch die Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung vor 1914 selbst widerlegt, die ein schrittweises Zurückweichen des marxistischen Parteizentrums vor den revisionistischen Kräften vor allem in den Gewerkschaften zeigt. Gerade die Zwischenposition des „Zentrismus“, die sich seit der Massenstreikdebatte 1905/06 zunächst in der Praxis, seit 1910 auch in der Theorie der Parteispitze herauszukristallisieren begann<sup>110</sup>, hat, wie es scheint, das Vordringen des Revisionismus wesentlich begünstigt und auf der anderen Seite die Orientierung der Arbeiter auf eine revolutionäre Klassenpolitik erschwert. Diesem Umstand ist es wohl auch zuzuschreiben, daß sich die bürgerliche Kritik am „Kautskyanismus“ nicht an der ihm zugeschriebenen Funktion als innerparteiliches Manipulations- und Integrationsinstrument entzündet, sondern vielmehr daran, daß er den reformistischen und friedfertigen Charakter der Sozialdemokratie nach außen zu sehr verschleierte und dadurch das Hineinwachsen der Arbeiterbewegung in den bürgerlichen Staat erschwert habe<sup>110a</sup>.

110 Vgl. zum Problem des Zentrismus: GdA, Bd. 2, S. 109, S. 153 ff.

110 a Vgl. Conze/Groh, Die Arbeiterbewegung in der nationalen Bewegung, a.a.O., S. 82; Steinberg, a.a.O., S. 149. Kritisch dazu: Fülberth, Einleitung zu Kautsky, Der Weg zur Macht, a.a.O., S. VII f.

Gegenüber dem „Kautskyanismus“ zeichnet sich der Revisionismus nach bürgerlichem Urteil durch den Versuch aus, die „Kluft zwischen der sozialreformerischen parlamentarischen Praxis der Partei und der sich radikal gebenden ‚marxistischen‘ Theorie“ zu schließen<sup>111</sup>. Versteckt oder offen bringen westdeutsche Historiker ihre Sympathien für Bernstein zum Ausdruck, dessen Ansatz als „berechtigt“ anerkannt wird, „zwar nicht als Kritik an Marx, wohl aber als Vorstoß gegen die offizielle Parteiideologie, gegen das in die Massen gedrungene Schlagwort vom naturnotwendigen Zusammenbruch“<sup>112</sup>. Allerdings wird ihm der Vorwurf nicht erspart, mit seiner Initiative die Sozialdemokratie „überfordert“ zu haben, da „die verfestigten theoretischen Vorstellungen der Partei nur behutsam und allmählich aufgeweicht werden konnten“<sup>113</sup>. Mit diesem an der pragmatischen Position der reformistischen Praktiker in der Partei orientierten Hinweis liefert Hans-Josef Steinberg nachträglich das Rezept, wie die in die Sozialdemokratie „eingedrungenen“ marxistischen Vorstellungen wieder hätten hinausbefördert werden sollen.

Wenn es als Grundthema der Bernsteinschen Kritik bezeichnet worden ist, „zu beweisen, daß zwischen dem Marxismus und der Arbeiterbewegung kein notwendiges Verhältnis besteht“<sup>114</sup>, so wird damit zugleich ausgesprochen, worin ihre eigentliche Verwertbarkeit für die Zwecke der bürgerlichen Geschichtsschreibung liegt. An Bernstein knüpfen alle Versuche an, die dem Marxismus — oder das, was dafür gehalten wurde — lediglich eine Episodenrolle in der deutschen Arbeiterbewegung zuerkennen wollen. Bernsteins bekannte Forderung, die Sozialdemokratie solle sich zu dem bekennen, „was sie heute in Wirklichkeit ist: eine demokratisch-sozialistische Reformpartei“<sup>115</sup>, wird zur wissenschaftlichen Maxime einer sozialdemokratisch inspirierten Geschichtsschreibung der Arbeiterbewegung erhoben, die auf Godesberg als den Höhepunkt in der Entwicklung der Partei fixiert ist<sup>116</sup>. Dem entspricht, wenn in den jüngsten Arbeiten zur Ideologiegeschichte der Sozialdemokratie verstärkt der Versuch unternommen wird, den Revisionismus auf die

111 Steinberg, a.a.O., S. 92; vgl. G. A. Ritter, a.a.O., S. 200; Christian Gneuss, Um den Einklang von Theorie und Praxis. Eduard Bernstein und der Revisionismus, in: Marxismus-Studien, 2. Folge, a.a.O., S. 199.

112 Steinberg, a.a.O., S. 105.

113 Ebda., S. 106.

114 Lucio Coletti, Bernstein und der Marxismus der Zweiten Internationale, Frankfurt/M. 1971, S. 12.

115 Eduard Bernstein, Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie (1. Aufl. 1899), Reinbek bei Hamburg 1969, S. 196.

116 Vgl. Miller, Das Problem der Freiheit, a.a.O., S. 298: Mit Godesberg hat sich die SPD „zu dem bekannt, was sie in Wahrheit immer schon war: eine demokratische, soziale Reformpartei, die in Konkurrenz oder in Zusammenarbeit mit anderen Parteien Staat und Gesellschaft gestalten will“.



„Tradition des ethischen Sozialismus“ in Deutschland zurückzuführen<sup>117</sup> und diese zur Grundlage einer ideengeschichtlichen Kontinuität in der deutschen Sozialdemokratie zu erklären, die als „demokratischer Sozialismus“ firmiert: „Die Perspektiven, die Bernstein eröffnet hat, führen bis zum demokratischen Sozialismus, wie ihn die heutige Sozialdemokratie vertritt“<sup>118</sup>. Zu welchen Resultaten solche ideengeschichtlichen Projektionen führen können, zeigt am anschaulichsten die Untersuchung von Hans-Christoph Schröder „Sozialismus und Imperialismus“, die aus der Topik sozialdemokratischer Kolonialkritik vor 1914 „verschiedene Ausgangspunkte der Marxschen und der sozialdemokratischen Betrachtungsweise“ ableitet<sup>119</sup>. Der Sozialismus verwandelt sich hier zu einer „umfassenden Humanitätsidee“, die, „den Klassen- und Interessenstandpunkt des Industrieproletariats jedenfalls grundsätzlich transzendierend, Freiheit, Recht und Menschenwürde ... zu universalen Forderungen“ erhebt<sup>120</sup>.

### *Reformismus: Die Hypostasierung der Praxis*

Die konzeptionellen Leitlinien der bürgerlichen Interpretation des Reformismus in der deutschen Sozialdemokratie seit 1890 hat Gerhard A. Ritter in seiner Studie „Die Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich“ (1959) entwickelt<sup>121</sup>. „Kernfrage“ seiner Arbeit ist „das Problem der Integration der Arbeiterschaft in Staat und Gesellschaft“ (12). In einer Querschnitt-Analyse möchte sie „einen Eindruck von der Breite der Arbeiterbewegung und der Art ihrer Verwurzelung in die Gesellschaft ihrer Zeit“ vermitteln (Vorwort). Mit diesem methodischen Ansatz gibt Ritter bereits seine Ein-

117 Vgl. Steinberg, a.a.O., S. 96 ff. Dagegen mit antireformistischem Akzent: Hans Jörg Sandkühler, Kant, neukantianischer Sozialismus, in: Marxismus und Ethik. Texte zum Neukantianismus, Frankfurt/M. 1970, S. 7 ff. — Vorwiegend ideengeschichtlich orientiert ist auch die Untersuchung des schwedischen Historikers Bo Gustafsson, Marxismus und Revisionismus. Eduard Bernsteins Kritik des Marxismus und ihre ideengeschichtlichen Voraussetzungen, Frankfurt/M. 1972, die die Herausbildung des deutschen Revisionismus als Teil eines allgemeinen Trends in der europäischen Arbeiterbewegung beschreibt.

118 Steinberg, S. 96. Kritisch stellt Peter Lösche in: IWK, H. 7 (1968), S. 114, dazu fest: „Gerade die Theorie- und Geschichtslosigkeit ist offensichtlich zum Prinzip jener politischen Position geworden, die heute als demokratischer Sozialismus firmiert. Bernstein für diese Politik in Anspruch zu nehmen, bedeutet wohl eine Vergewaltigung dieses Revisionisten.“ Vgl. zu Steinberg auch: Karlheinz Geyer in: BzG 11 (1969), S. 710 ff.

119 Hans-Christoph Schröder, Sozialismus und Imperialismus. Die Auseinandersetzung der deutschen Sozialdemokratie mit dem Imperialismusproblem und der „Weltpolitik“ vor 1914, Teil I, Hannover 1968, S. 160.

120 Ebd., S. 159.

121 G. A. Ritter, a.a.O., (die folgenden Seitenangaben sind in Klammern angegeben).

stellung zu seinem Untersuchungsobjekt zu erkennen. Die Arbeiterbewegung ist für ihn keine den Rahmen der bürgerlichen Ordnung sprengende Klassenbewegung, sondern „eine Kräftegruppierung unter anderen“, der in der Praxis „kein anderer Weg übriggeblieben“ sei „als eine endgültige Einordnung in das Gefüge der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse“ (149). Ritter stellt daher auch nicht die Frage, welche konkreten Schritte die deutsche Arbeiterklasse zur Veränderung der Machtverhältnisse entsprechend den objektiven Anforderungen der neuen imperialistischen Epoche unternommen hat; ihn interessiert vielmehr die „in Tausenden von Einzelercheinungen zu beobachtende Einbeziehung der Arbeiter in immer neue Bereiche der praktischen Wirkungsmöglichkeit“ (187). Dabei abstrahiert er völlig von dem Klassencharakter des reaktionären junkerlich-preußischen Staates, der den legalen Aktionsmöglichkeiten der Arbeiterbewegung von vornherein enge Grenzen setzte. Die Klassengegensätze werden zu „Reibungsflächen der Partei mit der bürgerlichen Gesellschaft“ (106) verharmlost, die sich zudem, wie Ritter nachweisen zu können glaubt, in den 90er Jahren bereits soweit abgeschliffen hatten, „daß sich die Welt der Arbeiter schließlich kaum noch von der bürgerlichen Umwelt abhob“ (150). Dreh- und Angelpunkt des Ritterschen Versuchs, die Arbeiterbewegung zu einer harmlosen Integrationsbewegung zu entpolitisieren, ist seine Darstellung des Verhältnisses von Partei und Gewerkschaften. Die Art, wie er hier die Akzente setzt, Licht und Schatten verteilt, kennzeichnet seine Intentionen. Die sozialdemokratische Parteiführung, so erklärt er, versagte nach 1890 gegenüber der „Anforderung einer elastischen Anpassung der Parteitaktik an die Probleme der Zeit“ (176). Sie verfiel einem Immobilismus, der seine Ursachen in der „doktrinären Erstarrung der traditionellen Parteianschauungen“ hatte (176). Die entscheidenden Impulse zur „Neubelebung der verödeten politischen Arbeiterbewegung“ gingen nicht vom Zentrum der Partei, sondern von den sozialdemokratischen Landtagsfraktionen in den süddeutschen Staaten aus, deren „weitverzweigte Reformarbeit . . . sich bewußt in den Rahmen der bestehenden Staatsordnung einfügte“ (128). Ritters Kritik an der SPD-Führung orientiert sich deutlich am Leitbild einer klassenindifferenten „Volkspartei“, die er ansatzweise in den süddeutschen Landesverbänden, vor allem in der bayerischen Sozialdemokratie, realisiert sieht (129).

Demgegenüber ist das Bild, das Ritter von der Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung zeichnet, durch Affirmation bestimmt. Als entscheidend für den Aufschwung der deutschen Arbeiterbewegung in den 90er Jahren vermerkt er die Tatsache, daß sich die Gewerkschaften von der „Bevormundung durch die Sozialdemokratie“ (115) zu befreien und die „in theoretischen Spiegelfechtereien erstarrende Partei in der Führung des praktischen Emanzipationskampfes weitgehend abzulösen“ vermochten (127). In dem „Prozeß der Einordnung und Anpassung“ (149) weist ihnen Ritter die Schrittmacherverolle zu.

Indem Ritter die „Verschiebung des Schwergewichts der deutschen Arbeiterbewegung auf den wirtschaftlichen Kampf der Gewerkschaften“ (171) unkritisch zum Maßstab seines Urteils setzt, bezieht er die Position der reformistischen Kräfte in der deutschen Arbeiterbewegung, deren politisches Credo sich in der erfolgreichen Verwaltung der Tagesaufgaben erschöpfte. Der Hypostasierung der praktischen Gegenwartsarbeit zum einzigen Inhalt und Ziel der proletarischen Klassenbewegung entspricht die Deklassierung der innerparteilichen Theoriediskussion als ein den Integrationsprozeß bloß „kommentierendes und bremsendes“ Moment (12). Ihre Randbedeutung wird noch dadurch unterstrichen, daß sie von der sich „nach eigenen Gesetzen entwickelnden Ausdehnung der praktischen Wirksamkeit der Partei“ (131) abgetrennt wird. Ritter konstatiert als ein erfreuliches Phänomen das „allmähliche Heraustreten der Sozialdemokratie aus dem Turm der überlieferten Parteianschauungen“ (176). Bis 1900 habe sich die Partei „im wesentlichen zu einer praktischen Arbeiterpartei mit einigen nicht mehr ernst genommenen revolutionären Phrasen ‚durchgemausert‘“ (187). Da Ritter diesen Transformationsprozeß als „unvermeidliches Schicksal der Partei“ ausgibt (208), braucht er die Frage nach seinen gesamtgesellschaftlich vermittelten Voraussetzungen nicht einmal anzuschneiden<sup>122</sup>.

Dieses Bild einer „praktischen Arbeiterpartei“, die ihre Theorie nur noch als einen zunehmend funktionsloser werdenden Ballast mit sich herumschleppt, ist als Stereotype in die westdeutsche Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung eingegangen. Hans-Josef Steinberg hat, darauf aufbauend, die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie zwischen 1890 und 1914 zu einer „Geschichte der Emanzipation von der Theorie überhaupt“ erklärt<sup>123</sup>. Symptomatisch erscheint in diesem Zusammenhang, welche Richtung bürgerliche Historiker dem Begriff der „Emanzipation“ geben. Zielt er nach Marx und Engels auf die Aufhebung der gesellschaftlichen Bedingungen der Klassenspaltung durch den revolutionären Kampf der Arbeiterklasse, so meint er im Verständnis bürgerlicher Historiker

122 Vgl. dazu jetzt: Georg Fülberth, Zur Genese des Revisionismus in der deutschen Sozialdemokratie vor 1914, in: Das Argument, H. 63 (1971), S. 1 ff. Fülberth korrigiert Robert Michels' Bürokratie-These: „Die Bürokratie der SPD war keine Voraussetzung ihres Rechtskurses, sondern wurde erst etabliert, nachdem dieser sich in der Praxis durchgesetzt hatte“ (S. 19). — Die westdeutsche Geschichtswissenschaft hat sich bislang mit dem Hinweis auf die „dem Bürokratiekomplex innewohnende Vielschichtigkeit“ begnügt, „durch die einer rein historischen Problemdurchdringung enge Grenzen gezogen sind“ (Henryk Skrzypczak, Grundfragen der Geschichte der Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich, in: „Grundriß der Geschichte der Arbeiterbewegung“. Kritik einer Legende, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 13/14 (1965), S. 303.

123 Steinberg, a.a.O., S. 124. An anderer Stelle (S. 146) spricht Steinberg von einem „Nebeneinander von Theorie und Arbeiterbewegung“.

das genaue Gegenteil: „das Heraustreten der Arbeiter aus dem Rahmen der eigenen Vorurteile auf immer neue Gebiete der praktischen Wirksamkeit“<sup>124</sup>, die Befreiung von einem „falschen Bewußtsein auf seiten der Arbeiterbewegung, das eine theoretische Anerkennung der weitgehend erfolgten Integration nicht zuließ“<sup>125</sup>. Die Erkenntnis des Klassencharakters der bürgerlichen Gesellschaft und der Notwendigkeit ihrer Beseitigung wird so zu einem „Vorurteil“, zu einem „falschen Bewußtsein“ umgedeutet. Das „richtige Bewußtsein“ manifestiert sich offenbar nach Ansicht bürgerlicher Historiker in der vorbehaltlosen Anerkennung der Integration der Arbeiterklasse in den bürgerlichen Klassenstaat. Emanzipation — als Loslösung „vom Marxismus des Erfurter Programms“<sup>126</sup> — und Integration — als notwendige Einordnung in das bürgerlich-kapitalistische Herrschaftssystem — werden zusammengekoppelt. Sie bilden das Grundschema der bürgerlichen Darstellungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung vor 1914.

## Exkurs

### *Die Praktiker, die Linken und die Massen*

Entsprechend dem vorgegebenen Interpretationsmuster, die Theorie gegenüber der Praxis abzuwerten, richtet sich das biographische Interesse bürgerlicher Historiker vorzugsweise auf die reformistischen Praktiker in Partei und Gewerkschaften, die Abkehr von der Theorie sich ausschließlich auf die „Verfolgung praktischer, den Umständen angepaßter Arbeiterpolitik“ beschränkten<sup>127</sup>. Ob Parteiführer wie Vollmar oder Auer, später Scheidemann, Ebert, Severing, Keil, Noske, oder Gewerkschaftsführer wie Legien oder Leipart — sie alle repräsentieren nach Ritter den „in den 90er Jahren emporkommenden Typus des deutschen Arbeiterführers, der ... im Gegensatz zur älteren Generation der Arbeiterführer in erster Linie nicht mehr ein Agitator der theoretischen Grundsätze des Sozialismus, sondern ein sachkundiger Reformpolitiker ist“<sup>128</sup>.

Dieser neue Typus des Praktikers zeichnet sich in bürgerlichen Darstellungen durch einen ganzen Katalog von positiven Eigenschaften aus. Seine hervorstechendste ist sein „Wirklichkeitssinn“<sup>129</sup>, der ihn jederzeit

124 G. A. Ritter, a.a.O., S. 166.

125 Groh, Hundert Jahre deutsche Arbeiterbewegung?, a.a.O., S. 361.

126 So Lehmann, a.a.O., S. 258. Vgl. auch: Ursula Ratz, Von der Opposition zur staatlichen Mitverantwortung, in: NPL 14 (1969), S. 517 („Emanzipation der Arbeiterbewegung vom Sozialismus im marxistischen Verständnis“).

127 Steinberg, a.a.O., S. 125. Steinberg führt zusätzlich zu Revisionismus und Reformismus noch den Begriff „Praktizismus“ ein, den er im Anschluß an einen Artikel von Parvus (Neue Zeit, 19,2, 1900/01, S. 679 ff.) am reinsten in der Person und Wirksamkeit von Ignaz Auer im Parteivorstand verkörpert sieht (S. 111 ff.). Indessen ist dieser „Praktizismus“ nur eine besondere Variante des Reformismus, die durch eine „auf die Spitze getriebene Ideologie-Feindlichkeit“ (S. 124) gekennzeichnet ist.

128 G. A. Ritter, a.a.O., S. 227.

129 So z. B. Reinhard Jansen, Georg von Vollmar. Eine politische Biographie, Düsseldorf 1958, S. 124.

zu einer „nüchternen Einschätzung der Möglichkeit der Entwicklung der Arbeiterbewegung“<sup>130</sup> gelangen läßt. Dieser Charakterisierung liegt ein „realpolitisch“ verengter Praxis-Begriff zugrunde. Er beinhaltet im Verständnis bürgerlicher Historiker die bewußte Preisgabe des revolutionären Klassenstandpunkts und die Bereitschaft zum Arrangement mit der herrschenden Klasse. Beifällig kommentieren sie immer wieder den pragmatischen Ansatz der Praktiker, der sich in dem Bemühen dokumentiert, „die Theorie als das Sekundäre, Unwesentliche in den Hintergrund zu drängen“<sup>131</sup>. Theorieindifferenz wird zur Tugend umstiliert: „Die ideologisch unbefrachteten Reformpolitiker hatten wenig Sinn für theoretische Auseinandersetzungen und dogmatische Haarspaltereien“<sup>132</sup>. Revolutionäre Prinzipientreue wird dagegen als „Doktrinarismus“ und „Gesinnungstüchtigkeit“ verunglimpft; sie scheint mit Sachkunde unvereinbar zu sein<sup>133</sup>. Als sympathischer Wesenszug des Praktikers wird schließlich auch seine „Skepsis gegenüber dem Internationalismus“<sup>134</sup> gerühmt.

Idealtypisch verkörpern sich alle diese Eigenschaften nach Auffassung westdeutscher Historiker in Friedrich Ebert, der sich daher auch ihrer besonderen Wertschätzung erfreut<sup>135</sup>. Aber auch revolutionäre Arbeiterführer wie August Bebel versuchen sie zu vereinnahmen, indem sie diesen darauf beschränken wollen, „lediglich Praktiker und Organisator“ seiner Partei gewesen zu sein<sup>136</sup>.

Gegenüber den Praktikern in Partei und Gewerkschaften erscheinen die Linken, die sich 1905/06 im Zusammenhang mit der russischen Revolution und der Massenstreik-Diskussion als politisch-ideologische Strömung in der deutschen Sozialdemokratie herauszubilden begannen<sup>137</sup>, als ein trauriges Häuflein theoretisierender Intellektueller, die — gemessen an der praktischen Politik — „schon weit vor dem Kriege außerhalb der SPD“ gestanden haben sollen<sup>138</sup>. In der Beurteilung der Rolle der Linken in der Sozialdemokratie bedient sich die bürgerliche Geschichtsschreibung mit Vorliebe der polemischen Argumente, die schon im

130 Steinberg, a.a.O., S. 115.

131 Ebda., S. 117.

132 Schröder, a.a.O., S. 188 f.

133 Ebda., S. 189.

134 Steinberg, a.a.O., S. 112.

135 Vgl. Kotowski, Friedrich Ebert, a.a.O.; Waldemar Besson, Friedrich Ebert. Verdienst und Grenze, Göttingen 1963; Helga Grebing, Friedrich Ebert. Kritische Gedanken zur historischen Einordnung eines deutschen Sozialisten, in: aus politik und zeitgeschichte, B 5/1971 v. 30. Januar 1971. Grebing charakterisiert Ebert „als typischen Repräsentanten der deutschen Arbeiterbewegung seiner Zeit“ (S. 5); Peter-Christian Witt, Friedrich Ebert — Parteiführer, Reichskanzler, Volksbeauftragter, Reichspräsident, mit einem Geleitwort von Gustav Heinemann, Bonn 1971.

136 Ernst Schraepfer, August Bebel. Sozialdemokrat im Kaiserreich, Göttingen-Frankfurt-Zürich 1966, S. 87. — Vgl. dazu: Dieter Malik, Zur Bebelverfälschung in Westdeutschland, in: BzG 11 (1969), S. 675 ff.

137 S. dazu: Annelies Laschitzka/Horst Schumacher: Thesen über die Herausbildung und Entwicklung der deutschen Linken von der Jahrhundertwende bis zur Gründung der Kommunistischen Partei Deutschlands (Spartakusbund), in: BzG 7 (1965), S. 23 ff.

138 So Gerd Schwiager, Zwischen Obstruktion und Kooperation. Eduard David und die SPD im Kriege, Phil. Diss. Kiel 1970, S. 13.

innerparteilichen Richtungsstreit vor 1914 gegen die Linken vorgetragen wurden. Ihre problemlose Adaption bezeugt die Parteilichkeit des historischen Urteils: Im Konzept der praktischen, anpassungswilligen Reformpartei haben nach bürgerlicher Anschauung Manifestationen eines revolutionären Bewußtseins keinen Platz. Sie nehmen sich als Störfaktoren an, die es entweder ganz zu eliminieren oder als abnorme Abweichung von der Regel zu charakterisieren gilt. Das beliebteste Mittel ist, den Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung, der sich vor 1914 wiederholt in der revolutionären Kampfbarkeit von Teilen der Arbeiterklasse in einigen Industriezentren zeigte, auf einzelne sozialistische Intellektuelle einzugrenzen und existentielle Nöte und Persönlichkeitsneurosen als Ursachen zu benennen. Als „bewegende Triebkraft des extremen Sonderverhaltens“ der Linken entdeckt Henryk Skrzypczak, der die Grundzüge einer linken „Gruppenbiographie“ skizziert hat, „eine enttäuschend vulgär anmutende ‚existentielle‘ Ungeduld“. Sie sei „zum emotionalen Ausgangspunkt schwerwiegender Fehler schon der taktischen Grundkonzeption der deutschen Linken geworden“<sup>139</sup>. Für Ursula Ratz gilt es als ausgemacht, daß Georg Ledebours vielbeklagte „Intransigenz“ nur aus einem „negativen Vergangenheitserlebnis“, aus der Enttäuschung des einstmals gemäßigten Sozialreformers über die soziale Indifferenz des Bürgertums herrühren könne<sup>140</sup>. Durchgehend psychologisierend verfährt die bürgerliche Geschichtsschreibung auch bei der Darstellung Rosa Luxemburgs, mit der die linke Strömung in der Vorkriegssozialdemokratie personifiziert wird. Ihre Biographie wird in zwei Persönlichkeitsbilder aufgespalten: in das private einer „mütterlich warmen Frau und hingebungsvollen Freundin“, die durch ihre „tiefe stille Natur- und Menschenliebe“ beeindruckt<sup>141</sup>, und das politische einer „die Massen selbstvergessen hinreißenden Agitatorin“, deren politisches Verhalten durch „Leidenschaft“ diktiert wird, die „verliebt in den ‚Hammerschlag der Revolution‘“ und „den Reizen der ‚Barrikade‘ lustvoll ergeben“ ist<sup>142</sup>. Mit diesen libidinös besetzten Termini soll offensichtlich evoziert werden, daß Rosa Luxemburgs revolutionäre Agitation lediglich als Ersatzbefriedigung für unerfüllte private Liebesbedürfnisse zu betrachten sei.

Die Massenstreikdiskussion von 1910 bildet in der westdeutschen Geschichtsschreibung den Ausgangspunkt einer Diffamierungskampagne gegen die revolutionäre Linke, die über die Zeit des ersten Weltkriegs fortgeführt wird und in den Darstellungen zur Revolution 1918/19 kulminiert. Ohne näher auf den Inhalt von Rosa Luxemburgs Massenstreikforderung einzugehen, behauptet z. B. Skrzypczak, daß sich in ihr die Abdankung des „Primats des Bewußtseins zugunsten der Spekulation

139 H. Skrzypczak, Grundfragen der Geschichte der Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich, a.a.O., S. 306.

140 U. Ratz, Georg Ledebour, a.a.O., S. 55.

141 G. A. Ritter, a.a.O., S. 206, Anm. 179; zur privatistischen Rosa-Deutung vgl. auch: Helmut Hirsch, Rosa Luxemburg in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg 1969 (Rez. Georg Fülberth, in: Das Argument, H. 63, 1971, S. 159 f.). — Auf die politischen Hintergründe der Rosa-Luxemburg-Renaissance kann hier nicht näher eingegangen werden. Vgl. dazu: Kritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung, a.a.O., S. 377 ff.; Günter Radzun, Einige Bemerkungen zum Rosa-Luxemburg-Bild von John Peter Nettle, in: BzG 11 (1969), S. 49 ff.

142 H. Skrzypczak, a.a.O., S. 306.

auf die revolutionäre Potenz der unorganisierten Masse“ vollzogen habe<sup>143</sup>. Zu dem Vorwurf der „Realitätsfremdheit“ gesellt sich der des „Wortradikalismus“, der die Linken zu einer „destruktiven Rolle“ in der deutschen Arbeiterbewegung verurteilt habe<sup>144</sup>. In der Diabolisierung der Linken vor dem Ersten Weltkrieg geht Georg Kotowski am weitesten. Er wirft ihnen vor, sie hätten durch ihre Agitation „die gesamte Existenz der Arbeiterorganisationen aufs Spiel“ setzen und es auf den „Bürgerkrieg“ ankommen lassen wollen<sup>145</sup>. Mit der Verdächtigung der Massenstreikforderung als Putschismus und Anarchismus sind wesentliche ideologische Muster vorgeprägt, mit denen westdeutsche Historiker an die Bewertung der Rolle der Linken in der Novemberrevolution herangehen<sup>146</sup>.

Folgt man der Interpretation der bürgerlichen Geschichtsschreibung, so war die Linke in der Sozialdemokratie eine sektiererische Gruppe, für deren Ideen kein „echter Resonanzboden“ in der deutschen Arbeiterschaft gegeben war<sup>147</sup>. Demgegenüber wird den reformistischen Praktikern in der Partei bescheinigt, daß sie „in Übereinstimmung mit den Massen“ gehandelt hätten<sup>148</sup>. Die pauschale Reklamation der Massen als Träger reformistischer Tendenzen in der Arbeiterbewegung wird durch verschiedene Axiome abgestützt. Dazu zählt als erstes die Feststellung Hans-Josef Steinbergs, „daß das Gros der sozialistischen Arbeiterschaft der Theorie des Sozialismus absolut fernstand“<sup>149</sup>. Steinberg versucht diese Behauptung zu belegen, indem er anhand einiger Bibliotheksberichte von Partei und Gewerkschaften die Lesegewohnheiten der organisierten Arbeiterschaft vor 1914 zu rekonstruieren versucht. Aus dem geringen Interesse für die wissenschaftliche Parteiliteratur schließt er auf die Vergleichenheit des Versuchs, den Arbeiterleser an den wissenschaftlichen Sozialismus heranzuführen. Er übersieht dabei unter anderem, welche große Bedeutung die sozialdemokratische Presse für die politisch-ideologische Bewußtseinsbildung des Proletariats besaß. In seinem Diktum, die deutsche Arbeiterschaft sei durch die marxistischen Theoretiker prinzipiell „überfordert“ gewesen<sup>150</sup>, scheinen sein bildungsbürgerliches Vorurteil und seine eigene Abwehrhaltung gegenüber dem wissenschaftlichen Werk von Marx und Engels eine enge Verbindung einzugehen.

143 Ebd., S. 309.

144 Ebd., S. 310.

145 Kotowski, Friedrich Ebert, a.a.O., S. 199, 202.

146 Vgl. z. B. Eberhard Kolb, Die Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik 1918—1919, Düsseldorf 1962; P. Lösche, Der Bolschewismus im Urteil der deutschen Sozialdemokratie, a.a.O.

147 G. A. Ritter, a.a.O., S. 208; vgl. Steinberg, a.a.O., S. 146.

148 Steinberg, a.a.O., S. 124.

149 Ebd., S. 141; vgl. Lösche, Arbeiterbewegung und Wilhelminismus, a.a.O., S. 528.

150 Steinberg, a.a.O., S. 141. — Neuerdings: Dieter Groh, Negative Integration und revolutionärer Attentismus. Die Sozialdemokratie im Kaiserreich, in: IWK, Heft 15 (1972), S. 1 ff. Grohs Aufsatz — programmatischer Teil seiner demnächst erscheinenden Habilitationsschrift über die Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkriegs (1909—1914) — zeichnet sich aus durch den angestregten Versuch, die traditionellen Versatzstücke der westdeutschen Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung vermittels eines scheinprogressiven Vokabulars modern aufzupolieren.

Die negative Voreingenommenheit gegenüber der Arbeiterklasse, die in dem Verdikt der Theoriefeindlichkeit zum Ausdruck kommt, manifestiert sich auch in allen Feststellungen, die von der Passivität der Massen als einem organisationsimmanenten Erfahrungswert ausgehen. So bestätigt für Ritter die Geschichte der Sozialdemokratie nur „die Erfahrung aller Parteien und Massenorganisationen von der letztlich lethargischen Grundhaltung der breiten Schicht der Mitglieder“<sup>151</sup>. Eine klassenbewußte und klassenkämpferisch eingestellte Mitgliedschaft scheint für Ritter von vornherein außerhalb seines Vorstellungsvermögens zu liegen. Er bemüht sich daher auch gar nicht erst darum, den Beweis für seine These anzutreten, indem er untersucht, wie sich die deutsche Arbeiterklasse konkret in den ökonomischen und politischen Kämpfen nach 1890 verhalten hat.

Eine dritte typische Erklärungsfigur, die im Zusammenhang mit der Frage nach der Massenbasis des Reformismus begegnet, ist die These einer weitgehenden sozialen Befriedung der deutschen Arbeiterklasse vor 1914 als Folge der fortschreitenden „Einebnung der sozialen und soziologischen Gegensätze“<sup>152</sup>. Sie steht freilich in einem eklatanten Widerspruch zu der zunehmenden Verschärfung der Klassenwidersprüche in Deutschland vor 1914, die ihren sichtbarsten Ausdruck in dem Aufschwung der Massenkämpfe der deutschen Arbeiterklasse seit 1910 fand<sup>153</sup>. Bürgerliche Historiker sind offensichtlich schnell geneigt, von der bescheidenen Teilhabe der Arbeiterschaft am ökonomischen Wachstum unmittelbar auf den Abbau von Konfliktbewußtsein zu schließen. „Mit der Besserstellung der Arbeiter — sozial und materiell — mit der Verbreitung von Erziehung wie Bildung ... verschwand schon vor dem Ersten Weltkrieg und dann im Krieg und in den zwanziger Jahren der Glaube an die Notwendigkeit einer Revolution“<sup>154</sup>. Gegen diese unkritische Ineinssetzung von Verbesserung der materiellen Lage und Ausbildung einer reformfreundlichen Mentalität spricht z. B. schon die Tatsache, daß sich gerade aus den gutbezahlten qualifizierten Facharbeitern der Metallindustrie im Ersten Weltkrieg und der Revolution 1918/19 die aktiven revolutionären Kadergruppen rekrutierten<sup>155</sup>.

Allen diesen Deutungen, die die „wirkliche Einstellung“<sup>156</sup> der Massen zu kennen vorgeben, ist gemeinsam, daß sie darauf verzichten, die Veränderungen in der Lage der deutschen Arbeiterklasse zwischen 1890 und 1914 und ihre Rückwirkungen auf das politische Bewußtsein der Arbeiter detailliert zu analysieren<sup>157</sup>. Sie beschreiben als Eigengesetzlichkeit

151 G. A. Ritter, a.a.O., S. 163.

152 So Steinberg, a.a.O., S. 82.

153 Vgl. dazu: Annelies Laschitza, *Deutsche Linke im Kampf für eine demokratische Republik*, Berlin 1969, bes. die Tabelle S. 37.

154 Wachenheim, a.a.O., S. 639.

155 Vgl. zu den revolutionären Obleuten: Peter v. Oertzen, *Betriebsräte in der Novemberrevolution. Eine polit-wissenschaftliche Untersuchung über Ideengehalt und Struktur der betrieblichen und wirtschaftlichen Arbeiterräte in der deutschen Revolution 1918/19*, Düsseldorf 1963, S. 71 ff. — Für den Gesamtzusammenhang: Frank Deppe, *Das Bewußtsein der Arbeiter. Studien zur politischen Soziologie des Arbeiterbewußtseins*, Köln 1971.

156 G. A. Ritter, a.a.O., S. 208.

157 Vgl. dazu die kritischen Hinweise bei Fülberth, *Zur Genese des Revisionismus*, a.a.O., S. 4 f.



und zwanghafte Abfolge, was sich erst unter spezifischen ökonomischen, gewerkschafts- und parteipolitischen Bedingungen aktualisieren konnte. Statt den Prozeß der materiellen und ideologischen Differenzierung der Arbeiterklasse zu untersuchen, gehen sie vom Bild einer uniformen grauen Masse aus. Indem sie die „unrevolutionäre Mentalität“ der deutschen Arbeiterschaft als verbürgt voraussetzen<sup>158</sup>, können sie die reformistische Praxis als einzig legitim sanktionieren. Die Verantwortung zwischen „Führern“ und „Massen“ wird auf diese Weise vertauscht. So sieht G. A. Ritter die „tiefe Ursache“ für „die Scheu der Sozialdemokratie vor dem Einsatz ihrer Macht“ in der „Erkenntnis, daß die Massen der Parteianhänger der Beanspruchung durch eine aktive Kampfpolitik gegen die bestehende Gesellschaftsordnung nicht gewachsen waren und die Parteiführer sich bei jeder herausfordernden Betätigung der Sozialdemokratie selbst isoliert hätten“<sup>159</sup>.

Damit hat sich die bürgerliche Geschichtsschreibung die Interpretationsgrundlage geschaffen, von der aus sie auch das Verhalten der SPD-Führung bei Kriegsausbruch rechtfertigen kann. Sie hätte — so lautet die heute gängige Version — schon deshalb den Kriegskrediten zustimmen müssen, „um nicht die Unterstützung der Arbeitermassen zu verlieren“<sup>160</sup>. Unkritisch werden hier die Apologien der Partei- und Gewerkschaftsführer zu immanenten Bestandteilen der wissenschaftlichen Darstellung erhoben. Wie diese benutzen die bürgerlichen Historiker die Massen als Legitimationsinstrument, um sie in polemischer Absicht gegen die marxistische Konzeption der Geschichte der Arbeiterbewegung auszuspielen.

#### IV. Die Arbeiterbewegung im „Spannungsfeld von Staat und Gesellschaft“

##### *Isolierung und Selbstisolierung*

Entsprechend der in den vorhergehenden Abschnitten nachgewiesenen Tendenz, die Einordnung der Arbeiterbewegung in die bürgerliche Staats- und Gesellschaftsordnung als geschichtlich notwendige Entwicklung auszugeben, werden die Beziehungen zwischen der Arbeiterbewegung und der bürgerlichen Gesellschaft bzw. dem bürgerlichen Staat in der bürgerlichen Geschichtsschreibung ihres Klassencharakters entkleidet. Allerdings stoßen bürgerliche Historiker hierbei auf die Schwierigkeit, erklären zu müssen, warum die postulierte Integration der Arbeiterklasse so unkompliziert offenbar

158 So Helga Grebing, *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, 2. Aufl., München 1970, S. 114.

159 G. A. Ritter, a.a.O., S. 105; vgl. ganz ähnlich: Grebing, *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, a.a.O., S. 114.

160 P. Lösche, *Der Bolschewismus im Urteil der deutschen Sozialdemokratie*, a.a.O., S. 13 f., vgl. ebda., S. 66; ferner: Egmont Zechlin, Bethmann Hollweg, Kriegsrisiko und SPD 1914, in: *Der Monat* 18 (1966), S. 29 f. (beruft sich auf Zeugnisse von Noske und Haenisch); etwas flexibler: Susanne Miller, *Zum dritten August 1914*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* VI (1964), S. 517: „Man kann also allenfalls davon sprechen, daß die Führung mit den Massen geirrt, nicht jedoch, daß sie sie ‚verraten‘ habe.“

doch nicht verlaufen ist. Aus diesem Erklärungszwang ergibt sich für die bürgerliche Geschichtsschreibung die Notwendigkeit — wie Groh formulierte —, auch „die gegen die Arbeiterschaft gerichteten politischen und gesellschaftlichen Strömungen einbeziehen, d. h. die Arbeiterbewegung in das Spannungsfeld von Staat und Gesellschaft stellen“ zu müssen<sup>161</sup>.

Gerade in diesem Punkt wies jedoch Ritters Darstellung Schwächen auf, vor der westdeutsche Historiker ihre Augen nicht verschließen konnten<sup>162</sup>. Denn obwohl sie vorgibt, den Rahmen freizulegen, in dem sich die „Integration der Arbeiterschaft in Staat und Gesellschaft“ vollzog, blendet sie doch fast völlig die gesellschaftlichen Bedingungen aus, unter denen die Arbeiterbewegung im wilhelminischen Deutschland agieren mußte. Auf diese Weise vermittelt sie den Eindruck, daß sich die Arbeiterorganisationen bereits Ende der 90er Jahre weitgehend „in den Gesamtbau des gesellschaftlichen Lebens als mitbestimmender Faktor“ eingefügt hatten<sup>163</sup>. Diese harmonisierende Interpretation steht freilich in einem so auffälligen Widerspruch zur Tatsache, daß zwischen Arbeiterbewegung und bürgerlicher Gesellschaft im Kaiserreich „eben doch zwei Welten“<sup>164</sup> bestanden, daß sie nicht uneingeschränkt aufrechterhalten werden konnte. An ihre Stelle trat eine differenziertere Argumentationsfigur, die sich als geeignet erweisen sollte, die Verzögerung des angeblich unaufhaltsamen Integrationstrends plausibel zu machen. Sie beschreibt das Beziehungsgeflecht zwischen der Arbeiterbewegung und dem herrschenden politischen und gesellschaftlichen System als ein „eigenartiges Spannungsverhältnis, dessen Belastungen sich für beide Seiten in gleichem Maße verhängnisvoll auswirkten“<sup>165</sup>. Zwischen der „programmatischen Starrheit“ der Sozialdemokratie und der politischen „Uneinsichtigkeit“ des deutschen Bürgertums bestand nämlich nach Auffassung westdeutscher Historiker eine „fatale Wechselwirkung“<sup>166</sup>. Durch die mangelnde Bereitschaft der politischen Führungsschichten des Kaiserreichs, den demokratischen Forderungen der Arbeiterschaft und ihrem Streben nach politischer und gesellschaftlicher Gleichberechtigung entgegenzukommen, sei den Sozialdemokraten die Möglichkeit abgeschnitten worden, „bereits im bestehenden Staat positive Erfahrungen zu sammeln“. „Sie waren damit von ihren Anfängen an bis zum Ende des Ersten Weltkriegs im wesentlichen auf die agitatorische, die parlamentarische Tätigkeit beschränkt, also auf Bereiche, in denen sie zu ihrer Umwelt nicht im Verhältnis eines kooperieren-

161 Groh, Hundert Jahre deutsche Arbeiterbewegung?, a.a.O., S. 353 f.

162 Vgl. die Kritik ebda., S. 361; Heinz Josef Varain, in: NPL 5 (1960), S. 548.

163 G. A. Ritter, a.a.O., S. 217.

164 Groh, Hundert Jahre deutsche Arbeiterbewegung?, a.a.O., S. 362.

165 U. Ratz, Von der Opposition zur staatlichen Mitverantwortung, a.a.O., S. 509.

166 S. Miller, Das Problem der Freiheit, a.a.O., S. 279, vgl. auch Steinberg, a.a.O., S. 149 f.; Kotowski, Friedrich Ebert, a.a.O., S. 17 f.

den Partners, sondern in dem eines anklagenden und fordernden Gegners standen<sup>167</sup>.“

Die Intransigenz der herrschenden Schichten hat, so wird weiter argumentiert, das Festhalten der SPD an ihrer scheinradikalen Parteiphraseologie begünstigt und damit ihre Integration erschwert. „Isolierung“ und „Selbstisolierung“ bedingen sich wechselseitig<sup>168</sup>. Unversehens fließen in die Darstellung der Abschließungstendenzen der Sozialdemokratie bürgerliche Ressentiments gegenüber der Arbeiterbewegung ein. So läßt sich z. B. die Charakterisierung der Ausnahmesituation der Sozialdemokratie im Kaiserreich als „faktische Pariastellung“<sup>169</sup> und ihrer Organisation als „Getto“<sup>170</sup> — bewußt oder unbewußt — die Perspektive von den bürgerlichen Gegnern der Arbeiterbewegung aufzwingen.

Ihr entspricht umgekehrt eine Innenansicht der Arbeiterbewegung, die die ritualisierten Formen des Vereinslebens — Versammlungen, Zahlabende, Festlichkeiten etc. — zum Selbstzweck erhebt und die in den Organisationen vermittelten Erfahrungswerte auf das Niveau eines kleinbürgerlichen Gemeinschaftserlebnisses verflacht. Victor Adlers häufig zitierter Ausspruch, die Sozialdemokratie sei für die, die ihr angehörten, „Vaterhaus und Lebensinhalt“ zugleich, hat hierfür die Vorlage geliefert<sup>171</sup>. Am deutlichsten ausgeprägt findet sich diese privatistische Version bei Hedwig Wachenheim, deren Kenntnis der Geschichte der Arbeiterbewegung „auf eigener Erfahrung“ beruht<sup>172</sup>. Bei ihr figuriert die Arbeiterbewegung als „Schicksalsgemeinschaft derer, die keinen Aufstieg kannten“, als eine „Glaubensbewegung des Arbeiterstandes“, kurz: als eine „in sich kreisende Gruppenbewegung, eine Großfamilie“<sup>173</sup>.

Eine vermittelnde Funktion zwischen diesen beiden Betrachtungsebenen erfüllen jene Deutungen, die unter dem Begriff der „negativen Integration“ versuchen, Beziehungen zwischen dem politisch-gesellschaftlichen System und der sozialdemokratischen „Subkultur“ nachzuweisen<sup>174</sup>. Sie tendieren fast ausnahmslos dahin, die herr-

167 S. Miller, *Das Problem der Freiheit*, a.a.O., S. 296.

168 Vgl. Steinberg, a.a.O., S. 148; Schröder, a.a.O., S. 140; Lösche, *Der Bolschewismus im Urteil der deutschen Sozialdemokratie*, a.a.O., S. 14.

169 Matthias, *Kautsky und der Kautskyanismus*, a.a.O., S. 173; S. Miller, *Das Problem der Freiheit*, a.a.O., S. 296; Grebing, *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, a.a.O., S. 113.

170 Steinberg, a.a.O., S. 149: „Gettodasein“; U. Ratz, *Von der Opposition zur staatlichen Mitverantwortung*, a.a.O., S. 509.

171 Adler an Kautsky, 1. 2. 1915; Victor Adler, *Briefwechsel mit Karl Kautsky und August Bebel etc.*, gesammelt und erläutert von Friedrich Adler, Wien 1954, S. 608.

172 Wachenheim, a.a.O., S. VII.

173 Ebda., S. 129, 278, 604.

174 Vgl. zuerst: Guenther Roth, *The Social Democrats in Imperial Germany. A Study in Working-Class Isolation and National Integration*, Totowa-New Jersey 1963; z. T. abgedruckt u. d. Titel: *Die kulturellen Bestrebungen der Sozialdemokratie im kaiserlichen Deutschland*, in: *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, a.a.O., S. 342 ff. Differenzierter urteilt

schenden Normen und ideologischen Postulate unkritisch auf die Arbeiterorganisationen zu projizieren. So glaubt z. B. Peter Lösche in der von der sozialdemokratischen Parteiführung geforderten Parteidisziplin ein typisches Strukturelement des Wilhelminismus wiederentdecken zu können<sup>175</sup>. Auch wenn es zutrifft, daß die sozialdemokratische „Subkultur“ unter anderem eine Vermittlungsinstanz bildungsbürgerlicher Elemente gewesen ist, ist es wohl nicht legitim, daraus verallgemeinernd den Schluß zu ziehen, daß sie nicht in der Lage gewesen sei, „über bedeutende politische und nichtpolitische Werte des Systems hinauszugelangen“<sup>176</sup>. Auch hier vermögen bürgerliche Historiker offenbar nicht, ihren eigenen klassenspezifischen Horizont zu überspringen.

Insgesamt bietet die als „Isolierung und Selbstisolierung“ deklarierte Wechselbeziehung zwischen Arbeiterbewegung und wilhelminischem Herrschaftssystem für die bürgerliche Geschichtswissenschaft einige beachtliche interpretatorische Vorteile. Sie erlaubt es, den zaghaft geäußerten Vorwurf gegenüber den bornierten Führungsgruppen des Kaiserreichs sogleich weiterzuleiten auf die Sozialdemokratie, die durch „ihre intransigente Haltung und ihr tatsächlich geringes Verständnis auch für die wirklichen Staatsbedürfnisse“<sup>177</sup> an der „Entfremdung“ zwischen Arbeiterbewegung und wilhelminischem Staat nicht unschuldig gewesen sei. Ginge es nach den Vorstellungen mancher bürgerlicher Historiker, dann hätte es auf beiden Seiten lediglich etwas mehr Nachgiebigkeit und guten Willens bedurft, und der Teufelskreis von restringiertem innenpolitischem Kurs und radikaler Parteiphraseologie hätte durchbrochen, die Kohärenz der Interessen hergestellt werden können. Eindringlich dokumentieren sie damit, wie wenig sie imstande sind, die gesellschaftlichen Fundamente des junkerlich-feudalen preußisch-deutschen Staates in den Blick zu bekommen. Das dieses System tragende Bündnis von Großgrundbesitz und Großindustrie, das darauf angelegt war, die gemeinsamen Profitinteressen langfristig gegenüber der „roten Gefahr“ abzusichern, schloß jede Demokratisierung aus. Die entschlossene Abwehr aller Liberalisierungsbestrebungen — bis hin zur offenen Staatsstreichdrohung — widerlegt auch die in der westdeutschen Geschichtswissenschaft vertretene These, daß sich das wilhelminische Deutschland vor 1914 in einem Zustand der schleichenden Parlamentarisierung

Georg Fülberth, *Proletarische Partei und bürgerliche Literatur*, Neuwied und Berlin 1972, S. 114, der im Leseverhalten der Arbeiterschaft die Kehrseite des Verzichtes der Partei auf intensive politisch-ideologische Schulung sieht. Daß auch diese Feststellung nicht uneingeschränkt zutrifft, belegt Hans-Joachim Schäfers, *Zur sozialistischen Arbeiterbildung in Deutschland in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg. Ein Beitrag zur Geschichte und Theorie der Arbeiterbildung und Kulturpolitik*, Diss. Phil. Leipzig 1965.

<sup>175</sup> Lösche, *Arbeiterbewegung und Wilhelminismus*, a.a.O., S. 522.

<sup>176</sup> G. Roth, *Die kulturellen Bestrebungen der Sozialdemokratie*, a.a.O., S. 342.

<sup>177</sup> Kotowski, *Friedrich Ebert*, a.a.O., S. 18.

befunden und die Sozialdemokratie sich durch ihr Verharren auf einem prinzipiellen, jeden Anteil an der Regierungsverantwortung ablehnenden „Proteststandpunkt“ „selbst zur Sterilität“ verurteilt habe<sup>178</sup>. Sie wird auch von einigen westdeutschen Historikern angezweifelt, die einräumen, daß der Sozialdemokratie durch die Verfassungsstruktur und Machtverteilung im wilhelminischen Deutschland der Zugang zur Regierungsverantwortung grundsätzlich versperrt und sie zu „politischer Ohnmacht verdammt“ bleiben mußte<sup>179</sup>.

*Die nationale Variante: Die Entdeckung der Arbeiterbewegung als „integraler Bestandteil der nationalen Bewegung“.*

Der 4. August 1914 bezeichnet in der westdeutschen Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung einen Einschnitt. Fast alle Untersuchungen über den Zeitraum vor 1914 sind mehr oder weniger stark auf dieses Datum fixiert. So schließt z. B. Hedwig Wachenheim ihre Gesamtdarstellung mit der Abstimmung über die Kriegskredite ab. Mit diesem Tag endet für sie „die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung als einer isolierten, unabhängigen Bewegung“: „Bei der Kreditabstimmung gliederte sich die Arbeiterbewegung in den Staat und in die Gesellschaft ein<sup>180</sup>.“

Der 4. August signalisiert in der westdeutschen Geschichtsschreibung den ersten Höhepunkt der Integration der Arbeiterbewegung. Dies erklärt die Faszination, die von diesem Datum auf die bürgerlichen Historiker ausgeht. Es enthüllt, was nach ihrer Ansicht bisher aus taktischen Gründen verschleiert werden mußte: „daß die sozialdemokratische Bewegung mit etwa einer Million Mitgliedern und 4 1/2 Millionen Wählern keine revolutionäre Massenorganisation war, sondern eine soziale Reformpartei“<sup>181</sup>. Es bringt das „in der Vorkriegszeit bereits weitgehend vollzogene allmähliche Hineinwachsen der SPD in den Staat“ an den Tag<sup>182</sup>. Und schließlich beweist es auch den Sieg der „vitalen Existenz des Staates und der Nation über die intellektuellen Konstruktionen des Klassenkampfes und einer vermeintlichen proletarischen Solidarität“<sup>183</sup>.

Über ihren unmittelbaren Demonstrationscharakter hinaus hat die Darstellung des 4. August in der westdeutschen Historiographie noch eine prinzipiellere Bedeutung. In ihr konkretisieren sich die Bemühungen westdeutscher Historiker, die für die bürgerliche Geschichtsschreibung traditionell delikate Frage nach dem Verhältnis

178 Die Reichstagsfraktion der deutschen Sozialdemokratie 1898 bis 1918, Teil I, bearb. von Erich Matthias und Eberhard Pikart, Düsseldorf 1966, Einleitung S. LXXXIX.

179 Steinberg, a.a.O., S. 146 f.

180 Wachenheim, a.a.O., S. 603.

181 Ernst Schraepler, Die deutsche politische Arbeiterbewegung von 1914 bis 1945, in: aus politik und zeitgeschichte B 21/63 v. 22. 5. 1963, S. 28.

182 Zechlin, a.a.O., S. 29.

183 Schraepler, August Bebel, a.a.O., S. 95.

von Arbeiterbewegung und „Nation“ zu lösen. Sollte — wie Wolfgang Schieder forderte — mit dem „alten Modell einer isolierten Bewegung außerhalb der deutschen Nationalgeschichte“ Schluß gemacht<sup>184</sup> und die Arbeiterbewegung voll in das bürgerliche Geschichtsbild integriert werden, dann mußte sie nachträglich von dem Makel der „Staatsfeindschaft“ und der „nationalen Unzuverlässigkeit“ befreit werden.

Als erster westdeutscher Historiker hatte schon Hermann Heidegger in seiner 1956 veröffentlichten Untersuchung „Die deutsche Sozialdemokratie und der nationale Staat 1870—1920“ den Versuch unternommen, „ein Gesamtbild der nationalen Vergangenheit der deutschen Mehrheitssozialdemokratie deutlich werden zu lassen“<sup>185</sup>. Er diskreditierte sich jedoch selbst durch die Adaption der faschistischen „Volksgemeinschafts“-Ideologie. Die „nationale Politik“ der SPD wurde gemessen an ihrem „Verhalten gegenüber der vielfach angestrebten Bildung einer nationalen Volksgemeinschaft“<sup>186</sup>. In der Entscheidung des 4. August sah Heidegger den Endpunkt des „organischen Hineinwachsens der Arbeiterbevölkerung in den bestehenden Staat“. „Milieueinflüsse zusammen mit den volkhaften Anlagen“ hätten bewirkt, „daß 1914 bei Kriegsausbruch . . . die einfachen Arbeiter in Deutschland den Beweis erbrachten, wie weit die Annäherung an die Nation tatsächlich bestand“<sup>187</sup>.

Diese Deutung war schon wegen ihres kompromittierenden Vokabulars für die westdeutsche Geschichtsschreibung nur begrenzt rezeptionsfähig<sup>188</sup>. An ihre Stelle trat eine verfeinerte Version, die die Annäherung der Arbeiterbewegung an den bürgerlich-nationalen Staat vor 1914 sozialpsychologisch als einen „meist unbewußten Nationalisierungsprozeß in den Reihen der SPD“ ausdeutete<sup>189</sup>. Sie wurde zum erstenmal von Hans-Ulrich Wehler systematisiert und ist seitdem in der westdeutschen Geschichtsschreibung immer wie-

184 W. Schieder, Zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert, a.a.O., S. 323 f.

185 Hermann Heidegger, Die deutsche Sozialdemokratie und der nationale Staat 1870—1920. Unter besonderer Berücksichtigung der Kriegs- und Revolutionsjahre, Göttingen-Berlin-Frankfurt 1956, S. 7.

186 Ebda., S. 11.

187 Ebda., S. 60, 58.

188 Vgl. die Rezension von Matthias, Zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, a.a.O., S. 358 f. Konservative Historiker wie Kotowski haben sich zum Teil eng an Heideggers Interpretation angeschlossen, z. B. in der Diffamierung der Linken im Weltkrieg als „Landesverräter“ (s. Kotowski, Friedrich Ebert, a.a.O., S. 28; Heidegger, a.a.O., S. 78, 108). Auch für der Sozialdemokratie nahestehende Historiker wie Hans Christoph Schröder bleibt Heidegger zitierfähig (s. Schröder, a.a.O., S. 184, Anm. 8).

189 Hans-Ulrich Wehler, Sozialdemokratie und Nationalstaat. Die deutsche Sozialdemokratie und die Nationalitätenfragen in Deutschland von Karl Marx bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, Würzburg 1962, S. 197.

der aufgenommen worden<sup>190</sup>. Wehler beschreibt als „massenpsychologisches Gesetz des bürgerlichen Nationalstaats“ den „von ihm in die sozialkulturelle Persönlichkeit jedes Einzelnen eingesenkten Drang nach Teilnahme am nationalen Prestige, nach Anerkennung in der nationalen Gemeinschaft — oder umgekehrt die Angst vor dem Ausschluß aus ihr“. In den Augusttagen 1914 sei „das ungeheuer belastende Gefühl der Isolierung in der Sozialdemokratie dem übermächtigen Begehren“ gewichen, „endlich einmal bedingungslos dieser nationalen Gemeinschaft anzugehören“<sup>191</sup>.

Was hier als massenpsychologische Gesetzmäßigkeit ausgegeben wird, ist jedoch konkret das Resultat einer raffinierten Beeinflussung der „öffentlichen Meinung“ durch die Regierung, zu deren willfährigem Instrument sich auch ein großer Teil der sozialdemokratischen Partei- und Gewerkschaftspresse degradieren ließ. Daß auch Teile der organisierten Arbeiterschaft, die noch kurz vor Kriegsausbruch in gewaltigen Kundgebungen gegen den Krieg protestiert hatte, von dem Chauvinismus der Augusttage erfaßt wurde, ist eine Tatsache. Hier wäre allerdings zu fragen, wieweit es SPD und Gewerkschaften versäumt haben, den durch Schule und Militär vermittelten Einflüssen der herrschenden Ideologie wirksamer entgegenzuarbeiten<sup>192</sup>. Der Versuch bürgerlicher Historiker, den Internationalismus der Partei zu verdächtigen, er habe das einzelne Parteimitglied „in einer politischen Krise einem unreflektierten Patriotismus wehrlos“ ausgeliefert<sup>193</sup>, ist geeignet, gerade dieses Untersuchungsproblem zu verschleiern.

An Wehlers Interpretation knüpfen Werner Conze und Dieter Groh in ihrer Studie „Die Arbeiterbewegung in der nationalen Bewegung“ (1966) an<sup>194</sup>. Historische Orientierungsmarke ist auch für sie „das Einschwenken der sozialistischen Arbeiterbewegung in die nationale Einheitsfront zu Beginn des Weltkrieges“ (9). Über Weh-

190 Vgl. Grebing, Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, a.a.O., S. 134; Lösche, Arbeiterbewegung und Wilhelminismus, a.a.O., S. 523 f.; Schröder, a.a.O., S. 141.

191 Wehler, Sozialdemokratie und Nationalstaat, a.a.O., S. 196 f.; vgl. Grebing, Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, a.a.O., S. 140 („vollkommene Identifizierung mit dem nationalen Staat“); Schröder, a.a.O., S. 141 („elementarer Durchbruch des August 1914“).

192 S. dazu die Hinweise bei Roth, Die kulturellen Bestrebungen der Sozialdemokratie, a.a.O., S. 344 f.; 348; ferner Fülberth, Zur Genese des Revisionismus, a.a.O., S. 8, 16. Die Bolschewisierung der KPD, Teil I, Berlin 1970, S. 308 f. (= Dokumente, Analysen zur Geschichte der kommunistischen Arbeiterbewegung, Bd. 1).

193 So Lösche, Arbeiterbewegung und Wilhelminismus, S. 523.

194 Conze/Groh, Die Arbeiterbewegung in der nationalen Bewegung, a.a.O., (die folgenden Seitenangaben sind in Klammern angegeben). — Vgl. als Beispiel für die unkritische Rezeption der Thesen von Conze/Groh: Hans-Josef Steinberg, Sozialismus, Internationalismus und Reichsgründung, in: Reichsgründung 1870/71. Tatsachen-Kontroversen-Interpretationen, hrsg. von Theodor Schieder und Ernst Deuerlein, Stuttgart 1970, S. 319 ff.

lers Ansatz hinaus fragen sie jedoch, „ob und wieweit die deutsche Sozialdemokratie etwa schon von Haus aus und nicht erst durch einen langsamen Einbürgerungsprozeß auch nationaldemokratisch gewesen sei“ (10). Zu diesem Zweck gehen sie wieder auf den „Ursprung“ zurück. Über den Weg der Begriffsgeschichte leiten sie einen „ursprünglichen Zusammenhang von National- und Sozialdemokratie“ (12—15) ab. Dieser Zusammenhang wird dann im weiteren Gang der Untersuchung so entfaltet, daß die sozialen Emanzipationstendenzen in der Arbeiterbewegung gegenüber den nationalen Forderungen in den Hintergrund treten. Aus der Tatsache, daß sich die fortgeschrittensten Kräfte der deutschen Arbeiterklasse für die demokratische Lösung der nationalen Frage einsetzten und mit der Perspektive des proletarischen Klassenkampfes verbanden<sup>195</sup>, folgern Conze/Groh, daß die Arbeiterbewegung ein „integraler Bestandteil der nationalen Bewegung“ (11, 56) gewesen sei. Der soziale Inhalt der Bewegung für einen einheitlichen Nationalstaat wird vertuscht, der Kampf der Arbeiterklasse für die bürgerlich-demokratische Umgestaltung Deutschlands von der Perspektive des proletarischen Klassenkampfes abgetrennt. So werden z. B. Bebel und Liebknecht zu „bloß demokratischen Politikern“ (50 f.) erklärt, die dem Ziel des demokratischen „Einheitsstaates“ „vor allen anderen politischen und sozialen Zielen den Vorrang“ gegeben hätten (76). Die „Präferenz der politischen und damit der nationalen Frage“ hat nach Conze/Groh ermöglicht, „die sozialen Programmpunkte gewissermaßen auf Distanz zu halten“ (80 f.), sie zu „neutralisieren“ (115). Erst als die nationalen Erwartungen der Arbeiter durch die Bismarcksche Lösung der deutschen Frage enttäuscht worden seien, hätte die soziale Komponente zum „primären Antrieb des politischen Handelns von Bebel, Liebknecht und der von ihnen geführten Partei“ aufrücken können (81). Da Conze/Groh die „nationale Bewegung“ nach 1871 auf die den Bismarck-Staat tragenden Gruppen reduzieren, scheidet die Sozialdemokratie automatisch aus ihr aus (123).

Dieses abrupte Ende einer zuvor als so stabil apostrophierten Verbindung muß die Frage nahelegen, wieso diese Vorgeschichte für das spätere Verhältnis von Sozialdemokratie und „Nation“ von „grundlegender Bedeutung“ (11) gewesen sein soll. Aus diesem interpretatorischen Dilemma retten sich Conze/Groh, indem sie nun ihrerseits zu sozialpsychologischen Deutungen Zuflucht nehmen. In Anlehnung an die Interpretation Günther Roths<sup>196</sup> (ohne freilich dessen Urheberchaft zu bezeichnen) entwickeln sie das „Verhaltensmodell der doppelten Loyalität“: die Loyalität gegenüber der Klasse

195 Vgl. dazu: Friedrich Engels, Die preußische Militärfrage und die deutsche Arbeiter-Partei, in: MEW, Bd. 16, S. 37 ff. — Für den Gesamtzusammenhang: Horst Bartel u. a.: Revolutionäre Sozialdemokratie und Reichsgründung 1871, Frankfurt/M. 1970.

196 Vgl. Roth, The Social Democrats in Imperial Germany, a.a.O., S. 214.



und die Loyalität gegenüber der Nation. „Fühlten sich die sozialdemokratischen Arbeiter als Klasse angegriffen, so erreichte ihre Klassenloyalität eine solche Stärke, daß die potentielle Loyalität gegenüber der Nation nicht mehr von ihnen wahrgenommen wurde, obwohl sie als Möglichkeit für den Fall, daß ihre Nation die angegriffene war, im kollektiven Unterbewußtsein erhalten blieb“ (105). Mit diesem amalgamierten „Verhaltensmodell“ lösen sich alle Probleme mit einem Schlage. Die Sozialdemokratie hat, so lautet das Fazit, „ihr nationaldemokratisches Erbe in der innenpolitischen Frontstellung des Wilhelminischen Reiches . . . nur verdrängt“ (124). Die Entscheidung vom 4. August bringt das Verdrängte wieder zum Vorschein.

Mit Conzes und Grohs Interpretation schließt sich der Kreis der Betrachtung. Sie bezeichnet den Versuch, zusätzlich zur „sozialdemokratischen“ Kontinuitätslinie in der deutschen Arbeiterbewegung auch noch eine „national-demokratische“ aufzubauen. Das Erscheinungsdatum des Buches — 1966 — verweist auf einen aktuellen politischen Zusammenhang. Mit dem Appell an ihr „nationaldemokratisches Erbe“ mochte der Sozialdemokratie der Eintritt in die Große Koalition erleichtert werden. Zugleich konnte mit dem Abschluß der Rekonstruktionsperiode in der BRD der wieder hoffähig gemachte Nationalismus stärker als bisher als ideologisches Bindemittel Gebrauch finden. Diesen Verwendungszweck deuten Conze/Groh selbst an, wenn sie „die Idee des einheitlichen Nationalstaats als Integrationsleitbild“ bezeichnen, das geeignet gewesen sei, die sich emanzipierende Arbeiterbewegung „an Staat und Gesellschaft zurückzubinden“ (124).

### **Schlußbemerkung**

So skizzenhaft und kursorisch der vorliegende Überblick über die wichtigsten Interpretationsansätze in bürgerlichen Darstellungen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung von ihren Anfängen bis 1914 auch sein mußte, so erlaubt er doch, auf die eingangs gestellte Frage, ob schon in dem Ausgangspunkt bürgerlicher Beschäftigung mit der Geschichte der Arbeiterbewegung eine bestimmte Sicht ihrer historischen Entwicklung vorgeprägt ist, eine Antwort zu geben. Als Grundthema begegnete in allen repräsentativen bürgerlichen Darstellungen die Frage nach der Einbeziehung der Arbeiterbewegung in „Staat und Gesellschaft“. Sie verdichtet sich in den Arbeiten besonders der Conze-Schule zu einer geschlossenen Konzeption, die die Integration der Arbeiterbewegung als Ausgangs- wie als Zielpunkt ihrer Geschichte fixiert und damit zur beherrschenden Signatur ihrer gesamten Entwicklung erklärt.

Mit dieser konzeptionellen Leitlinie ist eine bestimmte Auffassung über die Funktion und Rolle der Arbeiterbewegung verknüpft, die der Interpretation der marxistischen Geschichtswissenschaft diametral entgegengesetzt ist. Bestimmt diese, ausgehend von der von Marx und Engels wissenschaftlich begründeten Erkenntnis der ob-

jektiven gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen, die Arbeiterbewegung als die entscheidende gesellschaftliche Kraft der modernen Geschichte, die von ihrem Ursprung her auf den Sturz der politischen Herrschaft der Bourgeoisie und die Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse gerichtet ist, so zählt sie für die bürgerliche Historiographie nur als eine „geschichtsmächtige Kraft“ (Balsler) unter anderen, deren geschichtlicher Auftrag von Anfang an nicht in der Beseitigung der bürgerlich-kapitalistischen Herrschaftsordnung, sondern in der Mitwirkung an deren demokratischer Ausgestaltung in Richtung auf eine „moderne Industriegesellschaft“ bestanden habe. Diesem Vorverständnis entsprechend, wird die Arbeiterbewegung von den objektiven Gesetzmäßigkeiten und Widersprüchen des Kapitalismus abgetrennt. Klassenwidersprüche werden zu „Reibungsflächen“ (Ritter) zwischen Arbeiterbewegung und dem bürgerlichen Staat und der bürgerlichen Gesellschaft verharmlost oder lösen sich gar ganz im „freien gesellschaftlichen Raum“<sup>197</sup> auf. Die Verschleierung des Klassencharakters der kapitalistischen Gesellschaftsordnung ermöglicht bürgerlichen Historikern, die Ausbeutung der Arbeiterklasse zu reduzieren auf die „Leiden einer Übergangszeit“<sup>198</sup>, die sich aus der Umwandlung der Agrar- in eine Industriegesellschaft ergeben hätten. Der Klassenkampf als entscheidende Triebkraft der gesellschaftlichen Entwicklung regrediert in der bürgerlichen Historiographie zu einer Ideologie, die den Phantasien arbeiterferner Theoretiker im Exil entsprungen sei und jedenfalls in der deutschen Arbeiterschaft keine Resonanz gefunden habe. Denn: „Der Typ des deutschen Arbeiters war für eine revolutionäre proletarische Bewegung wenig geeignet.“ Mit ihm „ließ sich kein organisierter Klassenkampf gegen das Bürgertum durchführen“<sup>199</sup>.

Der „Grundwiderspruch“<sup>200</sup> wird aus der Ebene der kapitalistischen Produktionsweise herausgenommen und in die Arbeiterbewegung selbst hineininterpretiert. Er erscheint hier, in vielfach gebrochener und abgewandelter Form, als ursprünglicher Gegensatz zwischen Marxismus und deutscher Arbeiterbewegung. Im strategischen Konzept bürgerlicher Geschichtsschreibung, die deutsche Arbeiterbewegung nachträglich gegen den Einfluß des Marxismus zu immunisieren bzw. ihn als eine ephemere Erscheinung in ihrer Geschichte zu kennzeichnen, kommt der Technik des Auseinanderlegens und kontrastierenden Gegeneinanderausspielens von Reform und Revolution, Theorie und Praxis, Nationalismus und Internationalismus eine zentrale Funktion zu.

197 So Balsler, a.a.O., S. 91.

198 Ebda., S. 122; vgl. auch Groh, Hundert Jahre deutsche Arbeiterbewegung?, a.a.O., S. 351.

199 Schraepfer, Handwerkerbünde und Arbeitervereine, a.a.O., S. 252.

200 Diesen Ausdruck verwendet S. Miller, Das Problem der Freiheit, a.a.O., S. 120, im Hinblick auf die von ihr konstatierte Unvereinbarkeit des Prinzips Reform und des Prinzips Revolution.

Revolution, Theorie und Internationalismus werden durchgängig als Erscheinungen charakterisiert, die der deutschen Arbeiterbewegung wesensfremd gewesen sind. Ihnen wird eine Begrifflichkeit zugeordnet, die die Symptome des Krankhaften und Annormalen trägt.

In der Dreierkombination — Reform, Praxis und Nationalismus — ist demgegenüber nach den Vorstellungen bürgerlicher Historiker das eigentliche Wesen der deutschen Arbeiterbewegung beschlossen. Sie bildet die tragende Säule der bürgerlichen „Integrationskonzeption“.

Es bedarf kaum eines Hinweises, daß diese Konzeption der Geschichte der Arbeiterbewegung geeignet ist, den Bestrebungen zur Einordnung der Arbeiterbewegung in das herrschende sozioökonomische System zur Hand zu gehen. Indem sie die Integration als Vollzug einer in den Traditionen der deutschen Arbeiterbewegung selbst begründeten Entwicklung suggeriert, trägt sie dazu bei, Scheinlegitimierungen für die ökonomisch-politische Unterdrückung und ideologische Zerrüttung der westdeutschen Arbeiterklasse zu liefern. Die zielstrebige und systematische Auseinandersetzung mit dieser verfälschenden Umdeutung der Geschichte der Arbeiterbewegung muß daher als eine wichtige Aufgabe im ideologischen Klassenkampf der Gegenwart betrachtet werden.

Walter Fischer

## Geschichtswissenschaft als politische Waffe

Zum Verhältnis von Ökonomie und Politik 1933—1945 in der Geschichtsschreibung beider deutscher Staaten.

In der Bundesrepublik wurde in den letzten Jahren eine wachsende Zahl von Arbeiten publiziert, die sich mit der Frage, was bürgerliche Wissenschaft sei, auseinandersetzt. Der noch zögernden Fragestellung, ob Wissenschaft prinzipiell von der Gesellschaftsformation bestimmt sei, innerhalb derer sie betrieben werde, folgten rasch präzisere: welche Funktionen haben die verschiedenen Wissenschaften im Kapitalismus, welche Aufgaben werden ihnen von der herrschenden Klasse gestellt, wie erfüllen sie diese?

Die allerorten neu aufgetretenen Kritiker der bürgerlichen Wissenschaften erwecken häufig den Eindruck, als seien sie die ersten, die hinter die Kulissen der bürgerlichen Wissenschaft gesehen und dort als deren Auftraggeber und Nutznießer die herrschende Klasse entdeckt hätten. Im Eifer über die vermeintliche Neuentdeckung der Rolle der Wissenschaften im Klassenkampf scheinen sie vielfach noch nicht bemerkt zu haben, daß die Kritik der bürgerlichen Wissenschaften so weit zurückreicht wie die Geschichte der sozialistischen Arbeiterbewegung. Sie glauben einen großen Fund getan zu haben, wenn sie auf die Arbeiten von Marx und Engels zur Kritik der bürgerlichen Wissenschaft gestoßen sind, und übersehen, daß die in diesen Arbeiten angewandte Methode in sozialistischen Parteien und sozialistischen Staaten seit mehr als hundert Jahren Schule gemacht hat.

So wäre der Versuch einer Kritik der westdeutschen Geschichtsschreibung ab ovo, ohne Berücksichtigung vor allem der Arbeiten von DDR-Historikern zu diesem Thema, ein wenig sinnvolles Unternehmen. In der DDR ist die westdeutsche Geschichtsschreibung von Anfang an mit größter Aufmerksamkeit verfolgt worden, alle Tendenzen und Wandlungen des in der Bundesrepublik herrschenden Geschichtsbildes fanden ausführliche Kommentare durch DDR-Historiker. Die ununterbrochene Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Geschichtswissenschaft fand kürzlich ihren konzentriertesten Ausdruck in dem Band „Kritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung“<sup>1</sup>, der Beiträge von etwa 30 Historikern enthält. Im einleitenden Kapitel „Geschichtsschreibung und Politik“ werden auf mehr

<sup>1</sup> Kritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung. Handbuch. Hrsg. von W. Berthold, G. Lozek, H. Meier, W. Schmidt. Köln 1970. Lizenzausgabe des Akademie-Verlages Berlin (DDR). Die Ausgabe des Akademie-Verlages ist erschienen unter dem Titel: Unbewältigte Vergangenheit.

als hundert Seiten die Voraussetzungen dargelegt, von denen westdeutsche und DDR-Historiker ausgehen. „Geschichtsforschung ist nicht Selbstzweck. Die Fragen an die Geschichte werden von Menschen der jeweiligen Gegenwart gestellt, heute einer Gegenwart, in der sich im nationalen und internationalen Rahmen Sozialismus und Imperialismus, die Arbeiterklasse und ihre Verbündeten auf der einen und die Monopolbourgeoisie und deren Parteigänger auf der anderen Seite in unversöhnlichem Kampf gegenüberstehen. Kein Historiker steht außerhalb dieser Auseinandersetzung, gleich ob er das wahrhaben will oder nicht. Die wesentlichen Fragen, die der Historiker an die Geschichte stellt, sind in ihrem Kern von den Gegenwartsinteressen jener Klasse bestimmt, deren Position er einnimmt. Er stellt seine Fragen wie jeder Wissenschaftler nicht wahllos und spontan, sondern zielgerichtet aufgrund ganz bestimmter konzeptioneller Überlegungen. So werden auch die historischen Fakten der Konzeption entsprechend ausgewählt, gewertet und — das ist ja schließlich Ziel geschichtlicher Forschung — zu historischen Aussagen und Darstellungen zusammengefügt. Solche Darstellungen sind zugleich Grundlage und Teil des im Interesse der jeweiligen Klasse propagierten Geschichtsbildes als der vorherrschenden Auffassung über Verlauf, Ergebnisse und Lehren des geschichtlichen Gesamtprozesses. Auf diese Weise nimmt der Historiker über bestimmte Einschätzungen der Geschichte und ihrer Lehren Stellung zu den aktuellen gesellschaftlichen Problemen der Gegenwart“<sup>2</sup>. Dies wird präzisiert: „Selbst unter den eingeschworenen Gegnern des Marxismus-Leninismus, die den gesetzmäßigen Verlauf der historischen Entwicklung entschieden bestreiten, wird kaum noch die Auffassung laut, aus der Geschichte könnten keine Lehren für die Gegenwart gezogen werden. Die Frage ist nur: Lehren für wen, für welche gesellschaftlichen Kräfte? Die wichtigste Lehre der Geschichte, welche die Bevölkerung der Deutschen Demokratischen Republik unter der bewährten Führung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands gezogen hat, war, die fluchbeladene Herrschaft des Imperialismus ein für allemal zu beseitigen, die neue Gesellschaftsordnung des Sozialismus zu errichten . . . Auch die 1945 geschlagenen deutschen Imperialisten waren bestrebt, bestimmte Lehren aus ihrer Niederlage zu ziehen. Der Monopolbourgeoisie und ihren Ideologen ging es jedoch dabei im wesentlichen darum, zu untersuchen, wie man die Niederlage hätte verhindern können, was man in dieser Hinsicht hätte ‚besser‘ machen können und was man heute im Interesse der gleichen verhängnisvollen Expansionspolitik ‚besser machen‘ müßte“<sup>3</sup>.

Geschichtsschreibung wird auf beiden Seiten als politische Waffe verstanden; die eine Seite setzt diese Waffe ein im Bewußtsein, die Gesetze der Geschichte zu kennen und mit ihr im Einklang zu handeln, die andere Seite leugnet einen gesetzmäßigen historischen Ab-

<sup>2</sup> Kritik . . . , S. 20.

<sup>3</sup> Kritik . . . , S. 3.

lauf, ihre Geschichtsschreibung ist eine „Geschichtsschreibung contra Geschichte“<sup>4</sup> und wird von der Geschichte ständig widerlegt. Solange die Auseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Sozialismus dauert, solange wird die Auseinandersetzung zwischen bürgerlichen und sozialistischen Historikern dauern.

Wegen der nachhaltigen und noch anhaltenden Auswirkungen des Faschismus auf die Gegenwart hat der Zeitraum 1933 bis 1945 immer wieder im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen zwischen bürgerlichen und sozialistischen Historikern gestanden. Diese Auseinandersetzung wurde auch im „Argument“ geführt. Die Arbeiten von T. Mason<sup>5</sup> widerlegend, formulierten Eichholtz und Gossweiler<sup>6</sup> exemplarisch die Positionen der marxistischen Geschichtsschreibung zum Verhältnis von Ökonomie und Politik im Faschismus. Die im Mittelpunkt ihres Aufsatzes stehenden Ausführungen zum marxistischen Faschismusbegriff, zur Imperialismustheorie Lenins und zum Begriff des staatsmonopolistischen Kapitalismus können hier aus Raumgründen nicht rekapituliert werden, sie bilden aber den Hintergrund der folgenden Ausführungen. Hatten Eichholtz und Gossweiler die kontroversen Grundpositionen beider Seiten dargestellt, so soll hier an Hand der wichtigsten Publikationen bürgerlicher und sozialistischer Historiker, die sich speziell mit dem Verhältnis von Ökonomie und Politik im Faschismus befassen, sowie der Kritik, die diese Publikationen in der historischen Fachliteratur wie in Tageszeitungen der jeweils anderen Seite fanden, klargelegt werden, wie Geschichtsschreibung von beiden Seiten als politische Waffe benutzt wird.

\*

In den Jahren 1945 bis 1947 schien die Position der Großindustrie auch in den Westzonen ernsthaft gefährdet. Unmittelbar nach Kriegsende behaupteten nicht nur die UdSSR, sondern auch die anderen Alliierten die Verantwortung der Großindustrie für die faschistischen Verbrechen. Schon im Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof<sup>7</sup> war eine Fülle von Dokumenten vorgelegt worden, welche die Großindustrie aufs schwerste belasteten. „Am 11. Oktober 1945 veröffentlichte ein Ausschuß des US-Senats unter dem Vorsitz des Senators Kilgore das Ergebnis seiner Untersuchungen über die Schuldigen an den Kriegs- und Menschlichkeitsverbrechen des Faschismus. Er kam zu der Feststel-

4 G. Lozek und H. Syrbe: *Geschichtsschreibung contra Geschichte*. Berlin (DDR) 1964.

5 T. Mason: *Der Primat der Politik — Politik und Wirtschaft im Nationalsozialismus*. In: *Das Argument* Nr. 41 (8. Jg., 1966, Heft 6) S. 473 ff.; ders.: *Primat der Industrie? — Eine Erwiderung*. In: *Das Argument* Nr. 47 (10. Jg., 1968, Heft 3), S. 193 ff.

6 D. Eichholtz und K. Gossweiler: *Noch einmal: Politik und Wirtschaft 1933—1945*. In: *Das Argument* Nr. 47 (10. Jg., 1968, Heft 3), S. 210 ff.

7 *Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof*, 42 Bde., Nürnberg 1947 ff.

lung, daß der Nationalsozialismus von der deutschen Großindustrie gefördert und an die Macht gebracht wurde und daß die Vorbereitungen auf den Krieg unter direkter Leitung des deutschen Monopolkapitals erfolgten“<sup>8</sup>. Gegen Krupp, gegen Flick sowie gegen die führenden Männer der IG-Farbenindustrie wurde vor Militärgerichtshöfen Klage erhoben<sup>9</sup>. Das Beweismaterial der Anklage war erdrückend, seine Schlüssigkeit nicht zu bestreiten. Die Angeklagten sahen sich mit den von den Alliierten erbeuteten Archiven ihrer eigenen Konzerne, mit von ihnen selbst unterzeichneten Schriftstücken konfrontiert. Es wurden Dokumente vorgelegt, welche die Unterstützung der NSDAP durch die Industrie vor und während des Jahres 1933 bewiesen; Dokumente über die führende Rolle der Industrie bei der Aufrüstung; Dokumente über die Kriegsplanungen der Monopole; Dokumente über die Kriegsführung, die Plünderung, die Versklavung, die Morde unter Leitung der Großindustrie. Die von den Angeklagten selbst verfaßten Dokumente bewiesen ihren Anspruch auf Weltherrschaft den Angriffskrieg, den organisierten Mord, die rücksichtslose Plünderung als Mittel zu diesem Zweck.

Die Verteidigungspositionen, auf die sich die Angeklagten vor den Militärgerichtshöfen zurückzogen, sind von größtem Interesse. Sie dienten keineswegs nur den Angeklagten im Jahre 1947. Sie wurden Vorbild und Richtlinie der westdeutschen Geschichtsschreibung über den Faschismus bis heute. Die treibenden Kräfte des Faschismus selbst diktierten hier ihren Ideologen, wie sie künftig die Geschichte zu verfälschen hätten. Die Anklagevertreter im Prozeß gegen Flick haben sich mit diesen Verteidigungspositionen in ihrem Plädoyer auseinandergesetzt. „Geht man den Dingen auf den Grund, dann ergibt sich, daß die Angeklagten im vorliegenden Falle sich dadurch zu retten suchten, daß sie die verkehrte Welt des Dritten Reiches in ‚wir‘ und ‚sie‘ geteilt haben. ‚Sie‘ sind die bösen Leute, eine Gruppe von Personen, deren Zusammensetzung sich dauernd ändert je nach dem Anklagepunkt, um den es sich handelt. Mitunter bleiben ‚sie‘ namenlos; mitunter sind ‚sie‘ *Himmler* oder *Göring*; mitunter sind ‚sie‘ weniger furchtbare Figuren wie *Pleiger* oder *Kranefuß*; gelegentlich sprechen ‚sie‘ durch die geisterhafte, aber kaum furcht-einflößende Stimme eines finnischen Masseurs. Wer ‚sie‘ aber auch immer sein mögen, ‚sie‘ sind Ursprung und Wurzel allen Übels im Dritten Reich. ‚Wir‘ dagegen, so sagen die Angeklagten, hatten über-

8 Fall 5. Anklageplädoyer, ausgewählte Dokumente, Urteil des Flick-Prozesses, mit einer Studie über die „Arisierungen“ des Flick-Konzerns. Hrsg. vom Autor der Studie K. H. Thielicke, eingel. von K. Drobisch, Berlin (DDR) 1965. — Einleitung, S. 7.

9 Diese Prozesse rechnen zu den sogenannten Nachfolgeprozessen von Nürnberg, sie wurden unabhängig vom Hauptprozeß — siehe Fußnote 7 — geführt. Mit der Veröffentlichung der 12 Nachfolgeprozesse ist in der DDR begonnen worden. Von den drei genannten Prozessen gegen Industrielle liegen vor der Prozeß gegen Flick — siehe Fußnote 8 — und gegen die IG-Farbenindustrie: Fall 6. Ausgewählte Dokumente und Urteil des IG-Farbenprozesses. Hrsg. und eingel. von H. Radandt. Berlin (DDR) 1970.

haupt keine bösen Absichten, sondern ‚wir‘ lebten in Furcht vor ‚ihnen‘. Um ‚sie‘ ruhig zu halten, mußten ‚wir‘ uns gut mit ‚ihnen‘ stellen. ‚Wir‘ gaben *Göring* erhebliche Geldsummen und handelten als sein Vertreter; ‚wir‘ gaben *Himmler* Obdach in der Stunde seiner Not, ‚wir‘ gaben ihm Taschengeld und spielten die Rolle von Mitgliedern des ‚Freundeskreises‘; ‚wir‘ erwarben mit Bedauern Eigentum, das *Göring* und *Pleiger* bei unglücklichen Juden und Franzosen beschlagnahmt hatten; ‚wir‘ waren entsetzt, als ‚wir‘ uns darüber klar wurden, daß ‚wir‘ gezwungen worden waren, Tausende von Ausländern zu beschäftigen, die ‚sie‘ zu Sklaven gemacht hatten im Interesse der Aufrechterhaltung unseres Geschäfts. Es war alles höchst bedauerlich, aber was hätten ‚wir‘ dazu tun können? Nach Ansicht der Anklagebehörde ist diese Darstellung als Verteidigung rechtlich unzureichend ... Die führenden Angeklagten ... waren keine Industrielöwen mit Hasenherzen ... Die Darstellung, daß diese Männer, deren Weizen unter *Hitler* blühte und gedieh und die die einflußreichsten und meist bevorzugten Posten in dem Gebilde der deutschen Industrie innehatten, zwölf Jahre hindurch in Furcht herumgeschlichen seien und Dinge tun mußten, die sie gar nicht zu tun wünschten, ist, vorsichtig ausgedrückt, lächerlich“<sup>10</sup>.

Und doch retteten die Angeklagten damals ihren Kopf. Dies lag nicht daran, daß ihre Verteidigung irgend jemanden hätte überzeugen können, sondern daran, daß sie Verbündete im Gerichtshof hatten. Die Prozesse gegen die Industriellen wurden nur noch halbherzig geführt; im westlichen Lager hatte man sich zu diesem Zeitpunkt bereits darauf geeinigt, das deutsche Monopolkapital zum Verbündeten gegen die UdSSR zu machen. Verbündeten macht man keine Prozesse. Die Urteile gegen Flick und die IG-Farben<sup>11</sup> sind Dokumente der Geschichtsfälschung im Interesse des gemeinsamen Kampfes gegen den Sozialismus. Einzelne Angeklagte wurden in einzelnen Anklagepunkten schuldig gesprochen und zu lächerlichen Haftstrafen verurteilt, um dem Schein Genüge zu tun und die Öffentlichkeit nicht allzu sehr vor den Kopf zu stoßen. Die bald erfolgenden vorzeitigen Entlassungen aus der Haft verdeutlichten nochmals die Farce dieser Prozesse, in denen ungeachtet aller Beweise die Urheber des Weltkrieges in allen entscheidenden Punkten freigesprochen wurden.

Die Verteidigungslinie der Angeklagten in den Industrieprozessen wurde in den folgenden Jahren zur Irreführung der Öffentlichkeit vervollkommenet. Als die Historiker sich zögernd und unsicher an die Geschichtsschreibung des Faschismus machten, lag ihnen bereits eine Fülle von Veröffentlichungen aus Industriekreisen zum Verhältnis von Ökonomie und Politik zwischen 1933 und 1945 vor. Diese ersten Darstellungen zum entscheidenden Punkt der gesamten Faschismuskonversation werden von den westdeutschen Historikern scheinbar nur nebenbei zitiert, doch sie blieben, wie der folgende

10 Fall 5, S. 24 f.

11 Fall 5, S. 315 ff.; Fall 6, S. 169 ff.



Vergleich zeigt, das Konzept der „wissenschaftlichen“ historischen Arbeit bis heute.

\*

Schon bald nach dem Krieg schrieb Georg Siemens die „Geschichte des Hauses Siemens“, deren dritter Band den programmatischen Untertitel „Die Dämonie des Staates“ trägt<sup>12</sup>. Mit der Behauptung, 1933 sei „das Deutsche Reich der politisch unumschränkten Entscheidungsgewalt eines Einzelnen überantwortet“ worden, wird unterstellt, daß alle Ereignisse nach 1933 allein von Hitler zu verantworten seien. Wer diesem „Einzelnen“ das Deutsche Reich überantwortet habe, wird nicht gefragt. Böswilligen Gerüchten, die Industrie habe bei der Machtergreifung die Schlüsselrolle gespielt, wird jedenfalls entgegnet, daß erstens Geldspenden der Industrie an die NSDAP auf den Verlauf der Ereignisse keinen Einfluß gehabt hätten, zweitens solche Geldspenden nur unter Zwang erfolgt seien und als „eine Art Gewerbesondersteuer“ anzusehen seien, drittens „über diese Gebefreudigkeit der Industrie ... diejenigen Deutschen zu Gericht sitzen (mögen), die keine Beiträge für das Winterhilfswerk geleistet und jeden Sammler konsequent abgewiesen haben“<sup>13</sup>. Der totale Staat habe rücksichtslos in alle Lebensgebiete eingegriffen, „zuvörderst aber in die Wirtschaft, die er völlig unter sein Gesetz zu stellen gedachte“<sup>14</sup>. Ein Wunder fast, daß die Unternehmungen nicht formell enteignet wurden, wo sie doch „derart in Fesseln geschlagen“ waren, „daß von einem selbständigen Unternehmertum keine Rede mehr sein konnte“<sup>15</sup>.

Dem Buch<sup>16</sup> von Fritz ter Meer, dem ehemaligen Vorstandsmitglied der IG Farben, in Nürnberg zu 7 Jahren Gefängnis verurteilt, später Vorsitzender des Aufsichtsrates der Bayer-Werke, kann man entnehmen, daß „bei der grundsätzlich ablehnenden Stellung der Partei Großkonzernen gegenüber“ die IG Farben alles tun mußte, „um sich von zu weit gehender staatlicher Einflußnahme freizuhalten“<sup>17</sup>. Mit schlichten Worten wird dargelegt, wie abwegig der Gedanke an eine Rolle der IG Farben bei Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges sei: „Für ein Unternehmen wie die I.G., das mehr als ein Viertel seiner Erzeugung in alle Länder der Welt exportierte, das zahlreiche geschäftliche Beziehungen in den nun zu Feinden gewordenen Ländern unterhielt, und das durch Lizenzverträge und breiten Erfahrungsaustausch mit dem Ausland verbunden war, bedeutete der Krieg den härtesten Schlag, der es treffen konnte“<sup>18</sup>.

12 G. Siemens: Die Geschichte des Hauses Siemens. Bd. 3: Die Dämonie des Staates, Freiburg und München 1951.

13 Siemens, S. 296 f.

14 Siemens, S. 298.

15 Siemens, S. 308.

16 Ter Meer, Fritz: Die IG Farbenindustrie Aktiengesellschaft. Ihre Entstehung, Entwicklung und Bedeutung, Düsseldorf 1953.

17 ter Meer, S. 82.

18 ter Meer, S. 112.

W.-O. Reichelt nahm sich ebenfalls der verleumdeten IG-Farben an<sup>19</sup>. Von knapp 250 Druckseiten benötigt er sechs, um die Zeit zwischen 1933 und 1945 zu verschleiern — Kapitelüberschrift: „Nach 1933 Sorge um solides Brot für Neunzigtausend“<sup>20</sup> —, und keine zwölf, um die Konzernspitze gegenüber dem Militärgerichtshof zu mißhandelten Ehrenleuten umzulügen. Reichelt kann den Prozeß nur als einen Auswuchs der „Kriegspropaganda“ begreifen, die das Ausland — niemand weiß, warum — gegen Deutschland eingenommen habe<sup>21</sup>. Die Anklage habe mit Argumenten gearbeitet, „die an den Haaren herbeigezogen waren“<sup>22</sup>. Ihr Vorgehen habe „deutschem Recht und Rechtsgefühl“ widersprochen, und „vor einem deutschen Gerichtshof hätte es niemals zu einer derartig haltlosen Anklage kommen können, wie im Nürnberger IG-Prozeß“<sup>23</sup>. Über den maßgeblich von der IG Farben betriebenen Ausbau des Amtes für den Vierjahresplan, Zentralinstanz der Kriegsvorbereitung, über die Besetzung dieser staatlichen Stelle mit einem Stab von IG-Leuten unter Führung von Carl Krauch, liest man bei Reichelt: „Für die IG war es natürlich wichtig, einen so qualifizierten Verbindungsmann (gemeint ist Krauch) zu haben, der bei den schwierigen Fragen der Planwirtschaft jederzeit Zugang zu den führenden Männern hatte. So konnte vermieden werden, daß sich Parteieinflüsse in der IG-Führung breitmachten“<sup>24</sup>. Zur Frage, wie weit die IG-Einflüsse auf Staats- und Parteipolitik gingen, schweigt Reichelt. Das aber war der entscheidende Punkt vor Gericht. — Wieviel tausend Häftlinge aus Konzentrationslagern die IG Farben von der SS als Arbeitsklaven gefordert und erhalten hat, wieviele dieser Häftlinge die mörderischen Arbeitsbedingungen z. B. im Buna-Werk der IG bei Auschwitz nicht überlebten, kann nur geschätzt werden. Herr Reichelt macht die IG Farben zur Beschützerin der KZ-Häftlinge: „um die Lage der Arbeiter zu erleichtern“, habe die IG „freiwillig und auf eigene Kosten“ den Arbeitern eine „heiße Mittagssuppe verabreicht“<sup>25</sup>. Alles andere ist „Kriegspropaganda“ oder geschah im Befehlsnotstand.

1962 erschien bereits in der dritten Auflage „Warum wurde Krupp verurteilt?“ von Tilo v. Wilmowsky<sup>26</sup>. Die Befangenheit des Autors seinem Thema gegenüber geht schon aus der Tatsache hervor, daß er, Schwiegersohn Krupps, bis 1943 dem Aufsichtsrat der Krupp-AG angehörte und den Mitteleuropäischen Wirtschaftstag leitete, einen Zusammenschluß verschiedener Konzerne zur wirtschaftlichen Unterwerfung der südosteuropäischen Länder. Ehe er sich dazu herab-

19 W.-O. Reichelt: *Das Erbe der IG-Farben*. Düsseldorf 1956.

20 Reichelt, S. 38.

21 Reichelt, S. 45 f.

22 Reichelt, S. 47.

23 Reichelt, S. 48.

24 Reichelt, S. 41.

25 Reichelt, S. 53.

26 Tilo von Wilmowsky: *Warum wurde Krupp verurteilt? Legende und Justizirrtum*. Düsseldorf und Wien 1962 (3. Aufl.).

läßt, auf einzelne Anklagepunkte einzugehen, diffamiert er zunächst die Nürnberger Industrieprozesse im allgemeinen, den Krupp-Prozeß im besonderen, bemängelt das Untersuchungsverfahren, hofft, die Anklage durch den Vorwurf kommunistischer Tendenzen zu disqualifizieren, und spricht den Richtern die Eignung zur Prozeßführung vorsichtshalber ab. Unter Umgehung der Berge belastender Dokumente teilt er mit, Krupp sei bei seiner Teilnahme an der Aufrüstung „von der festen Überzeugung geleitet“ gewesen, „daß defensive Absichten für sie bestimmend waren“<sup>27</sup>. Wie sollte Krupp, „der kein politisches Amt innehatte, sondern ein privatwirtschaftlicher Unternehmer war und in die geheimen Pläne Hitlers so wenig wie irgendein anderer Industrieller eingeweiht wurde“<sup>28</sup>, wissen, daß die Aufrüstung einem Angriffskrieg diene? Den Vorwurf der Plünderungen will er auf zwei Weisen parieren; zunächst werden die Tatsachen geleugnet, sodann wird das Völkerrecht, insbesondere die Haager Landkriegsordnung, neu interpretiert. Alles Recht müsse stets aufs Neue den sich ändernden Verhältnissen angepaßt werden. So habe der totale Krieg die Verhältnisse derart geändert, daß das bisher geltende Völkerrecht nicht ohne weiteres mehr angewandt werden könne; Beschlagnahmung ausländischen Eigentums, Raub, Plünderung erscheinen in völlig neuem Licht, das Völkerrecht möge sich faschistischer Kriegsführung endlich anpassen<sup>29</sup>. Mit vergleichbaren Methoden wird auch der Vorwurf der Sklavenarbeit in Kruppschen Werken zurückgewiesen. „Der Arbeitszwang, dem die Häftlinge zum Teil unterworfen wurden, stellte, soweit es dabei nicht zu besonderen Unmenschlichkeiten kam, keine selbständige rechtswidrige Handlung dar“<sup>30</sup>. Somit sind alle in den Kruppschen Arbeitslagern „üblichen“ Unmenschlichkeiten exkulpiert.

Mit allen juristischen Kniffen versuchte August von Knierim, Vorstandsmitglied der IG Farben und Chefjurist des Konzerns vor 1945, die Industrie reinzuwaschen<sup>31</sup>. Auf mehr als 500 Seiten werden mit handfesten Lügen, Halbwahrheiten und Entstellungen der Tatsachen bis zur Unkenntlichkeit die Ursachen und führenden Kräfte des Faschismus verzeichnet, geleugnet, auf menschliche Schwächen höchst allgemeiner Natur reduziert. Gläubige Leser werden am Ende bezweifeln, daß es je einen Faschismus gab. Die Selbstgerechtigkeit und Arroganz des in Nürnberg angeklagten und freigesprochenen Spitzenjuristen der IG Farben bezieht ihre Sicherheit aus dem Bündnis zwischen amerikanischem und deutschem Monopolkapital, geschlossen, ehe die Anklage formuliert war. Das Urteil, welches die IG Farben vom Vorwurf der Vorbereitung und Teilnahme am Angriffskrieg freispricht, wird gewürdigt: „Man kann sich des Eindrucks

27 Wilmowsky, S. 36.

28 Wilmowsky, S. 36.

29 Wilmowsky, S. 106 ff.

30 Wilmowsky, S. 147.

31 A. v. Knierim: Nürnberg. Rechtliche und menschliche Probleme. Stuttgart 1953.

nicht erwehren, daß wohl selten eine Anklage in einem großen politischen Prozeß so kläglich zusammengebrochen ist wie die des Angriffskrieges in den Nürnberger Industrieprozessen“<sup>32</sup>. Schulterklopfend bedankt sich die IG Farben bei ihren Richtern: „Es muß rückhaltlos anerkannt werden, daß hier ein mutiges und nach Wahrheit strebendes Gericht den Nebel von zwar unklaren, aber gehässigen Vorwürfen zerstreut hat, der sich als Folge einer rücksichtslosen — schon während des Krieges betriebenen — Propaganda auf die IG Farbenindustrie gesenkt hatte“<sup>33</sup>. Der Nebel, den amerikanische Richter und deutsche Angeklagte einträchtig über Krieg und Faschismus legten, wurde bis heute weder von amerikanischen noch von westdeutschen Historikern vertrieben.

Die in Nürnberg angeklagten Industriellen fanden nicht nur richterliche, sondern auch publizistische Unterstützung auf Seiten der westlichen Siegermächte. Der Amerikaner Lochner legte 1955 eine umfangreiche Rechtfertigung<sup>34</sup> des deutschen Imperialismus vor, deren „Material“ zu einem wesentlichen Teil aus Interviews mit den deutschen Industriellen besteht. Gegen Ende seines Pamphlets zitiert er einen anonymen hohen Beamten aus Washington: „Alles in allem glaube ich, daß die deutsche Industrie nicht anders gehandelt hat, wie die amerikanische, englische, französische oder eine andere Industrie unter ähnlichen Umständen gehandelt haben würde. Die deutschen Industrieführer ... taten, was sie konnten“<sup>35</sup>. Der Beamte vergaß hinzuzufügen: ... um die Welt zu erobern. Immerhin ließ er keinen Zweifel daran, daß er imperialistischen Expansionsdrang, nicht nur deutschen, als Selbstverständlichkeit akzeptierte. Nach einigen Geschichtsklitterungen von seltener Primitivität, denen zufolge der Faschismus „nicht als logisches Glied einer geschichtlichen Entwicklung“, „sondern eher als ein tragisches Intermezzo“ zu werten sei<sup>36</sup>, kommt Lochner zum springenden Punkt: „Der gesunde Menschenverstand legt nahe, bei der Ausrichtung des amerikanischen Verhältnisses zu Deutschland den Blick vorwiegend auf die nun in der Bundesrepublik lebendig gewordenen Kräfte zu richten“<sup>37</sup>. Die in der Bundesrepublik lebendig gebliebenen Kräfte waren die faschistischen.

In der Flut apologetischer Werke, bestimmt, zunächst den eigenen Kragen, sodann das eigene System zu retten, finden sich bald Stimmen, die sich nicht damit begnügen, die Beweise der Schuld als Makulatur vom Gerichtstisch zu fegen, sondern darüber hinaus die eben noch unter Anklage gestandenen Taten als „Verdienste“ gewertet wissen wollen. Die „Bilanz des zweiten Weltkrieges, Erkenntnisse und Verpflichtungen für die Zukunft“, ein Sammelwerk mit

32 Knierim, S. 543.

33 Knierim, S. 543.

34 L. P. Lochner: Die Mächtigen und der Tyrann. Darmstadt 1955.

35 Lochner, S. 268.

36 Lochner, S. 327.

37 Lochner, S. 327.

Beiträgen von Offizieren, Historikern, Wirtschaftlern und Technikern, „die wirklich dabeigewesen sind“<sup>38</sup>, verwandelt die lange Liste der Kriegsverbrechen in eine ebenso lange Liste von Heldentaten. „Im Hinblick auf die künftige Verteidigung der deutschen Heimat“ wird gefragt, „was war gut und kann für die Zukunft übernommen werden; was *kann* besser gemacht werden; was *muß* besser gemacht werden“<sup>39</sup>. Hans Kehrl, eine zentrale Figur im Rüstungsministerium Speer, schreibt: „Die Mitarbeit, das Mitdenken, das Können und Wissen und der Ideenreichtum der Wirtschaftler sind im Kriege noch weniger zu entbehren als im Frieden. Sie können durch militärische Befehle nicht ersetzt werden. Die Einschaltung des wirtschaftlichen und industriellen Sachverstands darf auch nicht erst bei der Produktion einsetzen, sondern muß zur Mitarbeit z. B. bereits bei der Konstruktion der Waffen zugezogen werden sowie bei der Aufstellung der Produktionsprogramme“<sup>40</sup>. Kehrl gibt hier immerhin zu, was alle Angeklagten in den Industrieprozessen hartnäckig abgestritten hatten. Wenn er fortfährt, das Rüstungsministerium habe im Kriege die Idee konzipiert, „die Verantwortung für die Rüstungsproduktion in die Hand der Wirtschaft selbst zu legen“<sup>41</sup>, so verdreht er die Tatsachen insofern, als umgekehrt das Rüstungsministerium auf Initiative der Industrie gebildet wurde, und die Rüstungsproduktion nach allen Dokumenten schon vor diesem Zeitpunkt „in der Hand der Wirtschaft“ lag. Aber er verrät noch genug. „So wurden in wenigen Monaten Hunderte von Wirtschaftlern“ — eine Untertreibung, es waren Tausende — „in den sogenannten ‚Ausschüssen‘ und ‚Ringern‘ mit allen Vollmachten für Planung und Durchführung der Rüstungsproduktion eingesetzt. . . . Zu Hauptausschußleitern wurden die erfolgreichsten und aktivsten Industriellen bestellt“. Auf eigenen Wunsch, ihre Mitarbeit konnte ja „durch militärische Befehle nicht ersetzt werden“. „Sie hatten freie Hand in der Wahl ihrer Mitarbeiter, die ebenfalls sämtlich aus der Industrie berufen wurden . . . Tausende von Wirtschaftlern waren ehrenamtlich Tag und Nacht in dieser Organisation (gemeint: das Rüstungsministerium) und für sie tätig und haben unter allerschwierigsten Verhältnissen *beispiellose Leistungen* vollbracht . . . Es war ein gigantischer und tragischer Versuch, in fieberhafter Eile unter dem ständigen Druck der sich verschlechternden Frontlage die Versäumnisse der ersten Kriegsjahre aufzuholen, ein verzweifelter Wettlauf mit der Zeit“<sup>42</sup>.

\*

38 Bilanz des zweiten Weltkrieges. Erkenntnisse und Verpflichtungen für die Zukunft. Oldenburg und Hamburg 1953. Vorbemerkung des Verleges.

39 Bilanz, S. 215.

40 Bilanz, S. 270.

41 Bilanz, S. 277.

42 Bilanz, S. 277 ff.

So hatten die deutschen Großindustriellen mit beachtlichem publizistischem Aufwand, mit Unterstützung der westlichen Siegermächte, zynisch und gerissen — andere Formulierungen würden dem Sachverhalt nicht gerecht — die Hauptfrage jeder Untersuchung des Nationalsozialismus, nämlich die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Kapitalismus und Faschismus, aus der Welt zu schaffen versucht. Ihre Rolle in den Jahren 1933 bis 1945 sollte nicht mehr zur Diskussion stehen, beim Wiederaufbau ihrer ökonomischen und politischen Basis wäre die Frage nach ihrer Verantwortung für die Jahre zuvor ein ernsthaftes Hindernis gewesen. Die großen Linien der Geschichtsfälschung, die sie in den Prozessen und den zitierten Verteidigungsschriften vorgezeichnet hatten, wurden in den späteren Jahren von den westdeutschen Historikern aufgenommen und ausgeführt. Dem vorgegebenen Konzept entsprechend wird die Mehrzahl der westdeutschen Historiker mit dem Verhältnis von Politik und Wirtschaft im Nationalsozialismus in der Weise fertig, daß sie gar nicht nach diesem Verhältnis fragt. In ihren Schriften tauchen wirtschaftshistorische Fakten allenfalls am Rande und meist jenseits jeden relevanten Zusammenhanges auf. Geschichte ist ihnen in der Regel nur die Geschichte der politischen Verhältnisse. Da sie die ökonomischen Entwicklungen und ihren bestimmenden Einfluß auf die politischen Verhältnisse von ihrer Konzeption her nicht untersuchen wollen und können, vielmehr anstelle der tatsächlich den Gang der Geschichte bestimmenden Kräfte einzelne Personen, Zufälle oder dämonische Mächte verantwortlich machen, ist ihr Geschichtsbild von Subjektivismus und Willkür geprägt. In der Vernachlässigung der ökonomischen und sozialen Entwicklungen hat die von den westdeutschen Historikern selbst viel beklagte Krise des Historismus, die Unfähigkeit, eine schlüssige Geschichtskonzeption vorzulegen, ihren Grund.

Charakteristisch für die fast ängstlich zu nennende Zurückhaltung, die sich westdeutsche Historiker wirtschaftshistorischen Fragen gegenüber auferlegen, ist „Die deutsche Diktatur“ von K.-D. Bracher<sup>43</sup>. Obwohl der Verfasser in seinem 1969 erschienenen Buch vor neonazistischen Strömungen warnt und das Verbot der NPD fordert<sup>44</sup>, ist er weit davon entfernt, die Ursachen des Faschismus zu begreifen. Pauschal weist er marxistische Analysen zurück<sup>45</sup>, vernachlässigt in auffälliger Weise die Nürnberger Dokumente und die Arbeiten von DDR-Historikern und dokumentiert seinen Lesern bereits durch die wenigen Zeilen, die er der Wirtschaft widmet, die Unwichtigkeit dieses Gebietes. Die Finanzierung der NSDAP durch die Industrie darf dann ruhig erwähnt werden, nennenswerte Bedeutung kann Bracher diesem Punkt nicht beimessen, denn die Geldspenden waren nur „individuell bedingt“; die Einführung des Führerprinzips in die Wirt-

43 K.-D. Bracher: Die deutsche Diktatur. Entstehung, Struktur und Folgen des Nationalsozialismus. Köln und Berlin 1969.

44 Bracher, Diktatur, S. 530.

45 Bracher, Diktatur, S. 240 und 361.

schaftsverbände erscheint als Zwangsmaßnahme der Partei und nicht als vom Reichsverband der Deutschen Industrie unter Krupp geplanter und durchgeführter Schritt; selbst die zugestandene „Teilnahme“ und das „Profitieren“ der Wirtschaft am und durch den „neuen Staat“ wird keinen Leser ernsthaft befremden, da Bracher ihm auf derselben Seite nachdrücklich die Legende von der „Gleichschaltung“ der Wirtschaft erzählt<sup>46</sup>. Daß die Industrie an Rüstungsaufträgen interessiert war, kann Bracher nicht übersehen, weiterreichenden Fragen aber schiebt er rasch einen Riegel vor, indem er einen „Circulus vitiosus“ konstruiert, „in dem die Wirtschaft in blinder Fixierung auf Produktionssteigerung und Effizienz dem Regime folgte“<sup>47</sup>. Den zahlreichen mit Industrieakten gefüllten Archiven ist über einen „Circulus vitiosus“ nichts zu entnehmen, wohl aber über den direkten, sorgfältig geplanten Weg der Monopole in den Krieg.

\*

Das Ausweichen vor der Frage, „in wessen Interesse die faschistische Diktatur errichtet wurde und was die faschistische Partei und deren Organisationen klassenmäßig darstellten“<sup>48</sup>, welches die westdeutsche Geschichtsschreibung von Ritter bis Bracher charakterisiert, war stets Ansatzpunkt der Kritik sozialistischer Historiker. Sie weisen zu Recht darauf hin, daß schon die „Übernahme des von der faschistischen Propaganda geprägten Begriffs ‚Machtergreifung‘“ eine vorherrschende Tendenz der westdeutschen Geschichtsschreibung kennzeichne<sup>49</sup>. „Der vorbedachte faschistische Propagandabegriff von der ‚nationalsozialistischen Revolution‘ hat ebenfalls weitestgehend Eingang in die westdeutsche Geschichtsführung gefunden. Vogelsang verwendet ihn auch in dem Sinn, daß es nicht nur eine ‚Revolution von oben‘, sondern auch — besonders in Bayern — ‚geradezu eine Revolution von unten‘ gewesen sei<sup>50</sup>. Broszat geht so weit, die Jahre 1933/1934 als eine ‚Phase der revolutionären Machtübernahme‘<sup>51</sup> zu kennzeichnen. Die völlige Umkehrung des politischen Begriffs der Revolution dient dem Ziel, die sozialistischen Revolutionen sowie die revolutionären Klassen und Parteien zu diffamieren. Eine Revolution für ‚deckungsgleich‘ mit der Errichtung der faschistischen Diktatur auszugeben, führt direkt zur These von der angeblichen Wesensgleichheit der ‚totalitären Systeme‘ des Faschismus und des Kommunismus“<sup>52</sup>.

Demgegenüber veröffentlichten Historiker der DDR sehr bald nach Kriegsende Dokumente und Analysen, die den Klassencharakter des

46 Bracher, Diktatur, S. 239 f.

47 Bracher, Diktatur, S. 362 f.

48 Kritik . . . , S. 205.

49 Kritik . . . , S. 206 f.

50 Th. Vogelsang: Deutsche Geschichte. Die nationalsozialistische Zeit. Frankfurt 1967, S. 20.

51 M. Broszat: Nationalsozialistische Konzentrationslager 1933—1945. In: Anatomie des SS-Staates, Bd. 2. Olten und Freiburg 1965, S. 11.

52 Kritik . . . , S. 206 f.

faschistischen Systems deutlich machten. Diese Arbeiten wurden auf westlicher Seite entweder nicht diskutiert oder als Propaganda jenseits aller Wissenschaft abgelehnt; vor allem in den fünfziger und den ersten sechziger Jahren war die Methode des Totschweigens die am meisten geübte. Man hatte durchaus erkannt, daß die historische Wahrheit über den Faschismus einen dem in der Bundesrepublik herrschenden System unerwünschten Effekt haben mußte. Ein relativ frühes Beispiel solcher Arbeiten aus der DDR ist diejenige von F. Klein, die an Hand der Publikationen des Reichsverbandes der Deutschen Industrie von 1929 und 1930 deutlich macht, wie früh und mit welcher Offenheit Industriekreise eine diktatorische Lösung ihrer Schwierigkeiten ins Auge faßten. Drohenden Ankündigungen Duisbergs von 1929, der Reichsverband der Deutschen Industrie habe jetzt Klarheit über die sozialistische Tendenz der Regierung und werde sich mit ihr beschäftigen, fügte ein anderer Redner vor dem Reichsverband hinzu, „wir wollen, gestützt auf das Große, das bisher schon erreicht, uns einsetzen mit demselben Wagemut und derselben hohen Auffassung unserer Pflichten, bis endlich die entscheidende Wendung erreicht ist, daß industrielles Gedeihen und Blühen Ziel und Aufgabe des ganzen Volkes geworden sind ...“ Wie die entscheidende Wende *nicht* zu erreichen sei, war den Herren zu diesem Zeitpunkt bereits klar: „Kehren wir uns ab von dem Gedanken, daß Staatshilfe, Demokratie oder Sozialismus uns in der Wirtschaft helfen können und besinnen wir uns auf unsere eigene Kraft.“ Und ebenfalls schon 1929 wurde im Reichsverband geäußert, „ein Ermächtigungsgesetz kann vielleicht noch die einzige Hilfe sein, die aus diesem Elend herausführt“<sup>53</sup>. Daß es zwischen den einzelnen Gruppen des Kapitals Meinungsverschiedenheiten über Methode und Tempo der Faschisierung, über die politischen Kräfte, auf die man sich stützen wollte, und über die Form der faschistischen Diktatur gab, wird von den Historikern der DDR durchaus gesehen. Es kann keine Rede davon sein, daß sie, wie von westlicher Seite mit einiger Monotonie unterstellt, eine plumpe und undifferenzierte Verschwörungstheorie konstruierten. So führt K. Haferkorn aus, daß die Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Kapitals begründet waren „im Konkurrenz- und Machtkampf zwischen den verschiedenen Gruppen des Finanzkapitals. Gerade die von der Krise am schwersten betroffenen Gruppen — vor allem Vertreter der Schwerindustrie — drängten am meisten zur faschistischen Diktatur, orientierten sich als erste auf den radikalsten politischen Vertreter des Faschismus, die Nazi-partei, und auf die Bildung einer Naziregierung. Zunächst sahen jedoch die entscheidenden Gruppen des Finanzkapitals, vor allem die Vertreter der Chemie- und Elektrokonzerne, die Deutsche Bank,

53 F. Klein: Zur Vorbereitung der faschistischen Diktatur durch die deutsche Großbourgeoisie (1929—1932). In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1953, S. 884 f. Klein zitiert aus den Veröffentlichungen des Reichsverbandes der deutschen Industrie Nr. 48, Oktober 1929, S. 22, 47 und 72 sowie aus Nr. 50, Januar 1930, S. 38.



sowie einige Kohle- und Stahlindustrielle des Ruhrgebiets, ferner die Reichswehrführung, im Zentrum die politische Kraft, mit deren Hilfe der Faschisierungsprozeß eingeleitet und vorangetrieben werden sollte“<sup>54</sup>. Die Auseinandersetzungen innerhalb der herrschenden Klasse wurden von den westdeutschen Historikern nie analysiert, und daher bleiben ihre Arbeiten über die rasch wechselnde politische Szenerie der Jahre 1929 bis 1933, die nur Ausdruck dieser Auseinandersetzungen war, an der Oberfläche. In der Forschung der Historiker der DDR bilden die Differenzen innerhalb der herrschenden Klasse hingegen, vor allem in den letzten Jahren, einen Schwerpunkt<sup>55</sup>. Die Rivalitäten innerhalb der verschiedenen Monopolgruppen während der zwanziger Jahre und die unter heftigsten Fraktionskämpfen allmählich sich herausbildende und erst im Dezember 1932/Januar 1933 erreichte Einigung auf die NSDAP als Stütze einer im Interesse *aller* Monopolgruppen liegenden faschistischen Diktatur, sind heute, wenigstens in den Hauptzügen, geklärt<sup>56</sup>.

Spärlich und unergiebig sind auch die Arbeiten von westdeutschen Autoren über die Jahre nach 1933, soweit sie Rüstung und Kriegswirtschaft betreffen. Als ein Meisterwerk der Unterschlagung darf das Kapitel über den Faschismus in „Wirtschaft und Staat, die Entwicklung der staatlichen Wirtschaftsverwaltung in Deutschland vom 17. Jahrhundert bis 1945“ von F. Facius gelten<sup>57</sup>. Leitmotiv ist die Behauptung, daß die NSDAP in den führenden Unternehmerräumen kaum festen Fuß habe fassen können; in einer Fußnote wird alles Beweismaterial der Nürnberger Prozesse zu diesem Punkt nicht dem Wortlaut, aber dem Sinne nach als wissenschaftlich unerheblich eingestuft, ein Autor wie G. W. F. Hallgarten<sup>58</sup>, der die Nürnberger Materialien ernster nahm als Facius, entsprechend abgekanzelt und statt dessen die oben besprochene Schrift von Lochner als „objek-

54 K. Haferkorn: Zum Wesen der Präsidialregierungen. In: Staat und Monopole in Deutschland 1917—1945. Berlin (DDR) 1966, S. 143 f.

55 K. Gossweiler: Die Rolle des Monopolkapitals bei der Herbeiführung der Röhm-Affäre, phil.Diss. Berlin (DDR) 1963 (MS); ders.: Die Röhm-Affäre von 1934 und die Monopole. In: Monopole und Staat in Deutschland 1917—1945, S. 151 ff.; A. Schröter: Einige methodologische Fragen zur Entstehung und Entwicklung monopolistischer Gruppierungen in Deutschland. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 1966, Teil 4; J. Kuczynski: Die Barbarei — extremster Ausdruck der Monopolherrschaft in Deutschland. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1961, S. 1484 ff.; ders.: Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 4, 5, 6 und 16. Berlin (DDR) 1963 ff.; D. Eichholtz: Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft, Bd. 1. Berlin (DDR) 1969, S. 147 ff.

56 Dazu auch E. Czichon: Wer verhalf Hitler zur Macht? Zum Anteil der deutschen Industrie an der Zerstörung der Weimarer Republik. Köln 1967.

57 F. Facius: Wirtschaft und Staat. Die Entwicklung der staatlichen Wirtschaftsverwaltung in Deutschland vom 17. Jahrhundert bis 1945. Boppard 1959.

58 G. W. F. Hallgarten: Hitler, Reichswehr, Industrie. Zur Geschichte der Jahre 1918—1933. Frankfurt 1955.

tiver Vorstoß“<sup>59</sup> bezeichnet. „Was auch immer in den Jahren zwischen 1933 und 1945 wirtschaftspolitisch geschah, wurde nicht von der Wirtschaft her und für die Wirtschaft unternommen“<sup>60</sup>. Mit verbalen Taschenspielertricks sucht Facius ein undurchsichtiges Chaos an die Stelle der tatsächlichen Geschichte zu setzen, durch das die Verantwortlichen dem Blick entzogen werden: „Machtpolitisches Streben, kurzfristige Tagesforderungen, dogmatische und nicht selten absonderliche Vorstellungen, unkontrollierbare Parteieinflüsse, Rückwirkungen der hohen Politik bedingten ein fortgesetztes Improvisieren, das bisweilen in wilde Phantasterei ausartete“<sup>61</sup>.

Facius beruft sich an dieser Stelle nicht zufällig auf W. Treue. Treue hat 1955 Hitlers Denkschrift zum Vierjahresplan veröffentlicht und kommentiert<sup>62</sup>. Die Denkschrift soll als Beweis dafür dienen, daß der Vierjahresplan tatsächlich von Hitler stammte; zu diesem Zweck nimmt Treue umfangreiche Stilanalysen vor. Sie mögen Indiz dafür sein, daß die Denkschrift von Hitler verfaßt wurde, sie widerlegen nicht, daß der Vierjahresplan aus Industriekreisen kam. Das „Mißtrauen“, mit dem die Wirtschaft dem Vierjahresplan gegenübergestanden haben soll<sup>63</sup>, bleibt Treues Erfindung. Seine rhetorische Frage, ob die Industriellen angesichts „der Autarkie-Ideologie und der maß- und sinnlosen Angriffe auf die Unternehmer nicht vielmehr weiterhin erhebliche Vorbehalte gegen die nationalsozialistische Form der Wehrwirtschafts-Auffassung machten“<sup>64</sup>, soll ihm den unmöglichen Beweisantritt ersparen. Hätte es die von ihm auch an anderer Stelle<sup>65</sup> behauptete ablehnende Haltung der Großindustrie Hitler gegenüber gegeben, der zweite Weltkrieg hätte nicht stattgefunden. Zu der 1962 bereits in 4. Auflage erschienenen Broschüre „Wirtschaft und Politik 1933—1945“ von Treue und Frede bemerkt Eichholtz: „Auf weite Strecken eine Zitatensammlung aus faschistischen Zeitschriften, enthält diese Schrift bereits vollständig die apologetische Grundkonzeption einer dem ‚Totalitarismus‘ unterworfenen und von Hitler mißbrauchten Wirtschaft, deren eigentliche Beherrscher — die Monopole — völlig im Dunkeln bleiben“<sup>66</sup>.

Während Facius und Treue alle Tatsachen außerachtlassen, die der Legende von der unerklärlichen und allgewaltigen Dämonie des Staates abträglich sein könnten, hat Petzina<sup>67</sup>, dessen Ausgangs-

59 Facius, S. 127.

60 Facius, S. 129.

61 Facius, S. 129.

62 W. Treue: Hitlers Denkschrift zum Vierjahresplan 1936. Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 1955, S. 184 ff.

63 Treue, Denkschrift, S. 192.

64 Treue, Denkschrift, S. 192.

65 W. Treue: Die Einstellung einiger deutscher Großindustrieller zu Hitlers Außenpolitik. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 1966.

66 Eichholtz, Kriegswirtschaft Bd. 1, S. 383.

67 Petzina, Dieter: Autarkiepolitik im Dritten Reich. Der nationalsozialistische Vierjahresplan. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1968 (204 S., br., 9,80 DM).

punkt und Beweisziel ebenfalls der Primat der Politik ist, sich gerade noch so weit an die Dokumente gehalten, daß die von ihm herangezogenen Materialien seinen Schlußfolgerungen häufig widersprechen. Er hält zwar standhaft bis zur letzten Seite an der These vom Primat der Politik fest, muß aber dafür mit so vielen Ungeheimtheiten zahlen, daß er manchen Leser in Versuchung bringen kann, bei Historikern der DDR nachzuschlagen. Die ungewünschte Wirkung bleibt das Beste an dem Buch. — Folgt man Petzina, so stellte der Vierjahresplan „den ersten Versuch eines hochindustrialisierten Landes dar, eine staatlich reglementierte ‚Kommandowirtschaft‘ auf der Grundlage eines privatkapitalistischen Systems zu errichten, um damit die deutsche Wirtschaft in einem bisher unbekanntem Ausmaß den politischen Zielen des Staates unterzuordnen“<sup>68</sup>. Ziel des Staates, d. h. Hitlers, sei es gewesen, „Deutschland durch raumpolitische Expansion wieder in den Kreis der Weltmächte zurückzuführen“<sup>69</sup>. Daß handfeste ökonomische Interessen hinter Hitler standen, kommt nicht zum Ausdruck; die Finanzierung der NSDAP durch die Industrie erscheint bei Petzina eher als Folge denn als Ursache des Aufstiegs der Partei<sup>70</sup>. Das Bild des allmächtigen Staates bekommt allerdings den ersten Riß, wenn Petzina feststellen muß, daß „die Industrie relativ unversehrt“ aus dem Prozeß der Gleichschaltung hervorgegangen sei<sup>71</sup>. Als Erklärung dieses merkwürdigen Punktes soll „die anfänglich starke Stellung von Schacht“ herhalten, „der großes Prestige in der deutschen Wirtschaft genoß und von dem bekannt war, daß er ein entschiedener Vertreter des freien Unternehmertums war. Schacht gelang es ... auf vielfältige Weise, Interventionen von Parteinstanzen in das Wirtschaftsleben abzuwehren“<sup>72</sup>. Doch damit ist nichts erklärt. Die „starke Stellung“ eines einzelnen Mannes begründet kaum die „relative Autonomie“ der Großindustrie<sup>73</sup>, man wird nach dieser krausen Argumentation eher vermuten, daß Schachts Position durch die starke Stellung der Großindustrie innerhalb der faschistischen Diktatur bedingt war. Petzina datiert den Beginn einer „umfassenden Kontrolle der Wirtschaft“<sup>74</sup> auf das Jahr 1936. Schacht habe angesichts der Zuspitzung der Devisenlage 1935/36 eine Drosselung des Rüstungsetats gefordert. „Eine Verlangsamung der Aufrüstung stand aber für Hitler und Göring zu keinem Zeitpunkt zur Diskussion. Deshalb war eine anderweitige Lösung des Problems nicht mehr zu umgehen“<sup>75</sup>. Die Schaffung eines Rohstoff- und Devisenstabes unter Göring im April 1936, Vorstufe des Vierteljahresplanes, wird als Beweis für die gestärkte Position des Regimes gewertet, „das es sich

68 Petzina, S. 11.

69 Petzina, S. 20.

70 Petzina, S. 21.

71 Petzina, S. 21.

72 Petzina, S. 22.

73 Petzina, S. 22.

74 Petzina, S. 23.

75 Petzina, S. 35.

jetzt leisten konnte, einen Mann wie Schacht, der bei weiten Kreisen der deutschen Wirtschaft als Vertrauensperson und Garant unternehmerischer Freiheit galt, zum Teil der Weisungsbefugnis Görings zu unterwerfen“<sup>76</sup>. Die Entlassung Schachts und die endgültige Entscheidung für den Vierjahresplan werden Hitler allein angelastet und als Schritte gegen eine Privatwirtschaft hingestellt, die mit der forcierten Aufrüstung nicht einverstanden gewesen sei<sup>77</sup>. Petzina läßt an anderen Stellen indes immer wieder, z. T. sicher gegen seinen Willen, durchblicken, daß zumindest die IG Farben mit dem angeblich gegen die Interessen der Wirtschaft gerichteten Vierjahresplan sehr einverstanden waren. Er räumt ein, daß der Konzern ein Interesse an dem im Rahmen des Vierjahresplanes vorgesehenen Ausbau der Produktion von synthetischem Treibstoff und synthetischem Gummi hatte, er erwähnt die Vorschläge der IG Farben von 1933, die auf eine Treibstoffautarkie zielten, er berichtet über den Mineralölplan der IG von 1934, den Benzinvertrag zwischen Reich und IG sowie die Gründung der Brabag, die sämtlich Schritte auf dem von der IG Farben verfolgten Ausbau ihrer Produktion synthetischer Rohstoffe bedeuteten<sup>78</sup>. „Zwischen Mitte Juni und Mitte August 1936 wurden von der Abteilung ‚Forschung und Entwicklung‘ des Rohstoff- und Devisenstabes in Kooperation mit der Industrie und Wissenschaft Pläne für den Ausbau der deutschen Rohstoffwirtschaft entwickelt . . . Im Mittelpunkt stand die Mineralölplanung . . .“<sup>79</sup>. Petzina konzediert, daß Hitlers Denkschrift über den Vierjahresplan „den Einfluß der schon 1933 und 1934 vom Wehrwirtschaftsstab und den IG-Farben vorgelegten Pläne“ zeige<sup>80</sup>; er findet es bemerkenswert, daß das Amt für den Vierjahresplan so viele Vertreter der Industrie beherbergte, während der Einfluß der Partei „erstaunlich gering“ gewesen sei<sup>81</sup>; er spricht von einer „Aufgabenteilung innerhalb des Vierjahresplanes zwischen Staat und Wirtschaft“ und von „enger Kooperation“<sup>82</sup>; er muß feststellen, daß es die IG Farben war, die 1938 eine weitgehende Umorganisation des Amtes für den Vierjahresplan durchsetzte, und daß derselbe Konzern offensichtlich in der Lage war, Eingriffe der Wehrmacht in das Amt, die ihm nicht genehm waren, zurückzuweisen und seine Position auf Kosten der Wehrmacht zu stärken<sup>83</sup>. Schließlich heißt es: „Wegen des überragenden personellen Einflusses der I.G. und ihrer monopolartigen Stellung bei der Produktion von Synthesebenzin, Buna, Kunststoffen und chemischen Vorprodukten für die Munitionsindustrie wurden Planungsentscheidungen und Ausführungen faktisch vereinheitlicht, so daß auf einem Teilgebiet Staatsapparat und Privatindustrie kaum

76 Petzina, S. 40.

77 Petzina, S. 48 ff.

78 Petzina, S. 27 ff.

79 Petzina, S. 44 f.

80 Petzina, S. 51.

81 Petzina, S. 62.

82 Petzina, S. 62.

83 Petzina, S. 117 ff.

mehr unterscheidbar waren. So völlig parallel liefen beider Interessen, daß der spätere Produktionsminister Albert Speer von der ‚verstaatlichten I.G.‘ sprach. Er hätte richtiger von der ‚privatisierten Wirtschaftspolitik‘ gesprochen“<sup>84</sup>. Kurz, während Petzina zu beweisen versucht, daß ab 1936 die Wirtschaft eine „Kommandowirtschaft“ gewesen sei, sammelt er Indizien, die im Gegenteil vermuten lassen, daß die Wirtschaft eine Kommandozentrale war.

Petzinas Arbeit fand in Westdeutschland große Beachtung. Bezeichnend für das Echo ist die ausführliche Rezension von Radkau<sup>85</sup>. An ihr kann abgelesen werden, wie in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre wirtschaftshistorische Fragen für einen wenn auch kleinen Teil der westdeutschen Historiker an Interesse gewannen. Die Ursache für dieses Interesse, das auf den ersten Blick merkwürdig erscheint, da westdeutsche Historiker in den Jahren zuvor an wirtschaftshistorische Fragen nicht rührten, liegt zweifellos in den Arbeiten begründet, die von Historikern der DDR vorgelegt wurden. Deren immer zahlreicher erscheinende Untersuchungen, die sich durchweg auf ausführlich wiedergegebene Dokumente stützen, schufen in Westdeutschland eine gewisse Verlegenheit. Historiker der Bundesrepublik sahen, daß diese Publikationen Materialien verwendeten, die, wollte man den Anspruch, wissenschaftlich zu arbeiten, aufrechterhalten, nicht mehr völlig ignoriert werden konnten. Es wurde ihnen klar, daß es für sie in dem Maße, in dem sich in der Bundesrepublik die Erkenntnis durchsetzte, daß die DDR eben keine „Zone“ ist, schwieriger und schließlich unmöglich wurde, historische Arbeiten aus der DDR als Propaganda eines Besatzungsregimes abzutun. Die unmittelbar nach dem Weltkrieg von den in Nürnberg angeklagten Industriellen vorgezeichnete Konzeption der Geschichtsschreibung über den Faschismus, die zwanzig Jahre lang erfolgreich als Mittel politischer Desorientierung gedient hatte, wurde durchlöchert, da die jahrzehntelang verschwiegenen Dokumente aus den Archiven der Monopole ärgerlicherweise Stück um Stück in den Arbeiten der Historiker aus der DDR wieder auftauchten. Die westdeutsche Geschichtsschreibung bedurfte einer neuen Taktik.

Die Arbeiten von A. Schweitzer<sup>86</sup> und D. Petzina verfolgen diese Taktik am konsequentesten. Daß es der Amerikaner A. Schweitzer war, der das neue Konzept entwarf, ist ein Zeichen dafür, daß die Allianz zwischen den Interessen der USA und Westdeutschlands auch auf ideologischem Gebiet noch so gut funktioniert wie in den Tagen

84 Petzina, S. 123.

85 Neue Politische Literatur, 1970, S. 267 ff.

86 A. Schweitzer: *Big Business in the Third Reich*. Bloomington 1964; ders.: *Die wirtschaftliche Wiederaufrüstung Deutschlands 1934—1936*. In: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft*, 1958, Bd. 114; ders.: *Organisierter Kapitalismus und Parteidiktatur 1933—1936*. In: *Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft*, 1959, Jahrg. 79; ders.: *Der ursprüngliche Vierjahresplan*. In: *Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik*, 1956/57, Bd. 168; ders.: *Foreign Exchange Crisis of 1936*. In: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft*, 1962, Bd. 118.

von Nürnberg. Alle genannten Arbeiten machen den Tatsachen insofern eine Konzession, als sie die Industrie in den Jahren 1933 bis 1936 nicht mehr als vom Staat unterjochte hinstellen. Keine aber zeigt die Monopole als die führende Kraft dieser Jahre, und alle sind sich darin einig, daß die Wirtschaft nach 1936 doch vom Staat kontrolliert und unterdrückt wurde. So bringt man wenigstens einen kleinen Teil unbestreitbarer Fakten, wenn auch verstümmelt, in seinen Arbeiten unter und läßt doch im Hauptpunkt alles beim alten. — Die neue Variante bürgerlicher Geschichtsschreibung wurde in der DDR mehrfach zutreffend kommentiert. „Seit Arthur Schweitzers Veröffentlichungen über die Wirtschaft im faschistischen Deutschland gewinnt . . . mehr und mehr eine neue Version Einfluß besonders auf jüngere Historiker, die bestrebt sind, Geschichte vorwiegend von soziologisch und politologisch-sozialwissenschaftlich bestimmten Gesichtspunkten zu schreiben. Nach dieser Richtung, die auf der soziologischen Methodologie Max Webers fußt, habe sich die Großindustrie nach 1933, als Schacht noch Reichswirtschaftsminister war, Eigenständigkeit, Einfluß und Macht im Bereich der Wirtschaftspolitik bewahren können und sich in Form eines ‚organisierten Kapitalismus‘ mit dem faschistischen Regime arrangiert. Nach Errichtung der faschistischen Diktatur sei es zunächst zu einer Art ‚Harmonie der Herrschaftsgruppen‘ gekommen, in der sich Nazipartei, Ministerialbürokratie und Industrie als Partner beim Griff nach der Weltmacht zusammengefunden hätten. Seit 1936 hätten die Nazipartei und faschistische Staatsbürokratie jedoch auch den Wirtschaftsbereich majorisiert und die Industriellen überspielt. Während vorher angeblich die wirtschaftliche, die politische und die militärische Sphäre eindeutig voneinander geschieden gewesen seien, hätte sich die Nazipartei nach 1936 auch der Herrschaft in der wirtschaftlichen und seit 1938 auch in der militärischen Sphäre bemächtigt. Die Wirtschaft und die Industriellen seien nunmehr nicht mehr in der Lage gewesen, die Wirtschaftspolitik nach ihren eigenen Wünschen zu gestalten, sondern Hitlers abenteuerlichem Kriegskurs der folgenden Jahre ebenso unterworfen worden wie das ganze deutsche Volk, und sie hätten ihm gegen ihren eigenen Willen folgen müssen.“ Für den, der die entscheidenden Dokumente liest, „wird bald klar, daß es sich bei der eben geschilderten Version im Prinzip nur um eine Variante der Auffassungen von der ‚Wirtschaftsdiktatur‘ Hitlers und der Nazipartei handelt, auch wenn sie zugesteht, daß eine Reihe von Industriellen mitgeholfen hätten, die Nazipartei an die Macht zu bringen. Sie ist jedoch viel gefährlicher als die allzu durchsichtige Methode von Treue und anderen, weil sie im Grunde darauf hinausläuft, die Industriellen in der Rolle beinahe zu bemitleidender betrogener Betrüger darzustellen, von denen viele ‚ehrlich‘ gedacht und gehandelt hätten, aber ebenso den Machtgelüsten Hitlers zum Opfer gefallen wären wie die übrigen Schichten des deutschen Volkes“<sup>87</sup>.

87 Anatomie des Krieges, S. 17 f. Siehe auch die Auseinandersetzung zwischen Mason und Eichholtz/Gossweiler sowie Czichon in: Das Argument Nr. 47 (10. Jg., 1968, Heft 3).

„Die Quellen vermitteln ein völlig anderes Bild“<sup>88</sup>. Benutzt man sie nicht fragmentarisch und interpretiert man sie nicht verzerrend aus der Defensivstellung der westdeutschen Geschichtsschreibung heraus, so stellt sich z. B. der Vierjahresplan ganz anders dar. „In Wirklichkeit war der Vierjahresplan der Weg des deutschen Finanzkapitals selbst zu seinem Krieg und zu seinen Kriegszielen, den es unter Zuhilfenahme der politischen und militärischen Potenzen der Hitlerclique und der Hitlerwehrmacht endlich und schleunigst durchmessen wollte . . . Es war der IG-Farben-Konzern, es war Krauch, der zum ersten Mal schon 1933 den Begriff ‚Vierjahresplan‘ für seine umfassenden staatsmonopolistischen Rüstungsprogramme und -vorschläge verwendete. Krauch bezeichnete damit im Spätsommer 1933 ein von ihm vorgelegtes Produktionsprogramm für synthetische Treibstoffe; dieses war Inhalt einer Denkschrift, die der Konzern am 14. September 1933 Staatssekretär Milch übersandte. Die erste ‚Vierjahresplandenkschrift‘ war also ihrem Ursprung nach sogar ein reines IG-Farben-Produkt . . . Krauch baute die staatsmonopolistischen Positionen des Konzerns in den folgenden Jahren aus. Als im Jahre 1935 die letzten politischen Schranken für die Aufrüstung, insbesondere der Luftwaffe, fielen, erreichte die staatsmonopolistische Aktivität des Konzerns neue Höhepunkte. Mit dem Übergang zum offenen Aufbau der Luftwaffe erhielt das RLM (Reichsluftfahrtministerium) neue bedeutende Möglichkeiten, die Luftrüstung selbst — aus eigenem Etat — und in potenziertem Umfang zu finanzieren; es war nicht mehr auf den Umweg über Schachts Dienststellen angewiesen. Damit witterten auch die Herren des IG-Farben-Konzerns Morgenluft. Sie entwickelten neue emsige Aktivität in neuen, ausgedehnten Verhandlungen wegen synthetischen Kautschuks und Treibstoffs . . . Ende August 1935 oder etwas später muß dann die höchst bedeutsame Aussprache zwischen Göring und Krauch stattgefunden haben, in der der neue staatsmonopolistische Machtblock Göring/IG-Farben aus der Taufe gehoben wurde“<sup>89</sup>. Einen maßgeblichen Erfolg für die IG-Farben bedeutete die Einsetzung Görings als Rohstoff- und Devisenkommissar. „Göring . . . zu dieser Idee zu inspirieren und gerade ihm zu diesem Amt zu verhelfen, der als absoluter Dilettant in ökonomischen Fragen eben völlig abhängig von Rat und Politik der ‚Fachleute‘ und ‚Berater‘ sein und bleiben mußte, war taktisch ein geschickter Zug“<sup>90</sup>. Das Ziel war für den Konzern erreicht, als Hitler sich die IG-Farben-Pläne zu eigen machte. Göring „hatte am 15. August von der Krauch-Gruppe . . . einen mit größter Beschleunigung ausgearbeiteten Bericht zur Lage erhalten und war damit bei Hitler gewesen. Hitler arbeitete ebenso prompt. Unter Verwendung des Krauchschen Berichts stellte er in wenigen Tagen seine Vierjahresplan-Denkschrift zusammen . . .“<sup>91</sup>. Diese Tatsache konnte auch von Schweitzer nicht übersehen werden: „Krauch’s department

88 Eichholtz, Kriegswirtschaft Bd. 1, S. 48.

89 Eichholtz, Kriegswirtschaft Bd. 1, S. 37 ff.

90 Eichholtz, Kriegswirtschaft Bd. 1, S. 42.

91 Eichholtz, Kriegswirtschaft Bd. 1, S. 43.

not only provided the first proposals for producing substitutes according to a predetermined plan but this plan also suggested to the Nazis the basic ideas that led to the specific goals . . . in Hitler's memorandum" <sup>92</sup>.

Die von Schweitzer und Petzina behauptete Unterwerfung der Industrie durch Hitler 1936 erweist sich bei genauem Hinsehen lediglich als „ein Führungswechsel zwischen staatsmonopolistischen Gruppierungen, so wie er häufig politischen Kursänderungen zugrunde liegt. In diesem Jahr wurde die Aufrüstungskonzeption der Gruppierung Schacht/Thyssen/Thomas, die zugleich eine bestimmte außenpolitische und Kriegskonzeption war, durch die Konzeption der Gruppe Göring/IG-Farben abgelöst, bekannt unter dem Begriff des Vierjahresplanes, die Hitler durch sein Eingreifen unterstützte“ <sup>93</sup>. Der Krieg war von allen Monopolgruppen als Mittel zur Expansion eingeplant, die Methode der Kriegsvorbereitung und -führung indes umstritten. „Der IG-Farben-Konzern setzte . . . gegen vorsichtiger und zurückhaltendere Stimmen auf die Blitzkriegsstrategie und auf einen Plan wirtschaftlicher ‚Selbstversorgung‘ und Autarkie“ <sup>94</sup>. Nur im Rahmen dieses Bildes der Geschichte jener Jahre, und nicht in Schweitzers Konstruktion, gewinnt dessen Bemerkung ihren richtigen Stellenwert: „Die IG-Farben entwickelten sich zu einem Staat im Staat. Mit verschiedenen ihrer leitenden Männer beherrschten sie sowohl die staatliche wie auch die private Seite der Chemiewirtschaft . . . Im Ergebnis wurde dieses Großunternehmen eine staatliche Planungsbehörde . . .“ <sup>95</sup>. Selbst M. Ilgner, Vorstandsmitglied der IG-Farben, mußte in Nürnberg zugeben: „Tatsächlich war der Vierjahresplan ein IG-Plan“ <sup>96</sup>. Die Stellung der IG-Farben war selbstverständlich keine Ausnahme, wie Schweitzer glauben machen will <sup>97</sup>. Sie wurde hier nur als ein Beispiel behandelt, an dem sich die damaligen Machtverhältnisse besonders deutlich zeigen lassen.

Die Linie von Schweitzer und Petzina hat sich in der westdeutschen Geschichtsschreibung zwar ihren Platz gesichert, zur herrschenden Konzeption wurde sie indessen bis heute noch nicht. Nach wie vor erscheinen Werke von ungleich größerem ideologischen Zuschnitt, deren Autoren offensichtlich noch nicht bemerkt haben, daß sie zum neunundneunzigsten Mal verkünden, was hundertfach widerlegt ist, und die sich daher nicht die Mühe eines etwas differenzierteren Vortrags machen.

Zu ihnen zählt W. Birkenfeld, dessen Buch über den synthetischen Treibstoff 1933—1945 in Westdeutschland als Standardwerk gilt <sup>98</sup>.

92 Schweitzer, *Crisis*, S. 176.

93 Eichholtz, *Kriegswirtschaft* Bd. 1, S. 48.

94 Eichholtz, *Kriegswirtschaft* Bd. 1, S. 43.

95 Schweitzer, *Vierjahresplan*, S. 318.

96 Zit. nach Kuczynski: *Geschichte der Lage der Arbeiter*, Bd. 16, S. 181.

97 Schweitzer, *Big Business*, S. 538 ff.

98 W. Birkenfeld: *Der synthetische Treibstoff 1933—1945. Ein Beitrag zur nationalsozialistischen Wirtschafts- und Rüstungspolitik*. Göttingen, Berlin und Frankfurt 1964.



Die Arbeit wurde von W. Treue angeregt, und der Verfasser sah keinen Grund, nicht im Vorwort Carl Krauch „aufrichtigen Dank für seine Hilfsbereitschaft“ bei den Vorarbeiten abzustatten<sup>99</sup>. Das Buch hält, was die Namen Treue und Krauch versprechen. Treue rezensierte die Arbeit seines Adepten selbst<sup>100</sup> und stellte vor allem Birkenfelds These heraus, nach der wehr-wirtschaftliche Argumente beim Ausbau der Produktionsanlagen für synthetischen Treibstoff in den Jahren 1933—1936 höchstens eine untergeordnete Rolle gespielt hätten und die Entwicklung der späteren Jahre als Folge politischen Drucks verstanden werden müsse. Bei Historikern der DDR fand Birkenfeld ein anderes Echo. H. Handke bemerkt, daß das von Birkenfeld benutzte Material und einige andere Quellen völlig ausgereicht hätten, um „die Hintergründe und Zusammenhänge der Treibstoffpolitik und ihre Problematik in den Jahren des Faschismus darzustellen. Doch diese Möglichkeit wurde vertan oder der Vf. hatte gar nicht die Absicht, sie zu nutzen“<sup>101</sup>. Eichholtz hält Birkenfeld vor, daß er alle wesentlichen Aktivitäten der IG-Farben zu verschweigen und die Bedeutung Krauchs im Amt für den Vierjahresplan zu bestreiten versucht habe, er weist ihm Dokumentenverfälschung nach und kann in dem Buch nichts anderes als einen Versuch zur Ehrenrettung der maßgeblichen Kräfte der Kriegswirtschaft sehen<sup>102</sup>.

Birkenfeld ist auch der Herausgeber der „Geschichte der deutschen Wehr- und Rüstungswirtschaft“, die vom Chef des Wehrwirtschafts- und Rüstungsamtes beim Oberkommando der Wehrmacht, General Thomas, noch während des Krieges verfaßt wurde<sup>103</sup>. Die Darstellung von Thomas enthält viel interessantes Material, auch wenn seinen Ausführungen gegenüber in vielen Punkten Vorsicht am Platze ist, da er die Arbeit letztlich als Rechtfertigung seiner Tätigkeit gegenüber dem OKW und dem Ministerium Speer schrieb, nachdem seine Befugnisse an Speer übergegangen waren. Birkenfeld verfolgt in seiner Einleitung ein doppeltes Ziel. Während er voll der Bewunderung für die Energie und das organisatorische Geschick von Thomas dessen Leistungen bei der Kriegsvorbereitung und -durchführung herausstreichet, versucht er ihn gleichzeitig als einen Mann des Widerstandes hinzustellen. Thomas wird vorgestellt als ein „Miterlebender . . . , der selbst zunächst führend an der Wiederaufrüstung mitarbeitete, um sich danach gegen ihre Ausnutzung zu einem leichtfertigen kriegerischen Unternehmen unter Einsatz seines Lebens zur Wehr zu setzen“<sup>104</sup>. Wenn Thomas in einer zusätzlichen, nach 1945 abgefaßten Stellungnahme glauben machen will, er habe an der Auf-

99 Birkenfeld, S. 9.

100 Historische Zeitschrift, 1965, Bd. 201, S. 508 ff.

101 Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1964, S. 1089 f.

102 Eichholtz, Kriegswirtschaft Bd. 1, S. 40, 110, 113, 385.

103 Thomas, Georg: Geschichte der deutschen Wehr- und Rüstungswirtschaft (1918—1943/45), hrsg. von W. Birkenfeld. Boldt-Verlag, Boppard 1966 (XV, 552 S., kart., 38,— DM).

104 Thomas, Einleitung, S. 1.

rüstung nur mitgearbeitet, weil er „auf dem Standpunkt stand, daß ein wehrloses Deutschland inmitten der hochgerüsteten Staaten eine Unmöglichkeit darstellte und eine Gefahr für die Erhaltung des Friedens war“, so gibt Birkenfeld diese fadenscheinige Schutzbehauptung seinem Leser ungeniert als historische Wahrheit weiter<sup>105</sup>. Thomas hatte gegen das Konzept der Blitzkriege immer wieder Bedenken geltend gemacht; zum Zeitpunkt, da er sein Manuskript abfaßte (1943), lag das Scheitern der Blitzkriegsstrategie auf der Hand, und er konnte allenthalben betonen, wie berechtigt seine Warnungen doch gewesen seien. Birkenfeld benutzt diesen Punkt, um Thomas zum Gegner des Faschismus zu erklären, obgleich sich aus dessen Schrift deutlich ergibt, daß dieser keinesfalls gegen einen Angriffskrieg, sondern nur gegen einen schlecht vorbereiteten und notwendig zum Scheitern verurteilten Angriffskrieg eintrat. So abwegig der Gedanke ist, aus Thomas einen Mann zu machen, dem es um die Erhaltung des Friedens gegangen wäre, so schwer fällt es anzunehmen, daß Birkenfeld nicht die tatsächliche Einstellung von Thomas teilt; gemeinsam scheint ihnen nicht eine Verurteilung des Krieges, sondern nur die Enttäuschung, daß der größte Raubzug dieses Jahrhunderts mißlang. Selbst westdeutsche Rezensenten meldeten gegenüber den Birkenfeldschen Lobgesängen auf den „Widerstandskämpfer“ Thomas Bedenken an<sup>106</sup>.

Weder die Konzeption von Schweitzer und Petzina noch die von Treue und Birkenfeld werden auf Dauer ihr gemeinsames Ziel erreichen können, nämlich die Geschichte der Wirtschaft im Faschismus als ein beklagenswertes Kapitel der Unterdrückung der herrschenden Klasse durch ihr Instrument und ihren Partner, den faschistischen Staat, erscheinen zu lassen. Jede Veröffentlichung zu diesem Thema durch Historiker der DDR ist eine Kritik dieser Konzeptionen, und keine noch so geschickte Modifizierung ihrer Thesen hat die westdeutschen Historiker in die Lage versetzt, diese Kritik zu widerlegen. Daher bleibt eine Vielzahl von Publikationen aus der DDR bis heute in der Bundesrepublik ohne Resonanz; man schweigt, weil man nichts zu entgegnen hat. Als Beispiele der hier ignorierten Arbeiten seien nur erwähnt diejenigen über den großindustriellen „Freundeskreis Himmler“<sup>107</sup>, über die Zusammenarbeit von Flick mit den Nazis<sup>108</sup>, über die Kooperation von Flick mit der Gestapo<sup>109</sup>, über die Einrich-

105 Thomas, Einleitung, S. 7.

106 R. Kühnl in: Neue Politische Literatur, 1970, S. 30 f. und L. Burhardt in: Historische Zeitschrift 1969, Bd. 208, S. 163 ff.

107 K. Drobisch: Der Freundeskreis Himmler. Ein Beispiel für die Unterordnung der Nazipartei und des faschistischen Staatsapparates durch die Finanzoligarchie. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1960, S. 304 ff.

108 K. Drobisch: Flick und die Nazis. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1966, S. 379 ff.

109 K. Drobisch: Dokumente zur direkten Zusammenarbeit zwischen Flick-Konzern und Gestapo bei der Unterdrückung der Arbeiter. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 1963, Teil 3, S. 211 ff.

tung des Wehrwirtschaftsführerkorps<sup>110</sup>, über die innerbetriebliche Militarisierung der Wirtschaft<sup>111</sup> und über die außen- und wirtschaftspolitischen Aktivitäten der IG-Farben in Südosteuropa<sup>112</sup>. Gelegentliche pauschale Polemiken gegen Periodika wie das Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte<sup>113</sup>, in denen diese Arbeiten überwiegend erschienen, sind Ersatz für die fehlende wissenschaftliche Widerlegung.

Von besonderem Interesse sind die Kriegsziele des deutschen Imperialismus, die in der westdeutschen Geschichtsschreibung in der Regel als Hitlers höchstpersönliche Ideen auftauchen, angeblich nur aus dessen Rassenwahn und politischem Wunschdenken ableitbar sind und letztlich niemandem als ihm selbst bekannt gewesen sein sollen. Typisch für diese Betrachtungsweise ist Gruchmanns Arbeit über die nationalsozialistische Großraumordnung<sup>114</sup>. Entscheidende Quelle Gruchmanns ist Hitlers „Mein Kampf“. Die Autorität dieser Quelle wird nicht in Frage gestellt; der Verfasser stellt keine Überlegungen darüber an, welche wirtschaftlichen und politischen Konzeptionen des deutschen Imperialismus in diesem Buch ihren demagogischen Niederschlag fanden; er sucht keine Dokumente, die diese Konzeptionen klarer noch enthalten und andere Verfasser haben. Bei ihm und seinesgleichen „spielen die Monopole und ihre Kriegsziele und Expansionsprogramme überhaupt keine Rolle. Wenn bei ihm und anderen von ‚Imperialismus‘ und ‚imperialistisch‘ die Rede ist, dann werden darunter keineswegs die realen Klasseninteressen des Monopolkapitals verstanden . . . Titel wie der der Arbeit von Günter Moltmanns ‚Weltherrschaftsideen Hitlers‘<sup>115</sup> verraten schon die programmatische Gleichförmigkeit, mit der in dieser Literatur die Kriegszielformulierung allein Hitler zugeschrieben wird“<sup>116</sup>. So liest man bei Jacobsen: „Hitlers Politik hat in Theorie und Praxis

110 K. Drobisch: Dokumente über Vorgeschichte und Charakter des faschistischen Wehrwirtschaftsführerkorps. In: Zeitschrift für Militärgeschichte, 1966, S. 321 ff.

111 K. Drobisch: Der Werkschutz — betriebliches Terrororgan im faschistischen Deutschland. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 1965, Teil 4, S. 217 ff.

112 H. Radandt: Berichte der Volkswirtschaftlichen Abteilung der IG-Farbenindustrie über Südosteuropa. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 1966, Teil 4, S. 289 ff.; ders.: Die IG-Farbenindustrie und Südosteuropa bis 1938. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 1966, Teil 3, S. 146 ff.; ders.: Die IG-Farbenindustrie in Südosteuropa 1938 bis zum Ende des zweiten Weltkrieges. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 1967, Teil 1, S. 77 ff.

113 Raupach in: Historische Zeitschrift, 1966, Bd. 202, S. 91 ff. und Schröpfer in: Historische Zeitschrift, 1967, Bd. 204, S. 610 f.

114 L. Gruchmann: Nationalsozialistische Großraumordnung. Die Konstruktion einer „deutschen Monroe-Doktrin“. Stuttgart 1962.

115 G. Moltmann: Weltherrschaftsideen Hitlers. In: Europa und Übersee. Festschrift für Egmont Zechlin. Hamburg 1961, S. 197 ff.

116 Anatomie des Krieges, S. 21. Siehe auch Eichholtz, Kriegswirtschaft Bd. 1, S. 146 f.

verdeutlicht, daß es ihm weder allein um die Hegemonie ging noch um den Aufbau eines Großwirtschaftsraumes, sondern in erster Linie um die *völlige rassische Neugestaltung Europas im Sinne seiner Dogmen* . . .<sup>117</sup>. Auch bei ihm „existieren als historisch relevant im Prinzip nur einsame Beschlüsse Hitlers, die sich nach seiner Auffassung höchstens darstellen, nicht aber rational erfassen und damit wissenschaftlich erklären lassen. Zumal, wie er behauptet, Hitler niemals von einem umfassenden ‚Gesamtkriegsplan‘ ausgegangen sei und dazu noch seine Umgebung stets weitgehend im unklaren über seine ‚wirklichen‘ Pläne gelassen habe“<sup>118</sup>. „Andreas Hillgruber, dem man nicht vorwerfen kann, er besitze keine Kenntnis der einschlägigen Dokumente, endet mit seiner Beweisführung . . . ebenfalls bei der Person Hitlers. Er erwähnt z. B. die Kriegszielenkschriften des Auswärtigen Amtes und der Seekriegsleitung, und er nennt sogar die ‚Friedensplanung‘ des IG-Farben-Konzerns, aber nur, um sie als bedeutungslose ‚Alternativprogramme‘ gegenüber Hitlers Zielen oder als ‚hastige Improvisationen‘ abzutun“<sup>119</sup>. Wo die Untersuchungen westdeutscher Historiker Erkenntnismöglichkeiten zum Komplex der Kriegsursachen und Kriegsziele bieten, sind sie sehr begrenzt, wie im Falle der zahlreichen Untersuchungen zur diplomatischen Vorgeschichte des Krieges.

Demgegenüber führen marxistische Historiker den zweiten Weltkrieg auf „das Wirken der allgemeinen Gesetze des Kapitalismus im Innern dieser Gesellschaftsordnung“<sup>120</sup> zurück. Im Ergebnis des ersten Weltkrieges habe sich ein System neuer Widersprüche zwischen den Siegermächten und den Besiegten, zwischen den Siegermächten selbst sowie zwischen den Großmächten und den kleineren kapitalistischen Staaten entwickelt. Infolge des Wirkens der Gesetze der ungleichmäßigen, sprunghaften ökonomischen und politischen Entwicklung der imperialistischen Mächte habe sich in der Zeit zwischen den Kriegen eine Polarisierung zweier imperialistischer Machtblöcke herausgebildet, der eine unter Führung Englands, das wesentlich auf Erhaltung seiner Machtposition bedacht gewesen sei, der andere unter Führung Deutschlands, das niemals die Ergebnisse des ersten Weltkrieges als endgültig habe hinnehmen wollen. Die deutsche Monopolbourgeoisie habe zu keinem Zeitpunkt den wiedergeschaffenen polnischen und den tschechoslowakischen Staat, den

117 H.-A. Jacobsen: Zur Konzeption einer Geschichte des zweiten Weltkrieges 1939—1945. Frankfurt 1964, S. 25.

118 Anatomie des Krieges, S. 21. Siehe auch G. Hass: Zu Hans-Adolf Jacobsens Konzeption einer Geschichte des zweiten Weltkrieges. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1965, S. 1148 ff. sowie die Rezension von O. Groebler in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1964, S. 1046 ff.

119 Anatomie des Krieges, S. 22. Die Ausführungen beziehen sich auf A. Hillgruber: Hitlers Strategie, Politik und Kriegsführung 1940—1941. Frankfurt 1965, S. 18 f., 72 ff., 242 ff., 531 f. und 569.

120 D. Eichholtz/G. Hass: Zu den Ursachen des zweiten Weltkrieges und den Kriegszielen des deutschen Imperialismus. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1967, S. 1149.

Verlust Elsaß-Lothringens und der Kolonien akzeptiert. Die internationale Lage und die Position aller kapitalistischen Staaten sei weiterhin kompliziert worden durch die Sozialistische Oktoberrevolution, mit der der Kapitalismus aufgehört hatte, ein die ganze Welt umfassendes sozialökonomisches System zu sein; seither sei die Dialektik der imperialistischen Widersprüche wesentlich vom Gegensatz zwischen Kapitalismus und Sozialismus bestimmt gewesen. Die Verstärkung der Tendenzen zum Zusammenschluß aller imperialistischen Mächte gegen die UdSSR habe zu den Interventionsplänen der zwanziger Jahre, zur Wiederaufrüstung Deutschlands mit Hilfe der Westmächte und später zur Münchener Politik geführt. Der Kampf der Westmächte um die Erhaltung ihrer Vorherrschaft in der Welt auf der einen und das Streben des deutschen Imperialismus nach einer Neuaufteilung der Welt zu seinen Gunsten auf der anderen Seite sei, vor dem Hintergrund des Hauptgegensatzes zwischen dem Sozialismus und Kapitalismus, zur letztlich entscheidenden Kriegsursache geworden<sup>121</sup>.

All die kaum faßbaren Ideen, die Hitler gehabt hat oder die ihm von den westdeutschen Historikern, rückwärts gewandten Astrologen gleichend, untergeschoben werden, erweisen sich als sekundär angesichts des „unermesslichen Papierberges von Denkschriften, Plänen, Wunschprogrammen und -materialien“, in denen mit „grausigem strategischem Scharfsinn“ die Pläne der Monopole zur „Neuordnung des europäischen Großwirtschaftsraumes“, zur gewaltsamen Veränderung des Kräftegleichgewichtes in der Welt niedergelegt sind<sup>122</sup>. Von den wichtigsten Planungen seien erwähnt die der IG-Farben, des Zeiss-Konzerns, der Metallindustrie<sup>123</sup>. Am weitesten greifen die IG-Farben. Ihr Konzept von 1940 betrachtet Europa bereits als vollkommen und endgültig militärisch besiegt; an der schließlichen Weltmachtposition des faschistischen Deutschland scheint für die IG-Farben kein Zweifel mehr bestanden zu haben. Nachdem sie in ihrem von Regierungskreisen hochgelobten Papier die gesamte Chemiewirtschaft Europas als Beute sich selbst zugesprochen hatte, notierte sie für das Reichswirtschaftsministerium: „Zweifellos wird man nicht an den Verhältnissen, wie sie beim Ausbruch des Weltkrieges bestanden, wieder anknüpfen und nicht die wirtschaftliche Entwicklung, die sich in den einzelnen Ländern bzw. Gebieten in den letzten zwanzig Jahren zu Lasten Deutschlands vollzogen hat, auf den ursprüng-

121 Eichholtz/Hass, Ursachen, S. 1149 ff.

122 Eichholtz, Kriegswirtschaft Bd. 1, S. 162 ff.

123 D. Eichholtz: Die IG-Farben-„Friedensplanung“. Schlüsseldokumente der faschistischen „Neuordnung des europäischen Großraums“. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 1966, Teil 3, S. 271 ff.; W. Schumann: Das Kriegsprogramm des Zeiss-Konzerns. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1963, S. 701 ff.; ders.: Die faschistische „Neuordnung“ Europas nach den Plänen des deutschen Monopolkapitals. Programme der Metallindustrie, des Metallerz-Kohlenbergbaus im Jahre 1940. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1971, S. 224 ff.; weitere Dokumente bei Eichholtz, Kriegswirtschaft Bd. 1, Anhang sowie in: Anatomie des Krieges, passim.

lichen Zustand zurückführen können. In gewissem Umfang wird nun einmal die Verschlechterung der deutschen Positionen gegenüber 1914 als nicht mehr gutzumachen hingenommen werden müssen. Um so berechtigter mag es erscheinen, bei der Planung einer europäischen Großraumwirtschaft der deutschen Chemie wieder eine führende und eine Stellung zuzudenken, die ihrem technischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Rang entspricht. Von entscheidendem Einfluß auf alle Planungen für den europäischen Raum wird aber die Notwendigkeit sein, eine zielbewußte und schlagkräftige Führung der zwangsläufigen Auseinandersetzung mit den sich heute schon abzeichnenden außereuropäischen Großraumwirtschaften zu sichern.

Um eine erfolgreiche Behauptung der großdeutschen bzw. europäisch-kontinentalen Chemie in dieser Auseinandersetzung zu gewährleisten, ist es ein dringendes Erfordernis, die Kräfte klar zu erkennen, die auf dem Weltmarkt nach dem Krieg ausschlaggebend sein werden. Ihre Bedeutung ist im folgenden kurz skizziert:

1. Das Schwergewicht der Auseinandersetzung um eine Neuordnung des Weltmarktes wird im Verhältnis zu den *nordamerikanischen Konzernen* ruhen . . . Im Vordergrund steht dabei der lateinamerikanische Markt . . . Das zweite Hauptfeld der Auseinandersetzung mit den USA werden die Länder des Fernen Ostens, einschließlich des heutigen Britisch-Indien und Niederländisch-Indien, sein.

2. Die Auseinandersetzung mit den Amerikanern im Fernen Osten wird ihre besondere Note dadurch erhalten, daß sich auf gleichem Raum die Entscheidung um die Frage abspielen wird, inwieweit sich die europäische Position im Fernen Osten gegenüber *Japan* aufrecht erhalten läßt . . . Auf längere Sicht hin muß aber wohl damit gerechnet werden, daß der stärkere Druck auf die europäischen Wirtschaftsinteressen im Fernen Osten von Japan — vielleicht auch in Verbindung mit den Auswirkungen einer neuen Industrialisierungsperiode in China — und weniger von den USA kommen wird . . .

3. Zu dem Problem der *italienischen Chemiewirtschaft* kann im Augenblick noch nicht eingehender Stellung genommen werden . . ., muß aber schon heute betont werden, daß bei dem allgemeinen deutsch-italienischen Verhältnis, wie es für die Zeit bei Kriegsende vorausgesetzt werden muß, schwerlich mit Italien auf der Basis des status quo aus der Zeit vor Kriegsausbruch verhandelt werden können . . .

4. Eine ähnliche Sonderstellung ist auch für *Rußland* ins Auge gefaßt, welches in diesem Zusammenhang erwähnt werden muß als ein Faktor, der unter gleichbleibenden politischen Verhältnissen die Auseinandersetzung der europäischen Chemie mit den übrigen Großräumen zu beeinflussen und zu stören geeignet ist“<sup>124</sup>.

124 zit. nach Eichholtz, Kriegswirtschaft, Bd. 1, S. 173 f. Siehe auch „Wege zur Entbolschewisierung und Entrussung des Ostraums“. Empfehlungen des IG-Farben-Konzerns für Hitler im Frühjahr 1943. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, Teil 2, S. 13 ff.

Untersucht man die Gründe des ersten Weltkrieges, die Reaktion der deutschen Monopolbourgeoisie auf die Niederlage 1918, ihre Vorbereitung und Durchführung des zweiten Weltkrieges und schließlich die Politik der Bundesrepublik nach 1945 im Zusammenhang, so wird man die Bedeutung von Dokumenten wie dem hier zitierten nicht unterschätzen; ihnen kommt wegen der Kontinuität der Ziele des deutschen Imperialismus „nicht nur wissenschaftliche, sondern auch höchst aktuelle politische Bedeutung“ zu<sup>125</sup>. Sie geht aus dem beharrlichen Verschweigen dieser Dokumente in der westdeutschen Geschichtsschreibung ebenso klar hervor wie aus ihrer ständigen Betonung durch Historiker der DDR.

Als das Scheitern der Blitzkriegsstrategie 1941 klar zu Tage trat, als sich die deutschen Monopole auf einen lang dauernden Krieg einstellen mußten, verwirklichten sie unter dem Druck der sich für sie verschlechternden Lage einen schon in den Jahren zuvor gelegentlich diskutierten Plan. Sie schufen eine Zentrale für die Rüstungswirtschaft, bauten sie Schritt um Schritt aus, bis ihr gegen Ende des Krieges nahezu alle Gebiete der Wirtschaft unterstellt waren. Die Gründung des Reichsministeriums für Bewaffnung und Munition war ein wichtiger Schritt auf dem Weg in den totalen Krieg. Ein englischer Historiker, Milward, unternahm es als erster, das Ministerium im allgemeinen und seine beiden Minister, Todt und Speer, im besonderen zu loben für ihre Tüchtigkeit und westdeutschen Historikern vorzuzexerzieren, wie man Kriegsverbrechern Kränze flicht<sup>126</sup>. Seine Arbeit über die deutsche Kriegswirtschaft als historische Untersuchung zu bezeichnen, geht kaum an, denn von einer solchen müßte man erwarten, daß sie wenigstens grob umreißt, was dieser Krieg bedeutete, in wessen Interesse er geführt wurde und auf wessen Kosten. Milward hält sich bei solchen Punkten nicht auf. Sein Augenmerk konzentriert sich völlig auf die Personen Speer und Todt; hinter der Laudatio auf diese beiden Exponenten, ihre ungemeine Tüchtigkeit, Energie usw., verschwindet das System, welches sie repräsentierten, völlig. Der Verfasser verliert über weite Strecken die Distanz zu den Denkschemata der von ihm glorifizierten Minister; was sie einst als Erfolge ihrer Tätigkeit buchten, vermerkt auch Milward als lobenswert. Die Opfer des von ihnen gelenkten totalen Krieges tauchen bei Milward kaum anders denn als Rekordziffern auf. Von Speer heißt es, er „entwickelte als Verwaltungsmann weit größere Fähigkeiten als als Architekt. Er erwies sich auch politisch als sehr geschickt. Es gelang ihm, weit erfahrenere Politiker zu überspielen. Und er vermochte es auch, gleichsam als Außenstehender, den Machtkampf, an dem er selbst beteiligt gewesen war, zu überschauen und die verschiedenen Motive der Beteiligten zu erläutern. Seine Spekulationen über das Wesen des Nationalsozialismus sind für

125 Eichholtz/Hass: Ursachen, S. 1148.

126 Milward, Alan S.: Die deutsche Kriegswirtschaft 1939—1945. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1966 (183 S., Kart., 9,80 DM). Ders.: Fritz Todt als Minister für Bewaffnung und Munition. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 1966, S. 40 ff.

den Historiker von großem Interesse, wenngleich einige der beigebrachten Zeugnisse der Selbstrechtfertigung dienen. Wenn er eitel war, so hatte er zweifellos Grund zur Eitelkeit. Was immer die Maßstäbe sein mögen, er war ein sehr fähiger, intelligenter und tapferer Mann“<sup>127</sup>. Die Maßstäbe derer, die durch die Maßnahmen fähiger Männer wie Speer umkamen, sind einem Milward unbekannt.

Kaum anders stellt sich das Ministerium Speer für G. Janssen dar<sup>128</sup>. „Von skrupulösen Fragen nach dem Charakter des Krieges, nach den Kriegszielen des deutschen Imperialismus usw. fühlt sich der Vf. nicht geplagt; vielmehr geht er ‚von Albert Speer aus, ohne Probleme wirtschaftswissenschaftlicher Art zu erörtern‘ (S. 9), und gelangt von dieser personalistisch-idealistischen Grundposition aus zu einer handfesten Apologie wirtschaftspolitischer und kriegswirtschaftlicher ‚Leistungen‘ des seinerzeit führenden Faschisten und Kriegsverbrechers Speer und seines Ministeriums. Der staatsmonopolistische Mechanismus in der Kriegswirtschaft, insbesondere die öffentliche Regulierung immer umfassenderer Bereiche der Rüstung durch unmittelbare Vertreter der führenden Monopole, wird grob verkannt als bloßes Instrument Speers und als dessen ‚Zuckerbrot‘ für die Industrie. Janssen verwendet für dieses Kernstück des kriegswirtschaftlichen Regulierungs- und Herrschaftssystems stereotyp den faschistischen Terminus der ‚Selbstverantwortung der Industrie‘. Er billigt dem System Bedeutung nur für das Gebiet der Rüstungsproduktion zu, hier habe sie ‚die letzte Insel einer gewissen Freizügigkeit im totalitären Staat‘ dargestellt (S. 166)“<sup>129</sup>.

W. A. Boelcke hat die Konferenzen zwischen Speer und Hitler ediert<sup>130</sup>. Eine wissenschaftliche Edition der „Besprechungspunkte“, die Speer und seine Mitarbeiter während ihrer Beratungen mit Hitler aufzeichneten, wäre zu begrüßen gewesen, doch Boelckes „Publikation ist keine wissenschaftliche Quellenedition. Um ein möglichst gut verkaufbares Buch zu machen, hat B. die ihm wohlbekannten Grundsätze einer exakten, sauberen Edition über Bord gehen lassen. Sieben engbedruckte Seiten braucht er allein für die Aufzählung der von ihm willkürlich ausgelassenen Besprechungspunkte, die er an anderen Stellen der Dokumentation, mitunter auch an Ort und Stelle, in eigene ‚Anmerkungen‘ umgearbeitet hat. Diese Anmerkungen im Kleindruck machen schätzungsweise die reichliche Hälfte des ganzen Buchtextes aus“<sup>131</sup>. Eichholtz hat im einzelnen untersucht, wozu diese editorische Praxis dient. Einmal entlastet sie Speer selbst scheinbar

127 Milward, Kriegswirtschaft, S. 69 f.

128 G. Janssen: Das Ministerium Speer. Deutschlands Rüstung im Krieg. Frankfurt und Berlin 1968.

129 Rezension von Eichholtz in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1969, S. 1622.

130 Deutschlands Rüstung im zweiten Weltkrieg. Hitlers Konferenzen mit Albert Speer 1942—1945. Hrsg. und eingel. von W. A. Boelcke. Frankfurt 1969.

131 Rezension von Eichholtz in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1970, S. 1082.



von der Verantwortung für bestimmte Maßnahmen im Rahmen der Zwangsarbeit von Ausländern und KZ-Häftlingen. Dann verschwinden dank der Boelckeschen Eingriffe aus den Protokollen die Namen derer, mit denen die einzelnen Punkte besprochen werden sollten oder die für sie verantwortlich zeichneten. Die Tätigkeit von rund 10 000 Männern aus der Industrie im Ministerium oder für das Ministerium Speer hatte in den Besprechungsprotokollen durchaus ihren Niederschlag gefunden, aber die Edition verrät nichts mehr von ihr. „Für den Historiker ist die Dokumentation wertlos. Ihm bleibt nichts anderes übrig, als zum Original zurückzugehen. Der weitere Leserkreis hingegen, auf den spekuliert wird, kann durch die Einleitung und durch die massiv faschistische Quelle nur in einem ganz eindeutigen Sinn manipuliert werden“<sup>132</sup>. Von westlichen Rezensenten hat lediglich A. Wagner einige recht milde Bedenken gegen Boelckes Edition lautwerden lassen, zum Kern der Sache kommt er allerdings nicht<sup>133</sup>. Bracher schätzt die Edition positiv ein<sup>134</sup>, Treue wird aus einsichtigen Gründen enthusiastisch<sup>135</sup>.

Die Entstehung und Arbeitsweise des Ministeriums Speer ist von den Historikern der DDR noch nicht völlig erforscht. Das ist insofern bedauerlich, als es kaum eine zweite Phase in der deutschen Geschichte gibt, in der der unmittelbare Einfluß der Monopole auf den Staat, die direkte Leitung der Staatsgeschäfte durch das Kapital, krasser zu Tage getreten wäre. Neue Gesichtspunkte und noch unbekanntes Materialien zu diesem Komplex sind von den demnächst erscheinenden Bänden der „Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft“ von D. Eichholtz zu erwarten. Aber schon die bisher veröffentlichten Dokumente<sup>136</sup> und Untersuchungen<sup>137</sup> belegen, daß die Zentralisierung der gesamten Kriegswirtschaft, insbesondere die Schaffung des Ministeriums für Bewaffnung und Munition, welches allmählich die Kompetenzen aller anderen mit der Rüstung befaßten Instanzen — Reichswirtschaftsministerium, Reichsarbeitsministerium, Instanzen des Amtes für den Vierjahresplan, Wehrwirtschafts- und Rüstungsamt beim Oberkommando der Wehrmacht — an sich riß, auf die Initiative der Großindustrie zurückging, und daß diese Zentralisierung aller Kriegsanstrengungen mit einer nahezu vollkommenen Verschmelzung staatlicher und privatwirtschaftlicher Macht einherging. Die von den Monopolen neu geschaffenen und dem Ministerium Speer zugeordneten Instanzen waren von ihren eigenen Leuten besetzt; sie entschieden in allen wesentlichen Fragen wie Auftragserteilung, Preisfestsetzung, Rohstoffzuteilung, Planziffern,

132 Ebenda, S. 1083.

133 In: *International Affairs*, Vol. 47, 1971, S. 100 ff.

134 K.-D. Bracher: Die Speer-Legende. In: *Neue Politische Literatur*, 1970, S. 429.

135 W. Treue in: *Die Zeit*, 31. Oktober 1969.

136 *Anatomie des Krieges*, Dok. 71, 111, 114, 115, 116, 117, 119, 145, 188, 196, 204, 207, 247.

137 W. Bleyer: Die Reichsgruppe Industrie und der „totale Krieg“. In: *Monopole und Staat in Deutschland*, S. 183 ff.

Organisation der Sklavenarbeit. Die von Speer in Nürnberg gemachte Angabe, daß in seinem Ministerium weniger als 300 Beamte, aber Tausende von Industriellen gearbeitet hätten, wirft ein Licht auf die Intensität, mit der sich die Monopole, als ihre Lage von Kriegsjahr zu Kriegsjahr kritischer wurde, der Leitung ihres Staates selber annahmen. Es heißt die Dinge auf den Kopf stellen, wenn man wie Janssen von der „letzten Insel einer gewissen Freizügigkeit im totalitären Staat“<sup>138</sup> spricht oder wie W. Throm in einem Nachruf auf Zangen, eine der wichtigsten Figuren der faschistischen Kriegswirtschaft, schreibt, er habe als Leiter der Reichsgruppe Industrie „in der Hoffnung, Schlimmeres verhüten zu können, mutig, wenn auch ‚manchmal verzweifelt über soviel Arroganz, Dummheit und Bürokratie‘, die Selbstverwaltung der Wirtschaft gegen Partei, Behörden und Arbeitsfront verteidigt . . .“<sup>139</sup>.

Die Ausbeutung von Millionen ausländischer Zwangsarbeiter in der deutschen Kriegswirtschaft war in Nürnberg in vielen Prozessen Gegenstand der Anklage; in diesem Punkte kam es auch zu einigen Verurteilungen. Die westdeutsche Geschichtsschreibung hat sich um dieses Kapitel nicht sonderlich bemüht, da es kaum möglich erscheint, die Brutalität des Sklavenarbeitsprogrammes zu leugnen oder zu verschleiern, für wen die Zwangsarbeit geleistet wurde. Pfahmann versucht es dennoch. Seine Darstellung<sup>140</sup> geht von der Fiktion aus, die Ausbeutung der Zwangsarbeiter sei allein dem faschistischen Staat zuzuschreiben. Fragen des Arbeitseinsatzes seien zum wesentlichen Bestandteil der allgemeinen Staatspolitik spätestens mit Beginn des Krieges geworden. „In einer vom Staat gelenkten Wirtschaft konnte es ein freies Spiel der Kräfte im allgemeinen Arbeitseinsatz nicht mehr geben“<sup>141</sup>. Konsequenter vermeidet er, der Frage nachzugehen, wer denn von den staatlichen Stellen Zwangsarbeiter verlangt hat, wer hinter dem System der Zwangsrekrutierungen von Arbeitskräften stand, wer seine ständige „Verbesserung“ forderte und durchsetzte. Und ebenso konsequent bagatellisiert er die Bedingungen, unter denen die Ausländer zu arbeiten hatten; in diesen Kapiteln leistet der Verfasser Erstaunliches an Quellenuntersuchung und -verdrehung. Nachdem er den faschistischen Staatsapparat allein verantwortlich gemacht und alles als halb so schlimm hingestellt hat, schildert er die Einzelheiten der Zwangsrekrutierungen usw. in einer Manier, die ihn als grundsätzlichen Befürworter des Sklavenarbeitsprogrammes erscheinen läßt. „Das Auswärtige Amt wies die Leiter der deutschen diplomatischen und konsularischen Vertretungen im Ausland an, die Beauftragten des GBA (Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz) weitgehend

138 Janssen, Speer, S. 166.

139 Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29. November 1971. Das Zitat im Zitat ist eine Äußerung von Zangen.

140 Pfahmann, Hans: Fremdarbeiter und Kriegsgefangene in der deutschen Kriegswirtschaft 1939—1945. Verlag Wehr und Wissen, Darmstadt 1968 (238 S., kart., 24,80 DM).

141 Pfahmann, S. 14.

bei ihrer Arbeit zu unterstützen und im Rahmen der bestehenden politischen Möglichkeiten insbesondere dafür zu sorgen, daß diese Beauftragten ihre Aufgabe frei von unbegründeten Hemmungen . . . durchführen konnten“<sup>142</sup>. „Alle beteiligten Stellen hatten dafür Sorge zu tragen, daß die Arbeitskräfte höchst sparsam und verbunden mit höchstmöglicher Arbeitsleistung beschäftigt wurden“<sup>143</sup>. Diese Ausdrucksweise ist die der faschistischen Verwaltungsstellen selbst. Pfahlmann legt keinen Wert darauf, deutlich zu machen, wo er faschistische Quellen ihrem Inhalt nach wiedergibt und wo seine eigenen Darlegungen beginnen; seine „Untersuchung“ liest sich über weite Strecken wie ein Bericht aus einer Dienststelle des Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz.

Neben Pfahlmann hat sich vor allem Kannapin in seiner im Industrieverlag erschienenen Arbeit „Wirtschaft unter Zwang“ mit der Sklavenarbeit in der Kriegswirtschaft befaßt<sup>144</sup>. Bevor er zum Thema seiner Arbeit kommt, stellt er klar, daß Stalin in allen Punkten der Lehrherr Hitlers gewesen sei<sup>145</sup>, daß der Nationalsozialismus also lediglich als besonders bösartiger Auswuchs des Sozialismus verstanden werden könne. Der zweite Weltkrieg „war im eigentlichen Sinne ein Krieg der Diktatoren Hitler und Stalin“<sup>146</sup>; wie es zum Krieg zwischen Lehrer und Schüler kam, teilt Kannapin nicht mit, jedenfalls weiß er zu melden, daß Wirtschaft und Wehrmacht vor dem Krieg gewarnt hätten<sup>147</sup>. Die von Hitler in den Krieg gezwungene Wirtschaft habe kein Interesse gehabt, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge in ihren Betrieben zu beschäftigen; ausgerechnet Krupp und Krauch werden als Beispiele für den Widerstand genannt, den die Industrie der vom Staat angeordneten Zwangsarbeit entgegengesetzt habe. Am Ende des Buches stehen die Industriellen geradezu als Zentrum der Opposition gegen Hitler da; daß man sie in Nürnberg vor Gericht stellte, erscheint unfäßlich. „In offensichtlicher Unkenntnis über die Wesensmerkmale einer Diktatur wurden nach 1945 gegen deutsche Industrielle Prozesse geführt, die nur zum Ziel hatten, jene Männer nach Ausnahmegesetzen zu bestrafen, die Symbole einstiger deutscher Wirtschaftsmacht waren. Krupp, Flick, Röchling, unzählige Direktoren und führende Wirtschaftler marschierten vor die Tribunale der Sieger und anschließend in die Gefängnisse; sie büßten für Taten, die sie nicht begangen hatten“<sup>148</sup>. Das Buch von Kannapin, „ein Beispiel unsäglicher wissenschaftlicher, moralischer und stilistischer Verkommenheit“<sup>149</sup>, wäre nicht geschrieben worden, hätten nicht marxistische Historiker die Sklavenarbeitsprogramme

142 Pfahlmann, S. 19.

143 Pfahlmann, S. 19.

144 Kannapin, Hans-Eckardt: *Wirtschaft unter Zwang*. Verlag Deutsches Industrieinstitut, Köln 1966 (XV, 334 S., Ln., 19,80 DM).

145 Kannapin, S. XIII, S. 23 ff.

146 Kannapin, S. XI.

147 Kannapin, S. XI.

148 Kannapin, S. 241.

149 *Anatomie des Krieges*, S. 28.

der Monopole mehrfach untersucht und die Anklagen von Nürnberg immer wieder als begründet bewiesen. Zweifellos wäre es der westdeutschen Industrie am liebsten, wenn das Thema in Vergessenheit geriete, aber „im Hinblick auf die Tendenz und Zielsetzung sowjetischer und sowjetzonaler Kritik erschien es angemessen“<sup>150</sup>, eine Verteidigung zu versuchen. Arglose Leser in der Bundesrepublik könnten sonst den Tendenzschriften aus der „Sowjetzone“ Glauben schenken.

Machwerke wie das von Kannapin werden freilich auf Dauer nicht verhindern können, daß die Untersuchungen von DDR-Autoren wie Seeber, Frühholz, Puchert, Drobisch und Eichholtz<sup>151</sup> über die Zwangsarbeit ernst genommen werden. Sie belegen die direkte Verantwortung der Monopole für die Sklavenarbeit.

In der letzten Zeit haben vor allem drei Arbeiten von Historikern aus der DDR in der Bundesrepublik einiges Aufsehen erregt, und zwar die „Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft“ von Eichholtz, der Dokumentenband „Anatomie des Krieges“ und Czichons Untersuchung über Abs und die Deutsche Bank. Sie stifteten zunächst bei den Historikern Verwirrung; die Reaktionen reichten von wütender Ablehnung bis zu ungewohnt günstigen, wenn auch nie vorbehaltlosen Bewertungen. In jedem Fall gingen sie weit über das Maß an Aufmerksamkeit hinaus, welches man bislang Publikationen aus der DDR hatte zukommen lassen. Neu war vor allem, daß die Arbeiten nicht nur in historischen und politischen Fachzeitschriften, sondern auch in Tageszeitungen breit diskutiert wurden.

Zwei Faktoren spielen bei diesem starken Echo eine Rolle. Erstens enthalten die genannten Arbeiten in konzentrierter Form die wesentlichen Thesen und Materialien, die von Historikern der DDR nach dem Krieg erarbeitet wurden; sie sind nicht nur Untersuchungen über die Zeit 1933—1945, sondern ihrer Konzeption nach denkbar scharfe Kritik der westdeutschen Geschichtsschreibung. Die westdeutschen Historiker haben dies durchaus begriffen. Zweitens erschienen die Arbeiten zu einem Zeitpunkt, zu dem in der Bundesrepublik eine relativ breite Politisierung stattfand, die die herrschende Klasse einigermaßen beunruhigte. In dieser Politisierung nahm die Faschismuskussion einen breiten Raum ein. So ist es verständlich, daß die Ergebnisse der marxistischen Geschichtswissenschaft sowohl auf heftige Abwehr wie auch auf größtes Interesse stießen.

150 Kannapin, S. XV, S. 223.

151 E. Seeber: Zwangsarbeiter in der faschistischen Kriegswirtschaft. Berlin (DDR) 1964; K. Frühholz: Das System der Zwangsarbeit in den Betrieben der IG Farbenindustrie AG unter den Bedingungen des staatsmonopolistischen Kapitalismus während der Vorbereitung und Durchführung des zweiten Weltkrieges. Phil. Diss. Berlin (DDR) 1964; B. Puchert: Aus der Praxis der IG Farben in Auschwitz-Monowitz: In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 1963, Teil 2, S. 203 ff.; K. Drobisch / D. Eichholtz: Die Zwangsarbeit ausländischer Arbeitskräfte in Deutschland während des zweiten Weltkrieges. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1970, S. 626 ff.

Zur „Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft“ von Eichholtz schrieb J. Dülffer<sup>152</sup>, man müsse wohl von der These des totalitären Herrschaftsapparates des nationalsozialistischen Staates abrücken und zu einer differenzierteren Betrachtung gelangen. „Zu den wichtigsten Vorarbeiten zu diesem Thema“ gehöre das Buch von Eichholtz. Dülffer kann sich zwar keineswegs mit Begriffen wie Imperialismus und Monopol befreunden, auch leuchtet ihm nicht ein, daß die NSDAP Instrument des Großkapitals gewesen ist, und aus alter westdeutscher Historikertradition hält er an der „Eigenständigkeit von Hitlers politischem Ansatz“ fest. Dennoch ist er beeindruckt von den detaillierten Untersuchungen zur Verflechtung von Industrie und Staat sowie den Kriegszielplanungen. „So stellt E.s Buch, dem von westlicher Seite bisher vom Ansatz her nichts Vergleichbares entgegengestellt werden kann, eine Herausforderung zur Auseinandersetzung dar, die ein hitlerzentrisches Bild des ‚Dritten Reiches‘ nicht mehr in dem Maße wie bisher erlaubt.“ Auch Hillgrubers Rezension stellt eine partielle Kapitulation dar. Das Buch von Eichholtz müsse „als Aufforderung dafür genommen werden, diesem in vielen Einzelheiten wertvollen“ — soll heißen, nicht widerlegbaren — „und im ganzen nützlichen, aber wegen der Einzwängung in ein ideologisches Gerüst doch nur mit Vorbehalt aufzunehmenden . . . Band eine in freier Forschung erarbeitete umfassende Darstellung gegenüberzustellen. Daß dazu eine längere Anlaufzeit notwendig sein dürfte, nachdem die DDR-Historiker einen so großen Vorsprung gewonnen haben, ist leider unvermeidlich“<sup>153</sup>. Stegmann spricht von der „falschen These mit hartem Kern“; der Kern scheint ihm hart genug, um der westdeutschen Geschichtsschreibung zu empfehlen, den Band von Eichholtz „als eine Herausforderung zu begreifen, um endlich aus der Kriegs- und Diplomatiegeschichte herauszufinden und zu einer angemessenen Analyse des Problems Staat und Wirtschaft im NS-Staat zu kommen“<sup>154</sup>. Selbst einen so hartgesottenen Apologeten der Monopole wie Treue hat Eichholtz in Verwirrung gebracht. In einer breit angelegten Studie „Zur jüngeren Wirtschaftsgeschichtsschreibung in der DDR über den ‚deutschen Imperialismus‘“<sup>155</sup> betont er zwar, „wie ermüdend und enttäuschend, langweilig und unfruchtbar“ die Lektüre „derartiger Werke“ sei<sup>156</sup>; an anderer Stelle<sup>157</sup> heißt es jedoch: „Eichholtz' Buch ist also keineswegs mit dem Argument abzutun, daß es auf der Grundlage der kommunistischen Ideologie und Geschichtskonstruktion stehe, sondern man wird diesem Buch und dem bald zu erwartenden zweiten Band ein im Sinne unserer Gesellschaftsordnung wissenschaftliches Werk entgegenstellen müssen. Man wird das wirklich mit aller nöti-

152 Neue Politische Literatur, 1971, S. 146 f.

153 Historische Zeitschrift, 1970, Bd. 211, S. 445.

154 Frankfurter Rundschau, 13. August 1970.

155 Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, 14. August 1971.

156 Ebenda, S. 21.

157 Die Zeit, 9. Januar 1970.

gen Selbstkritik tun müssen — oder man akzeptiert die These von der Identität des Dritten Reiches und der Bundesrepublik, die, häufig genug ausgesprochen und noch viel häufiger als Schlußfolgerung nahegelegt, dieses ganz und gar aktuell politische Buch trägt und durchdringt.“

Die „Anatomie des Krieges“ erhielt nicht weniger aufschlußreiche Besprechungen. Hillgruber schreibt, sowohl die Historiker der Bundesrepublik als auch die Historiker der DDR hätten das Verhältnis von Ökonomie und Politik im Faschismus bislang nicht recht geklärt. In der Bundesrepublik habe „Verschweigen und Nicht-zur-Kennntnis-Nehmen“ geherrscht, in der DDR sei man mit „fertigem Rezept“ an die Untersuchung gegangen. „Diese Situation . . . hat sich in der letzten Zeit verändert“, und zwar durch die Publikation der „Anatomie des Krieges“. Hillgruber spricht die Herausgeber zwar nicht völlig von dem Vorwurf frei, sie hätten die Dokumentation nach „fertigem Rezept“ zusammengestellt, aber „die historischen Forschungen und Darstellungen in der Deutschen Demokratischen Republik werden differenzierter. Wenn die westdeutschen Zeitgeschichtsforscher diese Veränderungen ‚drüben‘ nicht genügend beachten, könnte dies schwerwiegende Folgen für ihre Position in der internationalen Forschung haben.“ Das bedeutet, wenn auch verklausuliert und unter pauschaler Disqualifizierung aller früheren DDR-Arbeiten zum Thema, einen Rückzug. „Es kann für die Historiker beider Seiten nur hilfreich sein, wenn sie die fortwährend weiter modifizierten und differenzierten Ergebnisse der zeitgeschichtlichen Forschung in beiden Teilen Deutschlands kritisch zur Kenntnis nehmen.“ Die Hoffnung Hillgrubers auf eine Konvergenz der Systeme auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung wird nicht in Erfüllung gehen; möglich auch, daß Hillgruber an diese Konvergenz nicht glaubt — er müßte wissen, daß die „Anatomie“ der westdeutschen Geschichtsschreibung nicht eine Konzession gemacht hat —, seinen Lesern aber nicht eingestehen will, wie weitgehend die westdeutschen Historiker das Konzept verloren haben<sup>158</sup>. — Hennig<sup>159</sup> bemüht sich nach Kräften, die Beweiskraft der in der „Anatomie“ vorgelegten Dokumente zu zerreden. Er ist sich des Erfolges aber so wenig sicher, daß er nicht mehr an der Totalitarismus-Theorie festzuhalten wagt. Mit der Behauptung, weder von westdeutscher noch von marxistischer Seite sei bisher die Frage nach der sozialen Funktion und dem sozialen Ursprung des Faschismus geklärt worden, tritt er eine Flucht nach vorne an: Aufgabe künftiger Analysen wäre es festzustellen, ob man den Begriff Kapitalismus überhaupt noch verwenden könne, „zu klären wäre ferner, ob die aus der Analyse der liberalen Trennung von Staat und Gesellschaft datierenden Begriffs- und Kategorieninstrumente — und dazu zählt auch das Marxsche Instrumentarium . . . noch taugliche Arbeits- und Ausdrucksmittel darstellen“ usw. Hennigs Forschungsprogramm dokumentiert aufs deutlichste, in welcher

158 Die Zeit, 31. Oktober 1969.

159 E. Hennig: Industrie und Faschismus. Anmerkungen zur sowjet-marxistischen Interpretation. In: Neue Politische Literatur, 1970, S. 432 ff.

Konfusion sich die Ideologen des Kapitals befinden. Unter dem Druck der Forschungen aus der DDR müssen sie zum Zusammenhang zwischen Kapitalismus und Faschismus Stellung beziehen und wissen nicht wie.

Daß Geschichtsschreibung politische Waffe ist, zeigt sich besonders deutlich in der Auseinandersetzung um Czichons Buch „Der Bankier und die Macht — Hermann Josef Abs in der deutschen Politik“<sup>160</sup>. Das Buch verdankt seine Publizität zum großen Teil der Tatsache, daß Abs und die Deutsche Bank versuchten, seine Verbreitung mittels gerichtlicher Schritte zu verhindern. Der Versuch war vergeblich; zwar nahm die westdeutsche Presse in ihrer Prozeßberichterstattung überwiegend gegen Czichon und für Abs Stellung, sie sah sich jedoch genötigt, die Abs bzw. die Deutsche Bank belastenden Behauptungen Czichons, wenn auch nur verzerrt, wiederzugeben. Den Interessen der Deutschen Bank hätte die bis dahin stets übliche Methode des Nicht-zur-Kennntnis-Nehmens sicher mehr genützt. Die durch Czichon in Gang gebrachte öffentliche Diskussion über die Rolle der Banken, speziell der Deutschen Bank, im Faschismus wurde weitergetrieben durch die einige Monate später erschienene Festschrift, die F. Seidenzahl im Auftrag der Deutschen Bank zu deren hundertjährigem Bestehen schrieb<sup>161</sup>. Die selbst bürgerliche Publizisten verblüffende Diskrepanz der Ergebnisse der beiden Autoren hat M. Walser zu einer für westdeutsche Verhältnisse erstaunlichen Rezension angeregt<sup>162</sup>. Der Darstellung Seidenzahls, nach der die Geschichte der Deutschen Bank als hundertjährige Idylle erscheint, in der ehrbare Geschäftsleute, höchst privat und unpolitisch, treu die Gelder ihrer Kunden wahrten und mehrten, stellt Walser immer wieder die von Czichon gesammelten Fakten gegenüber. Walsers Fazit: „Wenn die Deutsche Bank so naiv ist, wie sie sich in diesem Buch (gemeint ist die Festschrift Seidenzahls) gibt, dann müßte sie schleunigst unter wirksame öffentliche Kontrolle gestellt werden. Wenn sie nicht so naiv ist, wie sie sich selbst darstellt, wissen wir, was sie zu verbergen sucht: die Illegitimität ihrer politischen Macht; auch in diesem Fall wäre wirksame öffentliche Kontrolle dringend geboten“<sup>163</sup>. Zu einem ganz ähnlichen Ergebnis war bereits das Büro der Militärregierung für Deutschland auf Grund der von ihm in den Jahren 1945/46 durchgeführten gründlichen Untersuchungen gekommen: „Es wird empfohlen, daß 1. die Deutsche Bank liquidiert wird, 2. die verantwortlichen Beamten der Deutschen Bank angeklagt und als Kriegsverbrecher abgeurteilt werden . . .“<sup>164</sup>.

160 E. Czichon: *Der Bankier und die Macht — Hermann Josef Abs in der deutschen Politik*. Köln 1970.

161 Seidenzahl, Fritz: *Hundert Jahre Deutsche Bank*. Deutsche Bank Frankfurt 1970 (XI, 459 S., Ln., o. P. — nicht im Buchhandel).

162 *Der Spiegel*, Nr. 35, 1970.

163 *Ebenda*, S. 138.

164 Bericht über die Ermittlungen in bezug auf die Deutsche Bank. Büro der Militärregierung für Deutschland (OMGUS). Hrsg.: Institut für marxistische Studien und Forschungen. Frankfurt 1971.

Frank Niess

## **Das Bild der kubanischen Revolution in der bürgerlichen Geschichts- und Sozial- wissenschaft**

**Beitrag zu einer Typologie des Antisozialismus**

### **I**

#### **Zur Analyse der vorrevolutionären kubanischen Verhältnisse in der bürgerlichen Literatur**

Kaum eine der ernstgemeinten bürgerlich-wissenschaftlichen Analysen der kubanischen Verhältnisse vor Castro formuliert heute noch Zweifel an der Legitimität des revolutionären Veränderungswillens, der sich auf die institutionelle Basis diktatorischer Herrschaft bezog<sup>1</sup>. Während es zu Zeiten dieser Herrschaft selbst weder in der bürgerlichen Wissenschaft der Vereinigten Staaten noch in der Bundesrepublik relevante Stimmen und Meinungen gab, die den Angriff auf das Batista-Regime mit seinen weitreichenden politischen Konsequenzen sanktionierten, hat sich in den sechziger Jahren ex post die Einsicht in die historische Notwendigkeit der Ablösung des bis dahin von außen dominierten kubanischen Systems durch eine demokratischere und autonomere politische Ordnung durchgesetzt.

Dieses nachträgliche Plädoyer für eine Revolution mag zwar über die frühere Skrupellosigkeit der Wissenschaftler angesichts der manifesten Unterdrückung des kubanischen Volks hinwegtäuschen und insofern einen moralischen Immunisierungszweck erfüllen. Offen blieb bisher indes die Frage, ob sich auch seine politische Funktion ebenso optimal erfüllen läßt, ob die hintergründige Absicht, den Bedarf an revolutionären Veränderungen auf der rein politischen Ebene einzukreisen und die historische Plausibilität der sozialen Revolution somit vergessen zu machen, tatsächlich zur Geltung kommt.

Die bürgerliche Wissenschaft entwickelt hinsichtlich dessen, was sie als politische Revolution in Kuba interpretiert, ein Legitimitätskriterium, das aus einem konsistenten Revolutionsbegriff ohne weiteres herausfällt. Nicht der Angriff auf die Institutionen des bürger-

<sup>1</sup> So konstatiert Frank Tannenbaum, Lateinamerika, Kontinent zwischen Castro und Kennedy, Stuttgart 1962, S. 163, repräsentativ für viele andere Autoren: „Castros politische Revolution gegen Tyrannei, gemeine Korruption und Gleichgültigkeit der Regierung gegenüber den vielen Nöten der Bevölkerung war gerechtfertigt und unabwendbar.“ Auch Berle, The Cuban Crisis, Failure of American Foreign Policy, in: FOREIGN AFFAIRS, Vol. 39, 1960/61, S. 42, 46, bejaht im Fall des vorrevolutionären Kuba vorbehaltlos die „Revolution durch Bürgerkrieg“.



lichen Staates selbst, sondern nur die praktische Kritik ihrer Degenerationserscheinungen soll demnach einer historischen und politischen Rechtfertigung gewiß sein<sup>2</sup>. Historiographisch soll der Castrismus in seinem frühesten Stadium auf diese Kritik, auf den Kampf gegen Korruption, Mißwirtschaft, politische Repression in ihrer brutalsten Form und ähnliche Erscheinungen festgelegt werden, damit seine konsequente Weiterentwicklung zum Anti-Imperialismus um so leichter der Denunziation anheimfallen kann. Diese Argumentationsweise, die sich in theoretischer Übereinstimmung mit westlich-parlamentarischen Verfassungsprinzipien entwickelte, geht jedoch offensichtlich an dem historischen Faktum vorbei, daß sich Castro und die „Bewegung des 26. Juli“<sup>3</sup> bis zum Sieg der Revolution nicht allein auf das politische Testament des frühen Revolutionärs José Martí<sup>4</sup> und die Verfassung von 1940<sup>5</sup> beriefen, um radikaldemokratische Postulate bürgerlich-kapitalistischer Observanz historisch zu veranschaulichen. Insofern Martí als einer der bedeutendsten Theoretiker des ersten nationalen Befreiungskampfes der Kubaner den Zusammenhang zwischen politischer Repression und wirtschaftlicher Abhängigkeit offenlegte<sup>6</sup> und die Verwirklichung der „latent anti-amerikanischen“ Verfassung von 1940 mit aller denkbaren Radikalität nichts anderes als anti-kapitalistische Innovation und Revolution bedeuten konnte<sup>7</sup>, ist klar, daß die Aktualisierung beider Konzepte

2 Vgl. dagegen die Definition des revolutionären Nationalismus als einer Tendenz des Castrismus, die „auf die Verwandlung der Staatsmacht durch deren Eroberung und die Zerstörung ihrer bürgerlichen Form“ abzielt, bei Régis Debray, *Der Castrismus, Lateinamerikas „langer Marsch“*, in: Giangiacomo Feltrinelli (Hrsg.), *Lateinamerika — ein zweites Vietnam?*, Hamburg 1968, S. 242.

3 Zur Geschichte der „Bewegung des 26. Juli“ u. a. Goldenberg, *Die kubanische Revolution — ein neuer Revolutionstyp*, in: *EUROPA-ARCHIV*, 17. Jg. 1962, Teil 1, S. 806; Robert F. Furtak, *Kuba und der Weltkommunismus*, Köln 1967, S. 14, sowie ausführlicher Boris Goldenberg, *The Cuban Revolution and Latin America*, London 1965, S. 149 ff.

4 Zur Bedeutung dieses mystifizierten Nationalhelden für die kubanische Revolution u. a. Jürgen Holtkamp, José Martí, in: Feltrinelli (Hrsg.), a.a.O., insbesondere S. 5.

5 Vgl. Knud Krakau, *Die kubanische Revolution und die Monroe-Doktrin, Eine Herausforderung der Außenpolitik der Vereinigten Staaten*, Frankfurt am Main 1968, S. 18 f., sowie S. 23 f. Aufschluß über die Programmatik Castros und seiner Anhänger in diesem Punkt gab bereits die bekannte Rede von 1953: „Die Geschichte wird mich freisprechen.“ S. Fidel Castro, *Fanal Kuba, Reden und Schriften 1960—1962*, Berlin 1963, S. 11 ff., 20; exemplarisch für die bürgerliche Kuba-Analyse in diesem Kontext u. a. Theodore Draper, *Castro's Revolution, Myths and Realities*, New York 1962, S. 15 ff., 47; ders., *Castroism, Theory and Practice*, New York 1965, passim.

6 Vgl. Holtkamp, a.a.O., S. 13 f.

7 Vgl. Krakau, a.a.O., S. 18 f. Zwar erkannte diese Verfassung grundsätzlich das Privateigentum, gleichzeitig jedoch auch öffentliches Interesse an Enteignungen sowie an Restriktionen in der Grunderwerbspolitik an. Daneben enthielt sie ein Diversifizierungsgebot für Landwirtschaft

in der frühen Theorie des Fidelismus weiterreichende Implikationen hatte, als die bürgerliche Literatur zugestehen will<sup>8</sup>.

Allem Anschein nach sind die Aporien jener Argumentationsfigur, die in klarer politischer Absicht den frühen Fidelismus auf einen reformistischen Kurs herunterspielen soll, auf ein Hauptproblem der nicht-marxistischen Kuba-Kritik zurückzuführen: sie kann nicht gleichzeitig im Prinzip ein politisches System, das die Vereinigten Staaten im Zuge von Neokolonialismus und Imperialismus nach Kuba exportierten, und einen revolutionären Kampf gegen dieses System affirmieren, sobald er mehr als nur eine Therapie für Degenerations-syndrome beinhaltet.

Tatsächlich ist dieses Problem für die bürgerliche Wissenschaft nur zu lösen, wenn die Frage nach der Legitimität der politischen Revolution ausschließlich im Horizont der amerikanischen Außenpolitik gestellt wird und nicht mit der — gemessen gerade auch an amerikanischen Selbstbestimmungsdeklamationen — unerläßlichen Frage nach der Autonomie des politischen Systems konvergiert. Manche Darstellungen der vorrevolutionären Verhältnisse in Kuba sind nicht einmal diesem Problem ausgesetzt, weil sie pauschal auch die Legitimität der politischen Revolution bezweifeln. Sie lassen das Mindestmaß an historiographischer Akribie selbst im herkömmlichen Sinne vermissen und gipfeln in offenem Zynismus: in Umkehrung der sonst in der bürgerlichen Literatur weithin unbestrittenen Kausalverhältnisse erscheinen Exzessivität und Brutalität des Batista-Regimes als einigermaßen plausible Reflexe auf die Rebellenaktivität<sup>9</sup>. Was die Gesamteinschätzung der prärevolutionären Machtkonstellation und Sozialverfassung in Kuba angeht, zeigen beide Arten der Analyse eine deutliche Übereinstimmung in der Frage nach dem entstehungsgeschichtlichen Kontext der sozialen Revolution, die unmittelbar zur Frage nach ihrer Legitimität überleitet. Die negative Entscheidung fällt vorweg; solcherart entziehen sich die Autoren gleichzeitig dem Zwang, Struktur und Implikationen des Imperialismus zu thematisieren, zu dessen Objekten die kubanische Wirtschaft und Gesellschaft eben während dieser Zeit gehörten. Als Akt der Immunisierung kommt dieser Verzicht konkreten politischen Bedürfnissen entgegen; dies gilt um so eher, als der Imperialismus in seinem gegenwärtigen Entwicklungsstadium, das durch die Konfrontation mit zunehmend sich konsolidierenden Emanzipationsbewegungen ge-

und Industrie sowie ein Regulierungsgebot für Anbau und Verarbeitung von Zuckerrohr, die beide ausländischen Wirtschaftsinteressen genauso zuwiderliefen wie Art. 280 (Kontrolle des Geld- und Bankwesens) und Art. 276 (Verbot privater Monopolbildungen). Vgl. (engl. Text) Amos J. Peaslee, *Constitutions of Nations*, Bd. 1, 1950, S. 526 ff. Vgl. auch David Horowitz, *Kalter Krieg, Hintergründe der US-Außenpolitik von Jalta bis Vietnam*, Bd. 1, Berlin 1969, S. 186 f., sowie William A. Williams, *The United States, Cuba, and Castro*, New York 1962, S. 64.

<sup>8</sup> So etwa Furtak, Kuba, S. 149.

<sup>9</sup> Vgl. Goldenberg, *Revolution*, S. 143 f., sowie ders., *Kubanische Revolution*, a.a.O., S. 806.

kennzeichnet ist, partiell zumindest der wissenschaftlich-politischen Camouflage bedarf. Progressistische Formeln und Programme wie die „Allianz für den Fortschritt“, die verbunden mit praktischen Hilfsmaßnahmen und politischen Offensiven spätestens seit der Kennedy-Ära das Faktum der Ausbeutung der süd- und mittelamerikanischen Länder durch die USA verschleiern und den Beginn einer Epoche des wirtschaftlich-außenpolitischen Altruismus vortäuschen sollten, sind in großer Zahl auf diesen Zweck hin konzipiert worden<sup>10</sup>. Sie haben ihre Suggestivkraft jedoch bereits verloren, weil die Entwicklungsprogramme, die unter diesen ideologischen Vorzeichen in die Praxis umgesetzt wurden, einen entscheidenden Defekt aufwiesen: sie konnten nicht funktionieren, weil sie die fundamentale Ursache von Unterentwicklung und Mangel, nämlich die imperialistische Beziehung unangetastet ließen<sup>11</sup>.

Um eine glaubwürdige Kontraststrategie zum kubanischen Sozialismus bemüht, die um ihrer ideologischen Kohärenz genauso wie

10 Zur Entstehung der „Alliance for Progress“-Konzeption Arthur M. Schlesinger, *A thousand days*, John F. Kennedy in the White House, London 1965, insbesondere S. 168 ff. Schlesinger, ehemals enger Mitarbeiter des amerikanischen Präsidenten, zeigt keinerlei Skrupel, den rein anti-castristischen Charakter dieser Allianz aufzudecken. Auch der Assistant Secretary of State Martin, *Communist Subversion in the Western Hemisphere*, DEPARTMENT OF STATE BULLETIN, Bd. 48, 1963, S. 410, charakterisiert die Allianz als „eine demokratische Alternative zum Kommunismus Castros“ (zit. nach Krakau, a.a.O., S. 141). Als Bestandteil einer counterinsurgency-Strategie bezeichnet John Saxé-Fernández, *The Central American Defense Council and Pax Americana*, in: Irving L. Horowitz (Hrsg.), *Latin American Radicalism*, London 1969, S. 82, die „Alliance for Progress“. Uneingeschränkt positiv zur Allianz Tannenbaum, a.a.O., S. 178 ff., sowie passim. Ähnlich auch Goldenberg, *Revolution*, S. 333 ff. Vgl. auch Gary McEoin, *Lateinamerika — Stunde der Entscheidung*, Paderborn, 1965, S. 147 ff. Zum Monroe-Charakter der Allianz Krakau, a.a.O., S. 141. Authentisch dazu Adolf A. Berle, *Latin-America — Diplomacy and Reality*, New York 1962, S. 127. Relativ distanzierte Darstellung aus ökonomischer Sicht bei Pierre Léon, *Economies et Sociétés de L'Amérique Latine*, Paris 1969, S. 426 ff. Zur Funktionsweise der Allianz allgemein auch Siegfried Garbuny, *Die Revolution der Allianz für den Fortschritt*, in: *AUSSENPOLITIK*, 14. Jg. 1963, S. 318 ff.

11 Vgl. Paul M. Sweezy/Leo Huberman, *Sozialismus in Kuba*, Frankfurt am Main 1970, S. 13; zum Scheitern der bisher proklamierten „Entwicklungsprogramme“ allgemein auch Paul A. Baran, *Unterdrückung und Fortschritt*, Frankfurt am Main 1966, S. 62. Zum sichtbaren Mißerfolg der Allianz, die laut Krakau, a.a.O., S. 141, „durch langfristige Entwicklungsplanung und Kapitalhilfen die sozialen und wirtschaftlichen Mißstände in Lateinamerika beseitigen“ sollte, auch *KURSBUCH* 11, Januar 1968, S. 23 ff. Allgemein zum Scheitern der Allianz Wolf Grabendorff, *Lateinamerika — wohin?*, München 1970, S. 137; detailliert Paul N. Rosenstein-Rodan, *The Alliance for Progress and Peaceful Revolution*, in: *Latin American Radicalism*, a.a.O., S. 53—60, sowie Dudley Seers et. al., *Cuba, The economic and social Revolution*, Chapel Hill, 1964, S. 284 f. Vgl. auch Horowitz, a.a.O., Bd. 2, S. 176 f.

um ihrer praktisch-propagandistischen Funktion willen nicht auf einer Diagnose des Imperialismus gründen kann, insistieren die bürgerlichen Kuba-Kritiker trotzdem auf der Gültigkeit eines reformistischen Kurses. Auf die gegenwärtige Situation abgehoben verfolgt dieses Unternehmen eindeutig restaurative Ziele: es soll die Logik der sozialen Revolution in Zweifel ziehen und ihre Ergebnisse theoretisch liquidieren. Es liegt auf der Hand, daß diese Strategie nicht nur die Kritik der augenblicklichen, sondern auch die euphemistische Beschreibung der vorrevolutionären Verhältnisse und Strukturen in Kuba zu ihrem Erfolg braucht<sup>12</sup>. Soll die Entwicklung zum Sozialismus als arbiträr gekennzeichnet werden, so darf sie auch keine objektiven gesellschaftlichen Ursachen haben; sie muß vielmehr als Produkt eines ahistorischen und sozialfeindlichen Voluntarismus erscheinen, der in partikularen Antagonismen und temporären Bedürfniskonstellationen wurzelt.

Mit wenigen Ausnahmen reproduziert die bürgerliche Fidelismus-Rezeption bruchlos diesen prinzipiell antisozialistischen Interpretationsansatz, in der Analyse des vorrevolutionären Kuba treibt sie ihn auf die Spitze. Zwar sieht sich kaum einer der amerikanischen oder deutschen Kuba-Kritiker in der Lage, das erdrückende empirische Material zu ignorieren, das über den hohen Grad der wirtschaftlichen und politischen Abhängigkeit Auskunft gibt, in der sich die Insel zur Zeit des Batista-Regimes gegenüber den Vereinigten Staaten befand. Sie konstatieren diese Abhängigkeit jedoch nur, um dann ihr Ausmaß und ihre Struktur zu verschweigen<sup>13</sup>. Fast nirgends ist die Rede davon, daß die USA den kubanischen Markt vor 1959 fast konkurrenzlos beherrschten<sup>14</sup>; die nahezu totale Abhängigkeit<sup>15</sup>, die sich unter anderem nach Maßgabe der technologischen Überlegenheit der Vereinigten Staaten und ihrer beherrschenden Weltmarktposition stabilisierte, wird vielmehr zur amerikanischen Domination im Wirtschaftsleben Kubas herunterinterpretiert<sup>16</sup>.

Und so oft die bürgerlichen Wissenschaftler eine der auffallendsten Deformationen der kubanischen Wirtschaftsstruktur, die Zucker-

12 Dafür besonders repräsentativ Goldenberg, Kubanische Revolution, a.a.O., S. 805 f.

13 Typisch dafür Furtak, Kuba, S. 18 f., sowie Enrique Meneses, Beschreibung einer Revolution, München 1968, S. 102 f. Daß der „Anteil Nordamerikas an der kubanischen Wirtschaft, vor allem in der Zuckerindustrie und im Bankwesen, ständig zurückging“, konstatiert Boris Goldenberg, Die kubanische Revolution, a.a.O., S. 806, um damit das Abhängigkeitssyndrom zu bagatellisieren.

14 Zu den Ausnahmen gehört Krakau, a.a.O., S. 12. Vgl. auch Robert F. Smith, The United States and Cuba, Business and Diplomacy, 1917 bis 1960, New York 1960, S. 170 ff.

15 Vgl. u. a. Herbert L. Matthews, The United States and Latin America, in: INTERNATIONAL AFFAIRS, Vol. 37, 1961, S. 13, der das vorrevolutionäre Kuba als „eine Art wirtschaftlicher Kolonie der Vereinigten Staaten“ bezeichnet.

16 Vgl. Léon, a.a.O., S. 415.

produktion im Rahmen einer Monokultur, beschreiben<sup>17</sup>, so selten vermögen sie dieses Phänomen als Stabilitätsfaktor und Syndrom der Abhängigkeit zugleich verständlich zu machen<sup>18</sup>. Statt dessen erklären sie das Faktum, „daß Zucker ein rundes Viertel des kubanischen Bruttosozialprodukts ausmachte sowie vier Fünftel der kubanischen Exporte und daß der Handel mit den Vereinigten Staaten den weitaus größten Teil“ des Gesamthandelsvolumens darstellte<sup>19</sup>, ohne Umschweife und Skrupel mit den Eigengesetzlichkeiten des Kapitalismus<sup>20</sup>.

Alle Autoren, die den Zustand der Unterentwicklung Kubas vor der Revolution mit seinen Ursachen — wie skandalöse Unterausnutzung der Ressourcen<sup>21</sup>, mangelnde Reinvestitionsbereitschaft der einheimischen Oligarchien, Kapitaltransfer etc.<sup>22</sup> — und seinen Nebenerscheinungen — wie Pauperismus, Analphabetentum, völlig unzulängliche medizinische Versorgung und Infrastruktur<sup>23</sup> — entweder überhaupt nicht zur Kenntnis nehmen oder aber den marktmechanistischen Implikationen des „freien Spiels der Kräfte“ zuschreiben, entschleiern im Grunde mit aller wünschbaren Prägnanz die Ambi-

17 Vgl. Meneses, a.a.O., S. 102 f.; Hugh Thomas, *The Castro Revolution was the culmination of a long series of thwarted revolutions*, in: Lewis Hanke (Hrsg.), *History of Latin American Civilization*, London 1967, S. 400 f.

18 Zu den wenigen Ausnahmen gehört Furtak, *Kuba*, S. 18 f. Vgl. auch Edward Boorstein, *The Economic Transformation of Cuba, A First-Hand Account*, New York 1968, S. 1 f.; James O'Connor, *The origins of socialism in Cuba*, Ithaca 1970, S. 12, erklärt die Monokultur zutreffend als Folge der nahezu lückenlosen Integration des vorrevolutionären Kuba in das internationale System der Spezialisierung und Arbeitsteilung.

19 Vgl. Sweezy/Huberman, a.a.O., S. 55; diese Darstellung stimmt — wie Wilhelm M. Breuer, *Zehn Jahre neues Cuba*, in: *BLÄTTER FÜR DEUTSCHE UND INTERNATIONALE POLITIK*, 14. Jg., Nr. 1, Januar 1969, S. 71, betont — mit offiziellen nordamerikanischen Angaben überein. Vgl. die Studie „*Investment in Cuba, Basic Information for United States Businessmen*“, Washington 1956, S. 318.

20 Besonders zynisch Tannenbaum, a.a.O., S. 169. Die Entwicklung Kubas zur Zuckerplantage führt Goldenberg, *Revolution*, S. 137, nicht auf Neokolonialismus und Imperialismus zurück, er definiert sie vielmehr als Resultat des „freien Spiels der Kräfte“. Berle, *Cuban Crisis*, a.a.O., S. 40, bemüht darüber hinaus auch geographische Faktoren als beweiskräftige Einwände gegen die Abhängigkeitsthese.

21 Vgl. Sweezy/Huberman, a.a.O., S. 59; dazu auch Boorstein, a.a.O., S. 4. Vgl. Furtak, *Kuba*, S. 20, sowie allgemein Fritz René Allemann, *Fidel Castro, Die Revolution der Bärte*, Hamburg 1961, S. 43. Genau wie dieser sieht sich auch Goldenberg, *Revolution*, S. 126, gehalten, den Status der Unter- oder Fehlentwicklung Kubas auf die Unterausnutzung der Ressourcen zurückzuführen.

22 Dazu allgemein Léon, a.a.O., S. 354, sowie Goldenberg, *Kubanische Revolution*, a.a.O., S. 810.

23 U. a. Krakau, a.a.O., S. 9 f., sowie McEoin, a.a.O., S. 123 f.

valenz ihres Freiheitsbegriffs<sup>24</sup>. Entgegen ihren politischen Absichten klären die meisten Kuba-Kritiker darüber auf, daß ihr Freiheitsbegriff keine Umkehrbarkeit kennt: im Verhältnis der hochindustrialisierten kapitalistischen Staaten zu den unterentwickelten Ländern deckt er die Präponderanz der Interessen, nach denen sich das „freie Spiel der Kräfte“ bislang organisiert hat, während er menschliche Bedürfnisse, soweit sie nicht den Markt in Gang halten, in die Sphäre der Unterdrückung und Sublimation verweist. Diese Variante der Kapitalismus-Apologie am Beispiel der Länder der Dritten Welt zehrt trotz aller nach außen gekehrten Wissenschaftlichkeit von der Arroganz der faktischen Macht und vom Zynismus gegenüber den Opfern der Ausbeutung und Repression. So lange jedenfalls, als sie das fundamentale Mißverhältnis zwischen tatsächlichem Reichtum an Bodenschätzen und anderen materiellen Quellen auf der einen und ruinösen Volkswirtschaften, die für die Massen Hunger und permanentes Elend bedeuten, auf der anderen Seite weder am Paradigma der vorrevolutionären Situation in Kuba und noch viel weniger in der Analyse der gegenwärtigen Verhältnisse in Lateinamerika problematisiert, geschweige denn erklärt, ist sie in diesem Sinne zu begreifen.

Diese Einschätzung wäre gemessen an den ideologischen Zwängen, unter denen die Apologie des Kapitalismus durchaus auch im Kontext ihrer wissenschaftlichen Aufbereitung steht, trivial, wenn die bürgerlichen Kuba-Kritiker nicht gleichzeitig auch den Versuch machen würden, diese Apologie sichtbar zu relativieren oder sie als solche überhaupt nicht erkennbar werden zu lassen. So machen sie eine überaus fragwürdige Bilanz der kubanischen Verhältnisse bis zum Zeitpunkt der Revolution auf: zu den Aktiva zählen sie den relativ großen Entwicklungsvorsprung Kubas gegenüber anderen süd- und mittelamerikanischen Ländern<sup>25</sup>, den sie unter anderem mit der Transformation feudalistischer Strukturen zu Formen der kapitalisierten landwirtschaftlichen Produktion erklären<sup>26</sup>, während sie den Passiva vor allen Dingen den geringen Grad an agrarwirtschaftlicher Diversifikation zurechnen. Dieses Faktum einer kontinuierlichen — und gleicherweise zweckrationalen — Fehlentwicklung, dem die kubanische Revolution alle verfügbaren wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Lösungskapazitäten zuwenden mußte, entziffern sie mit Hilfe geographischer, klimatischer und anthropologischer Konstanten. Fast ausnahmslos zeichnen sie das Bild eines gleichsam naturgegebenen Kausalverhältnisses zwischen Monokultur auf der einen und enger Nachbarschaft Kubas zu den USA, seiner

24 Besonders illustrativ Boris Goldenberg, Lateinamerika — Reform oder Revolution, in: AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE, 14. August 1963, S. 27 f.

25 Vgl. Furtak, Kuba, S. 20, sowie Goldenberg, Revolution, S. 121, und Krakau, a.a.O., S. 9.

26 Zur Agrarstruktur ausführlich Furtak, Kuba, S. 22. Vgl. auch Goldenberg, Revolution, S. 129.

Lage in subtropischem Gebiet und der angeblich bekanntermaßen geringen Arbeitsmoral seiner Bevölkerung auf der anderen Seite<sup>27</sup>.

Damit setzen sich die Autoren jedoch vorab in einen unauflösliehen Widerspruch zu einem von ihnen immer favorisierten Einwand-Strategem gegen die Praxis des Fidelismus. Denn während sie Fehlentwicklungen unter den Auspizien des früheren kubanischen Systems vorzugsweise auf das Wirken irrationaler, von Struktur und Entwicklungsrichtung des Kapitalismus nur begrenzt abhängiger Faktoren verrechnen, lasten sie — vermeintliche wie tatsächliche — ökonomische Regressionserscheinungen in der Phase der revolutionären Neuordnung ausschließlich den inneren Widersprüchen des Sozialismus, den elementaren Fehlannahmen im theoretischen Substrat des Planungssystems an<sup>28</sup>.

Es ist im Grunde unerheblich, ob sie das Syndrom der korrelierenden ökonomischen und politischen Abhängigkeit gezielt verzeichnen, nur um sich der Imperialismus-Kritik zu entschlagen, oder ob sie auf diese Weise das Phänomen der Unterentwicklung und des Mangels auf einer außer-ökonomischen und -gesellschaftlichen Erklärungsebene rationalisieren. In beiden Fällen bleibt ihr Interpretationsverfahren nur der Methode, nicht aber der wissenschaftlich-politischen Funktion nach ambivalent: eindeutig verbindet sich mit der Absicht, das historische Ensemble der sozioökonomischen Revolutionsbedingungen so zu zergliedern und umzuinterpretieren, daß die soziale Revolution widervernünftige Züge annimmt, die restaurativen Desiderate eines kompakten Antisozialismus.

## II

### Die These von der „verratenen Revolution“

Diese Analyse des vorrevolutionären Kuba setzt in der bürgerlichen Literatur mit aller Folgerichtigkeit die Maßstäbe für die Einschätzung der Revolution selbst, so kursorisch diese auch immer ausfallen mag. Unter dem Schutz marxistisch-leninistischer Orthodoxien<sup>29</sup>, die sie immer dann kenntnisreich in die Darstellung einführen, wenn ihr eigenes Rezeptionsvermögen versagt, versuchen die bürgerlichen Kritiker die castristische Revolution ohne Berücksichtigung der je verschiedenen Qualität ihrer Entwicklungsphasen auf historische Ansprüche festzulegen, die weder sie selbst noch die marxistische Kuba-Analyse für sie in so rigider Form reklamiert hat.

Der historiographische und soziographische Purismus, den sie gegen Struktur und Verlauf der castristischen Revolution zu wenden

27 Beispielhaft Berle, *Cuban Crisis*, a.a.O., S. 40.

28 So etwa Goldenberg, *Revolution*, S. 246 f.; vgl. auch Krakau, a.a.O., passim. Vergleichsweise differenziert die Darstellung von Grabendorff, a.a.O., S. 48 f. Gustavo Beyhaut, *Süd- und Mittelamerika II*, Fischer Weltgeschichte, Bd. 23, Frankfurt am Main 1965, sieht die Ursachen wirtschaftlicher Fehlentwicklungen und Engpässe weniger in Planungsmängeln als vielmehr im Abbruch der traditionellen Handelsbeziehungen beschlossen.

29 Vgl. Furtak, *Kuba*, S. 24.

versuchen, weist ein schwerwiegendes Verdachtsmoment auf, das kaum zu seiner äußeren Erscheinungsform paßt: nämlich das einer tendenziellen Ahistorizität. Beruht er doch auf der kurzschlüssigen und meist uninterpretierten Korrelierung möglichst später Selbstinterpretationen des Castrismus mit vergleichsweise frühen empirischen Daten der Revolution. Im Gegensatz zum Selbstverständnis der kubanischen Revolutionäre, das auf die Prozeßhaftigkeit sowohl der gesellschaftlichen Umstände der Revolution als auch des Bewußtseins ihrer Träger abhebt<sup>30</sup>, bleibt dieses Interpretationsverfahren vorzugsweise statisch-strukturellen Kategorien unterworfen. Keinesfalls spiegelt es jedoch nur ein theoretisch-methodologisches Unvermögen wider. Es macht gleichzeitig vielmehr auch die politischen Ambitionen transparent, die es umschließt. Indem das Bekenntnis Castros von 1961 zum Marxismus-Leninismus<sup>31</sup> auf Hergang und sozioökonomisches Substrat der Revolution in den späten fünfziger Jahren und dieses vice versa auf die Propagierung des kubanischen Sozialismus verrechnet wird, soll der Eindruck einer annähernd totalen Unverträglichkeit von Theorie und Praxis der kubanischen Revolution entstehen.

Wo sie meinen, einen objektiven Widerspruch so essentieller Art aufgedeckt zu haben, glauben die bürgerlichen Kuba-Kritiker eine Verschwörertheorie konstituieren<sup>32</sup> und somit die Revolution insgesamt ihres Legitimitätscharakters entkleiden zu können. Diese Präntention lebt jedoch von einer fundamentalen Verzerrung: von dem Anschein nämlich, als hätten nur die Kritiker in den Vereinigten Staaten und in der Bundesrepublik, nicht gleichzeitig aber auch die revolutionären Führer Kubas selbst eine angemessene Analyse der Revolution bis hin etwa zum Zeitpunkt der ersten Sozialisierungsdekrete geleistet. Es war gerade Castro, der einerseits wiederholt seine biographische Entwicklung vom revolutionären Idealisten und utopischen Sozialisten über eine konsequente Marx-Rezeption und parallele Erfahrungen in putschistischer und in Guerilla-Praxis zum Marxisten-Leninisten minuziös beschrieb<sup>33</sup>, und der andererseits kein Hehl aus der Diffusion der ungeklärten revolutionären

30 Vgl. Lee Lockwood, *Castros Kuba, Kubas Fidel* (Auszüge), in: Feltrinelli (Hrsg.), a.a.O., S. 40, sowie Trappen, *Die kubanische Volksrevolution*, Berlin 1965, S. 113 f.

31 Text der Rede in: Castro, *Fanal*, S. 199 ff.; vgl. auch Krakau, a.a.O., S. 63; indirekt dazu ebenfalls Lockwood, a.a.O., S. 40; ferner Reinhart Beck, *Wörterbuch der Zeitgeschichte seit 1945*, Stuttgart 1967, S. 225, und Goldenberg, *Kubanische Revolution*, a.a.O., S. 809; dazu auch Draper, *Castroism*, S. 26 ff. Bezogen auf die programmatische Gesamtentwicklung des Jahres 1961 (Reden Castros vom 15. April und 1. Mai: Betonung des sozialistischen Charakters der Revolution) auch Furtak, *Kuba*, S. 41.

32 Meneses, a.a.O., S. 118, transponiert diese Theorie dann auch auf andere lateinamerikanische Befreiungsbewegungen: er kennzeichnet sie als „castroistische Verschwörungen“. Eine allgemeine Kritik dieser Theorie leistet u. a. O'Connor, a.a.O., S. 3 f.

33 Besonders aufschlußreich zu diesem Zusammenhang sein Interview mit Lockwood, a.a.O., S. 35 ff.



Standpunkte in der „Bewegung des 26. Juli“ machte<sup>34</sup>. Sowohl er als auch Ché Guevara charakterisierten das Moncada-Unternehmen von 1953, das bezeichnenderweise in der bürgerlichen Kuba-Literatur häufig als durchaus positives Moment der nationalen Revolution gewürdigt wird, als Desaster<sup>35</sup>, und keiner von beiden hing während der insurrektionellen Phase des Kampfes in der Sierra Maestra dem Mythos von der proletarischen Revolution an<sup>36</sup>. Angepaßt an den halbkolonialen Status Lateinamerikas, an semi-feudale Strukturen und an das besondere Entwicklungsstadium der Bourgeoisie mit allen ihren gesellschaftlich-politischen Implikationen propagierten und praktizierten sie während dieser Zeit vielmehr die Fokus-Theorie: das Bündnis zwischen avantgardistischer revolutionärer Intelligenz und einer Landbevölkerung, die ein Klassenbewußtsein erst im Zuge der praktischen Entfaltung dieses Bündnisses entwickeln konnte<sup>37</sup>.

Als besondere Kombination revolutionären Kampfes mit politischer Organisation, die unter anderem auch die für Lateinamerika typisch gewordene Passivität des kommunistischen Widerstands (im Rahmen einer städtischen Überorganisation der KP's) überwinden sollte, hat der Castrismus<sup>38</sup> entgegen allen Fremdinterpretationen tatsächlich kaum jemals Zweifel über seine virtuelle Zielrichtung aufkommen lassen, die Sozialismus marxistisch-leninistischer Observanz bedeutet.

Angesichts dieser Situation kann die bürgerlich-wissenschaftliche Analyse der kubanischen Revolution, sofern sie in eine grundsätzlich antisozialistische Strategie eingebettet ist, ihr Hauptproblem nur schwer bewältigen: sie darf den Fidelisten nicht den Vorwurf ersparen, keine proletarische Revolution initiiert zu haben<sup>39</sup>, um durch diese historiographische Hintertür die Existenz sozialrevolutionärer Bedingungen pauschal negieren zu können, und sie muß ihnen unterstellen, zeit ihrer revolutionären Aktivität im Widerspruch zu den objektiven Kriterien der historischen Situation die proletarische Revolution angestrebt zu haben, um solchermaßen die Globalthese von der „verratenen Revolution“<sup>40</sup> zu verifizieren. So

34 Zum Problem selbst u. a. Jules Dubois, Fidel Castro — Rebel Liberator or Dictator, New York 1959, S. 33 ff.

35 Vgl. u. a. Ernesto Ché Guevara, Mensch und Sozialismus auf Kuba, in: Lateinamerika, Ein zweites Vietnam?, a.a.O., S. 84, dazu auch Debray, Castrismus, a.a.O., S. 239 f.

36 Vgl. Feltrinelli, a.a.O., S. 408.

37 Grundlegend Ernesto Ché Guevara, Der Partisanenkrieg, Hamburg 1968, insbesondere S. 11; zur Fokus-Theorie allgemein und zur Distinktion von Fokus und Blanquismus vor allen Dingen Debray, Castrismus, a.a.O., S. 206, 228 ff., passim.

38 Vgl. Feltrinelli, a.a.O., S. 408.

39 Vgl. Goldenberg, Kubanische Revolution, a.a.O., S. 809.

40 Eine besonders drastische Version der „Verrats“-These liefert McEoin, a.a.O., S. 128. Auch andere Interpretationen enthalten diese — im übrigen offizielle amerikanische, vgl. Krakau, a.a.O., S. 56, sowie Schle-

heteromorph dieser Teil der westlichen Kuba-Literatur auch in vielem wirken mag, so fällt er doch in Modalität und Substanz der Bewältigung dieses Problems sichtbar zusammen. Dabei spielt der Vorwurf des Terrorismus auf einer konkreten und der Vorwurf des Voluntarismus auf einer abstrakteren Ebene der Beweisführung gegen die Legitimität der kubanischen Revolution eine wichtige Rolle.

Während der erste Einwand darauf abzielt, die partielle Massenbasis, welche die „barbudos“ unter Führung Castros im Gebiet der Sierra Maestra bis 1959 in der Landbevölkerung fanden, in Zweifel zu ziehen<sup>41</sup>, strukturiert sich der zweite offenbar nach der Absicht, vermeintliche politisch-historische Hypertrophien der Revolutionäre bloßzulegen. Als erkennbares Produkt spezifischer Projektionstendenzen kann der erste Einwand durchaus ignoriert werden und undiskutiert bleiben. Demgegenüber verdient der zweite jedoch Beachtung, da er paradigmatisch die Voraussetzungslosigkeit eines Konservatismus eigener Art dokumentiert.

Die Analyse des Voluntarismus-Vorwurfs hat zwischen seiner empirischen Fundamentierung und seiner politischen Absicht scharf zu trennen. Fast alle Autoren, die mit diesem konservativen Einwandtyp operieren<sup>42</sup>, erklären die voluntaristischen Züge der kubanischen Revolution mit den sozialpsychischen Problemen ihrer Träger. Demnach entwickelten Castro und seine späteren Genossen ihre politischen Aspirationen in einem Milieu intellektueller Armut<sup>43</sup>, entfalteten die angehenden Revolutionäre Berufsperspektiven, die sich an der harten sozialen Wirklichkeit Kubas stießen<sup>44</sup>. Individuelle wie kollektive Frustrationen und Momente partieller Desorientierung mußten die Folge sein.

Hat diese Darstellung die historische Faktizität des Kubas der vierziger und beginnenden fünfziger Jahre im großen und ganzen noch für sich, so bricht schon der nächste Argumentationsschritt mit dem Postulat der historiographischen Glaubwürdigkeit: denn es handelt sich um eine empirisch schlechterdings nicht ausweisbare These, wenn zwischen diesen Enttäuschungen, den latenten Statusängsten, die ihnen angeblich vielfach entsprachen und einem frühen

singer, a.a.O., S. 201 — These vom „Verrat der Revolution“. Vgl. Draper, *Revolution*, S. 15 f., sowie ders., *Castrism*, passim. Offenbar im Bewußtsein der Problematik dieser These bemüht sich Goldenberg, *Kubanische Revolution*, a.a.O., S. 807, die Revolution als einen Prozeß, eine „permanente Revolution, zu verstehen, die demokratisch und kubanisch begann und sozialistisch und lateinamerikanisch wurde“.

41 Goldenberg, *Kubanische Revolution*, a.a.O., S. 807, stellt fest, daß die Guerilla vor allen Dingen von „jugendlichen Terroristen in den Städten unterstützt wurde“. Der Terrorismus-Vorwurf bezieht sich jedoch auch auf die Phase des Übergangs zum Sozialismus. Dazu auch ders., *Revolution*, S. 209.

42 Besonders konsequent zum Beispiel Goldenberg, *Revolution*, S. 215.

43 So etwa Stanislaw Andreski, *Parasitism and Subversion, The Case of Latin America*, London 1966, S. 250.

44 Vgl. Furtak, *Kuba*, S. 23; desgleichen auch Goldenberg, *Kubanische Revolution*, a.a.O., S. 809.

revolutionären Idealismus exklusive Zusammenhänge hergestellt werden. Je entschiedener sie bestimmte Spielarten des Rassismus<sup>45</sup> und einen kompakten kubanischen Nationalstolz<sup>46</sup> als konstitutive Merkmale dieses revolutionären Idealismus erscheinen läßt, um so mehr spekulative Momente weist diese These auf.

Was von den Inhalten, welche die „Bewegung des 26. Juli“ in der Phase ihrer Konsolidierung entwickelte, in der antisozialistischen Interpretation letztlich übrig bleibt, ist allein ihre nationalistische Komponente. Aber selbst dieser Nationalismus, den man der frühen Castro-Bewegung in bewußter politischer Absicht unterstellt, und zwar als Positivum<sup>47</sup>, erscheint historiographisch verzerrt. Denn die castristischen Revolutionsprogramme der Frühzeit propagierten nicht die Restitution der in hohem Maße nationalistischen Verfassung von 1940 im Sinne des bürgerlichen lateinamerikanischen Nationalismus, „der die Entwicklung einer nationalen Industrie und den Aufbau eines Nationalstaates auf dem Weg über die Schwerindustrie und den wirtschaftlichen Protektionismus fordert<sup>48</sup>“; und genausowenig hatten diese Programme mit dem eher defensiven als radikalen Nationalismus der kommunistischen Parteien gemein. Gerade die Aktualisierung der Verfassungsprinzipien von 1940 verdeutlichte vielmehr die eigentliche Tendenz des Castrismus: zwischen sozialistischen Postulaten und nationalistischen Forderungen eine organische Verbindung herzustellen, „auf die Verwandlung der Staatsmacht durch deren Eroberung und die Zerstörung ihrer bürgerlichen Form“ abzu zielen<sup>49</sup>.

45 U. a. Andreski, a.a.O., S. 248.

46 Ebd.; weit verbreitet ist die Tendenz, diesen Nationalismus als reine, in hohem Maße irrationale Xenophobie zu qualifizieren, ohne im mindesten nach seinen politischen und gesellschaftlichen Hintergründen zu fragen. Um einige Grade differenzierter Goldenberg, Nationalismus und Kommunismus in Lateinamerika, in: EUROPA-ARCHIV, 19.Jg. 1964, S. 549 ff. Vgl. auch Krakau, a.a.O., S. 9.

47 Implizit Tannenbaum, a.a.O., S. 168 f.

48 S. Debray, Castrismus, a.a.O., S. 242.

49 Vgl. ebd.; abweichende Deutung der nationalistischen Elemente im Castrismus u. a. bei George Blanksten, Fidel Castro and Latin America, in: Morton A. Kaplan (Hrsg.), The Revolution in World Politics, New York 1962, S. 114, 128 ff. Er engt seine Klassifizierung von Revolutionsursachen und -elementen im wesentlichen auf das Phänomen des „Personalismo“ einerseits und den nationalistischen Anti-Amerikanismus in Form des sogenannten „Plattismus“, den Kampf gegen das Platt Amendment — das zwar nur bis 1934 amerikanisches Interventionsrecht in Kuba begründete, vgl. Furtak, Kuba, S. 17, psychologisch gleichwohl weiterwirkte — andererseits ein. Genausowenig thematisiert beispielsweise auch William A. Williams, Cuba: Issues and Alternatives, in: ANNALS OF THE AMERICAN ACADEMY OF POLITICAL AND SOCIAL SCIENCE, Bd. 351, Jan. 1964, S. 72 ff., die viel engere Verbindung, die der kubanische Nationalismus — mittelbar in der Tradition von José Martí — mit einem weit über genuin politische Autonomiebestrebungen hinausreichenden Anti-imperialismus einging.

Weder Castro selbst noch die Revolutionstheoretiker seiner nächsten Umgebung haben die Kubaner über diese Zielprojektion jemals im Unklaren gelassen. Sowohl im frühen Moncada-Programm als auch in den Revolutionsdekreten von 1959 war die faktische Entwicklung zum Sozialismus vielmehr schon präjudiziert<sup>50</sup>. (Während das Moncada-Programm noch vergleichsweise gemäßigte sozial-reformerische Zielvorstellungen artikulierte, kündigten ein Castro-Pamphlet vom Sommer 1954 und das „Manifest aus der Sierra Maestra“ vom 12. Juli 1957 tatsächlich schon umfangreiche Bodenenteignungen und -verteilungen sowie begrenzte Nationalisierungen und Gewinnbeteiligungen der Arbeiter und Angestellten in allen Industrie- und Handelsunternehmungen an<sup>51</sup>.)

Damit verliert die These von der „verratenen Revolution“ zusätzlich zur inhaltlichen auch die formale Legitimation. Denn die bürgerliche Fidelismus-Kritik kann, wo immer sie sich auf das offizielle Bekenntnis Castros zum Marxismus-Leninismus und die Proklamation Kubas zur sozialistischen Republik als auf das Ende eines großangelegten Täuschungsmanövers kapriziert, nur schwer verständlich machen, warum gerade diese politischen Deklamationen und nicht vielmehr die tatsächlichen Veränderungen, die ihnen korrespondierten, die Interessen des kubanischen Volkes — gemeint sind allerdings in der Regel bourgeoise, mittelständische Interessen — tangiert haben sollen<sup>52</sup>. Impliziert doch diese These, daß eine Massenloyalität der Revolution gegenüber bis zum November 1961 auch bei der Klasse konstant blieb, die im Zuge der Enteignungsakte und Transformationsprozesse ihre Besitzrechte genauso einbüßte wie ihre politischen Kontrollfunktionen.

### III

#### **Die sozialistische Praxis der ersten Jahre: Retorsion oder autonome Entscheidung?**

Zu den zahlreichen Versuchen, die von westlichen Kuba-Kritikern unternommen werden, um den kubanischen Sozialismus in seiner praktisch-historischen Dimension als fremdbestimmt und widervernünftig zu diskreditieren, gehört auch die Retorsionstheorie. Sie geht davon aus, daß es kein Klassenantagonismus war, der den Übersprung von der nationalen zur sozialen Revolution in Kuba präformierte und beschleunigte, sondern ein irrationalisierter

50 Castro selbst klärte im Gespräch mit Lockwood, a.a.O., S. 41, sehr anschaulich über diesen Sachverhalt auf. Dazu auch Goldenberg, *Revolution*, S. 151, sowie Dubois, a.a.O., passim, und Krakau, a.a.O., S. 17 f. Daß das, was Castro von Anfang an anstrebte, „aber gerade ... eine radikale Veränderung der bestehenden Wirtschafts- und Sozialstruktur“ war, versuchen vor allen Dingen Williams, a.a.O., passim, sowie u. a. auch Jean Paul Sartre, *Sartre on Cuba*, New York 1961, nachzuweisen.

51 Vgl. Krakau, a.a.O., S. 18.

52 Vgl. Lockwood, a.a.O., S. 41, sowie Peter Schenkel, *Kuba und die kommunistische Welt*, in: OSTEUROPA, Jg. 19, 1969, S. 267.

„Antianquismo“ mit starken rassistischen und teilweise auch faschistischen Elementen<sup>53</sup>. Wo immer der Fidelismus Grundzüge einer „re-education“ der Kubaner im Sinne sozialistischen Bewußtseins entwickelt und punktuell auch realisiert habe — so vermuten manche seiner westlichen Kritiker — habe er dies nur mit Hilfe einer radikalisierten Projektion auf den äußeren Feind, die Vereinigten Staaten, vermocht<sup>54</sup>. Und daneben wird auch bezweifelt, daß die Disziplin in der Arbeitsorganisation, die nach anderen Vermutungen auffallend zur eigentlichen kubanischen Mentalität kontrastiert, zu den ersten Ergebnissen dieser Umerziehung gehört. Man schreibt sie vielmehr den psychologischen Auswirkungen des amerikanischen Handelskriegs gegen Kuba — insbesondere der totalen Blockade — zu<sup>55</sup> und veranschaulicht dergestalt Zielrichtung und Implikationen der Retorsionstheorie.

Es macht die zentrale Funktion dieser Theorie aus, daß sie den Anspruch der kubanischen Revolution auf Autonomie und Stringenz ihrer historischen Entwicklung destruieren soll. Wenn die bürgerlichen Kuba-Kritiker — ganz entgegen ihren sonstigen methodischen Usancen — minuziös die einzelnen Phasen der Sozialisierung und der allgemeinen gesellschaftlichen Transformation nachzeichnen, um vor allen Dingen ihre Höhepunkte dann einzelnen vorausgegangenen außen- und wirtschaftspolitischen Aktionen der USA kausal zuzuordnen<sup>56</sup>, enthüllen sie diese Absicht. Daß sich eine solche Tendenz in großen Teilen der westlichen Kuba-Literatur durchsetzen konnte, hat im wesentlichen zwei Gründe: zum einen scheint die suggerierte Position einer kritischen Distanz zur amerikanischen Politik, die unbedingt zu den Prämissen der Retorsionstheorie gehört, von einer grundsätzlichen Imperialismus-Kritik zu entbinden, weil sie die Grenze zwischen Systemimmanenz und pragmatischer Regulierbarkeit dieser Politik verwischt, und zum anderen läßt sie den kubanischen Sozialismus tatsächlich als Funktion exogener Handlungsabläufe erscheinen.

53 Vgl. Krakau, a.a.O., S. 8. Das tatsächliche Verhältnis der kubanischen Revolution zum „Antianquismo“ definiert Debray, *Castrismus*, a.a.O., S. 243, als ein „umgekehrt symmetrisches“. Demnach machte es den Unterschied des *Castrismus* zu anderen — partiell vergleichbaren — südamerikanischen Bewegungen (Vargas, Péron) aus, daß er zwar auch darauf gerichtet war, ein Bündnis zwischen Proletariat und nationaler Bourgeoisie herzustellen, im Gegensatz zu diesen allerdings unter Führung des ersteren, so daß ein Arrangement mit dem amerikanischen Imperialismus von vornherein ausgeschlossen war. Auf die rassistischen Elemente in der kubanischen Revolution hebt Andreski, a.a.O., S. 248 f., ab.

54 So Goldenberg, *Revolution*, S. 196, der sich dabei ohne nähere Illustration des Kontexts auf ein Sartre-Zitat im *FRANCE-SOIR* vom 12. Juli 1960 stützt, und zwar auf die Meinung, daß Kuba die USA (als äußeren Feind) hätten erfinden müssen, wenn sie nicht bereits existiert hätten.

55 So Viator, *Cuba revisited after ten years of Castro*, in: *FOREIGN AFFAIRS*, Nr. 2, Januar 1970, S. 321.

56 Implizit Krakau, a.a.O., S. 46 f., andere Positionen referierend S. 57, deutlicher S. 61 f.

Nur wenige bürgerliche Autoren verzichten auf die historiographische Möglichkeit, solcherart die Ausgangsbedingungen des kubanischen Sozialismus total zu relativieren, ohne gleichzeitig auch den amerikanischen Kapitalismus grundsätzlichen Zweifeln aussetzen zu müssen. Nichts käme einer Fehldiagnose der politischen Zwecke bürgerlicher Kuba-Literatur näher als die Annahme, daß die punktuelle Kritik der erpresserischen amerikanischen Kuba-Politik der frühen sechziger Jahre, die sie bisweilen formuliert<sup>57</sup>, letztlich auch einen theoretischen Bruch mit der imperialistischen Tradition der USA darstellt. Ganz im Gegenteil: indem viele Autoren die massiven Pressionen kritisieren, denen die US-Regierung Kuba in ökonomischer und diplomatischer Hinsicht vornehmlich während der ersten Jahre nach der Revolution aussetzte, um containment und Zersetzung des sozialistischen Systems zu bewirken<sup>58</sup>, bieten sie implizit nur Rezepte für eine wesentlich flexiblere antisozialistische Offensive an.

Wenn mit Recht zu vermuten steht, daß viele Autoren einzelne Fehlleistungen der amerikanischen Politik, die im übrigen auch Verletzungen anerkannter Normen des internationalen Verkehrs darstellten<sup>59</sup>, kritisieren, um gleichsam einen Negativkatalog für den instrumentalisierten Antisozialismus aufzustellen, dann erhält gleichzeitig jener Teil der Kuba-Analyse, der historiographisch einzelne Phasen der Entwicklung zum Sozialismus mit diesen Fehlleistungen kombiniert<sup>60</sup>, ein völlig anderes Gewicht. Letztlich ist dieser Teil nur als eine verwissenschaftlichte Selbstdarstellung der amerikanischen Politik, nicht aber als Dokumentation der kubanischen Entwicklung ernst zu nehmen.

#### IV

##### **Massenloyalität und Paternalismus**

Bis heute ist es den nicht-marxistischen Autoren kaum je gelungen, eines der zentralen Probleme ihrer Kuba-Analyse anders als formalisierend zu lösen. Während sie einerseits innerhalb ihres poli-

57 So benennt etwa Tannenbaum, a.a.O., S. 144, die strategischen Nachteile des massiven Antikommunismus in der amerikanischen Außenpolitik, ohne jedoch auf Ursache und Funktion dieses ideologischen Imperialismus-Vehikels näher einzugehen. Vgl. auch Berle, a.a.O., S. 40.

58 U. a. notiert Furtak, Kuba, S. 37 f., manche „Ungeschicklichkeiten“ der amerikanischen Kuba-Politik, die Castro zur „äußeren Handhabe“ für Enteignungs- und Sozialisierungsmaßnahmen gereichten. Auch er exemplifiziert die Retorsionstheorie an der unmittelbaren zeitlichen Koinzidenz einzelner amerikanischer Regierungs- und Kongreßentscheidungen mit spektakulären Revolutionsakten. Zum gleichen Problem aus anderer Sicht z. B. Breuer, a.a.O., S. 75 f., sowie ausführlich Boorstein, a.a.O., S. 28 f.

59 Eine einleuchtende These zur Degeneration der Völkerrechtspraxis, wie sie auch in diesem Zusammenhang zu beobachten ist, formuliert Baran, a.a.O., S. 64.

60 So schreibt Beyhaut, a.a.O., S. 305: „Bedauerlicherweise trug die neue kubanische Politik nur dazu bei, die nordamerikanische Außenpolitik noch konservativer werden zu lassen.“

tischen Horizonts eine Argumentationsweise verfolgen müssen, die eine Anwendung der Totalitarismustheorie auf kubanische Verhältnisse beinhaltet, sind sie auf der anderen Seite unter dem Druck empirischen Materials gezwungen, von der Massenloyalität Kenntnis zu nehmen, auf die sich das Castro-Regime stützen kann<sup>61</sup>.

Dieses unbestrittene Phänomen zu interpretieren und gleichzeitig das Bild einer diktatorischen Herrschaft zu zeichnen, die sich von der vorausgegangenen Batista-Herrschaft nur um Nuancen unterscheidet, kann widerspruchsfrei überhaupt nur gelingen, sofern die Gesamtanalyse das Problem der kubanischen Entwicklung zum Problem der personalen Führungsmacht Castros verkümmern läßt<sup>62</sup>.

Ein solches Interpretationsschema setzt gleichzeitig jedoch voraus, daß die inhaltlichen Disparitäten zwischen politischer Macht und sozialer Herrschaft völlig aus dem Blickfeld seiner Urheber herausgeraten<sup>63</sup>. Genau unter dieser Prämisse bedienen sich die bürgerlichen Kuba-Kritiker formaler Analogien, die zudem noch den Zweck erfüllen, das konstatierte Faktum der Massenloyalität — als Produkt anthropologischer und sozialpsychischer Konstanten — in

61 J. William Fulbright, *The arrogance of power*, S. 98 f., nimmt von einer ungewöhnlichen — von ihm allerdings absichtsvoll entpolitisierten — Popularität Castros Kenntnis. Für das Jahr 1961 verzeichnet Goldenberg, *Revolution*, S. 236, eine große Anhängerschaft Castros bei der Jugend und der ländlichen Bevölkerung. Auch Andreski, a.a.O., S. 256, konstatiert eine Massenloyalität gegenüber Castro. Zur weit überwiegend positiven Einstellung der städtischen und halb-städtischen Bevölkerung gegenüber der Revolution und ihren Führern auch Lloyd A. Free, *Attitudes of the Cuban People Toward the Castro Regime*, Princeton 1960, passim. Vgl. auch Richard R. Fagen, *Mass Mobilization in Cuba: The symbolism of struggle*, in: *JOURNAL OF INTERNATIONAL AFFAIRS*, Vol. 20, 1966, Nr. 2, S. 268. Zum Vergleich ferner auch Dudley Seers (Hrsg.), *Cuba, The Economic and Social Revolution*, Chapel Hill 1964, S. 31, der unter Berufung auf ein Sample von Maurice Zeitlin, *Labor in Cuba*, in: *THE NATION*, Nr. 195, 20. Oktober 1962, S. 238—41, von einer Zwei-Drittel-Mehrheit für das Regime ausgeht; spezieller Zeitlin, *Revolutionary Politics and the Cuban Working Class*, Princeton 1967. Sweezy/Huberman, *Cuba revisited*, in: *MONTHLY REVIEW*, Vol. 12, Nr. 8, Dezember 1960, passim, beziffern die Opposition gegen Castro auf allenfalls ein Viertel der kubanischen Bevölkerung.

62 So vor allen Dingen Ernst Halperin, *The Castro Regime in Cuba*, in: *CURRENT HISTORY*, Bd. 51, Dezember 1966, S. 354 ff., der die gesamte kubanische Revolution aus dem unbedingten Machtwillen Castros interpretiert. Vgl. allgemein auch Krakau, a.a.O., S. 58, sowie Draper, *Castroism*, S. 216 ff.; ferner Frank Tannenbaum, *Ten Keys to Latin America*, New York 1963, S. 169 ff., ders., *Lateinamerika*, S. 164 ff., sowie Goldenberg, *Lateinamerika — Reform oder Revolution*, a.a.O., S. 6. Vgl. dazu auch Grabendorff, a.a.O., S. 44 f.

63 Vgl. Tannenbaum, *Lateinamerika*, S. 164 ff. Abweichend davon betont u. a. Goldenberg, *Lateinamerika*, S. 417 ff., „die Dialektik des revolutionären Prozesses“, die Wechselbeziehung zwischen voluntaristischen und historisch notwendigen Entwicklungen. Vgl. auch Krakau, a.a.O., S. 59, sowie Furtak, *Kuba*, S. 56 ff., 122.

ein konservatives Argumentationsmuster einzuzwängen. Ohne nach möglichen — und im Falle Kubas auch ganz sicheren — Ursachen dieser Loyalität in gesellschaftlichen Veränderungen zu fragen, schreiben sie diese Beliebtheit Castros bei den kubanischen Massen ohne Unterschied seinen charismatischen Fähigkeiten zu<sup>64</sup>.

Auf diese Weise scheint sich ein typologischer Versuch der traditionellen politischen Soziologie zur vergleichenden Interpretation singulärer Herrschaftsphänomene auch im aktuellen Zusammenhang zu bewähren<sup>65</sup>: indem man personale Wechselbeziehungen konstruiert, die als Korrelation von Führungsqualität und Identifikationsbedürfnissen keine anderen als psychologisch-irrationalistische Komponenten aufweisen, glaubt man gleichzeitig schon die unvermittelt aufgeworfene Frage der exzessiven Usurpation von Gewaltmonopolen hinreichend geklärt zu haben.

Doch der Schein der Dialektik täuscht, der selbst diesen Interpretationsansatz auf einem höheren Abstraktionsniveau noch umgibt. In Wirklichkeit verlangen hintergründige politische Interessen im konkreteren Fall eine rein lineare Interpretationsstruktur. Nicht die Identifikation der charismatischen Führer mit den mythosbedürftigen Massen kann gleichfalls, sondern nur die konstante Identifikation der Beherrschten mit den Herrschenden darf ausschließlich gemeint sein, wenn die Diagnose charismatischer Züge von Herrschaft ihren pejorativen Zweck erfüllen soll.

Es ist nicht zu übersehen, daß die bürgerlichen Kuba-Kritiker den Linien dieser im Grunde ahistorischen Deutungsversuche folgen. Denn nur unter dieser Voraussetzung wird verständlich, daß sie ihre vergleichsweise milde Kritik am Batista-Regime<sup>66</sup> ohne weitere methodische Skrupel in viel massiverer Form auf die Regierung Castros übertragen. Dabei macht der Vorwurf einer hemmungslosen Manipulation der kubanischen Massen<sup>67</sup> in ideologischer Absicht und unter schamloser Ausnützung der Popularität den zentralen Inhalt dieser zweiten Kritik aus. So erscheinen Batista und Castro in der westlichen Literatur nicht selten unterschiedslos als Prototypen des hispano-amerikanischen Caudillo<sup>68</sup>. Was sie allenfalls noch von-

64 Vgl. Krakau, a.a.O., S. 44 ff.; indirekt auch Schenkel, Kuba und die kommunistische Welt, a.a.O., S. 285, sowie Fagen, Mass Mobilization in Cuba, a.a.O., S. 57.

65 Vgl. Max Weber, Politik als Beruf, in: ders., Gesammelte Schriften, 2. erw. Aufl., Tübingen 1958, S. 495, 521; systematischer zu diesem Punkt ders., Die drei reinen Typen der legitimen Herrschaft, in: PREUSSISCHE JAHRBÜCHER, Bd. 187, 1922, S. 1—12. Mit Bezug auf neuere Entwicklungen Ann R. Willner/Dorothy Willner, The Rise and Roll of Carismatic Leaders, in: ANNALS OF THE AMERICAN ACADEMY OF POLITICAL AND SOCIAL SCIENCE, Vol. 358, März 1965, S. 77—88.

66 Vgl. Tannenbaum, Lateinamerika, S. 163, dessen Kritik sich im ganzen auf „Unehrenhaftigkeit“ und Korruption beschränkt, sowie Beyhaut, a.a.O., S. 300, Goldenberg, Kubanische Revolution, a.a.O., S. 806, sowie McEoin, a.a.O., S. 121; anders z. B. Krakau, a.a.O., S. 13.

67 Vgl. McEoin, a.a.O., S. 128.

68 Vgl. Anm. 63.



einander trennen mag, sind Grad und Struktur einer eher negativ oder positiv besetzten Popularität, auf die sie ihre Politik beziehen und stützen. Nicht einmal eine Differenzierung wie die zwischen Beharrungs- und Erziehungsdiktatur, die trotz der zugrundeliegenden Absicht, die soziale Trägerschaft politischer Macht zu thematisieren<sup>69</sup>, den Fidelismus zweifellos noch gegenüber dem Batista-Regime benachteiligen würde, findet in der bürgerlichen Kuba-Literatur Platz. Weil sie Inhaltlichkeit zur Voraussetzung und gleichermaßen auch zur Folge hat, kann sie den Autoren dieser Literatur genauso wenig applikabel erscheinen, wie sie eine präzisere Darstellung der außerpsychologischen, sozialgeschichtlichen Prämissen der Castro-Popularität für opportun halten.

Weder mit Zufall noch mit Ignoranz ist in der Tat zu erklären, daß sie nirgends die charismatische Wirkung Castros auf die kubanischen Massen in eine sinnvolle Beziehung zum Phänomen des Paternalismus setzen<sup>70</sup>, zu dessen Ursachen außer stabilen psychischen Dispositionen eben auch sozioökonomische Tatbestände — wie Familienstruktur und Feudalismus — gehören. Die Revolutionsregierung, die in den ersten Januartagen 1959 an die Macht kam, fand sich nicht aus eigener Wahl und schon gar nicht — wie die bürgerlichen Autoren gern vermuten — mit Hilfe schamloser Manipulationen in einer paternalistischen Beziehung zum kubanischen Volk wieder, sondern aufgrund der realen Situation. Im Grunde besteht diese Beziehung bis heute fort<sup>71</sup>. Allerdings hat sich ihre Qualität, die letztlich den Ausschlag gibt für Resignation und Zynismus auf der einen oder aktive Loyalität auf der anderen Seite, nach dem Sturz des Batista-Regimes grundlegend verändert. Weder äußerer Zwang noch Versprechungen, wie sie von den republikanischen Regierungen der vorrevolutionären Zeit ständig formuliert und nie gehalten wurden, erklären das gegenwärtige Phänomen einer breiten Massenloyalität zugunsten der Castro-Regierung. Und genauso begrenzt ist heute objektiv auch der Erklärungswert, den die charismatischen Qualitäten Fidel Castros in diesem Kontext haben können.

Jeder dieser Interpretationsversuche muß versagen, weil diese Massenloyalität seit dem Sieg der Revolution eine sozial-inhaltliche Motivationsbasis gefunden hat. Eine solche Feststellung hat um so mehr Gewicht, als die meisten westlichen Kuba-Kritiker dieses Moment der Popularität Castros, das eben gerade auf eine materialisierte Wechselseitigkeit der Identifikationen schließen läßt, fast durchweg ignorieren. Nirgends oder selten setzen sie die castristischen Reformen, in Gestalt von Miet- und Preissenkungen, Lohn-erhöhungen, Maßnahmen zur Bildungsexpansion und zur Verbesserung des Gesundheitssystems sowie landwirtschaftlichen Strukturveränderungen schon während der ersten Monate des Jahres 1959,

69 Vgl. Werner Hofmann, *Stalinismus und Antikommunismus*, Frankfurt am Main 1968, S. 17.

70 Vgl. Sweezy/Huberman, *Sozialismus*, S. 179.

71 Ebd., S. 179 ff.

und die antikapitalistischen Revolutionsakte, die in Form von Sozialisierungsdekreten<sup>72</sup> während der darauffolgenden Jahre die Vision eines New Deal Realität werden ließen, in Beziehung zum Aspekt der Massenloyalität.

Diese Unterlassung ist im Grunde nur als politische, nicht aber als wissenschaftliche zu verstehen. Denn viele Interpreten nehmen in antisozialistischer Absicht offenbar bewußt in Kauf, daß diese Extrapolation, die überhaupt erst den Umgang mit standardisierten Einwänden und Formalanalogien am Beispiel der vollendeten Revolution ermöglicht, andererseits in zentralen Punkten eine konsistente Darstellung ihrer Genese verhindert. Unter den Formen revolutionären Kampfes ist es nämlich vor allen Dingen die in Übereinstimmung mit Fokus-Theorien entwickelte Guerilla-Aktivität, die sich ihrer Natur nach unbedingt der Interpretationsformel von der Loyalität durch Repression entzieht. Solange die meisten bürgerlichen Kuba-Kritiker keinerlei Chancen wahrnehmen, um dieses Dilemma zu bereinigen, und solange sie wider alle empirische Einsicht auf eine inhaltliche Entzifferung des Loyalitätskriteriums weitgehend verzichten, bleibt nur der Schluß, daß auch in diesem Fall eine Globaldenunziation des kubanischen Sozialismus-Modells ihre erklärte Absicht ist.

## V

### Das Totalitarismussyndrom

Zu den wichtigsten Medien dieser Denunziation gehört seit jeher die Totalitarismustheorie. Mitte der fünfziger Jahre von liberalen oder konservativen Sozialwissenschaftlern entwickelt und systematisiert<sup>73</sup>, sollte diese Theorie günstigere ideologische Ausgangsbedingungen für einen offensiven Antisozialismus schaffen. Mit Hilfe formaler Analogien und statisch-struktureller Interpretationsansätze, die den Blick auf gesellschaftliche Inhalte ebenso wie auf historische Prozesse verstellen, folgten ihre Urheber — ob eingestanden oder unbewußt — der Intention, die Fronten im Kalten Krieg zugunsten normativer westlich-parlamentarischer und kapitalistischer Wertvorstellungen vorzuverlegen.

Angesichts der relativ stabilen bi-polaren Großmachtstruktur, die keine Veränderung des territorialen wie auch gesellschaftspolitischen Status quo zuließ, es sei denn unter der Voraussetzung immenser Risiken, blieb diese Theorie jedoch zunächst noch auf vorwiegend

72 Vgl. Sweezy/Huberman, *Cuba: Anatomy of a Revolution*, New York 1960, S. 95, sowie Boorstein, a.a.O., vor allem S. 81—83; ferner Leroi Jones, *Ausweg in den Haß*, Darmstadt 1966, S. 32.

73 Vgl. Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, Frankfurt am Main 1955, S. 544 ff.; Carl J. Friedrich, *Totalitäre Diktatur*, Stuttgart 1957, passim. Zur Phänomenologie des Totalitarismus kürzer und systematischer ders., *Das Wesen totalitärer Herrschaft*, in: *DER POLITOLOGE*, 1966, Nr. 20, S. 43, 47. Ähnlich Raymond Aron, *Démocratie et totalitarisme*, Paris 1965, S. 287 f.

deklamatorische Funktionen beschränkt. Ihre erste eigentliche politische Bewährungsprobe als Instrument der Legitimation expansiver kapitalistischer Interessen hatte sie in einem begrenzten Konfliktfall zu bestehen.

Als die kubanische Revolution die Frage des in der amerikanischen Gesellschaft naturrechtlich und moralisch geschützten Privateigentums an Produktionsmitteln aufwarf<sup>74</sup> und gegen konkrete Interessen des US-Kapitals im Zuge von Sozialisierungsmaßnahmen und Enteignungsakten definitiv beantwortete, entstand in den Vereinigten Staaten das Bedürfnis nach direkter Intervention. Es war jedoch von vornherein klar, daß jede militärische Aktion gegen Kuba — wie unter anderem das Schweinebucht-Unternehmen<sup>75</sup> — einerseits als Kampf der emigrierten kubanischen „Demokraten“ drapiert werden mußte und andererseits einer außer-ökonomischen Begründung bedurfte, sollte nicht das freiheitlich-demokratische „Missionsbewußtsein“<sup>76</sup> der Vereinigten Staaten diskreditiert werden. Hinzu kam außerdem noch der Versuch, das interamerikanische Vertragssystem OAS unter entsprechendem ökonomischem und politischem Druck so in einer anti-kubanischen Offensive zu engagieren<sup>77</sup>, daß einzelne subversive Unternehmen, militärische Interventionsversuche und sonstige Boykottmaßnahmen als legitime Akte lateinamerikanischer Selbstverteidigung erscheinen mußten.

Als außer-ökonomische Begründung für massive Interventionen konnte jedoch die Transformation der kubanischen Gesellschaft allein kaum erhalten; und genausowenig konnte Kuba als ernst zu nehmende militärische Gefahr das Objekt der lateinamerikanischen Selbstverteidigung ausmachen. Tatsächlich ist weder in der offiziellen Politik — mit Ausnahme der sogenannten Kuba-Krise im Herbst 1962 — noch auch in der Literatur häufig der absurde Versuch unternommen worden, das sozialistische Kuba nicht nur als gefährlichen Infektionsherd zu charakterisieren, sondern darüber hinaus auch zur faktischen Bedrohung der interamerikanischen Sicherheit zu stilisieren<sup>78</sup>.

Indem sie das Totalitarismustheorem uneingeschränkt und gleichsam uniform auf das kubanische System applizierte, wurde die bürgerliche Wissenschaft den Legitimationsbedürfnissen der amerikani-

74 Vgl. Krakau, a.a.O., S. 27.

75 Zur Geschichte der Schweinebucht-Invasion von 1961 authentisch Schlesinger, a.a.O., S. 194, sowie insbesondere S. 204—270; ausführlich Goldenberg, *Revolution*, S. 238 ff.; vgl. auch Breuer, a.a.O., S. 76, sowie Dieter Ahrens, *Der karibische Raum als Interessensphäre der Vereinigten Staaten von Amerika*, Stuttgart 1965, S. 100 ff.

76 Umfassend Knud Krakau, *Missionsbewußtsein und Völkerrechtsdoktrin in den Vereinigten Staaten von Amerika*. Frankfurt am Main 1967.

77 Besonders aufschlußreich in diesem Kontext Schlesinger, a.a.O., S. 160 f.

78 Selbst Meneses, a.a.O., S. 118, Vertreter einer massiven Eindämmungspolitik, sieht sich außerstande, eine von Kuba ausgehende direkte Bedrohung der amerikanischen Sicherheit zu konstatieren. Dazu auch David Horowitz, a.a.O., Bd. 2, S. 173 f.

schen Politik gerecht<sup>79</sup>. Denn eine politische Ordnung, die nach den typologischen Kriterien dieses Theorems — wie Einparteienherrschaft, Einheitsideologie, totale Verwaltung und Kontrolle des Individuums etc.<sup>80</sup> — eine tendenzielle Identität mit faschistischen Systemen aufwies, stellte auf internationaler Ebene eine Herausforderung an die freiheitlich-demokratisch verfaßten Gesellschaften dar: alle politischen, völkerrechtlichen und humanitären Bedenken, die sich auf eine direkte Einmischung in innerkubanische Angelegenheiten beziehen konnten, schienen angesichts dieser Provokation obsolet<sup>81</sup>.

Anders als beispielsweise im Falle der Sowjetunion — einzelne Phasen des Stalinismus eröffneten ganz andere Applikationsmöglichkeiten — fiel es jedoch den bürgerlichen Wissenschaftlern selbst unter den überaus günstigen denunziatorischen Perspektiven reiner Formalanalogien sichtlich schwer, den Totalitarismusvorwurf gegen Kuba auszuweisen, ihn mit den bekannten empirischen Daten in Einklang zu bringen. So haben die meisten von ihnen in Erkenntnis unüberwindlicher methodischer Hindernisse zum Globalvorwurf Zuflucht genommen: sie kennzeichnen das kubanische System als „totalitär-sozialistischen Staat“<sup>82</sup>, als „totalitäre Diktatur“<sup>83</sup>, als „marxistische Diktatur“<sup>84</sup> oder einfach als „totalitäres System“<sup>85</sup>. Und die wenigen unter ihnen, die historiographische und soziographische Anstrengungen machen, um die egalisierende Totalitarismuskritik zu stützen, sind vielfach außerstande, andere als bloße Parallelbezüge zwischen beidem herzustellen.

Nur so ist zu erklären, daß ihre Darstellung der kubanischen Verhältnisse und der Entwicklung, die zum sozialistischen Kuba führte, ihren eigenen Totalitarismusverdacht, wo nicht völlig, so doch partiell desavouiert. Dies wird an einer ganzen Reihe von Beispielen deut-

79 Allgemein Goldenberg, *Revolution*, S. 201 ff.; ders., *Lateinamerika*, S. 292 ff., 369 ff.; Furtak, *Kuba*, S. 41 f.; Meneses, a.a.O., S. 100; Viator, a.a.O., S. 317, sowie Krakau, *Kubanische Revolution*, S. 41. Dieser Zusammenhang zwischen Totalitarismusvorwurf und praktischen Interventionsbedürfnissen wird besonders deutlich bei John N. Plank, *The Caribbean: Intervention, when and how*, in: *FOREIGN AFFAIRS*, Vol. 44, Nr. 1, Oktober 1965, S. 47. Zwar bekräftigte die OAS-Politik das Prinzip der Nicht-Intervention; gleichzeitig verdammt sie aber schon im Sommer 1960 alle Formen des Totalitarismus als mit dem interamerikanischen System unvereinbar; vgl. Resolution der VII. Konferenz der OAS-Außenminister in San José, Costa Rica, im Wortlaut (deutsche Übersetzung) in: *EUROPA-ARCHIV*, 15. Jg. 1960, S. 751 f. Daß dieser Widerspruch, der gegen die erklärten Interessen der amerikanischen Regierung zustande kam, vgl. u. a. Goldenberg, *Lateinamerika — Reform oder Revolution*, a.a.O., S. 8, im Zweifelsfall unter Pressuren von seiten der USA zugunsten der Intervention aufgelöst werden mußte, stand jedoch schon damals fest.

80 Vgl. Anm. 73; kritisch dazu Hofmann, a.a.O., S. 16 f.

81 Vgl. Horowitz, a.a.O., Bd. 2, S. 173 f.

82 Furtak, *Kuba*, S. 7.

83 Andreski, a.a.O., S. 253, sowie Tannenbaum, a.a.O., S. 163.

84 Schlesinger, a.a.O., S. 198.

85 Viator, a.a.O., S. 317.

lich. Der abstrakte Terrorismus-Vorwurf, der notwendig zu den Implikaten der Totalitarismuskritik gehört, korrespondiert kaum je in glaubwürdiger Weise dem, was die bürgerlichen Kuba-Kritiker als polizeistaatliche Maßnahmen des Castro-Regimes<sup>86</sup> spezifizieren.

Genauso verhält es sich im Grunde mit dem Syndrom der „Gleichschaltung“<sup>87</sup> (im übrigen ein Terminus, der unmittelbar von der Faschismus- auf die Totalitarismuskritik transponiert wurde und insofern besonders deutlich über deren antisozialistische Kompensationsstruktur Aufschluß gibt), das sie im Fall der kubanischen Revolution diagnostizieren: ganz abgesehen davon, daß auch diese Diagnose im ganzen vage bleibt und allenfalls an der KP-Vorläuferin „Vereinigte Partei der Sozialistischen Revolution“ exemplifiziert wird<sup>88</sup>, setzt sie — an Kategorien des historischen Prozesses angelehnt — einen partei- und gewerkschaftsorganisatorischen Pluralismus in der vorrevolutionären Zeit voraus<sup>89</sup>. In diesem Kontext statt eines rein formalen auch einen inhaltlichen Pluralismus zu vermuten, heiße jedoch die empirischen Kenntnisse überstrapazieren: statt dessen ist gegen die bürgerliche Kuba-Kritik in polemischer Zuspitzung einzuwenden, daß nicht gleichgeschaltet werden kann, was ohnehin — unter welchen sozio-politischen Vorzeichen auch immer — schon gleichgeschaltet ist.

Tatsächlich hat der Vorwurf der Gleichschaltung eine andere als rein deskriptive Funktion. Als pejoratives Synonym für sozialistische Entwicklungsstrategien schlechthin, die gerade im Falle unterentwickelter Länder notwendig auf die gesamte Arbeits-, Bildungs- und politische Organisation durchschlagen<sup>90</sup>, soll der Begriff der Gleichschaltung antisozialistische Affekte mobilisieren. Solcherart kann unter Berufung auf abstrakte Freiheitsprinzipien und leere Postulate der Anti-Disziplinierung<sup>91</sup> unabhängig von der Einsicht in objektive Bedürfniskonstellationen jede Form der disziplinierenden und egalisierenden Organisation der pauschalen Diffamierung an-

86 So vermag beispielsweise Krakau, *Kubanische Revolution*, S. 39, diesen Vorwurf nur mit dem Gesetz vom 31. 8. 1961 (deutsche Übersetzung in: ARCHIV DER GEGENWART, 1961, S. 9365 A), dessen Existenz von kubanischer Seite mehrfach energisch bestritten wurde, zu illustrieren, das die „gesamte Erziehung der Kinder als alleinige Aufgabe des Staates proklamiert“.

87 Mit Bezug auf die Transformation der vorrevolutionären politischen und gesellschaftlichen Organisationen unter Castro verwendet Goldenberg, *Revolution*, S. 193, interessanterweise den deutschen Terminus „Gleichschaltung“. Vgl. auch Krakau, *Kubanische Revolution*, S. 41, sowie Furtak, *Kuba*, S. 29. Die Gleichschaltung der Gewerkschaften konstatiert Goldenberg, *Lateinamerika — Reform oder Revolution*, a.a.O., S. 10.

88 Vgl. Krakau, *Kubanische Revolution*, S. 39 ff. und Furtak, *Kuba*, S. 28 f.

89 So etwa bei Goldenberg, *Kubanische Revolution*, a.a.O., S. 813.

90 Z. B. eben auch in Form von Massenmobilisierung und Militarisierung mancher Bereiche des öffentlichen Lebens; vgl. Grabendorff, a.a.O., S. 49.

91 Kritisch hierzu Sweezy/Huberman, *Sozialismus*, S. 131.

heimfallen, solange sie — erstens — nicht konkret mit den bestehenden kapitalistischen Organisationsformen konfrontiert und — zweitens — nicht unmittelbar an ihren emanzipatorischen Ergebnissen gemessen wird. Es veranschaulicht die innere Problematik des westlich-parlamentarischen und marktwirtschaftlichen Freiheitsbegriffs, wenn die Mehrzahl der Autoren im Zusammenhang der Totalitarismustheorie die Tendenz der kubanischen Revolution zu paramilitärischen Formen der Organisation auf manchen Gebieten massiven Zweifeln aussetzen<sup>92</sup>, während sie ihr an völlig anderer Stelle unumwunden attestieren, den kubanischen Massen zur Befriedigung elementarer Lebensbedürfnisse verholfen zu haben<sup>93</sup>.

Die strukturelle Unzulänglichkeit des Totalitarismusvorwurfs als eines Theorems, das sich nur an Momentaufnahmen historischer Wirklichkeit orientiert, zeigt sich auch darin, daß ihre Urheber das doppelte Problem der kubanischen Revolution völlig ignorieren: zum einen die Schwierigkeit, das Erbe von Kolonialismus und Imperialismus aufzulösen, und zum anderen das Problem, in sozialistischer Praxis eine humane Gesellschaft zu begründen. Nur in der Abstraktion von dieser Ausgangslage und von dieser Zielvorstellung erzielt die Totalitarismuskritik ihren politisch-propagandistischen Effekt.

Dafür bietet vor allen Dingen die westliche Kritik des heutigen kubanischen Bildungs- und Erziehungssystems ein typisches Beispiel<sup>94</sup>. Ohne die hohe Analphabetenrate und die groteske Disparität der Bildungschancen während der vorrevolutionären Zeit<sup>95</sup> sowie das enorme technologische Defizit zu berücksichtigen<sup>96</sup>, das dazu in enger sachlicher Beziehung steht, gibt diese Kritik einzelne — im übrigen auch von marxistischen Kuba-Kennern selten bestrittene — Momente von Disziplinierung und Reglementierung in diesem Bereich ohne weiteres als totalitärstaatliche Maßnahmen zur Monopolisierung des gesamten Bildungssektors aus<sup>97</sup>. Was erklärtermaßen ein transitorisches Zugeständnis an die Modalitäten einer möglichst raschen Überwindung der vorgefundenen Unwissenheit und zivilisatorisch-technischen Rückständigkeit darstellt, wird somit im Rahmen der angewandten Totalitarismustheorie leichthin zu einer spezifischen Erscheinungsform des Sozialismus uminterpretiert<sup>98</sup>. Nichts klärt im Grunde besser darüber auf, daß es sich bei dieser Theorie

92 So etwa Viator, a.a.O., S. 313.

93 Vgl. Viator, a.a.O., S. 318; ähnlich Goldenberg, *Revolution*, S. 289.

94 Vgl. Furtak, *Kuba*, S. 40 f.

95 Ausführlich Seers, a.a.O., S. 164 ff.

96 Vgl. Sweezy/Huberman, *Sozialismus*, S. 160.

97 So geht u. a. Furtak, *Kuba*, S. 40, davon aus, daß in der expansiven kubanischen Bildungspolitik und -ökonomie „totalitärstaatliche Bestrebungen zur Monopolisierung des geistigen Lebens und damit auch des Bildungs- und Erziehungswesens durch den Staat“ dominierten.

98 Allgemeiner zur Interpretation des Totalitarismus als notwendiger Folgeerscheinung der Revolution schlechthin u. a. Goldenberg, *Kubanische Revolution*, a.a.O., S. 813.

nur um das Surrogat eines kompakten Antisozialismus handelt, als der Versuch, ein Bildungssystem wegen einzelner Elemente der Disziplinierung dem Vorwurf der Unmenschlichkeit auszusetzen<sup>99</sup>, das tatsächlich zum erstenmal in der kubanischen Geschichte allgemeine Bildungschancen eröffnet<sup>100</sup>.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß diese antisozialistische Tendenz der Totalitarismustheorie noch deutlicher in jenem Teil der Kuba-Kritik zum Tragen kommt, der sich mit der Wirtschafts- und Arbeitsorganisation befaßt. Die Kritik der besonderen Formen der Mobilisierung menschlicher Arbeitskraft, die einen großen Teil der bürgerlichen Kuba-Analyse genauso konstituiert wie eine prinzipielle Kritik des Planungssystems<sup>101</sup>, gehören gleichermaßen zu den Derivaten kapitalistischer Apologetik: denn beide Kritiken sollen ungeachtet entwicklungsgeschichtlicher Differenzierungsgebote den Anschein erwecken, als lägen bürokratische — totalitarismusverdächtige — Herrschaft in der Wirtschaftsverfassung und totale Verplanung und Verwaltung in der Arbeitsorganisation ebenso in der Natur des Sozialismus wie freier Markt und private Initiative in der Natur des Kapitalismus.

Ohne auch nur fragmentarisch einen Begriff der besonderen Probleme einer Gesellschaft des Übergangs von neokolonialer Unterentwicklung zu allgemeiner Bedarfsdeckung zu entwickeln, zeigen sich die meisten westlichen Kuba-Kritiker bemüht, die Destruktion des Marktes als eines subtilen und komplizierten Mechanismus gesamtwirtschaftlicher Koordination, wie sie den sozialistischen Entwicklungsstrategien der kubanischen Revolution entsprach, als Verlust der individuellen ökonomischen Freiheit schlechthin zu charakterisieren. In ideologischer Fixierung und in bewußter politischer Absicht leugnen sie dabei den Zwang zu praktischer Kapitalismus-Kritik, dem die kubanische Revolution von Anfang an ausgesetzt war, wollte sie nicht die Chancen für ökonomische Entwicklung und politische Emanzipation verspielen<sup>102</sup>. Gerade angesichts der ungeheuren Diskrepanz zwischen einer grotesken Unterausnutzung der materiellen Ressourcen und einem immensen unausgeschöpften Arbeitskräftereservoir<sup>103</sup> hatte sie einen der zentralen Widersprüche des

99 Vgl. Viator, a.a.O., S. 320.

100 Vgl. Sweezy/Huberman, Sozialismus, u. a. S. 39, Seers, a.a.O., S. 280, sowie Beyhaut, a.a.O., S. 306.

101 Kritik an der „Politisierung und Militarisierung des Wirtschaftslebens“ übt u. a. Robert F. Lamberg, Fidel Castros Dilemma, in: EU-ROPA-ARCHIV, 20. Jg. 1965, S. 177. Differenzierter, auf die Entwicklungssituation eingehend, Beyhaut, a.a.O., S. 307.

102 Vgl. Sweezy/Huberman, Sozialismus, S. 131.

103 Noch heute beträgt die Unternutzung der verwendungsfähigen Kapazität landwirtschaftlicher Arbeitskräfte laut Sweezy/Huberman, Sozialismus, S. 125, rund 50 Prozent. Angesichts der Probleme unterentwickelter Länder wie Viator, a.a.O., S. 313, totale Freiwilligkeit der Arbeit zu postulieren, entbehrt nicht eines gewissen Zynismus, zumal dann nicht, wenn gleichzeitig die Reglementierung der Arbeit in kapitalistischen Gesellschaften ignoriert wird.

Kapitalismus zu lösen, der sich in diesem Mißverhältnis manifestierte: die Antinomien zwischen einem streng rationalen Verhalten der Individuen innerhalb der marktwirtschaftlichen Ordnung und seinen völlig irrationalen Konsequenzen für die Gesamtgesellschaft andererseits<sup>104</sup>.

Daß die Fidelisten zunächst in Erkenntnis dieses Problems ein relativ starres Plansystem nach sowjetischem Muster mit allen seinen ökonomischen wie auch politischen Insuffizienzen einführten<sup>105</sup> und daß sie gleichzeitig die Arbeitsorganisation disziplinierten, weil sie in der besonderen Situation Kubas die Mobilisierung menschlicher für das Kriterium der Mobilisierung wirtschaftlicher Ressourcen überhaupt halten mußten, ist auch in der marxistischen Kuba-Analyse unbestritten. Beide Fakten — wie in der bürgerlichen Kuba-Kritik allgemein üblich — als eindrucksvolle Indizien eines ausgeprägten Totalitarismussyndroms zu bewerten, heißt jedoch ihre inhaltliche Struktur und den historischen Kontext auf die eigenen politischen Intentionen hin einzuschnüren.

Ist schon die Applikation der Totalitarismustheorie auf wirtschaftliche Planung suspekt, so muß ihre Anwendung im Falle der kubanischen Wirtschaftsorganisation um so größeres Mißtrauen erwecken: beruht sie doch auch auf der völligen Unkenntnis der wirtschaftspolitischen Diskussion unter den Fidelisten, die in der — vor allen Dingen landwirtschaftlichen — Operationspraxis zu einer Koexistenz von anarchischer Dezentralisierung und mechanischer, autoritärer Zentralisation führte<sup>106</sup>.

Ähnliches gilt auch für den Versuch, totalitäre Züge des kubanischen Sozialismus in der Semi-Militarisierung der Arbeit zu entdecken. Dieser Vorwurf muß um so dubioser wirken, als er implizit die Lösung der Übergangsprobleme einer sozialistischen Gesellschaft mit kapitalistischen Mitteln postuliert. Denn nur materielle Anreize, die zur Stabilisierung von Ungleichheit und zur Regeneration kapitalistischen Bewußtseins beitragen, anstelle von moralischen Appellen und disziplinierenden Eingriffen<sup>107</sup>, können auf der Motivations-ebene helfen, ungelöste Fragen der Arbeitsorganisation zu bereini-

104 Vgl. Sweezy/Huberman, Sozialismus, S. 135.

105 Vgl. Boorstein, a.a.O., S. 135 ff., insbesondere S. 151 ff.

106 Vgl. J. Joshua, Organisation et rapports de production dans une économie de transition (Cuba), Paris 1968, S. 64 ff.

107 Allgemein zur Frage der materiellen oder moralischen Anreize und speziell zur Diskussion dieses Problems zwischen den Angehörigen der ehemaligen kubanischen KP und den „neuen Kommunisten“ ausführlich Carmelo Mesa-Lago, The Labor Sector and Socialist Distribution in Cuba, New York 1968, S. 118 ff.; dazu auch Sweezy/Huberman, Sozialismus, S. 124 ff., 144 f. Ernesto Ché Guevara, Über das Budget-Finanzierungssystem, in: PROBLEME SOZIALISTISCHER POLITIK, Bd. 15, Frankfurt am Main 1969, S. 58, der in dieser Diskussion zur Gruppe der „Maoisten“ gehörte, bestritt zwar nicht die objektive Notwendigkeit des materiellen Anreizes, lehnte „seine Anwendung als grundlegenden Antriebshebel“ jedoch kategorisch ab.



gen. Bewerten die bürgerlichen Kuba-Kritiker einzelne Elemente von Disziplinierung und bürokratischer Herrschaft, die zweifelsohne in der kubanischen Revolution zu finden sind, kurzgeschlossen als Symptome ihrer totalitären Struktur, so zeigen sie im allgemeinen auch die Tendenz, das Faktum der Emigration uneingeschränkt als Folge des fidelistischen Totalitarismus auszugeben<sup>108</sup>. Der Erfolg dieses Unternehmens ist um so ungewisser, als er vom Nachweis eines Massenexodus abhängt, an dem auch die vormaligen Unterprivilegierten, die Angehörigen der Arbeiterklasse, prozentual stärker beteiligt sind als bourgeoise Gruppen<sup>109</sup>. Bei den meisten Autoren kollidiert dieser Versuch eines Totalitarismusbeweises besonders augenfällig mit der gleichzeitig vertretenen These von der Massenloyalität gegenüber der Castro-Regierung. Und viel weniger läßt er sich dann noch mit vergleichsweise banalen Daten in Einklang bringen: alle Autoren, die in ihrer Kuba-Analyse von einem extrem niedrigen Einkommens- und Vermögensniveau bei den unteren Bevölkerungsschichten und gleichzeitig von einer restriktiven Auswanderungspolitik der Regierung ausgehen, einer Politik, welche die Emigrationswilligen mit erheblichen finanziellen Forderungen konfrontiert<sup>110</sup>, tragen zu nichts anderem als zur antisozialistischen Legendenbildung bei, wenn sie trotzdem im nordamerikanischen Exil mehr kubanische Arbeiter und Angestellte als Angehörige der Mittelklassen und der Geldaristokratie vermuten.

Ähnlich abstrus und widerspruchsvoll ist auch der Versuch, die Totalitarismuskritik am kubanischen Verteidigungssystem und dabei insbesondere an der Milizorganisation zu exemplifizieren<sup>111</sup>. Ganz abgesehen davon, daß die Militarisierung in Kuba allen Hintergrundinformationen zufolge bis heute keinen Grad erreicht hat, der sich mit den formalen Kriterien der bürgerlichen Totalitarismustheorie auch nur annähernd deckt<sup>112</sup>, ist dieser Versuch auch inhaltlich nur so lange zu legitimieren, wie man die historische Rolle Kubas als eines Objekts politischer und ökonomischer Interessen der Vereinigten Staaten auf wissenschaftlich-theoretischem Niveau perpetuiert.

Anders ist es nicht zu verstehen, daß viele Kuba-Kritiker unverhohlen oder indirekt für ein militärisches Komplement der amerikanischen containment-Politik votieren<sup>113</sup>, während sie gleichzeitig die Bemühungen der kubanischen Regierung, mit allen ihr zu Gebote

108 So Meneses, a.a.O., S. 101; Viator, a.a.O., S. 314.

109 Diesen Versuch unternimmt Goldenberg, *Revolution*, S. 209; er be ruft sich dabei auf eine Statistik des International Rescue Committee, derzufolge sich Ende 1960 das Gros der Emigranten aus Angehörigen der „unteren Klassen“ rekrutierte: 31 % Arbeiter und 30 % Angestellte aller Art.

110 Vgl. Ebd.

111 Vgl. Ebd., S. 208 f., sowie Furtak, *Kuba*, S. 42.

112 Implizit Beyhaut, a.a.O., S. 307.

113 Vgl. Anm. 79; besonders drastisch Matthews, a.a.O., S. 276.

stehenden Mitteln — und dazu gehört angesichts niedriger waffentechnologischer Standards die milizartige militärische Formierung — eine zweite Invasion nach Art des Schweinebucht-Unternehmens vom Frühjahr 1961 zu verhindern, in den Katalog totalitärstaatlicher Repressionstechniken aufnehmen.

Unzweideutiger als in jedem anderen Anwendungsfall gibt die Applikation der Totalitarismustheorie auf das kubanische Verteidigungssystem Aufschluß über die Zweck-Mittel-Relation, in der diese Theorie politisch steht. Indem sie unterschiedliche soziale Inhalte und historische Prozesse verdunkelt oder völlig ignoriert, vermischt sie zur legitimatorischen Prophylaxe für eine aggressive Politik.

## VI

### Das Knappheits-Kriterium

Während die gesamte nicht-marxistische westliche Kuba-Literatur in der Frage der Totalitarismuskritik ein großes Maß an Homogenität aufweist, fällt sie in der Frage einer Einschätzung der versorgungsspezifischen Revolutionsergebnisse in zwei Teile auseinander: in einen — äußerlich wenigstens seriöseren wissenschaftlichen — Teil, der immerhin das Ende der physisch bedrohlichen Unterversorgung breiter kubanischer Bevölkerungsschichten registriert und anerkennt<sup>114</sup>, und in einen — vergleichsweise vulgär-propagandistischen oder tagespolitisch-feuilletonistischen — Teil, der von diesem Faktum keinerlei Notiz nimmt und statt dessen das Kriterium einer allgemeinen Knappheit als Symptom der Grundübel des Sozialismus schlechthin interpretiert<sup>115</sup>.

Es gehört zu den unbestreitbaren und tatsächlich auch nur selten gelegneten Merkmalen der wirtschaftlichen Entwicklung Kubas, daß sich angesichts garantierter Mindesteinkommen, die im übrigen weit über dem südamerikanischen Standard liegen, eine große Diskrepanz zwischen monetärer Nachfrage und Warenangebot — insbesondere auf dem Luxusgütersektor — aufgetan hat<sup>116</sup> und daß die Versorgung darüber hinaus ein relativ starkes quantitatives wie qualitatives Gefälle vom Land zur Hauptstadt hin aufweist. Wirtschaftsgeschichtlich und -geographisch veranlagte Disproportionen, gravierende außenwirtschaftliche Probleme und Nachholbedürfnisse

114 So Goldenberg, *Revolution*, S. 289, ders., *Kubanische Revolution*, a.a.O., S. 814, Andreski, a.a.O., S. 253.

115 U. a. Meneses, a.a.O., S. 168.

116 Vgl. Sweezy/Huberman, *Sozialismus*, S. 93 ff.; eine weitere Ursache für das große „Volumen an ‚freier‘ Kaufkraft, die hinter dem begrenzten Warenangebot her ist“, wird in der bürgerlichen Kuba-Literatur (mit Ausnahme u. a. von Furtak, *Kuba*, S. 31) gerne verschwiegen: die extrem niedrigen Durchschnittsmieten, kostenlose Bildung, Gesundheitsfürsorge und andere Dienstleistungen sowie die niedrigen Preise der rationierten Güter.

auf technologischem Gebiet erklären diese Mangelerscheinungen ebenso sicher und exakt wie planwirtschaftliche Fehlleistungen.

Wenn manche Kuba-Kritiker trotzdem — das heißt auch ohne Berücksichtigung der vorrevolutionären kubanischen und der heutigen gesamtlateinamerikanischen Situation — den Eindruck zu erwecken versuchen, als sei das Kriterium der Knappheit dem Ausmaß und auch der Struktur nach ein Novum und als sei es auf der anderen Seite nur für Kuba, nicht aber auch für den größten Teil des amerikanischen Subkontinents zu verzeichnen, dann gelingt ihnen dies nur im unfreiwilligen Rekurs auf zweifelhafte Mythologeme und offene Zynismen.

Denn die in Kuba herrschende Knappheit unterscheidet sich von derjenigen, die zum Bild des Lebens in anderen südamerikanischen Ländern gehört, in doppelter Hinsicht: sie hält sich weit unterhalb der existentiell bedrohlichen Grenze der Unterversorgung, und sie betrifft im übrigen allgemein<sup>117</sup>. Während in weiten Teilen Lateinamerikas die Gruppe der „Marginales“, die überwiegend außerhalb jeder Geldwirtschaft lebt und an der Distribution nur verschwindend geringen Anteil hat, unterhalb des Existenzminimums vegetiert<sup>118</sup>, hat die Versorgung in Kuba mittlerweile einen Stand erreicht, der für die Gesamtbevölkerung mit einer Garantie elementarer Bedürfnisbefriedigung identisch ist<sup>119</sup>. Und während die Mittelschichten in anderen südamerikanischen Ländern relativ komfortabel leben und die Oligarchien einen unerhörten Luxus genießen, so daß der Eindruck entsteht, als sei die Partizipation am Waren- und Konsumangebot prinzipiell gewährleistet, sind in Kuba alle Schichten der relativen Knappheit unterworfen, die aus eben diesem Grund im übrigen einschneidender wirkt, als sie es in Wirklichkeit ist<sup>120</sup>.

Mit dem Zynismus bürgerlicher Kuba-Kritik, der in vielen Fällen augenscheinlich auf der stillschweigenden Hinnahme von Verelendung und Hunger in Lateinamerika oder auf ihrer Parallelisierung mit einzelnen Versorgungslücken in Kuba beruht, verbindet sich jedoch auch ein ästhetischer Zug, der beitragen soll, antisozialistische Ressentiments zu verhärten.

Vielfach sind es die gleichen Autoren, die nicht umhin können, vom Wirtschaftsaufschwung Kubas auf vielen lebenswichtigen Gebieten Notiz zu nehmen, und die auf der anderen Seite die tatsächlichen Engpässe in der Konsumgüterversorgung zu freiheitsbedrohenden Regressionserscheinungen stilisieren. Da sie nicht so frei über das vorhandene empirische Material disponieren können, als daß sich der Eindruck physisch existenzgefährdender Pressionen auf-

117 Vgl. ebd., S. 94.

118 Vgl. Grabendorff, a.a.O., S. 19 ff., der u. a. die Zahl der hungernden Südamerikaner mit rund 120 Millionen (d. h. 43 % der Gesamtbevölkerung) angibt. Dort auch Anmerkungen zum Phänomen der Marginalität.

119 Vgl. ebd., S. 49.

120 Vgl. Sweezy/Huberman, Sozialismus, S. 94.

rechterhalten ließe, denen die Majorität der kubanischen Bevölkerung angeblich unterliegt, konzentrieren sie sich auf die Darstellung jener Ergebnisse der gesellschaftlichen Transformation, die im Blick auf die davon betroffenen Massen allenfalls den Charakter von Epiphänomenen haben.

So beklagen sie im direkten Anschluß an die fragwürdigen agitatorischen Praktiken der antisozialistischen Kuba-Publizistik vor allen Dingen den Mangel an Luxusgütern und die Rationierung des Vergnügens<sup>121</sup> in der „einst so fröhlichen Hauptstadt“. Indem sie ein Lamento über die restriktive Politik der kubanischen Regierung gegenüber dem Unterhaltungssektor anstimmen und das Bild eines grauen Alltagslebens auf der Insel zeichnen<sup>122</sup>, das die puritanischen Elemente der Revolution widerspiegelt, glauben sie im Vertrauen auf die gängigen, ästhetizistisch eingehüllten Mechanismen der Immunisierung gegen gesellschaftliche Veränderungen schlechthin, wirksame Einwände gegen den kubanischen Sozialismus gefunden zu haben.

Dabei übersehen sie im allgemeinen jedoch völlig, daß sie an dieser Stelle den irrationalen Kern ihres Antisozialismus oder den reaktionären Inhalt ihrer Kuba-Kritik deutlicher als in anderem Zusammenhang freilegen, so marginal ihr Interpretationsobjekt in diesem Fall auch sein mag. Denn mit der Klage über das Defizit an luxuriöser Konsumtion und Entfaltung, das faktisch nur die ehemals verschwindend dünne Oberschicht tangiert, plädieren sie offen oder ungewollt für die Rekonstruktion der früheren Verhältnisse, für die Rückkehr aller ihrer Begleiterscheinungen wie Prostitution und Korruption<sup>123</sup>.

Selbst wenn sie über die soziale Herkunft und politische Funktion des früheren Reise- und Vergnügungspublikums keine Auskunft geben, dessen Ausbleiben als Devisenbringer und Faktor der szenischen Vitalisierung und Farbigkeit sie beklagen, wird doch ohne weiteres klar, daß sie in diesem Kontext der Kuba-Kritik genau wie in jedem anderen die Restitution der imperialistischen Beziehung meinen. War doch auch die touristische Überschwemmung Kubas während der vorrevolutionären Zeit mit Angehörigen der amerikanischen Geldaristokratie — alle psychologischen Auswirkungen eingeschlossen<sup>124</sup> — nur eine besonders drastische Manifestation des damaligen Abhängigkeitsverhältnisses.

Die Gesamtstruktur der bürgerlich-wissenschaftlichen Thematisierung des kubanischen Sozialismus, die sonst mitunter hinter argumentativen Subtilitäten verborgen bleibt, wird somit vollends durch-

121 Vgl. Viator, a.a.O., S. 313, sowie Meneses, a.a.O., S. 167 ff., 227, der u. a. den Mangel an Soda-Wasser beklagt.

122 So Meneses, a.a.O., S. 165, 169, sowie René Dumont, Cuba, est-il socialiste?, Paris 1970, S. 82 f.

123 Vgl. allgemein Furtak, Kuba, S. 17, desgleichen u. a. Beyhaut, a.a.O., S. 299.

124 Vgl. Andreski, a.a.O., S. 248.

schaubar: nicht primär die reformistischen Pläne, die eine systembedrohende Revolutionierung der süd- und mittelamerikanischen Verhältnisse verhindern sollen, sondern die Wiederherstellung der ehemaligen politischen Herrschafts- und ökonomischen Ausbeutungspositionen und damit verbunden die ideologischen Bedürfnisse eines kompakten Antisozialismus bestimmen als Projektionen der politischen Langzeitstrategie die Richtung der Kuba-Kritik in der bürgerlichen Geschichts- und Sozialwissenschaft der Vereinigten Staaten und der Bundesrepublik.

Bassam Tibi

## Die Darstellung der Orientpolitik der Kolonialmächte in der bürgerlichen Geschichtswissenschaft

Die bürgerliche Geschichtswissenschaft pflegt die Kolonialgeschichte als eine chronologische Aufeinanderfolge von diplomatischen Ereignissen in den europäischen Metropolen darzustellen sowie als Geschichte von Personen, die in der Kolonialverwaltung einander ablösen. So reduziert sich beispielsweise für manche Historiker die Geschichte Ägyptens unter der britischen Kolonialherrschaft auf eine Biographie von Lord Cromer. Die Kolonialvölker bleiben in solchen Abhandlungen stets Objekte der Kolonialgeschichte; sie werden nicht als selbständig Handelnde dargestellt, oder wenn, dann werden ihre Aktionen aus europäischen Einflüssen abgeleitet. Selbst die Geschichte der Dekolonisation wird in der bürgerlichen Geschichtswissenschaft als eine Geschichte der „Diskussion über die Verwaltung und Zukunft der Kolonien“ ausgegeben: so der Untertitel des deutschsprachigen Standardwerks über Dekolonisation von R. v. Albertini<sup>1</sup>. Nur wenige, kritische, von der Historikerkunft nicht anerkannte Wissenschaftler interpretieren die Kolonialgeschichte als Transformationsprozeß, in dem die Kolonien zu Ausbeutungsquellen wurden, und die Dekolonisation als Werdegang von Emanzipationsbewegungen.

<sup>1</sup> Rudolf v. Albertini, *Dekolonisation*, Köln-Opladen 1966, erschienen als Bd. 1 der Reihe „Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte“, in der seither beim Westdeutschen Verlag Dissertationen von Schülern Albertinis erschienen, bis die Reihe ab Bd. 6 1970 vom Atlantis-Verlag Zürich übernommen wurde. Ein Bericht über diese Reihe ist in Vorbereitung. — Zu den wenigen aufgeschlossenen westdeutschen Historikern, die gegen die deutsch-nationale Geschichtswissenschaft und ihren bornierten Provinzialismus vorgehen, gehört E. Geiss. Cf. seine Attacke gegen diese „Wissenschaft“: E. Geiss, „Die Schwarz-Weiß-Rote Zunft“, in: *Diskus*, H. 3, 1971, pp. 14—15. Hierin plädiert er sowohl für die Überwindung des deutsch-nationalen Provinzialismus als auch für die Übernahme sozialwissenschaftlicher Methoden in eine kritisch zu begründende Geschichtswissenschaft. Leider hat Geiss in seiner im Text erwähnten Habilitationsschrift über den Panafrikanismus nur die erste Forderung eingelöst. Wahrscheinlich liegt dies daran, daß eine sozialwissenschaftliche konzipierte historische Habilarbeit über Afrika Gefahr gelaufen wäre, abgelehnt zu werden, was Geiss verständlicherweise nicht riskieren wollte. Es ist zu hoffen, daß er in künftigen Arbeiten seine beiden Postulate einlöst.

Für die deutsche<sup>1a</sup> Geschichtswissenschaft kann man noch nicht einmal das oben Gesagte gelten lassen, da sie die Kolonial- und Dekolonisationsgeschichte schlicht ignoriert. Für die deutsche Historikerzunft scheint nur eine Geschichte zu existieren: die Deutschlands. Vereinzelt „aufgeschlossenen“ deutschen Historikern gelang es immerhin, diese Borniertheit zu durchbrechen, indem sie die europäischen Nachbarländer „wissenschaftlich“ zur Kenntnis nahmen, ohne dabei ihr Ansehen in der Zunft einzubüßen. Die außer-europäische Welt wird dagegen nach wie vor nicht als Objekt wissenschaftlicher Untersuchungen anerkannt. Über ihre Geschichte Studien anzufertigen, ist nach Ansicht der hiesigen zünftigen Historiker ein „exotisches Hobby“, nicht aber eine wissenschaftliche Arbeit<sup>1b</sup>. Das gilt gleichermaßen für die schon zitierte Arbeit Albertinis sowie die Dissertationen seiner Schüler neben wenigen anderen historischen Arbeiten wie etwa Geiss' Habilitationsschrift über *Pan-afrikanismus* (Frankfurt/M. 1968) und die beachtliche Dissertation von H. Bley: *Kolonialherrschaft und Sozialstrukturen in Südwestafrika* (Hamburg 1968; cf. Das Argument Nr. 59, 12. Jg. 1970, pp. 590 ff.), die in der Historikerzunft kein Ansehen genießen. Die administrativ geförderte Entwicklungsländerforschung in der BRD, aus der in den vergangenen zwei Jahren eine Bücherflut hervorging, konnte sich trotz materieller Anreize unter der Historikerzunft nicht durchsetzen; die Beiträge kamen vorwiegend aus der bürgerlichen Sozialwissenschaft.

Über das spezielle Thema dieses Berichtes liegen keine Beiträge von bürgerlichen deutschen Historikern vor<sup>1c</sup>, weshalb wir uns auf

1 a Bei meiner Kritik der Geschichtswissenschaft der BRD schreibe ich immer „deutsch“ statt „westdeutsch“, weil die in der BRD etablierte Geschichtswissenschaft nicht 1945 geboren wurde, sondern in der Tradition der deutsch-nationalen Historiker-Zunft steht, deren Organ, die HZ, schon über zweihundert Jahrgänge hat.

1 b Dies gilt freilich nicht für die Geschichtswissenschaft der DDR, aus der wichtige Beiträge zur Erforschung der Kolonialgeschichte, besonders der deutschen, hervorgegangen sind. Zu nennen sind z. B. die Arbeiten von Manfred Nußbaum, *Vom Kolonialenthusiasmus zur Kolonialpolitik der Monopole*, Berlin 1962; Heinrich Loth, *Die christliche Mission in Südwestafrika*, Berlin 1963, u. v. a. Besonders erwähnenswert sind die zahlreichen Arbeiten Lothar Rathmanns über die Orientpolitik der Kolonialmächte, insbesondere Deutschlands. Gewiß sind auch diese Arbeiten nicht unkritisch zu rezipieren, jedoch findet die Kritik auf einer anderen Ebene statt.

1 c Inzwischen liegt eine deutschsprachige Arbeit zur Thematik unseres Literaturberichtes vor, auf die wir leider zu spät aufmerksam wurden, so daß sie hier nicht mehr berücksichtigt werden konnte: Cf. Werner Zürer, *Die Nahostpolitik Frankreichs und Rußlands 1891—1898*, Verlag O. Harrassowitz, Wiesbaden 1970. Nach einer ersten Sichtung scheint es so, daß sich die im vorliegenden Bericht formulierte Kritik auch auf diese Arbeit übertragen läßt. Grundsätzlich zur deutschsprachigen Orient-Literatur cf. B. Tibi, „Das Orient-Bild der deutschsprachigen Publizistik“, in: *Neue Politische Literatur*, Bd. 16 (1971), H. 4, pp. 547—564.

Arbeiten aus der angelsächsischen Forschung über den arabischen Orient beschränken, um exemplarisch zu zeigen, auf welcher Ebene und mit welchen Begriffen gemeinhin Kolonialgeschichte betrieben wird.

## I

Das einleitend in groben Zügen skizzierte methodische Verfahren bürgerlicher Kolonial-Historiker läßt sich an den Beiträgen der bürgerlichen Geschichtswissenschaft zur Kolonialpolitik der Großmächte im Orient illustrieren. Ann Williams<sup>2</sup> räumt z. B. in ihrer Gesamtdarstellung ein, daß der Begriff *Middle East* „a sphere of Western political influence rather than a precise geographical or ethnic area“ (1) beinhalte; sie bevorzugt es dennoch, diesen üblichen Rahmen für ihre Arbeit zu übernehmen. Die Orient-Politik der Großmächte wird schlicht auf die Formel gebracht: „Russia hoped for an outlet to the warm waters of the Mediterranean and could push forward her claim as the champion of Orthodox Christianity in the Levant. Britain and France were anxious not to allow this because of the balance of power in Europe and because of their own growing interests in the Mediterranean.“ (3) Die Etappen der Kolonisierung des Orients werden in verschleiender Art behandelt: So beginnt die britische Kolonialherrschaft in Ägypten nach Williams erst mit der Okkupation 1882, was auf einen sehr verkürzten Kolonisationsbegriff hindeutet. Die einzelnen Etappen der kolonialen Infiltration in Ägypten seit der Schwächung des von Muhammad 'Ali gegründeten modernen, expansiven ägyptischen Staates und der Zerschlagung seiner Industrialisierungsversuche sind für Williams keine Kolonialpolitik: „In 1869 the Canal opened, and seven years later Britain and France had to assume Dual Control to ensure the working of the Canal and to support Egypt's collapsing economy. Neither power was anxious for colonial control.“ (4)

Da der Orient in seiner Geschichte einen Entwicklungsstand erreicht hat, der es selbst denjenigen, die in europazentrischen Kultur- und Zivilisationsbegriffen denken, verbietet, von „unzivilisierten Völkern“ zu reden, wurde — neben anderen Gründen — ein abgestuftes System der Kolonialherrschaft in der Kolonialideologie entwickelt, demzufolge es Kolonien, Protektorate und Mandate gibt. Den Ländern des Orient wurde das Mandatssystem aufgepfropft<sup>3</sup>. Nach der offiziellen französischen Kolonialideologie ist das Mandat „a provisional system designed to enable populations which, politically speaking, are still minors to educate themselves so as to arrive one day at full self-government“ (31).

2 Williams Ann: *Britain and France in the Middle East and North Africa 1914—1967*. Verlag Macmillan, London, und St. Martin's Press, New York 1968 (194 S., Pb., 75 p net).

3 Zur Beleuchtung des juristischen Mandatsbegriffs in seiner Anwendung auf den Orient cf. die jedoch etwas ältere Arbeit von Heinrich Kaesewieter, *Syrien und Libanon als A-Mandate* (Diss. iur., Frankfurt/M. 1934), Darmstadt 1935.



Für Williams ist diese Legitimation keine zu dechiffrierende Ideologie, im Gegenteil: sie räumt ein, daß „the first task of the Mandatory was to impose law and order“ (ibid.), und würdigt die kolonialen Leistungen so: „Both the French and the British did much to improve social conditions in their territories.“ (36)

Den Tatbestand, daß die britische Kolonialherrschaft im Orient im Bewußtsein der dortigen Bevölkerung bis heute mit den schlechtesten Erinnerungen behaftet ist — trotz der von Williams gewürdigten angeblichen Leistungen —, reduziert die Autorin auf die britische Palästina-Politik: sie habe den britischen guten Ruf im Orient zerstört (cf. 44). Dieser „gute Ruf“ beruhe aber nicht nur auf den britischen Leistungen, sondern auch auf der noblen Politik der britischen Kolonialgouverneure: Sie waren nämlich „deeply interested in the people they governed, and steeped in knowledge of their languages and culture“ (54). Darüber hinaus hätten „gentlemanly relationships“ zwischen ihnen und jener arabischen Herrscher-Generation bestanden, „who had more in common with the British than with the majority of their own people“ (ibid.). Diese „guten“ Beziehungen seien erst durch die spätere anticolonialistische Generation zerstört worden, zumal diese Generation „the benefits of security and good administration“ (55), die England angeblich schaffte, „vergessen“ habe.

Die Teile des Buches über die französische Kolonialherrschaft enthalten ähnliche pseudowissenschaftliche Aussagen. So wird der französischen Kolonialideologie von der *mission civilisatrice* Glauben geschenkt. Und glatt behauptet Williams: „French capital had developed the economy of North Afrika, and changed the appearance of the towns and the countryside. It is impossible to say at this date if it would have been better to leave the area poor and underdeveloped as it had been before the French arrived.“ (72) Daß diese Behauptung die Realität völlig verkehrt, bezeugt alleine schon der Tatbestand, daß die französischen Kolonialherren in Algerien z. B. bei ihrem Abzug eine überwiegend analphabetische Bevölkerung hinterließen. Als sie das Land besetzten, existierten noch die Quran-Schulen<sup>4</sup>, dank derer die große Mehrheit der algerischen Bevölkerung schreiben und lesen konnte. Die Zerstörung dieses algerischen Bildungssystems leitete einen Analphabetisierungsprozeß ein und war ein Moment in der Destruktion der autochthonen, keineswegs immer rückständigen Institutionen.

Williams' Buch endet mit einer Elegie über den Untergang der Kolonialherrschaft. England, dem sich die Autorin „national“ verbunden fühlt, wurde zwar durch den Zweiten Weltkrieg geschwächt, aber es sei ihm nicht möglich gewesen, „to break away from traditional and newly assumed responsibilities (sic!) in the Middle East“, so daß der britische Abzug z. B. aus Ägypten (Verstaatlichung des Suez-Kanals) und aus Aden (durch den Sieg des revolutionären be-

4 Cf. hierzu Werner Plum, *Algerische Dichtung der Gegenwart*, Nürnberg 1959.

waffneten Kampfes) „was only achieved with humiliation. It was easy for the Arab world to make political capital out of the British position.“ (152)

## II

Auf Williams' historiographische Monographie trifft zu, was *Kimche*<sup>5</sup> einleitend zu seinem Buch feststellt: „Die Geschichtsschreibung über den Nahen Osten war und ist in mehrfacher Hinsicht verzerrt. Während der letzten fünfzig Jahre basierten buchstäblich alle Untersuchungen über das Gebiet auf der zentralen Stellung Großbritanniens. Selbst in den Werken derer, die sich mehr mit den Folgen der Teilung des Osmanischen Reichs oder mit den Wirkungen des aufkommenden arabischen Nationalismus und des westlichen Imperialismus befaßten, wurde die alles durchdringende Präsenz des britischen Einflusses deutlich.“ (9) Ironischerweise kann man auch Kimches Buch mit diesen seinen eigenen Worten kennzeichnen, insbesondere mit seiner ersten Bemerkung. Der ursprüngliche Buchtitel der englischen Originalausgabe lautet: „The Second Arab Awakening“, mit dem der Autor zugegebenermaßen auf die bis heute noch nützliche klassische Quelle des arabischen Historikers George Antonius<sup>6</sup> anspielt, obwohl Kimches Buch mit dem ersten arabischen Erwachen bzw. dem „Second Arab Awakening“, was immer man auch darunter verstehen mag, nichts zu tun hat, wie bereits andere Rezensenten anmerkten<sup>7</sup>. Der Autor, ein britischer Zionist, wurde durch seine Kritik an der israelischen Wirtschaftspolitik nach dem Sechs-Tage-Krieg und seine damit zusammenhängende Enthebung seiner Funktionen durch die israelische Regierung bekannt, aber auch durch sein Renomé als Herausgeber des *Jewish Observer* und *Middle East Review*<sup>8</sup>. Sieht man von dem Renomé des Autors ab, so hat das vorliegende historische Buch kaum etwas anzubieten. Der Titel der deutschen Übersetzung ist noch irreführender als der des englischen Originals; er entspricht dem Inhalt noch weniger, ist dafür aber spektakulärer.

Trotz seiner Kritik an den anglophilen Historikern stellt auch Kimche die britische Kolonialmacht in den Mittelpunkt seiner Betrachtung, wenngleich er auch ausführlich auf die deutsche Kolonialpolitik eingeht. Letztere charakterisiert er folgendermaßen: Der

5 Kimche Jon: *Zeitbombe Nahost. Von der Bagdadbahn zur El Fatah*. Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 1970 (335 S., Ln., 19,80 DM).

6 George Antonius, *The Arab Awakening*, London 1938, seitdem mehrmals verlegt, zuletzt: N. Y. 1965 als Taschenbuchausgabe.

7 So z.B. P. J. Vatikiotis in: *International Affairs*, 1970, H. 1, pp. 186 ff.: „It is not about ‚the Second Arab Awakening‘ whatever that means“; zur Arbeitsweise Kimches schreibt Vatikiotis: „one serious weakness of the book is the careless, often shoddy, research behind it, which has allowed repeated errors of the fact. One feels at time that the author has not had the time himself to read sources carefully or check facts and names“.

8 Cf. hierzu I. Abu-Lughod (ed.), *The Arab-Israeli Confrontation of June 1967*, Evanston, Ill. 1970, pp. 79 f., Anm.

deutsche Kaiser „wollte seinen Anteil an der osmanischen Beute haben und glaubte, er könne sie am besten durch eine Verständigung mit den Briten bekommen, wie es die Russen in Persien und die Franzosen in Marokko gemacht hatten. Auch wollte er Deutschlands Position in Europa durch eine Verbindung *Mitteleuropas* mit Deutschland sowie der Zukunft des Nahen Ostens und Zentralafrikas mit der Zukunft *Mitteleuropas* stärken.“ (26 f.) Ernüchtert durch britische Abweisungen mußte der deutsche Kaiser erkennen, daß die Realisierung der deutschen Kolonialpolitik im Orient nicht in Zusammenarbeit mit, sondern nur durch Tätigkeit gegen England zu erreichen war. Die deutschen Kolonialziele in den britischen Kolonien wurden — so Kimche — im Rahmen einer „Revolutionierungspolitik“ verfolgt. Mit welchem kuriosen Revolutionsbegriff Kimche operiert, läßt folgende Äußerung verstehen: „Hätte sich die Regierung des Kaisers aus Bolchewiken zusammengesetzt, dann hätte sie sich nicht mit größerer Begeisterung auf die Ausbreitung der Revolution in den Kernländern des britischen Empire stürzen können.“ (29)

Kimche interpretiert die deutsche Orientpolitik mit Begriffen, die der Theorie der „kommunistischen Infiltration“ des Kalten Krieges entlehnt sind. So ist die Rede von „Deutschland und der Moslem-Revolution“, „den deutschen Bemühungen, den Nahen Osten zu revolutionieren“, (33) und von „deutschen Revolutionsagenten“ (35) etc. Kimche meint sogar, „daß, genau wie der japanische Sieg über die Russen im Jahre 1904 den Völkern Asiens zum erstenmal die Augen über ihre revolutionären Möglichkeiten öffnete, die revolutionäre Propaganda des Kaisers im Nahen Osten und in Indien den Grundstock für das revolutionäre arabische Erwachen nach dem großen Krieg legte“. (33) Zwar läßt sich sagen, daß seit Beginn der anglo-französischen Kolonialherrschaft im arabischen Orient der Einfluß der Kulturpropaganda Englands und Frankreichs auf die arabischen Intellektuellen stets zurückging — zugunsten einer Germanophilie —, wie inzwischen in der Literatur nachgewiesen wurde<sup>9</sup>; dies hat aber mit dem von Kimche behaupteten „revolutionären Erwachen“ nichts zu tun, es sei denn, man verstehe darunter: der Glauben naiver arabischer Nationalisten, Deutschland sei keine Kolonialmacht und werde sie durch eine Intervention vom anglo-französischen Joch befreien, sei ein „revolutionäres Erwachen“.

Als Konkurrenz für die „Moslem-Revolution“ nennt Kimche die Kooperation, die zionistische Organisationen dem deutschen Kaiser anboten. So betrachtete das Deutsche Reich das von Zionisten organisierte „Komitee zur Befreiung der russischen Juden“ als „ein perfektes Propaganda-Werkzeug gegen die Russen“ und als „ein unschätzbar wertvolles Instrument für Spionage und Subversion im Ausland“ (30). Nach Kimche „schien die Beschäftigung mit den Juden und Zionisten in Europa bessere Aussichten auf raschen Erfolg zu

9 Cf. B. Tibi, Nationalismus in der Dritten Welt am arabischen Beispiel, Frankfurt/M. 1971, passim.

versprechen als eine *Dschihad* in Ägypten und Indien. Zum Beispiel saßen die Zionistenführer in Berlin; sie teilten das Gefühl der Erleichterung, das weite Teile Deutschlands erfüllte, als der Kaiser die Mobilmachung gegen die Russen befahl. Die Angst vor der russischen Dampfwalze war durchaus echt gewesen.“ (31) Dennoch verfolgte das Deutsche Reich seine koloniale Orientpolitik weiter, mußte aber dabei scheitern. Bei seinem Versuch, dieses Scheitern historisch zu erklären, verliert Kimche sich in der Bewunderung der Alliiertenpolitik gegenüber der Deutschlands und seinem osmanischen Verbündeten. Die Türken wollten „die Russen besiegen, und die Deutschen wollten das britische Empire vernichten. Aber das waren negative Absichten; ihnen fehlte das positive Bewußtsein (?), das die Tätigkeit der Alliierten in den späteren Kriegsjahren auszeichnete.“ (39) Was die deutsche Kolonialmacht nicht beherrschte, war nach Kimche die koloniale Heuchelei, die er bewundert; als Beispiel führt er etwa die Assoziationen mit dem alten Testament als Verschleierung der britischen Orientpolitik an. „Der deutschen Politik fehlte immer das Element aufrichtiger Scheinheiligkeit, das ein wesentlicher Bestandteil phantasievoller Diplomatie ist — und das Großbritannien, solange es anhielt, seinen einzigartigen Rang in der Welt verlieh.“ (Ibid.) Solche Ausführungen einer Makulatur-Geschichtswissenschaft schlagen sich nieder in den folgenden Abschnitten über die koloniale Aufteilung des Orient unter die Kolonialmächte. So wiederholt sich des Autors Verschleierung der Kolonialpolitik Großbritanniens mit der Maske der geschickten Diplomatie bei seiner Beschreibung des Sykes-Picot-Abkommens von 1916, demzufolge England den Orient mit Frankreich unter sich aufteilt und das zaristische Rußland als Duldungspreis Türkisch-Armenien erhält. „Das schöne (sic!) an dem Sykes-Picot-Abkommen war, daß es vage genug war, um je nach den wechselnden militärischen und politischen Umständen eine beliebige Anzahl verschiedener Interpretationen zuzulassen.“ (54)

Die restlichen Teile des Buches über Ägypten (79 ff.), den Irak, Transjordanien (151 ff.) und die Palästina-Frage (187 ff., 258 ff.) sind belanglos und können angesichts schludriger Forschung noch nicht einmal als erste Informationsquelle und als zuverlässig bezeichnet werden. Die aktuellen Bezüge des Nachworts sind ebenso entbehrlich. Dort wird z. B. für einen Frieden im Orient plädiert; dem kann man sich anschließen. Allein geht es Kimche nicht um diesen Frieden als vielmehr darum, daß „die Sowjetunion ihren festen Stand in der arabischen Welt behalten und ihre Politik der Re-Kolonisation in dem Gebiet so lange fortsetzen würde, wie es keine arabisch-israelische Einigung gäbe.“ (297) Über den amerikanischen Imperialismus und seine Orientpolitik bewahrt der Autor dagegen Schweigen.

### III

Kann man den westlichen Kolonialhistorikern Ethnozentrismus anlasten und aus ihren Produkten auf ein ideologiebefangenes Bewußtsein schließen, so lassen sich die außereuropäischen verwestlichten Kolonialhistoriker bürgerlicher Bildung und Orientierung kaum

milder beurteilen<sup>10</sup>. Zwar findet man bei diesen Wissenschaftlern Vorbehalte und Relativierungen gegenüber dem Kolonialsystem; dessen Wurzel bleibt jedoch in der Regel unangetastet, und die Kritik ist des öfteren nur nationalistisch fundiert. Gewiß muß dieses grobscharfe Urteil von Fall zu Fall modifiziert werden. Für das Werk des arabisch-palästinensischen Historikers Abdul Latif *Tibawi*, der sich durch zahlreiche englischsprachige historische Werke den Ruf einer Autorität verschafft hat, muß es etwas abgeschwächt werden.

Tibawi, der eine angelsächsische akademische Ausbildung genoß, arbeitete bis 1948, bis zur Gründung des Staates Israel, als Funktionär im Bildungssektor der britischen Kolonialverwaltung im britischen Mandat Palästina. Seither widmete er sich der akademischen Forschung an der Universität London und später zusätzlich in Harvard. Aus seiner wissenschaftlichen Tätigkeit sind Arbeiten hervorgegangen, die für die heutige Orient-Forschung von großer Bedeutung sind. Diese Werke kreisen vorwiegend um Probleme des Bildungssektors, in dem Tibawi unter der britischen Kolonialherrschaft seine praktischen Erfahrungen sammelte. Wir wollen hier nur auf zwei für unseren Kontext wichtige Arbeiten Tibawis hinweisen: seine Geschichte der britischen Interessen in Syrien im 19. Jahrhundert sowie das darauffolgende Werk über die amerikanischen Interessen in Syrien im gleichen Zeitraum. In beiden Werken, vor allem jedoch im letztgenannten, behandelt Tibawi die Versuche beider Großmächte, durch Einflußnahme auf bestehende, insbesondere aber durch Gründung neuer Bildungsinstitutionen Machtpositionen im Orient zu gewinnen<sup>11</sup>, eine Methode, die heute noch aktuell ist<sup>12</sup>.

10 Cf. etwa die konsistente Charakterisierung verwestlichter bürgerlicher Kolonialintellektueller durch Kurt Steinhaus, *Soziologie der türkischen Revolution*, Frankfurt/M. 1969, p. 69, und dazu meine Rezension in: *Das Argument*, 13. Jhg. (1971), H. 63, pp. 126—130.

11 Abdul Latif Tibawi, *British Interests in Palestine 1800—1901. A Study of Religious and Educational Enterprise*. London 1961; idem, *American Interests in Syria 1800—1901, A Study of Educational, Literary, and Religious Work*, London 1966. Es ist wichtig, schon hier darauf hinzuweisen, daß die Orientpolitik der USA vor dem Ersten Weltkrieg von der englischen und französischen differenziert dargestellt werden muß, wie wir im folgenden Abschnitt noch zeigen werden. Mit Syrien ist nicht das heutige Syrien, sondern Großsyrien, die gesamte Levante, gemeint.

12 Es sei hier als Beispiel auf die Forschungen über den Bildungssektor und die darin eingebetteten „Eliten“ durch die staatlich geförderte Entwicklungsländersoziologie hingewiesen, die sich implizit das Ziel gesetzt hat, durch Steuerung der Bildungsinstitutionen politische Einflüsse auf die daraus hervorgehenden „Eliten“ zu gewinnen. Dahinter steht die Absicht, politische Systemsteuerungsprozesse einzuleiten und zu kontrollieren, denn in der Regel bekleiden diese Intellektuellen nach Abschluß ihrer Ausbildung hohe Staatsämter. Cf. hierzu die kritischen Bemerkungen von N. Lechner, „Sozialwissenschaftliches Krisenmanagement in Lateinamerika“, in: D. Dankwerts et al., *Die Sozialwissenschaften in der Strategie der Entwicklungspolitik*, Frankfurt/M. 1970, pp. 111 ff., hierzu pp. 131 f. In der BRD ist das Freiburger Arnold-Bergstraesser-Institut

Es ist Tibawis Verdienst, daß er die Auswirkungen der amerikanischen missionarischen Tätigkeit im arabischen Orient relativierte, indem er nachwies, daß diese christlichen Missionen zwar einen immensen kulturellen Einfluß ausüben konnten, daß aber die bisherigen Darstellungen, denen zufolge das arabische kulturelle Erwachen, das die Entstehung der arabischen Nationalbewegung im 19. Jahrhundert einleitete, auf die kulturpolitische Tätigkeit der amerikanischen Missionare zu reduzieren ist, inadäquat sind<sup>13</sup>.

In seiner neuesten Veröffentlichung<sup>14</sup> über die moderne Geschichte Syriens liefert Tibawi eine zuverlässige *Gesamtdarstellung* seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, wenngleich diese Charakterisierung sich nicht etwa aus der besonderen Qualität der Studie ergibt, sondern vielmehr aus dem schlechten Stand der Forschung. Tibawis aus historiographischer Sicht ausgezeichnete Arbeit enthält vom Standpunkt einer stringenten Geschichtswissenschaft aus erhebliche Mängel in der Interpretation der einzelnen Phasen der modernen syrischen Geschichte.

Der erste Teil der Arbeit befaßt sich mit der osmanischen Herrschaft in Syrien bis zur ägyptischen Okkupation durch die Armeen Muhammad 'Alis, sodann mit der Ausdehnung des Tanzimat-Reformwerkes<sup>15</sup> auf Syrien (nachdem die ägyptischen Truppen mit Hilfe der Kolonialmächte, insbesondere Englands, zum Abzug gezwungen worden waren) und schließlich mit der Restaurierung der osmanischen Herrschaft in Syrien. Obgleich dieser Teil wie das gesamte Buch zuverlässig und genau ist, so lassen sich einige Abschnitte doch nicht mit der Qualität von Spezialmonographien vergleichen. Tibawi, der wie manch anderer renommierter Historiker großzügig bei der Quellenverwertung ist, erlaubt es sich einfach, substantielle Spezialmonographien über einzelne Phasen der syrischen Geschichte zu übergehen. Beispielsweise findet man in dem Abschnitt über die Ausweitung der Tanzimat-Reformen auf Syrien keine Spur der Standardmonographie von Moshe Ma'oz über diese Thematik<sup>16</sup> u. ä. m. Überhaupt ist die Quellenlage des Buches erbärmlich. Wenn ein theoretisches, eigene Gedanken entfaltendes Werk von über

(ABI) das Zentrum solcher Forschung. Aus diesem Institut ist auch bereits eine Studie über die missionarisch-westlichen Einflüsse auf das Erziehungswesen eines arabischen Landes, des Libanon, hervorgegangen. Cf. Theodor Hanf, *Das Erziehungswesen in Gesellschaft und Politik des Libanon*, Bielefeld 1969, und dazu meine Rezension in: *Das Argument*, 12. Jhg. (1970), H. 59, pp. 615—619.

13 A. L. Tibawi, *American Interests . . .*, op. cit., pp. 307 f. Insgesamt zum Stellenwert der europäischen Missionen im Orient cf. B. Tibi, *Nationalismus . . .*, op. cit., pp. 82 ff.

14 Tibawi, Abdul Latif: *A Modern History of Syria Including Lebanon and Palestine*, Verlag Macmillan, London, und St. Martin's Press, New York, 1969 (441 S., Ln., 4.— £).

15 Zum Reform-Werk der Tanzimat und zu seiner Bedeutung cf. K. Steinhaus, *Soziologie . . .*, op. cit., pp. 37 ff.

16 Moshe Ma'oz, *Ottoman Reform in Syria and Palestine 1840—1861. The Impact of the Tanzimat on Politics and Society*, London 1968.

400 Druckseiten mit acht Seiten Belegen auskommt, so mag dies noch angehen. Für eine historische Quelle ist diese Relation aber schon sträflich.

Für die Thematik unseres Berichtes ist der zweite Teil des Buches über die anglo-französische Kolonialherrschaft in (Groß-)Syrien von besonderem Interesse. Autoren früherer Darstellungen gegenüber hat Tibawi den Vorteil, die britischen Geheimdokumente über die britische Orientpolitik, die nun für Wissenschaftler freigegeben worden sind, gesichtet zu haben. Dies erweist sich als besonders fruchtbar für die Behandlung der Kontakte zwischen dem britischen Empire und den arabischen Nationalisten vor und im Ersten Weltkrieg: Seinerzeit versuchte der britische Kolonialismus, das Osmanische Reich durch eine separatistische Revolte in seinen arabischen Provinzen tödlich zu treffen; er machte sich dabei die Bestrebungen der arabischen Nationalisten nach nationaler Souveränität ebenso zunutze wie die persönlichen Machtambitionen des Scherifen von Mekka: des Haschimitenhäuptlings Hussain (Urgroßvater des heutigen Königs von Jordanien). Die Hussain-MacMahon-Korrespondenz, in der die zentralen Punkte dieser Kontakte festgehalten sind, werden von Tibawi detailliert behandelt (209 ff.), ebenso die während des Ersten Weltkrieges geführten Verhandlungen der Kolonialmächte über die Aufteilung des Orients unter sich nach Abzug der osmanischen Truppen; diese Verhandlungen führten zum Sykes-Picot-Abkommen, das wir in Abschnitt II bereits erwähnten und auf dessen Auswirkungen Tibawi im einzelnen eingeht (241 ff.).

Syrien wurde damals in ein nördliches, der französischen Kolonialmacht unterstelltes Gebiet (heute Syrien und Libanon) und ein südliches, der britischen Kolonialmacht gehörendes Territorium (heute Palästina bzw. Israel und Jordanien) aufgeteilt. Zum Mandatssystem im allgemeinen stellt Tibawi zunächst fest: „The theory of the mandates system, as distinct from its application by Britain and France, has an important element of benevolent and disinterested idealism in it. Its ultimate objective was to lead underdeveloped and dependent nations to a higher level of civilisation and political independence.“ (338) Da Tibawi eine kritische Kolonialismus-Analyse nicht zu leisten vermag, kann er diese Mandatstheorie auch nicht als Kolonialideologie dechiffrieren. Andererseits kann er als autochthoner Intellektueller, wenngleich Sprößling des britischen Kolonialsystems, nicht einfach die Kolonialherrschaft beschönigen, ähnlich westlichen Historikern, und sie pseudowissenschaftlich als Prozeß der Modernisierung überkommener Strukturen darstellen. So bleibt ihm nichts als die Übel des Kolonialsystems als Abweichung vom „Idealismus“ der Mandatstheorie, als „disparity between theory and practice“ (339) darzustellen und auf der moralisierenden Ebene stekenzubleiben. „The political grievances were due to the fact that the mandate was imposed by force of arms and hence all its consequences were suspect.“ (342) Wäre die Entwicklung anders verlaufen, wenn manifeste Formen der Gewalt ausgeblieben wären? Tibawi kann diese Frage nicht beantworten; er bleibt stets deskriptiv, so

auch bei seinen spärlichen Äußerungen über die Auswirkungen der Kolonialherrschaft auf die Sozialstrukturen: Das Mandatssystem „caused widespread discontent: increased taxation, rise in prices, stagnation in trade and unemployment in the cities.“ (Ibid.)

Sehr kompetent sind Tibawis Analysen über die kolonialen Auswirkungen auf das Bildungssystem (357 ff.). So konfrontiert er Frankreichs *mission civilisatrice* mit den bildungspolitischen Leistungen der französischen Mandatsverwaltung in Syrien, um sodann das magere Ergebnis zu zeigen, das nicht auf eine systematische „Zivilisierungstätigkeit“ schließen läßt.

Der abschließende Abschnitt des Buches über „The Burden of Independence“ ist im Vergleich zu den vorangegangenen Teilen schwach und verdeutlicht, daß der Autor noch in überkommenen Kategorien denkt. Besonders Tibawis Schlußfolgerung aus einer vierteljahrhundertlangen Unabhängigkeitsgeschichte kann dies illustrieren: „Syria had often in history marched under the banner of Islam to victory and glory; it had yet to prove that it could do so under the banner of Arab nationalism.“ (421)

#### IV

Wir haben bei der Würdigung früherer Arbeiten Tibawis schon angemerkt, daß die Großmächte über kulturelle Einflüsse durch die christlichen Missionen politische Machtpositionen zu gewinnen versuchten, deuteten aber bereits an, daß im Falle der USA eine etwas differenziertere Einschätzung zu treffen ist (cf. Anm. 11), zumal die USA vor dem Ersten Weltkrieg noch keine primären Machtinteressen im Orient hatten und dennoch eine intensive amerikanische missionarische Tätigkeit dort stattfand. Nach den Ergebnissen der neuesten Untersuchung hierüber von Grabill<sup>17</sup> läßt sich folgender Vergleich zwischen den europäischen und den amerikanischen christlichen Missionen im Orient treffen: „Although European states traditionally subsidized missionaries as agents of territorial imperialism, the United States had not done so . . . Instead of being agents of the government, American Protestant abroad generally had to press Washington to be their agent.“ (293)

Grabill liefert eine historiographische, auf intensivem Archiv- und Quellenstudium basierende Gesamtdarstellung der Geschichte amerikanischer protestantischer Missionen im Orient, deren Ergebnisse entscheidende Aspekte der amerikanischen Missionsarbeit beleuchten. Während diese Missionen in früheren Untersuchungen, wie bereits angedeutet, als Träger kulturellen Fortschritts und Geburtshelfer säkular-orientierter nationaler Emanzipationsbewegungen im islamischen Orient präsentiert wurden, findet man im vorliegenden Werk den Nachweis dafür, daß die Missionare der amerikanischen protestantischen Kirche Träger aggressiver Ideologien und Wegbe-

17 Grabill, Joseph L.: Protestant Diplomacy and the Near East. Missionary Influence on American Policy 1810—1927. University of Minnesota Press, Minneapolis 1971 (395 S., Ln. 13.50 \$).



reiter nationaler Haßgefühle waren. Grabill legt schon im Vorwort zu seinem Buch ein Gottesbekenntnis ab: „God is to me both friend and ultimate being . . .“ (x), was ihn jedoch nicht daran hindert, Kritik an den amerikanischen Missionen zu üben. Diese Kritik ist aber stets moralisch; sie mißt sich nur am Christentum und an Abweichungen der amerikanischen Missionare hiervon.

Die ideologische Orientierung der amerikanischen Missionare im Orient läßt sich nur sehr zwanghaft christlich argumentativ untermauern; sie war explizit eine politische Orientierung, die Grabill so zusammenfaßt: Die Missionare „advocated a strategic presence for the United States in the Near East (mandates over Armenia or all of Asia Minor), a presence similar to the Truman administration's support for Iran, Greece, and Turkey against Soviet challenge. They favored a military commitment by the Wilson government within the European power balance, an idea which prefigured the American obligation in the North Atlantic Treaty Organization.“ (286)

Zwar stellt Grabill fest, daß „the politics of the United States toward the Near East usually reflected the thinking of missionary spokesmen . . . Religionists probably had more influence than public servants in American diplomacy connected with the Ottoman settlement“ (288; cf. auch 294); er zeigt aber, daß es den Missionaren nicht gelungen ist, die USA zu einem solchen politischen Engagement im Orient zu bewegen, dessen erklärtes Ziel die Errichtung eines amerikanischen Mandatssystems über ganz Kleinasien oder zumindest über Armenien war. Grabill sieht darin einen Mißerfolg der Missionare, der in ihrer Strategie begründet gewesen sei, worin man ihm gewiß nicht folgen kann. Denn es handelt sich keineswegs um einen Mißerfolg einer falsch handelnden Personengruppe als vielmehr darum, daß die USA seinerzeit keine unmittelbaren ökonomischen Interessen im Orient hatten, so daß die Errichtung eines amerikanischen Mandatssystems auch kein Moment in der damaligen amerikanischen Außenpolitik im Orient sein konnte. Von einem Mißerfolg der Missionare kann auch objektiv gesehen nicht gesprochen werden, allenfalls vom Standpunkt der Missionare aus. Dies geht sehr deutlich aus dem von Grabill erarbeiteten Material hervor. Die Missionare wollten damals den USA eine Weltpolizeifunktion zuschreiben, die zu übernehmen die USA vor dem Ersten Weltkrieg noch nicht in der Lage waren. Daß die USA diese Funktion heute ausüben, reduziert Grabill u. a. auf die aggressive Ideologie der Missionare: „They saw America as the world's best savior, its judge, its policeman. This exaggeration helped produce difficulties of the 1960s — the morass of the Vietnam conflict, the overextension of United States power overseas.“ (290) Solche Formulierungen können den nicht wundern, der Grabills folgende Erwiderung auf Versuche, die Rolle der christlichen Missionen in der Kolonialgeschichte zu bestimmen, liest: „Incidentally, the virtual absence of collaboration between missionaries and businessmen for „imperial“ purposes, not only during the peace negotiations but during the preceding century, contradicted Marxist-Leninist theory. This philosophy suggests that

missionaries and investors from „capitalist“ nations cooperate in colonial ventures.“ (291)

Am besten läßt sich die Politik der amerikanischen Missionen im Orient am Beispiel der für sie sehr zentralen Armenien-Frage illustrieren. Bekanntlich herrschte im Osmanischen Reich eine in der Sozialstruktur verankerte ethnische Arbeitsteilung vor<sup>18</sup>: Die bürgerlichen Kräfte, die sich nur in der Zirkulationssphäre entfalten konnten, rekrutierten sich vor der Auflösung des Osmanischen Reiches nach dem Sieg der kemalistischen Revolution fast ausschließlich aus nicht-muslimischen Schichten, die wiederum nicht-türkisch waren. Die Armenier gehörten zu dieser sozialen Kraft, die sich während des Desintegrationsprozesses des Osmanischen Reiches mit den Kolonialmächten verbündet und sich während der kemalistischen Revolution gegen die nationale Emanzipationsbewegung gestellt hatte. Hieraus erklärt sich zum Teil die während der kemalistischen Revolution verbreitete militante Xenophobie, die im Verlauf der Revolution — bedingt durch deren kleinbürgerlich-nationalistische Prägung — nicht aufgehoben wurde. Grabill dokumentiert an vielen Stellen seiner Arbeit die armenophile Einstellung der amerikanischen Missionare und ihre antitürkischen Attitüden insbesondere während der Revolution, als sie den Kemalismus attackierten (cf. bes. 247 ff., 269 ff.). Solche Einstellung gilt auch gegenüber China während der Revolution: „For both Asian countries, missionaries created anti-Turkish and anti-Communist ideas in America which helped make United States adjustment to the triumphs of Mustafa Kemal and Mao Tse-tung painful and protracted.“ (295) Zweifellos rechtfertigt die kritische Einschätzung der sozialstrukturell bedingten reaktionären Rolle der Armenier in der türkischen Gesellschaft niemals die anti-armenischen Massaker noch unter osmanischer Herrschaft 1915 und 1916. Im Gegenteil, diese Massaker, denen Tausende und Abertausende auf barbarischste Weise zum Opfer fielen, sind streng zu verurteilen. Den amerikanischen Missionaren ging es aber nicht um das Leben der Armenier, für das auch die Errichtung eines amerikanischen Mandatssystems im Orient nicht die beste Garantie gewesen wäre.

Trotz seiner Kritik würdigt Grabill die Kulturarbeit der amerikanischen Missionen (297 ff.); die Missionen „deserve recognition for aid they gave to Asian nationalism“ (305). Ohne mit Grabill stereotyp vom „asiatischen Nationalismus“ zu reden, können wir feststellen, daß die amerikanischen Missionare einen Beitrag zur Entstehung des Nationalismus im Orient gegeben hatten, wenn sie auch nicht die Urheber dieses Nationalismus sind, wie die Forschungen von Tibawi ergeben haben. Wenn wir dies konstatieren, müssen wir hinzufügen, daß dabei handfeste politische Interessen im Spiele waren. Der arabische Nationalismus implizierte beispielsweise separatistische Aspi-

18 Hierzu cf. K. Steinhaus, op. cit., passim, bes. Teil 1 und 2, wo auch auf die Auswirkungen dieser ethnischen Arbeitsteilung auf die türkische Emanzipationsbewegung und auf ihre Xenophobie eingegangen wird.

rationen in den arabischen Provinzen des Osmanischen Reiches, das die Missionare qua islamisch fundiertem Staat (in der Legitimationsideologie) als Feind betrachteten.

## V

Nicht in bezug auf ihre aggressive Ideologie, sondern auf ihre Stellung gegenüber ihrem Staat lassen sich die russischen Missionen im arabischen Orient mit den amerikanischen vergleichen. Beide, die amerikanischen und die russischen Missionen, konnten sich nicht wie die französischen und englischen konsolidieren, da sie nicht wie jene mit ihren Herkunftsländern eine quasi-koordinierte intensive Kolonialpolitik betreiben konnten. Vielmehr mußten sie ihre Regierungen zu einer solchen Politik erst antreiben.

Das zaristische Rußland war primär an den südosteuropäischen Teilen des Osmanischen Reiches interessiert, und eine Einflußnahme über Missionen in Großsyrien war für Rußland — so zeigt *Hopwood*<sup>19</sup> in seiner Monographie über die russische Präsenz in Syrien — von Interesse, insofern Jerusalem ideologisch als Zentrum des orthodoxen Ostens galt und somit für die panslavische Politik Rußlands von großer, aber primär propagandistischer Bedeutung war. *Hopwood* beleuchtet in seiner — ebenso wie *Grabills* Studie materialreichen — Quellenarbeit diese Fragen, ohne jedoch die historiographische Arbeitsweise preiszugeben. Neben zahlreichen Werken in europäischen Sprachen zieht er intensiv russische und arabischsprachige Quellen heran.

Während die ersten beiden Teile des Buches sich allgemein mit den diplomatischen Aktivitäten des zaristischen Rußland und der russisch-orthodoxen Missionen in Syrien befassen, informiert der dritte Teil bis ins Detail über Entstehung und Verfall der Imperial Orthodox Palestine Society (im folgenden als IOPS zitiert), die als Aktionsrahmen der russischen Aktivitäten in Syrien anzusehen ist. Vor ihrer Entstehung gab es keinen solch großen institutionellen Rahmen; die russischen Aktivitäten waren diplomatischen Figuren vorbehalten. Hier ist insbesondere Graf Ignatev zu nennen, der von 1861 bis 1864 Direktor des asiatischen Departments im russischen Auswärtigen Amt war und 1867 russischer Gesandter bei der Hohen Pforte in Konstantinopel wurde, wo er später auch als erster russischer Botschafter wirkte. Ignatev, ein militanter Panslavist, entfaltete große Aktivitäten und versuchte, die arabischen Völker in die Zielsetzung des Panslavismus einzubeziehen. So unterbreitete er dem ägyptischen Khedevi Isma'il den illusionären Plan eines gemeinsamen Aufstandes der Südslaven und der arabischen Völker des Nil und Euphrat-Tigris gegen das Osmanische Reich (80).

Das zaristische Rußland mußte seine Politik in reger Konkurrenz mit Großbritannien betreiben, so daß es, obwohl es keine Ambitionen

19 *Hopwood*, Derek: *The Russian Presence in Syria and Palestine 1843—1919. Church and Politics in the Near East.* Clarendon Press, Oxford-London 1969 (232 S., Ln., 7 \$).

in Ägypten hatte, gegen die britische Okkupation Ägyptens scharf opponierte und drohte, daß eine weitere britische Attacke gegen eine osmanische Küste (Ägypten galt damals de jure noch als Teil des Osmanischen Reiches) eine russische Okkupation des Bosphorus mit sich bringen würde (97). Auch gegen Deutschlands Ambitionen im Osmanischen Reich mußte das zaristische Rußland antreten.

Die Gründung der IOPS erfolgte 1882 durch private Hand, gefördert von russisch-orthodoxen Geistlichen, die über die Konversion der arabischen Orthodoxen zum Katholizismus und Protestantismus infolge der französisch-britisch-amerikanischen Missionstätigkeiten aufgebracht waren. Während 1840 die Orthodoxen 90 % aller arabischen Christen Palästinas ausmachten, waren, bedingt durch die Konversion, 1880 nur noch 67 % aller arabischen Christen Palästinas Orthodoxe (99 f.). Die IOPS gab sich explizit einen unpolitischen Charakter; sie weigerte sich, eine politische Zielsetzung anzunehmen (106). Mit ihrer Tätigkeit wollte die IOPS weitere Konversionen verhindern, aber auch in Rußland selbst auf die arabischen Bekenntnisbrüder, die so gut wie unbekannt waren, aufmerksam machen. Damit wurde objektiv die russische Orientpolitik popularisiert. Schon das Motto, das sich die IOPS bei ihrer Gründung im Mai 1882 gab, nämlich der biblische Satz: „For Zion's sake will I not hold my peace, and for Jerusalem's sake I will not rest“ (104), deutet auf die Übernahme der propagandistischen Bedeutung Jerusalems für die russische panslawische Politik hin.

Verglichen mit den anderen europäischen Missionen hatten die russischen sehr schlechte Arbeitsbedingungen, zumal sie über wenig Mittel verfügten und ihre Arbeit primär über Sammlungen in Rußland selbst finanzierten. Dennoch konnten sie Schulen errichten und an der Wiederbelebung der arabischen Kultur, die im Osmanischen Reich unterdrückt wurde, unter den arabischen Orthodoxen mitwirken. Hopwood gibt detaillierte Informationen hierüber (137 ff.) und illustriert die schon erwähnte These von der politischen Einflußnahme über Kulturarbeit. Die IOPS mußte infolge des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs ihre Arbeit einstellen, nachdem ihre Institutionen von den Osmanen geschlossen worden waren, und fand dann praktisch nach der russischen Oktober-Revolution von 1917 ihr Ende (cf. 114 ff., bes. 132 ff.).

Es erscheint wichtig, hier im Zusammenhang mit der russischen Orientpolitik auf den Prozeß der Arabisierung der Kirchen im Orient hinzuweisen — ein Prozeß, der entscheidende Bedeutung für den arabischen Nationalismus, der in seiner Frühphase primär von arabischen Christen getragen wurde, hat (cf. 159 ff.). In Großsyrien gab es zwei Patriarchate: in Antiochia und in Jerusalem. Beide wurden von griechischen Geistlichen monopolisiert; ein arabischer Christ konnte nicht Patriarch werden. Die Griechen erklärten die Araber für unfähig, ja unwürdig, ein solches Amt zu bekleiden. Dies war Anlaß genug für den sich aus Arabern rekrutierenden unteren Klerus, ein nationales Bewußtsein zu entwickeln und nicht mehr nur rein religiös zu denken. Hopwood vertritt die These, daß die arabisch-

national motivierte Unruhe unter den arabischen Orthodoxen seit der Krise der bulgarischen Kirche 1872 manifestester wurde. Der arabische untere Klerus fühlte sich durch den ebenso national-orientierten bulgarischen unteren Klerus, der gegen die griechische religiöse Hegemonie rebellierte, ermuntert. Das zaristische Rußland fand Gelegenheit, unter den arabischen Orthodoxen Fuß zu fassen, indem es nationale Gefühle schürte, und die russische Diplomatie setzte sich vehement für die Arabisierung der orthodoxen Kirche sowohl kulturell als auch durch Besetzung der religiösen Hauptämter mit arabischen Geistlichen ein. In diesem Zusammenhang steht auch die Wahl eines arabischen Orthodoxen, Meletios Dumani, erstmals zum Patriarchen von Antiochia durch massive russische Hilfe. Es mag eine Übertreibung sein, wenn der — gemessen an seinem Einfluß — bisher größte Theoretiker des arabischen Nationalismus: Sati' Husri<sup>20</sup>, diesen Höhepunkt in der Arabisierung der orthodoxen Kirche im Orient als „den ersten realen Sieg des arabischen Nationalismus“ bezeichnet, was auch Hopwood zitiert. Aber der Prozeß der Arabisierung dieser Kirche war von großer Bedeutung sowohl für den arabischen Nationalismus als auch für die Entstehung einer Russophilie unter den arabischen Orthodoxen, wie Hopwood bestätigt. Diese Russophilie ging aber über die orthodoxen Kreise im Orient nicht hinaus.

Das Ergebnis der Monographie Hopwoods über das Verhältnis der Missionsarbeit und der Großmachtpolitik des zaristischen Rußland im Orient läßt sich mit Hopwoods Worten so zusammenfassen: „Russia did little in the nineteenth century to establish herself in the area. Most of her achievements came about in spite of rather than because of the Russian Government and Church“ (208). Aber selbst dieses geringe Engagement hatte politische und kulturelle Auswirkungen im gesamten Orient, wie dies auch bei den anderen dort tätigen Missionen der Fall war.

## VI

Als Fazit dieses Literaturberichtes läßt sich für die einzelnen Arbeiten folgende Einschätzung treffen:

Williams' Arbeit ist eine Gesamtdarstellung der britischen und französischen Kolonialpolitik im Orient, die auch vom historiographischen Standpunkt aus gesehen nichts Neues bringt; sie kann als schnelle erste Informationsquelle benutzt werden, besonders wegen der in ihr enthaltenen Chronologie und Bibliographie, ist jedoch aufgrund ihrer Ideologie-Verfahrenheit mit großer Vorsicht zu benutzen. Dagegen ist das Buch von Kimche, selbst wenn man es an Kriterien der bürgerlichen Geschichtswissenschaft mißt, kaum brauchbar. Tibawis Gesamtdarstellung der modernen syrischen Geschichte ist eine sehr zuverlässige und kompetente historiographische Quelle, wenngleich sie auf einer schmalen Materialbasis beruht. Gerade

20 Zu Husris Bedeutung cf. B. Tibi, *Nationalismus . . .*, op. cit., bes. pp. 103 ff., 113 ff.

wegen ihres Materialreichtums sind die Spezialmonographien von Grabill und Hopwood zur Beleuchtung der amerikanischen protestantischen und der russisch-orthodoxen missionarischen Tätigkeit im Orient von großer Relevanz.

Verläßt man die Ebene der Würdigung einzelner historiographischer Leistungen und geht man zu der Frage über, inwiefern die oben besprochenen Arbeiten als Beiträge zu einer stringenten Erforschung der Geschichte anzusehen sind, dann gilt für alle fünf Arbeiten gleichermaßen die Feststellung, daß die bürgerliche Geschichtswissenschaft, deren Elend diese Arbeiten illustrieren, theoretisch und methodisch nahezu auf der niedrigsten Stufe aller bürgerlichen Wissenschaften steht. Über den Eifer, Fakten zu sammeln und sie chronologisch zu ordnen, ist diese Wissenschaft bisher nicht hinausgekommen, sieht man von einzelnen Ausnahmen ab. Die Auflösung der bürgerlichen Historie in eine kritische Gesellschaftswissenschaft bleibt nach wie vor ein dringliches Desiderat.

Hans-Joachim Bieber

## Zur bürgerlichen Geschichtsschreibung und Publizistik über Antisemitismus, Zionismus und den Staat Israel

„Warum sich so wenig Deutsche mit jüdischer Geschichte befaßten — es sei denn, sie waren Judenhetzer und suchten in ihr irgendwelche jüdischen Schandtaten —, ist ein Rätsel“, heißt es in der Einleitung zur Neuauflage von Ismar Elbogens Standardwerk „Die Geschichte der Juden in Deutschland“<sup>1</sup>. In der Tat ist die Geschichte der deutschen Historiographie zu Problemen des Judentums in den letzten 50 Jahren im wesentlichen eine Geschichte des Schweigens oder der Vernebelung. Das gilt mit wenigen Ausnahmen für die Situation der Juden in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, also auch für den Antisemitismus und Zionismus, wie für den Staat Israel, seine Entstehung, seine Gesellschaft und seine Rolle im Nahen Osten. Freilich ist dieser Befund mitnichten ein „Rätsel“, sondern läßt sich auf erklärbare Ursachen zurückführen.

Obwohl dieser Beitrag hauptsächlich die Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik nach 1945 behandeln wird, ist ein Rückgriff auf die deutsche Geschichtswissenschaft der wilhelminischen und der Weimarer Epoche notwendig, um die Kontinuität bestimmter Orientierungen und Interpretationsmuster nachzuweisen.

Parallel zur Herausbildung des deutschen Nationalstaates im 19. Jahrhundert und der Verschärfung der inneren Widersprüche seiner in wachsendem Maße industriell geprägten und kapitalistisch organisierten Gesellschaft verstehen und verhalten sich die meisten Historiker immer einseitiger als Anwälte der überkommenen gesellschaftlichen und politischen Ordnung und als Gegner ihrer Veränderung. Selbst Angehörige des untergehenden Bildungsbürgertums, konzentriert sich ihr Erkenntnisinteresse auf die Entwicklungskräfte dieser Ordnung. Dabei wird das Judentum im Geschichtsdenken zwischen Hegel und Jacob Burckhardt in eine Außenseiterrolle abgedrängt, deren Darstellung eine reservierte, von Fremdheit bis Ablehnung reichende Einstellung ihrer Verfasser spiegelt<sup>2</sup>. Die antisemitische Agitation am Ende der Gründerzeit aufgreifend, reiht Heinrich von Treitschke 1879/80 schließlich die Juden ausdrücklich unter die Feinde der alten, zu bewahrenden Ordnung ein. Seine Invektiven enthalten im Kern vieles, was die Antisemiten späterer

1 Ismar Elbogen/Eleonore Sterling, Die Geschichte der Juden in Deutschland. Eine Einführung. Frankfurt 1966, S. 6.

2 Siehe hierzu Hans Liebeschütz, Das Judentum im deutschen Geschichtsbild von Hegel bis Max Weber, Tübingen 1967.

Jahre in ungezählten Abwandlungen wiederholen sollten<sup>3</sup>. Der spezielle Kampf gegen die Juden erhielt seinen Stellenwert als eine unter mehreren Spielarten einer grundsätzlichen Gegnerschaft gegen den gesamten Prozeß der Transformierung der überkommenen Welt in eine moderne Industriegesellschaft. Wie die Juden als Repräsentanten der Modernität fungierten, so wurde der Antisemitismus zum Bestandteil der Antimodernität, zum Kampfmittel für die Erhaltung einer vorindustriellen politischen und gesellschaftlichen Ordnung einschließlich ihres religiösen und kulturellen Überbaus. Je tiefer seit dem Ende der 70er Jahre infolge des stürmischen wirtschaftlichen und technischen Aufschwungs und seinen sozialen Implikationen ihre Risse wurden, desto stärker wurde die Kartellierung der politischen, militärischen und ökonomischen Macht, desto größer auch die Bereitschaft intellektueller Mandarine<sup>4</sup>, diese Macht ideologisch abzusichern mit dem Ziel, die ihr allein adäquate Gesellschaft zu konservieren, nämlich ein Volk von Untertanen, zusammengehalten durch Zwang, Abschreckung, Unmündigkeit und eine nationale Gemeinschaftsideologie. Alle diese Elemente finden sich in Treitschkes antisemitischem Traktat ebenso wie in seinen übrigen Schriften.

Zwar haben die Ausfälle gegen die Juden Treitschke seinerzeit die Mißbilligung vieler, den Bruch mit einigen und den öffentlichen Widerspruch mancher Fachkollegen eingetragen<sup>5</sup>. Trotzdem hat die überwiegende Zahl der deutschen Historiker den von ihm eingeschlagenen Weg fortgesetzt. Denn große Teile des Bürgertums bekamen die Auswirkungen des Industrialisierungs- und sozialen Umschichtungsprozesses am empfindlichsten zu spüren und sahen ihre Interessen deshalb in Treitschkes Ordnungsvorstellungen am besten gewahrt. Als Angehörige dieses Bürgertums ist seit dem Ende der 80er Jahre auch die große Mehrzahl der deutschen Professoren, die sich als erstaunlich homogene Gruppe präsentieren, im Lager der Antimodernität anzutreffen, an ihrer Spitze die Geistes- und Sozialwissenschaftler einschließlich der Historiker. Ihre grundsätzlich antimoderne Einstellung erweist sich sowohl daran, daß sich ihr Forschungsinteresse primär den Formationskräften des nationalen Machtstaates zuwendet — dem sie überdies als Beamte besonders eng verbunden waren —, als auch an ihrer Beschwörung vermeint-

3 Die verschiedenen Äußerungen Treitschkes von 1879/80 und die zeitgenössischen Stellungnahmen sind wieder abgedruckt bei Walter Boehlich (Hrsg.), *Der Berliner Antisemitismustreit*, 2. Aufl. Frankfurt 1965 (Sammlung Insel 6).

4 Siehe zu diesem Begriff die Einleitung von Fritz K. Ringer, *The Decline of the German Mandarins. The Academic Community 1890—1933*, Cambridge/Mass. 1969.

5 Die einschlägigen Dokumente sind abgedruckt bei Boehlich, a.a.O. Vgl. außerdem Liebeschütz, a.a.O., S. 193 ff.; Michael Meyer, *Great Debate on Antisemitism. Jewish Reaction to new Hostility in Germany*, in: Leo Baeck Institute, *Year-Book 11* (1966), S. 137 ff.; Egmont Zechlin, *Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg*. Unter Mitarbeit von Hans-Joachim Bieber, Göttingen 1969, S. 35 ff.



licher Krisen der Kultur, des Geistes, der Religion, der Moral, der Kunst und aller übrigen Überbauphänomene. In ihrem Bewußtsein zählten die Juden nicht zu den konstitutiven nationalen Kräften, sondern im Gegenteil zu deren Widersachern und zu den Mitschuldigen an dieser Krisenserie. Deshalb blieb das Judentum — wenigstens das nachbiblische — aus dem Kanon der erforschungswürdigen Gegenstände ausgeschlossen; und der Antisemitismus fand an den deutschen Hochschulen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert eine bleibende Heimstatt, wie denn überhaupt die deutsche Kultur „bis dorthin, wo sie am allerkultiviertesten sich vorkam, ... mit antisemitischen Vorurteilen durchsetzt“ war<sup>6</sup>. Daran hat sich bis 1933 nichts Wesentliches geändert<sup>7</sup>. Die Berufung jüdischer Professoren blieb bis 1918 eine seltene Ausnahme, die eines Sozialisten sogar völlig ausgeschlossen<sup>8</sup>. Auch in der Weimarer Republik sahen sich die Juden an den Hochschulen noch ganz erheblichen Widerständen gegenüber<sup>9</sup>.

Kaum ein deutscher nichtjüdischer Historiker hat sich bis 1933 intensiv und ernsthaft mit Fragen des neuzeitlichen Judentums befaßt<sup>10</sup>, ebensowenig übrigens mit den sozialen und innenpolitischen Verhältnissen Deutschlands im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert<sup>11</sup>. Das vornehmste Fachorgan der Zunft, die „Historische Zeit-

6 Theodor W. Adorno, Zur Überwindung des Antisemitismus heute, in: *Das Argument* 29 (1964), S. 104.

7 Siehe dazu Ringer, insbes. S. 139 ff.; vgl. außerdem Fritz Stern, *Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland*, Bern/Stuttgart/Wien 1963, und George L. Mosse, *The Crisis of German Ideology. Intellectual Origins of the Third Reich*, New York 1964, S. 149 ff. — Die hervorragende Rolle prominenter Historiker in Parteien und Verbänden der Rechten bestätigt außerdem ihre Beteiligung an der Kriegszielagitiation während des 1. Weltkrieges, die ebenfalls aus dem Interesse an der Erhaltung und Sicherung der Herrschaftsstrukturen des wilhelminischen Reiches gespeist wurde. Vgl. dazu Klaus Schwabe, *Wissenschaft und Kriegsmoral. Die deutschen Hochschullehrer und die politischen Grundfragen des 1. Weltkrieges*, Göttingen 1969.

8 Siehe Ringer, a.a.O., S. 141.

9 Es genügt, an den Fall Walter Benjamin und die Behandlung Einsteins an der Berliner Universität zu erinnern. Vgl. im übrigen Ringer, a.a.O., S. 239 f.

10 Die beiden Autoren, die sich in diesem Zusammenhang aufdrängen, Max Weber und Werner Sombart, bleiben als Soziologen hier außer Betracht. Zu Weber vgl. Liebeschütz, a.a.O., S. 302 ff.; zu Sombart die Rezension der amerikanischen Ausgabe von Guido Kisch, in: *Historia Judaica* 13 (1951), S. 157 ff., sowie Toni Oelsner, *The Place of the Jews in Economic History as viewed by German Scholars*, in: *Leo Baeck Institute, Year Book* 7 (1962), S. 183 ff.

11 Die einzigen bemerkenswerten Ausnahmen sind Eckart Kehr und Arthur Rosenberg. Kehr hat mit seinem höchst originellen Forschungsansatz in Deutschland nur Ablehnung und Schweigen geerntet, keine Aussicht auf eine akademische Karriere gehabt und ist in den USA in den Sielen gestorben. Rosenberg war als Althistoriker, Jude, Sozialist und schließlich Emigrant ebenfalls völliger Außenseiter.

schrift“, enthält von 1900 bis 1933 als einzigen Beitrag einen Verriß von Sombarts Untersuchung über „Die Juden und das Wirtschaftsleben“, verfaßt von dem alldeutschen Freiburger Ordinarius Georg von Below. Er warf Sombart „eine ganz krasse Übertreibung“ und Überschätzung der ökonomischen Bedeutung des modernen Judentums vor, dessen Rolle nach dem alldeutschen Geschichtsbild nebensächlich und jedenfalls verwerflich zu sein hatte, und lobte lediglich die Fähigkeit Sombarts, die — natürlich feststehende und negative — „Eigenart der Juden zu schildern“<sup>12</sup>. — Nach einem Beitrag der deutschen Geschichtswissenschaft zum Zionismus sucht man in dieser Zeit erst recht vergeblich. Lediglich der Beitritt von Otto Hoetzsch und Hans Delbrück zum Pro-Palästina-Komitee, das zur Förderung des zionistischen Palästina-Programms im Frühjahr 1918 gegründet und 1926 wiederbelebt wurde, läßt auf eine gewisse Sympathie schließen<sup>13</sup>. Beide waren Mitglied der stark antisemitisch gefärbten Konservativen bzw. später der Deutschnationalen Volkspartei. Unter deren Anhängern und noch ausgeprägter in Verbänden der nationalen Rechten, insbesondere dem Alldeutschen Verband, waren Respekt und Hochachtung für den Zionismus wegen dessen weitgehender Affinität zum Antisemitismus keineswegs ungewöhnlich<sup>14</sup>.

Die Mischung von Ignorierung und Ablehnung, die die vorherrschende Einstellung der deutschen Geschichtswissenschaft zum Judentum vor 1933 kennzeichnet, hatte zur Folge, daß die Beschäftigung mit jüdischer Geschichte und Kultur wie zur Zeit des Ghettos weiterhin alleinige Domäne der Juden selbst blieb. Die Wissenschaft vom Judentum war im 19. Jahrhundert in Deutschland unter dem intensiven Einfluß der deutschen Wissenschaft entstanden, vor allem der klassischen Philologie und der Historiographie<sup>15</sup>. In keinem anderen Land hat sie vor 1933 eine solche Blüte erlebt, so daß Deutsch „im Grunde die Sprache dieser Wissenschaft“ wurde<sup>16</sup>. Aber sie wurde fast ausschließlich von Juden betrieben, von Juden organisiert und finanziert, zur Kenntnis genommen und diskutiert. Mit Billigung und tatkräftiger Mithilfe der historischen Fachvertreter wurde sie bis 1933 von den staatlichen Hochschulen ferngehalten<sup>17</sup>.

12 HZ 108 (1912), S. 614 ff.; die Zitate S. 618 bzw. 623.

13 Siehe dazu Zechlin/Bieber, a.a.O., S. 434 ff.; zur Neubelebung Hermann Pünder, Ein Gedenkwort. Pro-Palästina-Dokumente, in: Israel und wir. Keren-Hajessod-Jahrbuch der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland, 1955/65, Frankfurt 1966, S. 70 ff.

14 Siehe dazu Zechlin/Bieber, a.a.O., S. 76 ff.

15 Siehe hierzu und zum folgenden Werner Schochow, Deutsch-jüdische Geschichtswissenschaft. Eine Geschichte ihrer Organisationsformen unter bes. Berücksichtigung der Fachbibliographie, Berlin 1969; außerdem Gershom Scholem, Wissenschaft vom Judentum einst und jetzt, in: ders., Judaica, Frankfurt 1963, S. 148 ff.

16 Schochow, a.a.O., S. 10.

17 Zur ausschlaggebenden Rolle Rankes bei der Abweisung jüdischer Anträge auf Aufnahme der Judaistik in die philosophische Fakultät der Berliner Universität siehe Liebeschütz, a.a.O., S. 64 ff.; vgl. auch ebda., S. 175; Schochow, a.a.O., S. 50.

Bestenfalls durfte sie im Rahmen nebenamtlicher Dozenturen ein Schattendasein am Rande fristen. Diese waren fast immer den theologischen Fakultäten angegliedert und sollten nicht zuletzt dem Ziel dienen, einen Beitrag zur Bekehrung der Juden zum Christentum zu leisten. Stofflich beschränkten sie sich überwiegend auf das Gebiet des Alten Testaments und des Urchristentums<sup>18</sup>. So mußten sie den Juden selbst verdächtig bleiben und gewannen für den Kontakt zwischen der Wissenschaft vom Judentum und der etablierten Wissenschaft nur äußerst dürftigen Wert. Dergestalt kam auch die Kommunikation zwischen jüdischer und nichtjüdischer Geschichtswissenschaft in Deutschland nicht über ein Minimum hinaus und vollzog sich, wenn überhaupt, vorzugsweise in Formen verletzender und unsachlicher Polemik seitens der letzteren<sup>19</sup>. Derart isoliert, vermochte die Wissenschaft vom Judentum ihrerseits manche ghettohaften Züge nicht abzustreifen, die sie ihrer Tradition und wenigstens teilweisen Motivierung als konservative innerjüdische Bewegung verdankte<sup>20</sup>.

Eine quantitative Änderung in der deutschen Geschichtswissenschaft und ein Wandel in der Wissenschaftsorganisation trat für die Erforschung des Judentums erst mit dem Nationalsozialismus ein. Sämtliche jüdischen Dozenten wurden von den staatlichen Hochschulen verbannt. Dafür bereicherte der NS-Staat die Wissenschaft mit einer Reihe spezieller Forschungsinstitute, die — mit außergewöhnlichen materiellen und personellen Mitteln ausgestattet — getreu den nationalsozialistischen Lehren die parasitäre Rolle der Juden und ihre zersetzenden Einflüsse in der Weltgeschichte zu beweisen beauftragt waren. An ihrer Spitze die interdisziplinäre „Forschungsabteilung Judenfrage“ in Walter Franks „Reichsinstitut für die Geschichte des neuen Deutschland“ und ihre spätere erbitterte Konkurrentin, das „Institut zur Erforschung der Judenfrage“ in Frankfurt unter der Ägide Alfred Rosenbergs; außerdem das von Goebbels protegierte „Institut zum Studium der Judenfrage“ in Berlin, das „Institut zur Erforschung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ sowie schließlich während des Krieges ähnliche Einrichtungen in den besetzten Ländern<sup>21</sup>.

Alle diese Forschungsstätten waren mehr oder minder eng mit der NSDAP und ihren Organisationen liiert. Der Zusammenbruch des Faschismus besiegelte auch ihr Ende. Sofern ihre Mitarbeiter überlebten, wartete vorzugsweise in der Schulung bundesrepublikani-

18 Siehe hierzu Schochow, a.a.O., S. 63 ff.

19 Siehe z. B. Treitschkes wüste Beschimpfungen von Heinrich Graetz' jüdischer Geschichte; Boehlich, a.a.O., S. 11; dazu Liebeschütz, a.a.O., S. 185 ff.

20 Siehe dazu Elbogen/Sterling, a.a.O., S. 206 ff.; Schochow, a.a.O., S. 56.

21 Siehe hierzu Max Weinreich, *Hitler's Professors, The Part of Scholarship in Germany's Crimes against the Jewish People*, New York 1946; Schochow, a.a.O., S. 154 ff.; außerdem die Monumentalbiographie von Helmut Heiber, *Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschland*, Stuttgart 1966, insbes. S. 413 ff.

scher Wirtschaftsführer oder im Journalismus, aber auch im Bildungswesen neue wohldotierte Verwendung auf sie<sup>22</sup>. Aus der organisatorischen Sonderstellung der NS-Institute und dem Umstand, daß ihre hauptamtlichen Mitarbeiter zumeist jüngere Historiker waren, die noch keine Lehrstühle innehatten, ergab sich für die Geschichtswissenschaft an den Universitäten der Vorteil, der Notwendigkeit besonderer personeller und institutioneller Reinigungsakte weitgehend enthoben zu sein. Dergestalt unbelastet, konnte sie alsbald an der Restauration der Zustände mitarbeiten, die vor 1933 bestanden hatten. Das Schweigen zu allen mit dem Judentum zusammenhängenden Fragen breitete sich von neuem aus. Vielleicht war es jetzt weniger feindlich als betreten; aber dieser feine Unterschied war bei der Natur der Sache schwer auszumachen. Jedenfalls war es trotz Reichskristallnacht, Auschwitz und Gründung des Staates Israel bis weit in die 60er Jahre fast genauso tief wie zuvor.

Deshalb fand die Auseinandersetzung mit den Problemen Judentum, Antisemitismus, Judenvernichtung und Israel in anderen Disziplinen und Gruppen abseits und weitgehend unabhängig von der etablierten Geschichtswissenschaft statt. Unter ihnen sind in erster Linie bestimmte Kreise in den Kirchen zu nennen: auf katholischer Seite die Mitarbeiter des „Freiburger Rundbriefes“ und die links-katholische Publizistik, in erster Linie repräsentiert von Walter Dirks und Friedrich Heer<sup>23</sup>; auf evangelischer Seite die Arbeitsgruppe Juden und Christen, die auf den Kirchentagen von 1961, 1963 und 1965 unter außergewöhnlicher Beteiligung die Themen Judentum, Antisemitismus und Israel ausführlich diskutierte. In beiden Gruppen dominiert das Laienelement, während die offiziellen Amtsträger insbesondere der katholischen, aber auch der evangelischen Kirche vielfach alte theologische oder andere Vorbehalte gegen die Juden weiterhin pflegten. Diese Laiengruppen befaßten sich gleichfalls in erster Linie mit der jüdischen Religion und ihrem Verhältnis zum Christentum, wobei übrigens die notgedrungene Solidarität von Religionsgemeinschaften angesichts ihrer schwindenden Anziehungskraft eine wachsende Rolle zu spielen scheint<sup>24</sup>. Man kann sie wegen dieser primär theologischen Motivation und

22 Siehe dazu im einzelnen: Antisemitismus in Westdeutschland, Taten, Ursachen, Vollstrecker. Judenfeinde und Judenmörder im Herrschaftsapparat der Bundesrepublik. Eine Dokumentation des Verbandes der jüdischen Gemeinde in der DDR, Berlin 1967. Außerdem wäre der dort nicht aufgeführte Fall Reinhard Höhn zu erwähnen.

23 Vgl. vor allem die von Walter Dirks hrsg. Frankfurter Hefte sowie die scharfe Kritik an der theologischen Tradition und politischen Praxis der kath. Kirche gegenüber den Juden bei Friedrich Heer, Gottes Erste Liebe. 2000 Jahre Judentum und Christentum. Genesis des österreichischen Katholiken Adolf Hitler, München/EBlingen 1967. Vgl. im übrigen Schochow, a.a.O., S. 239 ff.

24 Bei Heinrich Spaemann, Die Christen und das Volk der Juden, München 1966, S. 31, heißt es: „In einer weitgehend atheistisch denkenden oder lebenden Welt sind sie ... geeint in der Verantwortung dafür, daß Gottes Dasein und Anspruch anerkannt werde.“ Bei Walter Schäble,

ihrer häufigen Ignorierung oder Vernebelung von gesellschaftlichen und ökonomischen Faktoren und politischen Realitäten angreifen<sup>25</sup>. Trotzdem haben sie auf dem fraglichen Gebiet mehr geleistet als die Geschichtswissenschaft. Nicht nur haben sie dieser manchen praktischen Hinweis gegeben<sup>26</sup>, sondern — in der Erkenntnis, „geschichtliche Schuld kann man nicht nur liturgisch abtragen“<sup>27</sup> — mitunter sich auch nicht gescheut, aus ihren Ergebnissen politische Nutz- anwendungen zu ziehen. So erhob die erwähnte Arbeitsgruppe des Ev. Kirchentages 1961 die ausdrücklich auf Globke gemünzte Forde- rung, „Personen, die an der Vorbereitung und Durchführung von Verfolgungen beteiligt waren, sollten aus führenden Ämtern aus- scheiden“<sup>28</sup>; vereinzelt findet sich auch die Warnung vor einem dem Antisemitismus analogen und ebenso vielseitig verwendbaren Feind- bild in Gestalt des Antikommunismus<sup>29</sup>. So naheliegend und bar aller gesellschaftlichen Sprengkraft das auch ist, wären ähnliche Entschlüssen auf einer Historikerversammlung doch bisher kaum vorstellbar.

Brennpunkt Palästina. Israels Prophetie macht Geschichte, Wuppertal 1961, S. 90, ist die Rede von beiderseitigen „Anstrengungen, die innere Zersetzung der Massen aufzuhalten“. Vgl. auch Otto Veit, Christlich- jüdische Koexistenz, Frankfurt 1965, S. 132, sowie die Ausführungen von K. H. Rengstorf auf der Studientagung „Kirche und Judentum“ des „Deut- schen Evangelischen Ausschusses für Dienst an Israel“, in: Freiburger Rundbrief 7 (April 1950), S. 14.

25 Für viele Theologen war und ist die Judenfrage eine „Glaubens- frage“ und nicht eine soziale und ökonomische, der Antisemitismus in erster Linie nur eine unchristliche und religionsfeindliche Haltung. Vgl. u. a. Schäble, a.a.O., S. 21; Gerhard Jasper, Vom Sinn der Wiedergut- machung an Israel, Gütersloh o. J., S. 4; Erica Küppers, Arbeitshilfe zur Behandlung der Judenfrage, Frankfurt 1950, S. 6 ff.

26 Die ersten Anregungen für die Behandlung der jüdischen Geschichte und der deutsch-jüdischen Beziehungen im Schulunterricht gingen von der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit aus; siehe GWU 5 (1954), S. 438 f. 1965 forderte die Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen des Evangelischen Kirchentages dringend die Überprüfung der Schul- bücher auf antisemitische Tendenzen und die Einsetzung einer Sach- verständigenkommission zur Neufassung von Schulbüchern gemäß dem Stand der Wissenschaft; siehe Das gespaltene Gottesvolk. Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag hrsg. von Helmut Gollwitzer und Eleonore Sterling, Stuttgart/ Berlin 1966, S. 144 f.

27 Ebda., S. 63.

28 Der ungekündigte Bund. Neue Begegnung zwischen Juden und christlicher Gemeinde. Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag hrsg. von Dietrich Goldschmidt und Hans-Joachim Kraus, Stuttgart 1962, S. 124. Vgl. auch die anschließende Kontroverse zwischen Goldschmidt und dem Bundes- presseamt, in: Diskussion, 2. Jg. (Nov. 1961), S. 2 ff.

29 Z. B. Dietrich Goldschmidt auf dem Evangelischen Kirchentag 1961; Der ungekündigte Bund, a.a.O., S. 129; Heer, a.a.O., S. 581; vgl. auch Hel- mut Gollwitzer, Forderungen der Freiheit. Aufsätze und Reden zur politi- schen Ethik, München 1962, S. 247 ff.

Fast immer die Theologen, fast nie die Historiker stellten auch die Redner, wenn sich innerhalb der Hochschulen ein Wort zu den Themen Antisemitismus, Judenvernichtung und Israel nicht gänzlich umgehen ließ. 1952, auf der vermutlich ersten großen Gedenkveranstaltung, die von der Universität Tübingen zur Judenvernichtung abgehalten wurde, sprach der katholische Philosoph Romano Guardini<sup>30</sup>. Als die Deutsche Hochschule für Politik in Berlin 1953 eine Vortragsreihe über die „Judenfrage“ veranstaltete, war offenbar unter sämtlichen Berliner Professoren niemand willens oder in der Lage, sich dazu zu äußern; so kam ein 20 Jahre zuvor in die USA emigrierter Theologe: Paul Tillich<sup>31</sup>. 1958 feierte die FU Berlin den 10. Jahrestag der Staatsgründung Israels; Festredner war der Theologe Helmut Gollwitzer<sup>32</sup>.

Auch andere Disziplinen, insbesondere die Philosophie, Soziologie, Psychologie und Pädagogik haben sich mehrfach zu Wort gemeldet<sup>33</sup>. Im gleichen Zusammenhang ist die Aktivität der Studentenschaft hervorzuheben. Nicht etwa von Hochschuldozenten oder Lehrerverbänden, sondern vom VDS ging 1959/60 der Anstoß aus für die erste kritische Bestandsaufnahme der Darstellung von Judentum und Antisemitismus in den Geschichtsbüchern an westdeutschen Schulen und gleichzeitig für ein durchdachtes Konzept für die Behandlung dieser Probleme im Schulunterricht<sup>34</sup>. Die Beschäftigung mit dem Staat Israel an den Hochschulen blieb jahrelang hauptsäch-

30 Romano Guardini, Gedanken zur jüdischen Frage; abgedruckt u. a. in GWU 3 (1952), S. 449 ff.

31 Paul Tillich, Die Judenfrage, ein christliches und ein deutsches Problem. 4 Vorträge, gehalten an der Deutschen Hochschule für Politik, Berlin 1953.

32 Helmut Gollwitzer, Israel und wir. Berlin 1958.

33 Zu nennen wären u. a. aus der Philosophie Karl Jaspers, Die Schuldfrage, Heidelberg 1946; aus der Psychologie Michael Müller-Claudius, Der Antisemitismus und das deutsche Verhängnis. Frankfurt 1948; Hanno Kremer, Zur Psychologie des Antisemitismus, in: Das Argument 16 (1960), S. 6 ff.; vor allem das Symposium über die psychologischen und sozialen Voraussetzungen des Antisemitismus auf dem 4. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychotherapie und Tiefenpsychologie 1962; die Referate und Diskussionsbeiträge sind abgedruckt in: Psyche 16 (1962/63), S. 241 ff. — Aus der Pädagogik Hans-Jochen Gamm, Judentumskunde. Eine Einführung, München 1964; ders., Pädagogische Studien zum Problem der Judenfeindschaft. Ein Beitrag zur Vorurteilsforschung, Neuwied 1966; Wolfgang Hochheimer, Zur Psychologie von Antisemitismus und Möglichkeiten seiner Prophylaxe, in: Die deutsche Schule 56 (1964), S. 257 ff. — Aus der Soziologie Dietrich Goldschmidt, Zur Soziologie des Antisemitismus, Tutzing 1960 (Schriften der Akademie für polit. Bildung, Reihe A, Heft 13), abgedruckt auch in: Das Argument 16, S. 24 ff.; vgl. auch den schon zitierten Aufsatz Adornos, ebda., Nr. 29, S. 88 ff.; Hermann Huss und Andreas Schröder (Hrsg.), Antisemitismus. Zur Pathologie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt 1965.

34 Erziehungswesen und Judentum. Die Darstellung des Judentums in der Lehrerbildung und im Schulunterricht. Hrsg. vom Verband Deutscher Studentenschaften, München 1960.

lich den von Studenten getragenen Deutsch-Israelischen Studiengruppen überlassen. Im Zuge der Studentenbewegung lösten sie sich in der zweiten Hälfte der 60er Jahre als erste von dem in der BRD dominierenden einseitigen Israel-Klischee zugunsten einer kritischen Analyse, die den arabischen Standpunkt im Nahostkonflikt zur Kenntnis nahm und anhand der Verbindungen der beteiligten Länder mit den Industriemächten den Blick auf die jeweiligen sozio-ökonomischen Verhältnisse und Interessen lenkte<sup>35</sup>. Die öffentliche Wirksamkeit für eine Überwindung antisemitischer Ressentiments, für „Wiedergutmachung“ und „Aussöhnung“ zwischen Deutschen und Juden — dabei schimmerte die vor allem von außenpolitischen Rücksichten diktierte Alibiabsicht häufig nur allzu deutlich durch das verwaschene Gewebe aus Floskeln vorgeblichen Gesinnungswandels<sup>36</sup> —, später auch die Propagierung der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der BRD und Israel schließlich war das Betätigungsfeld privater Unternehmungen wie der Aktionen „Friede mit Israel“ und „Ölbaumspende“, der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, die seit 1952 alljährlich die Woche der Brüderlichkeit abhielten, sowie eines Teiles der Publizistik, mancher Politiker, Gewerkschaften und überdies allerlei Sonntagsredner. Auch hieran haben sich kirchliche Kreise und nicht zuletzt die Studenten z. T. maßgeblich beteiligt<sup>37</sup>, während von einem Engagement von Historikern nichts verlautet.

Die professionelle bundesrepublikanische Geschichtswissenschaft hüllte sich in Schweigen. Kein westdeutscher Historikertag der Nachkriegszeit hat es für nötig befunden, die Punkte Judentum, Antisemitismus und Zionismus auf die Tagesordnung zu setzen. In den erwähnten konfessionellen Foren ist mit Mühe ein Universitäts-Historiker zu entdecken<sup>38</sup>. Die exklusive „Historische Zeitschrift“,

35 Dieser Wandel ist dokumentiert in der von den Deutsch-Israelischen Studiengruppen seit 1960 herausgegebenen Zeitschrift „Diskussion. Zeitschrift für Probleme der Gesellschaft und der deutsch-israelischen Beziehungen“, Berlin.

36 Diese Alibifunktion ist besonders deutlich, wenngleich völlig unkritisch dokumentiert bei Rolf Vogel (Hrsg.), Deutschlands Weg nach Israel, Stuttgart 1967.

37 Vgl. hierzu Erich Lüth, Viel Steine lagen am Weg. Ein Querkopf berichtet, Hamburg 1966, S. 270 ff.; Jörg Seelbach, Die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu Israel als Problem der deutschen Politik seit 1955, Meisenheim 1970 (Marburger Abhandlungen zur Polit. Wiss., Bd. 19), S. 4 ff., 36 ff., 114 ff. Außerdem Diskussion, passim; Heinrich Kerlen, Deutschland und Israel. Eine Materialsammlung, Berlin 1964.

38 Siehe die Mitgliederverzeichnisse der Arbeitsgruppe Juden und Christen des Kirchentages, in: Der ungekündigte Bund, a.a.O., S. 312 f., und Das gespaltene Gottesvolk, a.a.O., S. 353 ff. Eines der führenden Mitglieder des Herausgeberkreises des kath. „Freiburger Rundbriefes“, Karl Thieme, war zwar lange Zeit Professor für europäische Geschichte am Auslandsinstitut der Universität Mainz in Germersheim, ist aber seinem ganzen Werk wie seiner Interessenrichtung nach eher den Theologen zuzurechnen.

die ab 1937 den Mitarbeitern der „Forschungsabteilung Judenfrage“ ihre Spalten hatte öffnen müssen — sie tat das freilich nur in gebührender Absetzung von den Beiträgen der Ordinarien, sozusagen unter dem Strich — fand in der römischen Kaiserzeit oder der bayerischen Landesgeschichte im frühen Mittelalter würdigere Untersuchungsgegenstände als etwa Ursachen und Folgen des Antisemitismus. In den 25 Jahren von 1946—1970 brachte sie an Artikeln, die sich in irgendeiner Weise mit dem nachbiblischen Judentum befassen, lediglich eine ausführliche Rezension von Heibers Monographie über das Reichsinstitut<sup>39</sup> und einen Briefwechsel zwischen Theodor Mommsen und dem jüdischen Philologen Jacob Bernays, wobei es sich nur um einen Vorabdruck aus dem 3. Band von Wickerts Mommsen-Biographie handelte<sup>40</sup>. Die „Vierteljahreshefte für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ enthalten im gleichen Zeitraum nur zwei kurze Rezensionen von Untersuchungen jüdischer Autoren<sup>41</sup> sowie eine längere Abhandlung über die soziale Lage der Juden im Hochmittelalter<sup>42</sup>. — Etwas günstiger sieht die Statistik für die „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht“ aus, die wegen ihrer Verbreitung unter Geschichtslehrern wichtigste Zeitschrift. Sie enthält von 1951—1960 immerhin 5 Artikel, die sich mit dem Judentum befassen. Nur einer davon aber behandelt den Staat Israel, ein anderer den Antisemitismus — und der stammt nicht von einem Historiker und hat kaum Erkenntniswert<sup>43</sup>. Erst nachdem die antisemitische Welle am Ende der 50er Jahre und die unzureichenden Kenntnisse der Schüler über Nationalsozialismus, Antisemitismus und Judenverfolgung den Geschichtslehrern schwere Vorwürfe eingetragen hatten<sup>44</sup>, vermehrten sich die einschlägigen Beiträge nach Anzahl wie Umfang, nicht unbedingt auch nach Qualität. — In jüdischen Fachzeitschriften wie der „Historia Judaica“, den „Jewish Social Studies“ oder den Jahrbüchern des Leo-Baeck-Instituts sucht man die Namen bundesrepublikanischer Historiker nahezu vollkommen vergeblich.

39 Rudolf Vierhaus, Walter Frank und die Geschichtswissenschaft im nationalsozialistischen Deutschland, in: HZ 207 (1968), S. 617 ff.

40 Lothar Wickert, Theodor Mommsen und Jacob Bernays. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Judentums. Zu Mommsens 150. Geburtstag, in: HZ 205 (1967), S. 265 ff.

41 Selma Stern-Täubler, Zur Rechts- und Sozialgeschichte der Juden Deutschlands im Mittelalter (Rezension von Guido Kisch, Forschungen zur Sozialgeschichte der Juden Deutschlands im Mittelalter, Zürich 1955), in: Vierteljahreshefte für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 45 (1958), S. 389 ff.; Peter Baumgart, Zur Geschichte der Juden im absoluten Staat (Rezension von Selma Stern, Der preußische Staat und die Juden, Tübingen 1962), ebda., Bd. 51 (1964), S. 101 ff.

42 Volkert Pfaff, Die soziale Stellung des Judentums in der Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Kirche vom 3. bis zum 4. Laterankonzil (1179—1215), ebda., Bd. 52 (1965), S. 168 ff.

43 Es handelt sich um die bereits zitierte Tübinger Universitätsrede Romano Guardinis; s. Anm. 28.

44 Siehe dazu die Erklärungen des Verbandes der Geschichtslehrer Deutschlands und des Deutschen Ausschusses für das Erziehungs- und Bildungswesen, in: GWU 11 (1960), S. 1 f. bzw. 129 ff.



Entsprechend gering ist die Zahl westdeutscher Einzelveröffentlichungen. Eine Bibliographie der von 1922—1955 erschienenen Dissertationen zur jüdischen Geschichte<sup>45</sup> verzeichnet nach 1945 in der BRD 24 theologische, 14 philosophische, je 5 medizinische und volkswirtschaftliche sowie 2 juristische Arbeiten. Von den 14 philosophischen befassen sich die meisten mit unverfänglichen Themen der Antike oder der Philologie; von den für unser Thema verbleibenden drei relevanten Arbeiten stammen zwei von jüdischen Autoren<sup>46</sup>, so daß nur eine einzige Dissertation eines nicht-jüdischen Verfassers übrigbleibt<sup>47</sup>. Darüber hinaus ist aus den 50er Jahren nur noch die Untersuchung von Hermann Kellenbenz über jüdische Kaufleute in Norddeutschland erwähnenswert<sup>48</sup>. Dabei handelt es sich freilich um das Spätprodukt eines 1939 erteilten Forschungsauftrages von Walter Franks Reichsinstitut, das schon 1944 fertiggestellt, jedoch wegen des Wandels der Zeitläufte erst nach geziemender Pause und vielleicht manch angeratenen Korrekturen ans Licht gebracht wurde<sup>49</sup>. — Bis 1967 hat sich an diesem Zustand wenig geändert.

Dem Schweigen der etablierten Historiographie in den 50er Jahren entspricht der Zustand der Wissenschaftsorganisation. Nach der Liquidierung der NS-Institute wurde die Erforschung der jüdischen Geschichte und des ganzen Komplexes der deutsch-jüdischen Beziehungen sofort wieder zur unbestrittenen Domäne jüdischer Wissenschaftler. Das gilt auch für alle Fragen, die mit der Gründung des Staates Israel zusammenhängen. Da die einst führenden Forschungsstätten der Wissenschaft vom Judentum in Deutschland vom Faschismus zur Emigration gezwungen worden waren, verlagerten sich überdies ihre Schwerpunkte nach 1933 nach England, den USA und Israel<sup>50</sup>. Die räumliche Entfernung verringerte ihre zuvor schon

45 Guido Kisch/Kurt Roepke, *Schriften zur Geschichte der Juden. Eine Bibliographie der in Deutschland und der Schweiz 1922—1955 erschienenen Dissertationen*, Tübingen 1959.

46 Hans Lamm, *Über die innere und äußere Entwicklung des deutschen Judentums im 3. Reich*, Diss.phil. Erlangen 1951 (Ms.); Eleonore Sterling-Oppenheimer, *Die Anfänge des politischen Judenhasses in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der christlich-jüdischen Beziehungen von der Restaurationszeit bis 1848*, Diss.phil. Frankfurt 1955; veröff. unter dem Titel: *Er ist wie du. Aus der Frühzeit des Antisemitismus in Deutschland 1815—1850*, München 1956; 2. Aufl.: *Judenhaß. Die Anfänge des politischen Antisemitismus in Deutschland (1915—50)*, Frankfurt 1969.

47 Martin Broszat, *Die antisemitische Bewegung im wilhelminischen Deutschland*, Diss.phil. Köln 1953 (Ms.)

48 Hermann Kellenbenz, *Sephardim an der unteren Elbe. Ihre wirtschaftliche und politische Bedeutung vom Ende des 16. bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts*, Wiesbaden 1958 (Beiheft 40 der Vierteljahreshefte für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte).

49 Siehe hierzu Heiber, a.a.O., S. 456 f.

50 Die wichtigsten sind die Wiener Library, seit 1939 in London, das 1955 von deutschstämmigen Juden gegründete Leo-Baeck-Institut mit Niederlassungen in Jerusalem, London und New York sowie Yad Vashem in Jerusalem, gegr. 1953; siehe hierzu Schochow, a.a.O., S. 215 ff.

minimale Kommunikation mit der deutschen Wissenschaft noch weiter und vereitelte jetzt manche der nicht eben zahlreichen Bemühungen, eine Verbindung herzustellen oder zu intensivieren.

Zunächst konzentrierten sich diese Bemühungen wiederum auf die theologischen Fakultäten, wobei das alte Motiv der Judenmission munter weiterlebte<sup>51</sup>. Immerhin war es ein Novum, daß in den 50er Jahren — mitunter auf studentische Initiative — an manchen Hochschulen auch in den philosophischen Fakultäten Honorar- oder Gastprofessuren bzw. -dozenturen für die Wissenschaft vom Judentum eingerichtet wurden, „die indessen oft im Wechsel mit Hochschulen im (westlichen) Ausland ausgeübt werden, eine kontinuierliche Pflege dieses Faches folglich nicht gewährleisten und überdies für gewöhnlich des Rückhaltes an einem Institut oder Seminar entbehren<sup>52</sup>“. Ein solcher Betrieb konnte kein anderes Ergebnis haben, als daß „derzeit an den deutschen Universitäten und Hochschulen eine ausgesprochene Wissensvermittlung über Judentum und Antisemitismus nur gelegentlich und an fast sämtlichen Anstalten geradezu planlos und zufällig geschieht<sup>53</sup>“. Die Mehrheit der Studenten wurde nicht in die Lage versetzt, „selbst ein Bild von der Gesamtproblematik Judentum und Antisemitismus zu gewinnen<sup>54</sup>“. Noch schlechter war es unter diesen Voraussetzungen mit der Behandlung dieser Themen in den an den Schulen gebräuchlichen Geschichtsbüchern bestellt<sup>55</sup>. Noch 1965 wiesen sie, „insbesondere für die Fächer Religion und Geschichte, . . . oft starke antisemitische Tendenzen auf<sup>56</sup>“.

Einige institutionelle Verbesserungen waren erst nach der Welle antisemitischer Schmierereien an Synagogen und jüdischen Friedhöfen 1959/60<sup>57</sup> (auch jetzt fast immer erst auf Druck von außen, insbesondere von studentischer Seite) sowie im Zuge der Belebung

51 Siehe ebda., S. 68, 244; ausdrücklich bei Gerhard Jasper, Wandlungen im Judentum. Die gegenwärtige geistige Situation des Judentums im Blickfeld der Kirche, Stuttgart 1954, S. 48: „Es ist und bleibt unsere Aufgabe als Christen, allen Völkern, also auch den Juden, das Evangelium zu bringen, ob sie es hören wollen oder nicht.“

52 Schochow, a.a.O., S. 234.

53 Ekkehart Krippendorf, in: Erziehungswesen und Judentum, a.a.O., S. 93.

54 Krippendorf, ebda., S. 94.

55 Siehe ebda., S. 59 ff.; vgl. auch Konrad Schilling, Beitrag zur Behandlung von Judentum und Antisemitismus im Oberstufenunterricht, in: GWU 11 (1960), S. 134 ff., sowie die — bezeichnenderweise wiederum von Israelis durchgeführte — Analyse von Saul B. Robinsohn und Chaim Schatzker, Jüdische Geschichte in deutschen Geschichtslehrbüchern, Braunschweig 1963 (Schriftenreihe des Internationalen Schulbuchinstituts, 7. Bd.).

56 Resolution der Arbeitsgemeinschaften Juden und Christen des Evangelischen Kirchentages, Köln 1965, abgedruckt in: Das gespaltene Gottesvolk, a.a.O., S. 144.

57 Zur Kritik der öffentlichen Reaktion auf diese Vorfälle vgl. Gerhard Schönberner, Das Menetekel von Köln, in: Das Argument 16, S. 40 ff.; Peter Schönbach, Reaktionen auf die antisemitische Welle im Winter 1959/60, Frankfurt 1961.

der Verbindungen zwischen Israel und der BRD bis zur Aufnahme der diplomatischen Beziehungen 1965 zu verzeichnen. Durch die Errichtung besonderer Lehrstühle erhielt die Wissenschaft vom Judentum an einigen Universitäten festere Lehr- und Wirkungsformen<sup>58</sup>. Ebenfalls kam jetzt die Gründung einiger Forschungsstellen zustande, die sich hauptsächlich oder ausschließlich der Geschichte der deutschen Juden widmen<sup>59</sup>. Jedoch sind sie weder ihrer bibliothekarischen und archivalischen Ausstattung, ihren finanziellen Mitteln noch dem Mitarbeiterstab nach den großen ausländischen Instituten zu vergleichen. Zwar ist nicht zuletzt dank dieser institutionellen Hilfen die Zahl der Publikationen bundesrepublikanischer Historiker zu jüdischen Fragen im Laufe der 60er Jahre angestiegen<sup>60</sup>. Trotzdem ist ihr Beitrag zu einer wirklichen Analyse des Antisemitismus oder zur Vorgeschichte, Politik und Gesellschaft des Staates Israel einstweilen noch immer als gering und ihre Einwirkung auf das vorherrschende Geschichtsbild als unbedeutend zu veranschlagen.

Der Strom von Büchern, die in der BRD erschienen sind und auf mannigfache Weise die Beziehungen zwischen Deutschen und Juden behandeln, ist im wesentlichen fernab der Hochschulhistoriker entsprungen. Dabei läßt sich, grob geordnet, etwa folgende Arbeitsteilung unter den Autoren feststellen:

1. Die zahlreichen Werke, die sich mit der allgemeinen Geschichte der Juden in Deutschland<sup>61</sup> sowie in einzelnen deutschen Orten und

58 Siehe Schochow, a.a.O., S. 235.

59 Siehe ebda., S. 249 ff.

60 Außer den schon genannten Untersuchungen von Schochow und Zechlin/Bieber wären zu erwähnen: das Bulletin der Germania Judaica, Köln, 1960 ff.; das Handbuch zur Ausstellung „Monumenta Judaica“, 2000 Jahre Geschichte und Kultur der Juden am Rhein, Im Auftrag der Stadt Köln hrsg. von Konrad Schilling, 2. verb. Aufl., Köln 1964; Reinhard Rürup, Die Judenemanzipation in Baden, in: Zs. f. d. Gesch. des Oberrheins 114 (1966), S. 241 f.; ders., Judenemanzipation und bürgerliche Gesellschaft, in: Gedenkschrift Martin Göhring, Studien zur europäischen Geschichte, Wiesbaden 1968, S. 174 ff.; Max Aschkewitz, Zur Geschichte der Juden in Westpreußen, Marburg 1967 (Wiss.Beiträge zur Gesch. und Landeskunde Ostmitteleuropas, hrsg. vom Joh.-Gottfried-Herder-Institut, Nr. 81); Stefan Wenzel, Jüdische Bürger und kommunale Selbstverwaltung in preußischen Städten 1808—1848, Berlin 1967; Helga Krohn, Die Juden in Hamburg 1800—1850. Ihre soziale, kulturelle und politische Entwicklung während der Emanzipationszeit, Frankfurt 1967 (Hamb. Studien zur neueren Geschichte, Bd. 9); Gerhard Schramm, Die Ostjuden als soziales Problem des 19. Jahrhunderts, in: Gesellschaft, Recht und Politik. Festschrift für Wolfgang Abendroth, Neuwied und Berlin 1968, S. 353 ff.; Hans-Helmuth Knuetter, Die Juden und die deutsche Linke der Weimarer Republik 1918—33, Düsseldorf 1971 (Bonner Schriften zur Politik und Zeitgeschichte, 4); die Dissertation von Winfried Döbertin, Der Zionismus Theodor Herzls. Ein ideengeschichtlicher Beitrag zu den historischen Voraussetzungen des Staates Israel, Hamburg 1964, ist wertlos. Zur Literatur über Israel siehe unten.

61 H. G. Adler, Die Juden in Deutschland. Von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus, München 1960; Wanda Kampmann, Deutsche und

Landschaften befassen, stammen überwiegend von jüdischen Verfassern, oft von solchen, die seit Jahrzehnten in Israel, in den USA, in Guatemala oder anderswo leben<sup>62</sup>. Bei manchen handelt es sich um Arbeiten, die schon vor 1933 von deutschen Juden angefertigt worden sind<sup>63</sup>. Nur wenige sind von Stadt- oder Landesarchivaren verfaßt, eine Mitarbeit von Hochschulhistorikern ist äußerst selten. Außer einem dokumentarischen besitzt diese Büchergattung meist nur einen geringen Erkenntniswert — abgesehen davon, daß aufgrund ihrer Entstehungsumstände die Zeit von 1933—45 taktvoller- oder erzwungenerweise oft nur flüchtig oder gar nicht erwähnt wird. Dafür sind fast alle diese Publikationen mit öffentlichen Geldern finanziert und um wohlklingende moralische Appelle von Bürgermeistern und Ministern an politische Verantwortung und menschliche Verpflichtung bereichert worden. In welchem Ausmaß indessen derlei offizielle Aktivität als Alibi für Restauration dient, wie sog. Vergangenheitsbewältigung als Wahrheitsvernichtung auftritt und mit welchen Mitteln die Verheimlichung der wirklichen Geschehnisse und Verantwortlichkeiten im Interesse von vor, während und nach dem Faschismus gleichermaßen herrschenden Gruppen betrieben wird, ist am Beispiel der Entstehungsgeschichte der Paderborner Gedenkschrift, die die restaurative Absicht unbeschwerten Gewissens bereits im Titel verkündet, ausführlich bei Günter Wallraf nachzulesen<sup>64</sup>. Es wäre wahrscheinlich verwegen anzunehmen, daß es sich hierbei um einen Einzelfall handeln könnte.

2. Die wissenschaftlich relevante Literatur zur Entstehung des Antisemitismus in Deutschland ist fast gänzlich im Ausland ent-

Juden. Studien zur Geschichte des deutschen Judentums, Heidelberg 1963; Deutsches Judentum — Aufstieg und Krise. Gestalten, Ideen, Werke, 14 Monographien, hrsg. von Robert Weltsch, Stuttgart 1963; von den 24 Autoren des von Franz Böhm und Walter Dirks hrsg. Sammelwerkes: Judentum — Schicksal, Wesen und Gegenwart, 2 Bde., Wiesbaden 1965, sind etwa die Hälfte jüdische Wissenschaftler, unter den nichtjüdischen befinden sich nur zwei Historiker.

62 Z. B. Ludwig Rosenthal, Zur Geschichte der Juden im Gebiet der ehem. Grafschaft Hanau unter bes. Berücksichtigung der Juden in Bergen bei Frankfurt a. M. und der dortigen Vorfahren des Verfassers vom 17. bis 19. Jh. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Juden, Hanauer Geschichtsblätter 19 (1963); der Autor lebt seit der NS-Zeit in Guatemala. Leo Trepp, Die Landsgemeinde der Juden in Oldenburg (1827—1938), Keimzelle jüdischen Lebens und Spiegel jüdischen Schicksals, Oldenburg 1965; der Autor war der letzte Landesrabbiner von Oldenburg und lebt seit 30 Jahren als Professor der Philosophie und Geisteswissenschaften in Kalifornien.

63 Z. B. David Alexander Winter, Geschichte der jüdischen Gemeinde in Moisling/Lübeck. Mit einer Biographie des Verfassers von Hans Chanoch Meyer, Lübeck 1968. Der Autor war von 1921—38 Rabbiner in Lübeck und hat das Manuskript 1928—33 verfaßt.

64 Baun wir doch aufs neue das alte Haus. Jüdisches Schicksal in Paderborn, hrsg. von der Stadt Paderborn, Paderborn 1964; siehe dazu Günter Wallraf, 13 unerwünschte Reportagen, Berlin <sup>2</sup>1971, S. 120 ff.

standen, vorzugsweise an den erwähnten Forschungsinstituten und von emigrierten deutschen Juden geschrieben<sup>65</sup>. Ihr Vorsprung ist so groß, daß sich die erst seit Mitte der 60er Jahre festzustellende Beteiligung bundesrepublikanischer Historiker zunächst ebenfalls im Rahmen der Veröffentlichungen dieser Institute hält<sup>66</sup>. Die monographische Erforschung der sozialen Basis des Antisemitismus und seiner Wirkungsmechanismen steht noch ganz am Anfang<sup>67</sup>, eine zufriedenstellende Gesamtdarstellung ist noch nicht abzusehen.

Ähnliches gilt für die nationalsozialistische Judenpolitik. Auch darüber sind die wichtigsten Untersuchungen und Dokumentationen von den Betroffenen selbst verfaßt<sup>68</sup>. Der Beitrag der westdeutschen Forschung, die sich hierfür im Münchener Institut für Zeitgeschichte konzentriert, beschränkt sich im wesentlichen auf die organisatorische und technische Ent- und Abwicklung, ohne sich den Voraussetzungen zuzuwenden. Der einzige Aufsatz der „Vierteljahresshäfte für Zeitgeschichte“, der diese Grenze überschreitet, stammt vom Generaldirektor des Zionistischen Archivs in Jerusalem<sup>69</sup>. Die diver-

65 Max Horkheimer und Th. W. Adorno, *Elemente des Antisemitismus*, in: dies., *Dialektik der Aufklärung* (1947), S. 199 ff.; James Parkes, *Antisemitismus. Ein Feind des Volkes*, Nürnberg 1948 (Original Penguin Books 1945); ders., *Antisemitismus*, München 1964 (Orig. London 1963); Paul W. Massing, *Vorgeschichte des politischen Antisemitismus*, Frankfurt 1959 (Orig. New York 1949 in der von Max Horkheimer und Samuel Flowerman hrsg. Reihe „Studies in Prejudice“); Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, Frankfurt 1962 (Orig. New York 1955); Eva G. Reichmann, *Die Flucht in den Haß, Die Ursachen der deutschen Judenkatastrophe*, Frankfurt 1956 (Orig. London o. J.); Peter G. J. Pulzer, *Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich 1867—1914*, Gütersloh 1966 (Orig. London 1964).

66 Siehe die Aufsätze von Hans Paul Bahrdt, Hans-Helmuth Knütter, Hans-Joachim Kraus und Karl Thieme, in: *Entscheidungsjahr 1932. Zur Judenfrage in der Endphase der Weimarer Republik*. Ein Sammelband, hrsg. von Werner E. Mosse unter Mitwirkung von Arnold Paucker, Tübingen 1965 (Schriftenreihe wiss. Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts, 13), sowie die Beiträge von Werner Becker, Wilhelm Treue und Werner Jochmann, in: *Deutsches Judentum in Krieg und Revolution 1916—1923*. Ein Sammelband, hrsg. von Werner E. Mosse unter Mitwirkung von Arnold Paucker, Tübingen 1971 (Schriftenreihe wiss. Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts, 25.).

67 Nennenswert vor allem Hans-Jürgen Puhle, *Agrarische Interessenpolitik und preußischer Konservatismus im wilhelminischen Reich, 1893 bis 1914*, Hannover 1966; Iris Hamel, *Völkischer Verband und nationale Gewerkschaft. Der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband 1893—1933*, Frankfurt 1967; Uwe Lohalm, *Völkischer Radikalismus. Die Geschichte des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes 1919—23*, Hamburg 1970.

68 Gerald Reitlinger, *Die Endlösung. Hitlers Versuch zur Ausrottung der Juden Europas 1939—45*, Berlin 4 1953; Leon Poliakov/Josef Wulf, *Das Dritte Reich und die Juden. Dokumente und Aufsätze*, Berlin 1955; Raul Hilberg, *The Destruction of the European Jews*, Chicago 1961.

69 Alexander Bein, „Der jüdische Parasit“. Bemerkungen zur Semantik der Judenfrage, in: *VfZ* 13 (1965), S. 121 ff.

sen Dokumentationen über die Praxis der nationalsozialistischen Judenverfolgung und über KZ-Greuel zielen im übrigen in erster Linie ab auf die Provokation von moralischem Abscheu und Abschreckung, haben jedoch nur geringen Wert für die Aufklärung über die Faktoren, die diese Dinge ermöglichten.

3. Bis zum Ende der 60er Jahre war ebenfalls das Thema Zionismus und Israel das Untersuchungsfeld fast ausschließlich jüdischer Autoren. Das wurde zwar dadurch erleichtert, daß ein großer Teil der zionistischen Theoretiker und Funktionäre aus dem deutschsprachigen Raum stammt und sich in seinen Schriften lange der deutschen Sprache bediente. Das betrifft die Werke Herzls ebenso wie die Protokolle der Zionisten-Kongresse, die bislang noch immer gründlichste Darstellung der frühen zionistischen Bewegung von Adolf Böhm<sup>70</sup> und die Werke Martin Bubers. Nach dem Zusammenbruch des Faschismus und der Gründung Israels lebte diese Tradition wieder auf. In rascher Folge erschienen die Erinnerungen von Bodenheimer, Walter Preuss, Max Jungmann, Kurt Blumenfeld, Elias Auerbach, Richard Lichtheim und die Neuauflage von Oppenheimers Memoiren<sup>71</sup>, Georg Landauers Aufsätze sowie die Schriften Martin Bubers und Leo Baecks<sup>72</sup>; außerdem die Übersetzung von Weizmanns Autobiographie und die Biographie Nahum Goldmanns, der jüdischen Geschichte Abba Ebans und der Schriften Ben Gurions<sup>73</sup>. Erst die Ignoranz und das Schweigen der bundesrepublikanischen Historiker aber machten es möglich, daß sich auch in der deutschsprachigen wissenschaftlichen Literatur über den Zionismus und Israel ein zionistisches Marktmonopol entwickelte. Sofern in westdeutschen

70 Adolf Böhm, *Die zionistische Bewegung*, 2. Aufl., 2 Bde., Tel Aviv/Jerusalem 1935—37.

71 Max I. Bodenheimer, *So wurde Israel. Aus der Geschichte der zionistischen Bewegung. Erinnerungen*, hrsg. von Henriette H. Bodenheimer, Frankfurt 1965; Walter Preuss, *Ein Ring schließt sich. Von der Assimilation zur Chaluziuth*, Tel Aviv o. J.; Max Jungmann, *Erinnerungen eines Zionisten*, Jerusalem 1959; Kurt Blumenfeld, *Erlebte Judenfrage. Ein Vierteljahrhundert deutscher Zionismus*, Stuttgart 1962; Elias Auerbach, *Pionier der Verwirklichung*, Stuttgart 1969; Richard Lichtheim, *Rückkehr. Lebenserinnerungen aus der Frühzeit des deutschen Zionismus*, Stuttgart 1970; Franz Oppenheimer, *Erlebtes, Erstrebtes, Erreichtes*, neu hrsg. von L. Y. Oppenheimer, Düsseldorf 1964.

72 Georg Landauer, *Der Zionismus im Wandel dreier Jahrzehnte*, hrsg. von Max Kreutzberger, Tel Aviv 1957; Martin Buber, *Dialogisches Leben. Gesammelte philosophische und pädagogische Schriften*, Zürich 1947; ders., *Begegnung. Autobiographische Fragmente*, Stuttgart 1960; ders., *Der Jude und sein Judentum. Gesammelte Aufsätze und Reden*, Köln 1963; Leo Baeck, *Dieses Volk. Jüdische Existenz*, Frankfurt 1955.

73 Chaim Weizmann, *Memoiren. Das Werden des Staates Israel*, Zürich 1953; Jacob Dränger, *Nahum Goldmann. Ein Leben für Israel*, 2 Bde., Frankfurt 1959; Abba Eban, *Dies ist mein Volk. Die Geschichte der Juden*, Zürich 1970; David Ben Gurion, *David und Goliath in unserer Zeit*, München/Frankfurt 1961; ders., *Wir und die Nachbarn. Gespräche mit arabischen Führern*, 2. Aufl., Tübingen 1968.

Veröffentlichungen mehr als nur die nackte Existenz des Staates Israel erwähnt wird, stammen die Beiträge durchweg von nicht-deutschen, meist von jüdischen Autoren. Das von Jacob Landau herausgegebene erste Standardwerk über Israel ist ausschließlich von israelischen Autoren verfaßt<sup>74</sup>, ebenso die Beiträge des Israel-Heftes des Stuttgarter Instituts für Auslandsbeziehungen<sup>75</sup>. Gleichfalls von Israelis geschrieben sind die vielbenutzten Taschenbücher über Israel von Ben-Gavriël und Arno Ullmann<sup>76</sup>. Auch die über die Landeszentralen für politische Bildung verbreiteten Informationen flossen bis zum Junikrieg 1967 unmittelbar aus zionistischen Quellen<sup>77</sup>. Für die wichtigsten Sammelwerke gilt ähnliches: In der „Weltgeschichte der Gegenwart“ schrieb den Artikel über Palästina und Israel wiederum Ben-Gavriël, den Beitrag über die jüdische Religion der Basler jüdische Religionsphilosoph Ernst-Ludwig Ehrlich<sup>78</sup>. Die einschlägigen Kapitel der Fischer-Weltgeschichte haben ebenfalls einen nichtdeutschen Autor, allerdings einen in den USA lebenden arabischen Wissenschaftler<sup>79</sup>, die der Propyläen-Weltgeschichte einen indischen<sup>80</sup>. Die zionistische Marktposition wurde dadurch abgerundet, daß wenigstens in den 50er Jahren als Israel-Korrespondenten deutscher Zeitungen und Zeitschriften fast ausschließlich Israelis tätig waren.

Von dem Beginn eines eigenen Beitrages der westdeutschen Wissenschaft zu den Problemen Zionismus und Israel kann erst nach 1967 die Rede sein, wie die Arbeiten von Zechlin/Bieber, Sontheimer, Meier-Cronemeyer, Pirker, Seelbach, Geiss und Jendges zeigen<sup>81</sup>.

74 Jacob M. Landau (Hrsg.), *Israel*, Nürnberg 1963.

75 *Zeitschrift für Kulturaustausch*, hrsg. vom Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart, Jg. 13, Heft 3 (1963).

76 M. Y. Ben-Gavriël, *Israel. Wiedergeburt eines Staates*, München 1957 (Janus-Bücher, Bd. 4); Arno Ullmann (Hrsg.), *Israels Weg zum Staat. Von Zion zur parlamentarischen Demokratie*, München 1964 (dtv-Dokumente).

77 Gerhard Holdheim, *Der politische Zionismus. Werden-Wesen-Entwicklung*, hrsg. von der Niedersächs. Zentrale für polit. Bildung, Hannover 1964; Eli Rothschild, *Die Juden und das Heilige Land. Zur Geschichte des Heimkehrwillens eines Volkes*, ebda. 1964; Jaakow Erwin Palmon, *Israel sucht den Weg in die Zukunft. Wirtschafts- und Gesellschaftsprobleme des Staates der Juden*, ebda. 1966. Alle drei Verfasser sind Israelis. Holdheim und Palmon waren schon vor ihrer Emigration aus Deutschland führend in der zionistischen Bewegung tätig.

78 *Weltgeschichte der Gegenwart*, Bern/München 1962, Bd. 1, S. 624 ff. bzw. Bd. 2, S. 568 ff.

79 Alaf Lutfi al Sayyid Marsot, in: *Fischer-Weltgeschichte*, Bd. 15: *Der Islam II*, Frankfurt 1971, S. 376 ff.

80 Kavalam Madhava Panikkar, in: *Propyläen-Weltgeschichte*, hrsg. von Golo Mann, 10. Bd., Berlin/Frankfurt/Wien 1960, S. 149 ff.

81 Kurt Sontheimer (Hrsg.), *Israel — Politik, Gesellschaft, Wirtschaft*, München 1968; Hermann Meier-Cronemeyer, *Kibbuzim — Geschichte, Geist und Gestalt*, Teil I, Hannover 1969; ders. und Rolf Rendtorf u. Ulrich Kusche, *Israel*, Hannover 1970; Jörg Seelbach, *Die Aufnahme der*

Sie werden in diesem Aufsatz nicht mehr behandelt, weil sie sich in mehrfacher Hinsicht von der Historiographie der vorangehenden 20 Jahre unterscheiden: Sie sind nach dem Ende der offen restaurativen Anfangsphase der BRD, zudem unter veränderten außenpolitischen Auspizien entstanden und ausnahmslos von einer jüngeren Wissenschaftlergeneration verfaßt, die erst nach 1945 studiert hat.

Der Beitrag der westdeutschen Geschichtswissenschaft zur Erforschung der mit dem Judentum zusammenhängenden Fragen ist also in den ersten 20 Jahren der BRD denkbar unbedeutend. Jedoch waren wenigstens die Position der Juden in Deutschland und der Antisemitismus in Gesamtdarstellungen und gelegentlichen anderen Äußerungen nicht zu umgehen. In diesen Fällen erscheint regelmäßig ein verzerrtes oder verkürztes Bild vom Antisemitismus, während von der Rolle der Juden in Deutschland bevorzugt ein anderweitig gefertigtes Bild übernommen wird. Beide passen alsdann aufs trefflichste in das Gesamtbild hinein, das prominente Historiker von der deutschen Geschichte der letzten 150 Jahre malen. Und wiederum fügt es sich, daß dieses den Interessen der herrschenden restaurativen Kräfte der BRD aufs glücklichste entgegenkommt und sich endlich nahtlos mit dem Israel-Bild zusammenmontieren läßt, welches bundesdeutsche Autoren trotz unterschiedlicher Couleur auffällig monochrom entwerfen. Nahezu 20 Jahre lang bleiben diese Bilder erstaunlich konstant. Ihre einzelnen Bestandteile und die Techniken ihrer Verknüpfung sollen im folgenden näher besehen werden.

\*

Gerhard Ritter, zweifellos der angesehenste westdeutsche Historiker der Nachkriegszeit, und seine konservativen Adepten vom Schlage Michael Freunds stellen Faschismus, Antisemitismus und Judenausrottung als eine schicksalhafte Naturkatastrophe, als rätselhafte, freilich vorübergehende Erkrankung eines grundsätzlich gesunden Organismus oder als das alleinige Werk von Verbrechergestalten diabolischer Dimension dar. Dabei ist die eleganteste Lösung die, den Antisemitismus als *diabolus ex machina*, als „Wahnidee in den Ge-

diplomatischen Beziehungen zu Israel als Problem der deutschen Politik seit 1955, Meisenheim 1970 (Marburger Abhandlungen zur Polit. Wiss., Bd. 19); Immanuel Geiss, Israel — Frühjahr 1969. Ein politischer Reisebericht, in: Junge Kirche 30 (1969), S. 557 ff.; ders., Antwort an Dr. Grab, ebda. 31 (1970), S. 80 ff.; ders., Judentum, Zionismus und Israel, in: Werkhefte 24 (1970), S. 129 ff. und 166 ff.; Hans Jendges, Der Nahostkonflikt, Berlin <sup>2</sup>1970. Aus der Zeit vor 1967 wären nur noch zu nennen Max Klesse, Vom alten zum neuen Israel. Ein Beitrag zur Genese der Judenfrage und des Antisemitismus, Frankfurt 1965, sowie die volkswirtschaftlichen Untersuchungen des Israel-Projekts der List-Gesellschaft; darunter René L. Frey, Strukturwandlungen der israelischen Volkswirtschaft, global und regional, 1948—1975, Basel/Tübingen 1965 (Veröff. der List-Gesellschaft Bd. 39); Theo Pirker, Die Histradut. Gewerkschafts-probleme in Israel, Basel/Tübingen 1965 (Veröff. der List-Ges. Bd. 45); Erika Spiegel, Neue Städte in Israel. Städtische und regionale Planung und Entwicklung, Stuttgart/Bern 1966 (Veröff. der List-Ges. Bd. 50).



hirnen einiger weniger“<sup>82</sup>, unvermittelt erst 1933 die geschichtliche Szene betreten zu lassen und ihn ebenso wie die Judenausrottung als alleinige Tat des „zum Diabolischen verfluchten Genius“<sup>83</sup> oder „Dämons“<sup>84</sup> Adolf Hitler und seiner Gehilfen Himmler und Heydrich, eines „Gesinnungsverbrechers luziferischen Formats“<sup>85</sup> auszugeben und sich damit zu trösten, daß zwar „noch niemals ... die enorme Rolle der Einzelpersonlichkeit deutlicher sichtbar geworden“<sup>86</sup> sei als hier, im übrigen aber das alles „nicht deutbar und nicht begreifbar“<sup>87</sup> sei, gottlob aber schließlich „doch nur eine Episode“<sup>88</sup> in der glorreichen deutschen Geschichte bedeute, falls es überhaupt zu ihr zähle<sup>89</sup>. Dieser Sicht benachbart ist die Verharmlosung und Relativierung des Antisemitismus in der deutschen Gesellschaft vor 1933<sup>90</sup> — sofern er nicht ganz übergangen wird<sup>91</sup> — und seine Vernebelung in medizinischen Kategorien als epidemische „Krankheit“<sup>92</sup> oder „schleichendes Gift“<sup>93</sup>. Da man für eine Infektion niemand zur Rechenschaft ziehen kann, hat man es demnach mit einem „verhängnisvollen Schicksal“<sup>94</sup>, mit „unerklärlicher Tragik“<sup>95</sup>, einer der „un-

82 Hans-Joachim Schoeps, *Unbewältigte Geschichte. Stationen deutschen Schicksals seit 1763*, Berlin 1964, S. 206.

83 Veit Valentin, *Geschichte der Deutschen*, Bd. 2, 2. Aufl., Berlin/Stuttgart 1947, S. 284.

84 Michael Freund, *Deutsche Geschichte*, Gütersloh 1960, S. 748: „Hitler ist die dämonische Figur der deutschen Geschichte schlechthin.“

85 Ebda., S. 713.

86 Gerhard Ritter, *Das deutsche Problem. Grundfragen deutschen Staatslebens gestern und heute*, München 2 1966, S. 202. Auf groteske Weise wird dies mitunter dem Antikommunismus dienstbar gemacht und Hitler gegen Marx ausgespielt. So heißt es bei Valentin, a.a.O., S. 287, lapidar: „Hitler ... hat wenigstens die marxistische Geschichtsauffassung widerlegt. Er bewies die Macht des Individuellen in der Geschichte.“

87 Michael Freund, *Deutschland unterm Hakenkreuz. Die Geschichte der Jahre 1933—45*, Gütersloh 1965, S. 8.

88 Valentin, a.a.O., S. 324.

89 Michael Freund, *Deutschland unterm Hakenkreuz*, S. 7.

90 Z.B. Valentin, a.a.O., S. 289 f.; Ritter, a.a.O., S. 116 f.; Golo Mann, *Der Antisemitismus. Wurzeln, Wirkung und Überwindung*, Frankfurt 1961, S. 31 ff.

91 In Bruno Gebhardts *Handbuch der deutschen Geschichte*, 8. Aufl., Bd. 3, Stuttgart 1960, wird aus dem 19. Jh. lediglich der Antisemitismus der Gründerjahre in einem Nebensatz ohne Erläuterung seiner Motive erwähnt. Im 4. Band (1959, 4. Nachdruck 1965) erscheint er nur als eine der treibenden Ideen Hitlers; seine Ursprünge und Verbreitungsweisen bleiben dunkel.

92 Golo Mann, in: *Deutsche und Juden, ein unlösbares Problem. Reden zum Jüdischen Weltkongreß 1966*, Düsseldorf 1966, S. 45.

93 Hannah Vogt, Joch und Krone. *Geschichte des jüdischen Volkes vom Exodus bis zur Gründung des Staates Israel*, Frankfurt 1963, S. 107.

94 Ernst v. Schenck, *Nationalismus und Antisemitismus*, in: Böhm/Dirks (Hrsg.), *Judentum — Schicksal, Wesen und Gegenwart*, Wiesbaden 1965, Bd. 2, S. 735.

95 Konrad Schilling, in: *Monumenta Judaica, 2000 Jahre Geschichte und Kultur der Juden am Rhein*, 2. Aufl., Köln 1964, S. 14.

begreiflichsten Erscheinungen der neueren Geschichte“<sup>96</sup> zu tun, angesichts derer es nur Resignation und Ergebung geben kann.

Übrigens erlaubt diese Personalisierungsmethode — analog zur öffentlichen Funktion der NS-Prozesse — die überaus praktische Nutzenanwendung, alle anderen, die nicht zu dieser kleinen Schar von Ungeheuern gehörten, als unschuldige Unbeteiligte oder schlimmstenfalls Verführte zu rehabilitieren oder gleich zu Angehörigen des „inneren Widerstandes“ zu befördern, wie es etwa dem Kommentator der Nürnberger Rassengesetze und Adenauer-Intimus Hans Globke durch den wendigen Rainer Barzel widerfuhr<sup>97</sup>.

Eine andere Gruppe von Autoren geht nicht ganz so offen beschönigend vor, sondern macht sich in unguter geistesgeschichtlicher Tradition an eine immanente inhaltliche Kritik des Antisemitismus als Ideologie. Er wird zu diesem Zweck in eine religiöse, biologische und ökonomische Judenfeindschaft zerlegt<sup>98</sup>. Dieses Verfahren pflegt regelmäßig in einem Holzweg zu enden. Denn es konstatiert zwar die evidente Unhaltbarkeit, Absurdität und innere Widersprüchlichkeit antisemitischer Argumente, kann diesen Befund jedoch nicht weiter erklären. So nimmt es schließlich entweder seine Zuflucht zur Psychologie<sup>99</sup> oder gar Theologie<sup>100</sup> oder gerät in helle moralische Empörung über diese „Spottgeburt aus Feuer und Dreck“<sup>101</sup>, dieses „monströse Erzeugnis eines verschrumpften Herzens und eines infantilen Verstandes, scheußlich und hochstaplerisch aufgeputzt mit allerlei Federn der Scheingelehrsamkeit“<sup>102</sup>.

Der naheliegende Ausweg aus diesem Dilemma wird fast nie gefunden. Da es offensichtlich unsinnig ist, die antisemitische Ideologie wie ein freischwebendes Phänomen zu behandeln, kann er nur darin

96 Eugen Gerstenmaier am 18. 3. 1953 im Bundestag; zit. nach Rolf Vogel, Deutschlands Weg nach Israel, S. 87.

97 Barzel in einer Rede zum Fall Globke am 17. 7. 1961 vor dem RCDS in Bonn; abgedruckt in: Diskussion, Jg. 2, Nov. 1961, S. 4.

98 Ein exemplarisches Beispiel ist Karl Thieme (Hrsg.), Judenfeindschaft. Darstellung und Analysen, Frankfurt/Hamburg 1963; ähnlich Hans-Jochen Gamm, Judentumskunde. Eine Einführung, München 1964, S. 50 ff.

99 Siehe etwa H. G. Zmarzlik, Der Antisemitismus im 2. Reich, in: GWU 14 (1963), insbes. S. 282 ff.; ähnlich Golo Mann, Antisemitismus, a.a.O., S. 36; sein Fazit: „Daß . . . im Menschen überhaupt immer ein Grad von irrationaler, abergläubischer, gedankenloser Bosheit steckt und daß solche Bosheit sich durch die Jahrhunderte nun einmal den Antisemitismus zu einer Ausdrucksform gewählt hat.“ — W. Dirks, in: Böhm/Dirks, a.a.O., Bd. 1, S. VIII: „Der Antisemitismus hat Wurzeln, an die keine Aufklärung herankommt. . . . Für diese Untergründe des Vorurteils ist der Tiefenpsychologe zuständig.“

100 Als ein Beispiel unter vielen Tillichs Aussage, a.a.O., S. 27, „daß das jüdische Problem letztlich nur vom Religiösen her verstanden werden kann. Es ist nicht ausreichend, soziologische oder sozialpsychologische Erklärungen zu geben“.

101 Franz Böhm, Der Antisemitismus und die Deutschen, in: Frankfurter Hefte, 5. Jg., Nr. 18 (15. 9. 1950), S. 13.

102 Ders., Antisemitismus, 2. Aufl., Frankfurt 1958, S. 14.

bestehen, sie an der sozialen Lage und den Interessen der sie tragenden und verbreitenden Gruppen festzumachen, indem man ihre Analyse nicht geistesgeschichtlich durchführt, sondern nach ihrer Funktion fragt und sie ständig auf diese Basis bezieht. Das immer wieder abgespulte Referat der Ergüsse aller Rassentheoretiker von Gobineau bis Goebbels produziert nur neue Blindheit. Allein weiterhelfen kann eine eingehende Erforschung des gesellschaftlichen Substrats des Antisemitismus, insbesondere von Mittelstandsgruppen, und zwar innerhalb des gesamten sozialen Kontextes, aus dem allein klar werden kann, welche Gruppen aufgrund welcher Motive an einer Verschleierung gesellschaftlicher Widersprüche und politischer Machtverhältnisse und an einer Ablenkung potentieller systembedrohender Energien von ihren gegebenen Zielen interessiert sein können und welcher Steuerungsverfahren sie sich dabei bedienen. Der Antisemitismus wird sich dabei als ein Mittel unter anderen erweisen, seine theoretischen Widersprüche als irrelevant innerhalb seines Funktionszusammenhangs.

Bis zu den erwähnten Untersuchungen von Puhle, Hamel und Lohalm<sup>103</sup> gab es nur schwache Ansätze einer solchen Sicht in der Sündenbock- und Blitzableitertheorie<sup>104</sup>. Sie hat die Wirkungsweise des Antisemitismus als Blitzableiter allenfalls konstatieren, aber nicht erklären können. Denn regelmäßig dringt sie nicht bis zu einer kritischen Analyse der gesellschaftlichen und ökonomischen Zustände vor, in denen Feindschaft gegen Juden oder andere Randgruppen erst möglich und manipulierbar wird, sondern biegt in die entgegengesetzte Richtung ab. Ebenso wie die zuvor genannten Autoren fällt sie in individualpsychologische Erklärungen oder allgemeine moralische Appelle an Toleranz und gegenseitige Achtung zurück<sup>105</sup>. Dahinter verbirgt sich die alte idealistische Behauptung

103 Siehe oben Anm. 67.

104 Sie findet sich u. a. bei Golo Mann, *Antisemitismus*, S. 19 ff., und Helmut Krausnick, *Die Verfolgung der Juden unter dem Nationalsozialismus*, in: Böhm/Dirks, a.a.O., Bd. 1, S. 290 ff.; Zmarzlik, a.a.O., S. 282 ff.

105 Zmarzlik, ebda., S. 286, erklärt den Antisemitismus zusammenfassend als „exemplarischen Fall für die stets latente Bereitschaft, in kurzschlüssiger Selbstgerechtigkeit fremdartig Anmutendes zum Sündenbock für die eigenen unbewältigten Schwierigkeiten zu machen“. Für Gamm hängt das pädagogische Problem der Überwindung des Antisemitismus nicht etwa von einer kritischen Aufklärung über gesellschaftliche Verhältnisse oder gar ihrer Veränderung, sondern „letztlich von der personalen Substanz des einzelnen Erziehers ab“ (H. J. Gamm, *Einführung in die Grundfragen des Judentums*, Hamburg 1959, S. 56). Auf dem Kirchentag 1965 nannte er als pädagogisches Ziel „die echte Annahme des andern als des jüdischen Mitmenschen“. (Das gespaltene Gottesvolk, S. 130); ähnlich Konrad Schilling in seiner Einleitung zu den *Monumenta Judaica*, a.a.O., S. 9 ff. Als 1958 das Tagebuch der Anne Frank, in unzähligen Exemplaren gelesen und von vielen deutschen Bühnen gespielt, gerade unter der Jugend außerordentliche Bewegung hervorrief, empfahl die GWU nicht, dies zum Anlaß für eine kritische Aufklärung über Bedingungen und Praxis des Nationalsozialismus im Unterricht zu nehmen,

von der Autonomie des Individuums und der Eigenwirksamkeit von Ideen<sup>106</sup>, deren politische Absicht und Funktion fast immer auf die Rechtfertigung der jeweils herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse und die Verschleierung ihrer Widersprüche hinausläuft. Gelegentliche Zusätze lassen daran keinen Zweifel, etwa die Bemerkung des schon zitierten CDU-Abgeordneten Franz Böhm, daß sich mit der gleichen moralischen Therapie „auch das Problem der Klassenkämpfe, . . . auch die soziale Frage lösen“ lasse<sup>107</sup>.

Es ist allerdings kein Wunder, daß viele Historiker namentlich der älteren Generation die kritische Erforschung der gesellschaftlichen Grundlagen und Funktionsweisen des Antisemitismus scheuen und sie zu umgehen trachten. Denn die gesellschaftliche und politische Struktur der BRD ist im wesentlichen eine Wiederherstellung derselben Strukturen, in denen vor 1933 der Antisemitismus lebendig und manipulierbar war. Zwar ist er heutzutage ziemlich ausgestorben, weil der Nationalsozialismus die Juden in Deutschland ausgerottet hat. Aber als ideologische Disposition und politisches Manipulationsinstrument hat er im Gewand des Antikommunismus fröhliche Urstände gefeiert. Einem vorindustriellen Weltbild und der alten Mandarintradition verhaftet, außerdem im bornierten Interesse an der Bewahrung eigener Machtpositionen, fühlten sich viele prominente Historiker der Errichtung des restaurativen Systems der Bundesrepublik tief verbunden und betätigten sich eifrig als seine politischen Stützen und ideologischen Hohepriester, wie u. a. ihre Einstimmung in den Antikommunismus, der Ruf nach einem neuen Nationalgefühl und ihr Widerstand gegen eine Demokratisierung der Hochschulen hinlänglich deutlich machen<sup>108</sup>. Indem sie aber mit der Autorität professioneller Sachverständiger den Antisemitismus auf ein individuelles Fehlverhalten reduzierten und die Verantwortung für die Judenvernichtung auf wenige Verbrechergestalten abladen, leisteten sie den restaurativen Kräften ihren wichtigsten Dienst: Sie stellten ihnen damit den Persilschein aus, dessen die wieder herrschenden Gruppen angesichts der unabwiesbaren Belastung Deutschlands nach 1945 mit der Judenausrottung bedurften. Die zitierte Rehabilitierung Globkes durch Barzel nach diesem Schema ist nur ein Beispiel unter vielen.

sondern lediglich zur Gesinnungsertüchtigung, zur Pflege allgemeiner Werte wie Gerechtigkeit, Freiheit und Achtung vor der Menschenwürde. Siehe Isabella Rüttenauer, Bemerkungen zum Tagebuch der Anne Frank im Geschichts- und Deutschunterricht, in: GWU 9 (1958), S. 35.

106 Ausdrücklich bei Hans-Martin Klinkenberg, in: Monumenta Judaica, Bd. 1, S. 333 f.

107 Böhm, Antisemitismus, S. 9.

108 Ein detaillierter Nachweis würde einen weiteren Aufsatz füllen. Die Kombination von Antikommunismus und Sorge um ein neues Nationalgefühl besonders deutlich bei Schoeps, Unbewältigte Geschichte, S. 211 ff.; Walter Hofer, Vaterland — Vergangenheit und Zukunft, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“, B 50/1965, S. 17 ff.; der Antikommunismus besonders kraß bei Freund, Deutsche Geschichte, in den letzten Kapiteln.

In westdeutschen Darstellungen zur eigentlichen jüdischen Geschichte dominiert die Verknüpfung derselben apologetischen Tendenz mit einer begierigen Übernahme zionistischer Argumente. Dabei machen sie sich auf ihre Weise eine tiefgreifende Wandlung des Geschichtsbildes der Juden selbst zunutze.

Die Judenvernichtung durch die Faschisten hat unter den meisten der überlebenden Betroffenen eine Sicht jüdischer Geschichte und Existenzbedingungen „endgültig und radikal beseitigt, welche nur bis dahin möglich war. Nunmehr kann das Judentum nicht mehr anders gesehen werden als in der Kontinuität eines sozialen Ganzen<sup>109</sup>“. Nach Auschwitz erscheint die jüdische Geschichte wieder wie in den Zeiten vor der Emanzipation als der 2000jährige Leidensweg des aus Palästina vertriebenen und über alle Welt zerstreuten, aber trotzdem nach wie vor zusammengehörigen Volkes Israel; die Assimilation demgegenüber nur noch als grandioser Irrweg, das Wort von der deutsch-jüdischen Symbiose als historische „Fiktion“<sup>110</sup>, der individuelle Integrationswille als ebenso hoffnungsloser wie moralisch verwerflicher Versuch, das unverlierbare Kainszeichen des Juden abzustreifen<sup>111</sup>. Der Faschismus hat das Bewußtsein einer sozialen Zusammengehörigkeit der Juden von neuem erzwungen und dafür gesorgt, daß die ebenfalls neubelebte gesamtjüdische Solidarität nach Kriegsende im Staat Israel einen Kristallisationspunkt fand. Wenn also heute die zionistische Interpretation jüdischer Existenz unter den Juden selbst wohl vorherrscht, in verschiedenen Intensitätsgraden freilich, so ist das erst eine direkte Folge der faschistischen Judenvernichtung.

Die zionistische Revision des jüdischen Geschichtsbildes nun greifen bundesdeutsche Historiker, Theologen und Journalisten gleichermaßen eifrig auf, passen sie ihren eigenen Apologie- und Verschleierrungsinteressen an und zeigen sie schließlich mit bestem Gewissen als vielseitig verwendbares Alibi vor. Der Kunstgriff besteht einfach darin, den Zusammenhang zwischen zionistischer Geschichtsrevision und Faschismus zu unterschlagen und so zu tun, als habe es nie eine andere Sicht jüdischer Geschichte gegeben. Das wird mit der Staatsgründung Israels verknüpft, und schon ist die retrospektive Teleologie fertig. Ihr zufolge geht die Geschichte des jüdischen Volkes in einem 2000jährigen Zirkel aus und Palästina aus und führt zielstrebig dorthin zurück. In diesem Rahmen läßt sich dann bequem vieles

109 Gershom Scholem, *Wissenschaft vom Judentum einst und jetzt*, in: ders., *Judaica*, Frankfurt 1963, S. 159.

110 Ders., *Wider den Mythos vom deutsch-jüdischen Gespräch*, in: *Auf gespaltenem Pfad*. Für Margarete Susman, Darmstadt 1964, S. 232.

111 Vgl. zu dieser Problematik noch das Referat Scholems auf dem Jüdischen Weltkongreß 1966, in: *Deutsche und Juden*, S. 13 ff.; Adolf Leschnitzer, Saul und David. Die Problematik der deutsch-jüdischen Lebensgemeinschaft, Heidelberg 1954; Margarete Susman, *Das Buch Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes*, Zürich 1948; Jochanan Bloch, *Judentum in der Krise. Emanzipation, Sozialismus, Zionismus*, Göttingen 1966; Zechlin/Bieber, a.a.O., S. 83.

unterbringen: die bedenkenlose Übernahme der zionistischen These von der Kontinuität der Juden als „Volk“, die Diffamierung der Assimilation, die Ablenkung von den Bedingungen ihres Scheiterns ebenso wie von den Motiven und den Nutznießern des Antisemitismus, sogar seine Rechtfertigung im Interesse eben dieser Teleologie, die Bewahrung und Apologie antimoderner Einstellungen, schließlich die ungetrübte Verherrlichung des Staates Israel, der dabei noch als Spiegel für die Rechtfertigung der gesellschaftlichen Restauration in der BRD erhalten muß.

Die zionistische Revision der jüdischen Geschichte ist der Drehpunkt, an dem auch Geschichtswissenschaft und Publizistik ineinandergreifen oder sich überschneiden. Wie erwähnt, beschränkt sich der Beitrag der Historiographie fast ausschließlich auf die Komplexe Antisemitismus und Assimilation. Die umfangreiche westdeutsche Publizistik über den Zionismus und Israel ist also nicht ihr Produkt, sondern zur Hauptsache das Werk von Journalisten, Theologen, Politikern und Touristen anderer Provenienz. Obwohl sie deshalb nicht mehr unmittelbar unter die hier zu behandelnde Frage fällt, soll sie doch in einigen Kostproben vorgestellt werden, um zu demonstrieren, wie auch in ihr die Grundzüge von Verschleierung und Apologie getreulich wiederkehren und ebenfalls bestimmten Bedürfnissen der westdeutschen Nachkriegsentwicklung dienen.

Die Beschreibung der Assimilation der Juden in Deutschland vor 1933 verrät sich schon durch ihr Vokabular. Da findet sich die pathetische Klage über den Verlust der „jüdischen Substanz“<sup>112</sup> und „völkischen Eigenart“<sup>113</sup> und der „Bindung an das große geschichtliche Erbe Israels“<sup>114</sup> als Folge der Emanzipation, von Heimatlosigkeit<sup>115</sup>, „Entwurzelung“<sup>116</sup>, „Entfremdung“<sup>117</sup>, „Selbstaufgabe“<sup>118</sup> und „jüdischem Selbstverrat“<sup>119</sup>, von „Zersetzen und Sophisten“<sup>120</sup> ohne „Rückhalt an einer festen bejahenden Tradition“<sup>121</sup>. Auch andere Requisiten kommen hier wieder zu Ehren, etwa die Kritik am Ratio-

112 Kurt Schubert, *Israel — Land der Hoffnung*, Stuttgart 1957, S. 14.

113 Georg Franz, *Liberalismus. Die deutsche liberale Bewegung in der habsburgischen Monarchie*, München 1955, S. 194.

114 Gamm, *Einführung in die Grundfragen des Judentums*, S. 33.

115 Siehe Rolf Italiaander (Hrsg.), *Lebensentscheidung für Israel*, Stuttgart 1967, S. 12.

116 Franz, a.a.O., S. 187.

117 Schubert, a.a.O., S. 88.

118 Rolf Seelmann-Eggebrecht, *Schawei Zion. Studie eines gemäßigten Kollektivs — seiner Geschichte, seiner Bewährung, seiner Chancen*, Frankfurt 1965, S. 10.

119 Friedrich Heer, *Gottes erste Liebe*, S. 250.

120 Gamm, *Einführung*, S. 195. Franz, a.a.O., S. 195, schreibt: „Unleugbar ist die Tatsache, daß der Assimilationsjude als ‚Ferment der Dekomposition‘ gewirkt hat, daß das intellektuelle Proletariat des Judentums sich größtenteils aus Assimilationsjuden rekrutierte, die ein zersetzendes Element der abendländischen Kultur bildeten.“

121 Golo Mann, *Antisemitismus*, S. 26.

nalismus und der Dynamik der modernen Wirtschaftsentwicklung<sup>122</sup> sowie die Festlegung der Juden auf bestimmte Verhaltensstereotype ihrer „Rasse“<sup>123</sup>, darunter „Neigung zum intellektuellen Extrem“, „gesinnungsmäßige Anpassungs- und Wandlungsfähigkeit“<sup>124</sup>, „Überbewertung des rollenden Geldes und der klingenden Münze“<sup>125</sup> u. a. mehr. Die Stilisierung der Assimilation zum großen Sündenfall der modernen jüdischen Geschichte entpuppt sich also als alte Bekannte, nämlich als Erscheinungsform einer zwar gegen die Juden gewendet, aber allgemein und grundsätzlich zu verstehenden antimodernistischen Einstellung. Denn auch die Assimilation der Juden bedeutet nichts anderes als einen Teil des Gesamtprozesses der Herausbildung einer modernen Industriegesellschaft. Manche ihrer Gegner scheuen sich nicht, selbst den Antisemitismus als Damm gegen diese Entwicklung ausdrücklich zu preisen<sup>126</sup> oder gar der Judenvernichtung die nachträgliche Rechtfertigung zu liefern, indem sie das Scheitern der Assimilation als „notwendig“<sup>127</sup> hinstellen oder ihm gar einen „weltgeschichtlichen Sinn“ unterschieben<sup>128</sup>.

Freilich findet sich eine so deutliche Diffamierung der Assimilation nur recht selten, und das eindeutig antisemitische Buch von Franz ist eine Ausnahme. Auf der anderen Seite aber ist bei einer nur noch kleineren Anzahl von Autoren nachzulesen, daß die Integration der Juden in die deutsche Gesellschaft vor 1933 bei allen Vorbehalten weitgehend vollzogen war und selbst die nationalsozialistische Judenvernichtung die Möglichkeit der Assimilation und Integration nicht grundsätzlich widerlegt. Vor 1933 fühlten sich die meisten deutschen Juden als Deutsche und längst nicht mehr einem jüdischen Volk, sondern bestenfalls noch einer jüdischen Konfession oder einer schwer definierbaren Kultur- und Abstammungsgemeinschaft zugehörig; manche erkannten gar keine Bindungen an ein wie auch immer definiertes Judentum mehr an. Die Zionisten stellten lediglich eine kleine Minderheit. Angesichts dieser Facettierung war die Kollektivbezeich-

122 „Die Überschätzung des beweglichen Besitzes, der Glaube an die Allmacht versachlichten Gutes in Form von Edelmetall, Wertpapieren usw. sind in verhängnisvoller Weise zum wesentlichen Bestand, ja zum Sinn und Inhalt der modernen Wirtschaftsgesinnung und -führung geworden und haben entscheidend zur Entwurzelung und Nomadisierung des modernen Menschen beigetragen.“ Franz, a.a.O., S. 187.

123 Ebda., S. 193.

124 Ebda.

125 Ebda., S. 187.

126 „Es ist nur der jahrtausendealten Hoffnung, die auf Kinder und Kindeskindern vererbt wurde, und auch dem Antisemitismus zu verdanken, daß trotz der Emanzipation viel echtes Judentum — den einzelnen Juden bewußt oder unbewußt — erhalten blieb.“ Schubert, a.a.O., S. 14.

127 Eugen Lemberg, Nation und Nationalismus, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“, B 31/1967, S. 23. Gegen diese Auffassung ausdrücklich Golo Mann, Antisemitismus, S. 5.

128 Hans Johann Reinowski, Heimat, Pflugschar, Schwert und Brücke. Israels Aufstieg aus dunkler Zeit, Darmstadt 1960, S. 8.

nung „Juden“ „sinnlos geworden“<sup>129</sup>. Denn ihr Inhalt ließ sich nicht mehr einheitlich fixieren, sondern präsentierte sich in einer verwirrenden Skala von Amalgamierungen jüdischer und deutscher Elemente in allen denkbaren Relationen<sup>130</sup>.

Dessen ungeachtet sprechen die meisten Autoren in verfälschender Vereinfachung vom „Volk“<sup>131</sup> der Juden, seinem „unzerstörten und anscheinend unzerstörbaren“ Fortbestand<sup>132</sup> und seiner nur „scheinbaren Emanzipation“ in Deutschland<sup>133</sup>. „Es gab nichts Fragwürdigeres als ihr Deutschtum, und es gab keine größere Gewißheit als ihr Judentum<sup>134</sup>.“ Gelegentlich werden sie gar als „das letzte überlebende antike Volk des Mittelmeers, mit ungebrochener Tradition und unveränderter Sprache“<sup>135</sup>, als „erratischer Block aus vorgriechisch-römischer Zeit“<sup>136</sup> apostrophiert — als ob es nicht nur die großen Differenzierungen unter den deutschen Juden gegeben hätte, sondern erst recht keine beachtlichen Verschiedenheiten zwischen jüdischen Minderheiten in verschiedenen Kontinenten und Gesellschaften, gleichsam als ob ein Schneider in der Mellah von Marrakesch ein naher Verwandter eines Harvard-Professors sei und beide jederzeit auf hebräisch Gedanken über den Urvater Jacob und den unlängst verbliebenen Oheim Moshe austauschen könnten. Welche Merkmale dieses „Volk“ konstituieren sollen, bleibt denn auch in den meisten Fällen dunkel oder widersprüchlich<sup>137</sup>.

Abgeschwächt gilt ähnliches auch für viele der mit „verspäteter Geschäftigkeit“<sup>138</sup> angefertigten Monographien über einzelne berühmte deutsche Juden. Sie sind an alten antisemitischen Klischees fixiert, wenn auch mit umgekehrtem Vorzeichen und hagiographischer Tendenz, sofern sie darauf abzielen, die Betroffenen primär als Juden darzustellen und etwa die Unhaltbarkeit der Behauptung „vom zersetzenden Judentum, vom Schmarotzervolk“<sup>139</sup> nachzuweisen. Bei aller guten Absicht beschränkt sich das Ergebnis in der

129 Golo Mann, *Antisemitismus*, S. 16; vgl. auch sein Referat auf dem Jüdischen Weltkongreß 1966, in: *Deutsche und Juden*, S. 37 ff.

130 Am ausführlichsten hierzu Zechlin/Bieber, a.a.O., S. 1 ff.; vgl. auch Klesse, S. 301.

131 Als exemplarisches Beispiel: Schubert, a.a.O., *passim*.

132 Alfred Weber, *Der Beitrag der Juden zur Menschheitsgeschichte*, in: *Böhm/Dirks*, a.a.O., Bd. 2, S. 468.

133 Seelmann-Eggebrecht, a.a.O., S. 63; Klinkenberg, *Monumenta Judaica I*, S. 315: „Die Masse der deutschen Juden ... verblieb in der permanent gewordenen Assimilationskrise.“

134 Erich Lüth, *Das ist Kanaan. Erlebnisse und Begegnungen in Israel*, Hamburg 1959, S. 10.

135 Wolfgang Cordan, *Israel und die Araber. Versuch einer Anschauung*, Frankfurt 1954, S. 71.

136 *Ebda.*, S. 86.

137 Am deutlichsten gegen diese Ansicht: Christoph von Imhoff, *Israel — die zweite Generation*, Stuttgart 1964, S. 115 ff.

138 Gershom Scholem, in: *Deutsche und Juden*, S. 29.

139 Leonhard Reinisch (Hrsg.), *Die Juden und die Kultur. Eine Vortragsreihe des Bayerischen Rundfunks*, Stuttgart 1961, S. 5.



Regel auf eine Aneinanderreihung großer Namen von Moses Mendelssohn bis Albert Einstein und einen mehr oder minder feuilletonistischen Streifzug durch ihr Oeuvre, ohne daß hinlänglich klar würde, was daran spezifisch jüdisch sei<sup>140</sup>.

Aber es kommt auf eine mehr oder minder brutale Vergewaltigung der Wirklichkeit hierbei nicht an. Vielmehr hat die Behauptung der ungebrochenen Fortexistenz der Juden als soziale und kulturelle Einheit primär die Funktion, die Gründe für das Scheitern der Integration aus der deutschen Gesellschaft zu extrapolieren und in die jüdische Geschichte zu verlegen und in ihrem Zusammenhang sogar noch als sinnvoll auszugeben.

Demgemäß wird die zionistische Interpretation der jüdischen Situation als realistisch und klarsichtig gefeiert. Vom Zionismus heißt es, er habe „nichts mit Imperialismus . . . zu tun . . . Er ist vielmehr einzig und allein politischer Ausdruck einer in der jüdischen Seele von altersher tief verwurzelten Sehnsucht nach Selbständigkeit im eigenen ‚Land Israel‘, auf das das Judentum seinen Anspruch nie aufgegeben hat<sup>141</sup>“. Er wird also von seinen konkreten Entstehungs- und Verwirklichungsbedingungen losgelöst, nach rückwärts ver-

140 Als Kuriosum eignet sich dabei ein Paradebeispiel bürgerlicher Marx-Interpretation. Er ist in diesem Zusammenhang nicht zu umgehen und muß der Prämisse gemäß positiv gewürdigt werden. Um aber seine politischen Postulate nicht nennen zu müssen, wird sein Werk statt aus den Bedingungen des Frühkapitalismus aus einer uralten religiösen Tradition abgeleitet und zugleich um seine politische Programmatik auf Philosophie im bürgerlichen Sinne verharmlost, also auf subjektive unverbindliche Welterklärung, auf eine Theorie unter anderen. So verkündet René König: „In der Tat . . . säkularisiert sich in Marx die alte jüdische Verheißung der diesseitigen Erlösung aus unerträglicher Not und endlosem Leiden zu einer allgemeinen Philosophie der revolutionären Vernunft. . . . Vielleicht ist sogar Marx die letzte große Epiphanie des jüdischen Prophetentums, das aus der Wüste ungefragt seine Verdammungen der eitlen Welt über die Zerstreuten und Irrenden ergoß.“ (Ebda., S. 68 f., zustimmend aufgegriffen von Heer, a.a.O., S. 257). Kommt jedoch die Rede auf die praktische Nutzenwendung, wird Marx gegen seine Epigonen ausgespielt nach dem Motto: „Für den furchtbaren Mißbrauch, der mit seinen politischen und gesellschaftlichen Ideen getrieben wurde, bis zu ihrer völligen Entartung, kann er nicht verantwortlich gemacht werden.“ (Rudolf Pechel, Deutsche Gegenwart, Aufsätze und Vorträge, 1945—52, Darmstadt/Berlin 1953, S. 164.)

141 Schubert, a.a.O., S. 11; s. a. Heer, a.a.O., S. 344. Ähnlich heißt es im Länderbericht Israel, hrsg. von der Vereinsbank in Hamburg, Flensburg 1962, S. 1: „Die Geschichte Israels ist identisch mit dem Jahrtausende währenden Bemühen des jüdischen Volkes, im palästinensischen Raum . . . eine Heimat zu finden, d. h. einen eigenen souveränen Staat zu gründen.“ Ähnlich Peter Coulmas, Zwischen Nil und Tigris. Nahost im Brennpunkt der Welt, Hamburg 1958, S. 135: „Der israelische Nationalismus stammt nicht aus zweiter Hand. Er ist eigenwüchsig und nicht Import aus Europa. Er hat seine unverwechselbare Eigenart, seine historischen Wurzeln und seine Dynamik in der mystischen Sehnsucht, die zur Verwirklichung drängt.“

längert und zu einem metaphysischen Prinzip verdünnt. Dadurch gerät er zum roten Faden der jüdischen Geschichte und jeder Assimilationsansatz zur Sackgasse. Auf diese Weise lassen sich seine gesellschaftlichen Ursachen, die mit denen des Antisemitismus weitgehend identisch sind, übergehen, die Zionismus-Kritik innerhalb und außerhalb des Judentums unterschlagen<sup>142</sup> und die Tatsache verschweigen, daß die Durchsetzung des zionistischen Programms allein im Bündnis mit handfesten politischen, militärischen und wirtschaftlichen Interessen imperialistischer Großmächte anzubahnen war und schließlich nur durch den Faschismus möglich wurde<sup>143</sup>. Dergestalt von allem Irdischen befreit, erscheint der Zionismus nachgerade wie ein Teil des gerechten Weltgeistes selbst und der Anspruch der Juden auf Palästina so selbstverständlich, daß alle Einwände automatisch das Unrecht auf ihrer Seite finden. „Dieses Land ist ihnen von Gott zu ewigem Besitz gegeben worden. Daher ist auch die Rückkehr mehr als ein historisches Faktum. Sie ist eine Erfüllung. . . Die Prophetie war die Kraft, die das ‚Wunder‘ der Rückkehr zustandegebracht hat<sup>144</sup>.“

Westliche Heilslehre nebst ihrem Korrelat, dem Antikommunismus, und Restbestände eines kolonialherrlichen Überlegenheitsbewußtseins überdecken den Zusammenhang zwischen dem Imperialismus und der Entstehung und Entwicklung des Staates Israel. So unterlegte Franz Böhm, CDU-Abgeordneter und Sonderbeauftragter der Bundesregierung für die Wiedergutmachungsverhandlungen mit Israel, der Balfour-Deklaration nicht etwa materielle Großmachtinteressen, sondern als das „einzige Motiv . . . das Bewußtsein der Schuld aller Völker an dem unwürdigen und schrecklichen Schicksal der Juden vom Ende der Antike bis zum heutigen Tag<sup>145</sup>“. Hand in Hand mit dieser rückwärts projizierten westlichen Missionsideologie geht die völlige Ignorierung oder Abweisung arabischer Ansprüche

142 Hinweise bei Erwin Viefhaus, *Die Minderheitenfrage und die Entstehung der Minderheitenschutzverträge auf der Pariser Friedenskonferenz 1919. Eine Studie zur Geschichte des Nationalitätenproblems*, Würzburg 1960, S. 39 ff.; Zechlin/Bieber, a.a.O., S. 108 ff.

143 Bei Arno Scholz, *Israel — Land der Hoffnung*, Berlin <sup>3</sup>1963, S. 132, wird die jüdische Leidensgeschichte von den Assyryern bis zum Dreyfus-Prozeß referiert, vom Nationalsozialismus aber ist mit keinem Wort die Rede. — Ausnahmen: W. Dirks im Vorwort zu: Elian J. Finbert, *Pioniere der Hoffnung*, Düsseldorf 1957, S. 8; Arnold Schoenberg, *Der Nahe Osten rückt näher! Zur Kritik und Geschichte der westlichen Mittelostpolitik*, München 1957, S. 214; Helmut Gollwitzer, *Vietnam, Israel und die Christenheit*, München <sup>2</sup>1968, S. 81 f.; Wolfgang Kahle, *Bericht aus Israel. Ein Tag mit Zahava*, Hamburg 1964, S. 99: „Es gibt eine Verbindung zwischen Massenmord und Staatsgründung, auch wenn die deutsche Regierung in Bonn noch so angestrengt an dieser Erkenntnis vorbeiblickt.“

144 Coulmas, a.a.O., S. 136.

145 Franz Böhm, *Eine Weltverpflichtung. Israels Recht auf Existenz*, in: *Die Gegenwart* 11 (1956), S. 497.

auf Palästina. „Wenn überhaupt jemand Anspruch auf Palästina hat, so sind es, soweit die Geschichte zurückreicht, die Juden, da die Ureinwohner von Kanaan nicht mehr existieren<sup>146</sup>.“ Nach ihrer Zerstreuung wurde Palästina ein „historisches Niemandsland“<sup>147</sup>, „wüst und leer“<sup>148</sup>. Würdigt man die Araber doch einer Erwähnung, werden sie als barbarische „Eroberer“ vorgeführt. „Unter ihrer Herrschaft verfiel die alte Kultur des Landes“<sup>149</sup> und herrschte „der Tod“<sup>150</sup>. Sie ließen „alles verkommen“, hatten „von der Bodenbehandlung keine Ahnung“ und haben durch „eineinhalb Jahrtausende Mißwirtschaft“<sup>151</sup>, während der sich „die Wüste“ ausbreitete<sup>152</sup>, ihren ohnehin zweifelhaften Anspruch auf das Land verwirkt. Die Israelis hingegen, die „alten Besitzer“ des Landes<sup>153</sup>, „verwandelten die unfruchtbaren Sanddünen in blühende Lustgärten“<sup>154</sup>. Besondere Geschicklichkeit, die Abweisung der arabischen Ansprüche auf Palästina mit Negierung imperialistischer Interessen und Verkündung westlicher Heilslehre zu vereinbaren, entwickelt wiederum Franz Böhm. In seinen Augen haben die Westmächte nach dem 1. Weltkrieg trotz ihres Sieges über die Türkei — „selbstlos“ „des Rechts von Nationalitäten auf politische Selbstbestimmung und auf Eigenstaatlichkeit“ eingedenk — durch den „freiwilligen und unentgeltlichen Verzicht auf Herrschaftspositionen, die sie im Zeitpunkt ihres Sieges zweifellos besaßen“, „den entscheidenden Anteil an der Entstehung der heutigen arabischen Staaten Saudi-Arabien, Jordanien, Irak, Syrien und Libanon gehabt“. Die Araber seien ihnen für diese „Befreiungstat“ zur „Dankbarkeit“ sowie zum „Verständnis“ für das uneigennütziges Judenstaatsprojekt verpflichtet<sup>155</sup>. Im übrigen übernimmt es die — von offiziellen Stellen bereitwillig verbreitete — zionistische Literatur, den jüdischen Anspruch auf Palästina mit der Abwesenheit kleiner jüdischer Gruppen im Hl. Land seit der Antike abzustützen und diese zu Statthaltern des Heimatrechts aufzuwerten<sup>156</sup>.

146 Cordan, a.a.O., S. 51; ähnlich, wenngleich differenzierter, Gollwitzer, a.a.O., S. 60 f.

147 Walter Schäble, Brennpunkt Palästina. Israels Prophetie macht Geschichte, Wuppertal 2 1961, S. 118.

148 Ebda., S. 24.

149 Erich Lüth, Ein Deutscher sieht Israel — 1955. Hrsg. von der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Hamburg 1955, S. 70.

150 Imhoff, a.a.O., S. 111.

151 Dieter Cycon, Junger Staat im alten Land. Eindrücke von einer Reise durch Israel. Veröff. durch die Informations-Abt. der Israel-Mission, Köln 1958, S. 9; der Autor ist heute Kolumnist bei Springers WELT.

152 Lüth, a.a.O., S. 70.

153 Schäble, a.a.O., S. 48.

154 Ebda., S. 29.

155 Böhm, in: Die Gegenwart (1956), S. 497.

156 In dem mit Bundesmitteln finanzierten Sammelwerk von Böhm/Dirks, a.a.O., Bd. 1, S. 61 f., schreibt Kurt Wilhelm unter Berufung auf „diese oft winzig kleine jüdische Bevölkerung“ Palästinas: „Die Juden

Hiernach wird der Ausgang des israelisch-arabischen Krieges 1948 — für manche schlicht ein „Befreiungskrieg“<sup>157</sup> — mit unverhohlener Genugtuung registriert. Seine Kennzeichnung als „ein wahrlich erbaulicher Sieg der Qualität über die Quantität“<sup>158</sup> klingt noch vergleichsweise nüchtern. Denn angesichts der militärischen Ausgangslage erscheint es vielen höchst „unwahrscheinlich“<sup>159</sup>, wie ein „Häuflein Bauern, Arbeiter und Intellektuelle“ die arabische Übermacht „in die Wüste gejagt“ hat<sup>160</sup>. Ihrer Tradition der metaphysischen Sinngebung des Krieges getreu, übernehmen es vor allem die Theologen, „betend mit der Bibel in der Hand“<sup>161</sup> zur Erklärung dieses „Wunders“<sup>162</sup> überirdische Hilfstruppen zu mobilisieren. Dadurch avanciert dieser Krieg zum apokalyptischen Kampf zwischen Gut und Böse, sein Ergebnis zum „größten Ereignis seit der Kreuzigung Jesu“<sup>163</sup>. Manche Theologen wissen von „Gottes wundersamem Eingreifen“<sup>164</sup> zu berichten, das „von verschiedenen Frontabschnitten . . . in der höchsten Not“ bezeugt sei<sup>165</sup>. Demnach waren es „sichtbar-unsichtbare Heerscharen, die diesen Krieg entschieden haben“<sup>166</sup>. Mit diesem rätselhaften Phantom hatte die göttliche Kriegslist offenbar ein ganz besonders wirksames Kampfmittel ersonnen, das der „Geisterfurcht“<sup>167</sup> der Araber angepaßt war und sie, obwohl in der Über-

haben den Boden der Heimat niemals preisgegeben.“ — Eli Rothschild, Die Juden und das Heilige Land. Zur Geschichte des Heimkehrwillens eines Volkes, hrsg. von der Niedersächs. Landeszentrale für polit. Bildung, <sup>2</sup>1966, behandelt die „zentrale Rolle, die das Heilige Land für die Juden in dem langen Zeitraum zwischen dem Ende des 1. Jahrhunderts und der Neuzeit behielt“ (S. 7) und preist dieselben Gruppen, die „1900 Jahre im alten Heimatlande durch die lange Nacht politischer Ohnmacht Wache gestanden“ haben (S. 37). — Vgl. im übrigen Martin Buber, Israel und Palästina. Zur Geschichte einer Idee, Zürich 1950. Buber gilt vielen bundesrepublikanischen Autoren als Kronzeuge für den jüdischen Anspruch auf Palästina; siehe z. B. Kahle, a.a.O., S. 61 f.

157 Vereinsbank in Hamburg, Länderbericht Israel, S. 31.

158 Cordan, a.a.O., S. 118.

159 Michael Krupp, Vergesse ich dein, Jerusalem. Von der Zionssehnsucht zu Israels Wiedergeburt, Metzingen 1962, S. 170.

160 Cordan, a.a.O., S. 118.

161 Schäble, a.a.O., S. 16.

162 Reinowski, a.a.O., S. 317; ähnlich Wolfgang Dietrich, Begegnung mit Israel, Hannover 1962 (Schriftenreihe für Christl.-jüdische Zusammenarbeit, Heft 1), S. 20.

163 Schäble, a.a.O., S. 31.

164 Krupp, a.a.O., S. 170; ähnlich Hermann Maas, — und will Rachels Kinder wieder bringen in das Land. Reiseeindrücke aus dem heutigen Israel, <sup>3</sup>1955, S. 65.

165 Schäble, a.a.O., S. 32.

166 Ebda.

167 Alfred Joachim Fischer, Israel. Werden und Geschichte eines jungen Staates, in: Politische Studien. Monatshefte der Hochschule für Polit. Wissenschaften München, Heft 53 (15. 9. 1954), S. 272.

macht, prompt veranlaßte, „wie die Hasen“<sup>168</sup> zu fliehen oder sich zu ergeben, „die Generale im Schlafanzug“<sup>169</sup>. Die ausgleichende Gerechtigkeit des Schlachtenlenkers äußerte sich darin, daß er als Siegespreis von den Israelis „große Opfer“ forderte — „wohl keine Familie in Israel hat nicht mindestens einen Angehörigen zu beklagen“<sup>170</sup> —, während die Araber anscheinend schadlos ausgingen: von ihren Verlusten ist nicht die Rede.

In der Darstellung des arabischen Flüchtlingsproblems dominiert ein Gemisch von Verschleierung, kolonialherrlicher Überlegenheit und narzißtischer Bewunderung für die Integration der Ostflüchtlinge in der BRD. Gamms stolzer Hinweis, „daß wir Deutschen 12 Millionen Volksangehörige aus den Ostprovinzen in den Arbeitsprozeß schleusten“<sup>171</sup>, steht nicht allein. Freilich war die Vertreibung der Deutschen „völkerrechtswidrig“<sup>172</sup>, die der palästinensischen Araber aber keineswegs. Begründung: sie flüchteten gar nicht, sondern „wanderten in die benachbarten arabischen Staaten aus“<sup>173</sup>. Die Verantwortung fällt allein den arabischen Führern zu; denn auf ihr Geheiß verließ „der weitaus größte Teil der Araber ... das Land ungewollt und freiwillig, um dann mit den siegreichen arabischen Armeen zurückzukehren und sich mit ihnen die Beute teilen zu können“<sup>174</sup>. Daß jüdische Terrorakte, vor allem im Dorf Deir Yassin, wo 250 Araber ermordet wurden, für die Flucht der Palästinenser eine erhebliche Rolle spielten, wird fast immer verschwiegen; wo sie — selten genug — erwähnt werden, werden sie verharmlost<sup>175</sup>.

168 Erich Lüth, *Israel — Heimat für Juden und Araber*. Hrsg. von der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Hamburg 1958, S. 20.

169 Fischer, a.a.O., S. 272.

170 Ebda.

171 H. J. Gamm, *Einführung in die Grundfragen des Judentums*, S. 48; ähnlich Reinowski, a.a.O., S. 322 f.

172 Reinowski, a.a.O., S. 323.

173 Vereinsbank in Hamburg, a.a.O., S. 2; ähnlich Fischer, a.a.O., S. 283; Irma Schaafhausen, *Entwicklung durch Selbsthilfe am Beispiel Israels*, Hamburg 1963 (Schriftenreihe des Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Archivs, Nr. 20), S. 21.

174 Schubert, a.a.O., S. 75; ähnlich Lüth, *Ein Deutscher sieht Israel*, S. 73; Reinowski, a.a.O., S. 315; Burghard Freudenfeld, *Israel — Experiment einer nationalen Wiedergeburt*, München 1959, S. 93 (Freudenfeld ist inzwischen zum Leiter des Deutschen Instituts avanciert); Gamm, *Judentumskunde*, S. 111; Schäble, a.a.O., S. 36 f.; Imhoff, a.a.O., S. 225; Kahle, a.a.O., S. 37; Klesse, a.a.O., S. 346; Franz Schürholz, *Innenpolitische Kräfte in Israel*, Bonn 1966 (Schriften der Bundeszentrale für polit. Bildung), S. 22.

175 Z. B. Krupp, a.a.O., S. 165; Imhoff, a.a.O., S. 237; Freudenfeld, a.a.O., S. 93; Klesse, a.a.O., S. 345 f. — Nur Erik Verg, *Halbmond um den Davidsstern. Die arabische Welt und Israel*, Frankfurt/Berlin 1964, S. 65, zieht den Vergleich mit Lidice und Oradour. — Erst seit der Übersetzung von Sabri Gerjes/Eli Lobel, *Die Araber in Israel*, München 1970, kann man sich in der deutschsprachigen Literatur über diese Vorgänge eingehender informieren.

Der aus dem bundesdeutschen Alltag wohlbekannten Nichtanerkennung von Realitäten entsprechend, wird auf solche Weise die Frage zu einem nur „sog. arabischen Flüchtlingsproblem“<sup>176</sup> herabgestuft.

Dasselbe gilt für die Flüchtlingslager. Dem kolonialherrlichen Bewußtsein genügt es, die Palästinenser lediglich als Objekte wechselnder Machtausübung zu betrachten. Das macht die Situation der Lagerinsassen tröstlich: „Auch früher“ hätten sie „als Pächter oder genauer als bessere Leibeigene ein besseres Paria-Dasein“ geführt<sup>177</sup> und es dank der großzügigen UNO-Unterstützung sogar vergleichsweise gut getroffen, unterscheide sich doch „ihr Leben oft noch so positiv vom Elend breiter Schichten der Bevölkerung ihrer Aufnahmeländer, daß die Lager starken Zuzug aus nichtisraelischen Bezirken erhielten“<sup>178</sup>. In dieser Perspektive läßt sich außerdem, nachdem man ihren Anspruch auf Palästina ohnehin schon bezweifelt hat, sogar das Recht auf einen solchen Anspruch überhaupt bestreiten. Nur so läßt sich der Hinweis verstehen: „Die echten Land- und Siedlungsreserven sind groß genug, um jede Landnot unter den Arabern auszuschließen, sobald die Araber ernstlich bereit sind, den Kampf gegen die Wüste aufzunehmen“<sup>179</sup>. Das Postulat des Selbstbestimmungsrechts wird dadurch auf ein Privileg für einige Völker, vermutlich die vermeintlichen Kulturnationen, reduziert<sup>180</sup>.

Im übrigen wird den arabischen Regierungen immer wieder vorgeworfen, sich absichtlich jeder Lösung der Flüchtlingsfrage zu widersetzen, um die Flüchtlinge nach Belieben als „Mittel der Politik“<sup>181</sup> oder „Waffe“ für ihre „Politik der Erpressung in der Israel-Frage“<sup>182</sup> benutzen zu können. So ist es nicht verwunderlich, kaum etwas anderes zu hören, als daß an den Grenzzwischenfällen und Terrorakten allein die Araber schuld sind, während die Israelis nur gelegentliche Vergeltungsschläge ausführen — darunter den Suez-Krieg — und dafür verständnisvoll mildernde Umstände zugebilligt bekommen<sup>183</sup>.

Über die ökonomischen und sozialen Verhältnisse, die die Fähigkeiten der arabischen Länder zur Integration der Flüchtlinge außerordentlich einschränken, ist aus naheliegenden Gründen nur wenig zu erfahren, ebenso über die Ursachen des „Fatalismus“<sup>184</sup>, des „Feh-

176 Schubert, a.a.O., S. 75.

177 Fischer, a.a.O., S. 286.

178 Lüth, Ein Deutscher sieht Israel, S. 73; ähnlich Verg, a.a.O., S. 70.

179 Lüth, Ein Deutscher sieht Israel, S. 79; ähnlich Gamm, Judentumskunde, S. 54; Fischer, a.a.O., S. 286.

180 Ausnahme: Verg, a.a.O., S. 24.

181 Kahle, a.a.O., S. 38.

182 Verg, a.a.O., S. 66.

183 Am deutlichsten Maas, a.a.O., S. 197 ff.; außerdem Lüth, Ein Deutscher sieht Israel, S. 74 ff.; Fischer, a.a.O., S. 285; Reinowski, a.a.O., S. 325 ff.; Imhoff, a.a.O., S. 248 f.; Gollwitzer, a.a.O., S. 86.

184 Verg, a.a.O., S. 68.

lens des Wirklichkeitssinnes“<sup>185</sup>, der „Vorliebe für große Worte“<sup>186</sup>, der „Schlampigkeit“<sup>187</sup>, von „Zwietracht und Unvermögen zu weiträumiger Disziplin“<sup>188</sup> und weiterer Verhaltensstereotype, die „den Arabern“ kollektiv angekreidet werden. Denn sie hängen mit den kolonialen und postkolonialen Ausbeutungspraktiken der Industrienationen ebenso eng zusammen wie mit dem Erbe des Feudalismus. Die meisten Publikationen bemühen sich, diesen Zusammenhang zu ignorieren oder zu bemänteln. In Veröffentlichungen der frühen 50er Jahre, als der Feudalismus in den meisten arabischen Staaten noch unangetastet bestand, kann man zwar mitunter eine Verdammung dieser „unverantwortlichen und überholten Gesellschaftsform“ lesen<sup>189</sup>. Je mehr sie aber von nationalrevolutionären Bewegungen abgelöst wurden, desto stärker werden diese diffamiert und die Exponenten des Feudalismus verteidigt<sup>190</sup>. Das geschieht freilich selten offen, sondern meist wiederum unter dem Mantel des Antikommunismus. Die revolutionären Bewegungen werden nicht direkt wegen ihrer Motive und Ziele attackiert, sondern zunächst in ihren Führern personalisiert. Weil sie wegen der West-Ost-Spannung und der Interessenlage im Nahen Osten Anlehnung bei der Sowjetunion suchen mußten, ließen sie sich sodann als moskauhörige Vasallen und Diktatoren nach dem Muster der in diesem Zusammenhang immer wieder beschworenen Negativfigur Ulbrichts verurteilen. Das um so mehr, je enger auf der einen Seite die arabischen Verbindungen mit dem Ostblock, auf der anderen Seite die Integration der BRD in das westliche Bündnissystem und je größer ihr wirtschaftliches Interesse an der Aufrechterhaltung der Ausbeutungsverhältnisse in den arabischen Ländern wurde. In einer Schrift von 1957 findet sich die Empfehlung, gegenüber dem „gewissenlosen Gewaltherrscher“ Nasser die Mittel „des politischen und wirtschaftlichen Drucks“ anzuwenden, „um eine Regierung davon abzuhalten, sich und ihr Volk kommunistischen Agenten auszuliefern“, und, falls auch das noch nichts helfen sollte, wird den „westlichen Demokratien“ die „Schicksalsfrage“ gestellt, „ob sie die Schlange weiter an ihrem Busen nähren oder ob sie sie erschlagen sollen“<sup>191</sup>. In genauer Umkehrung der wirklichen Kausalitäten werden also die Triebkräfte der arabischen

185 Ebda., S. 17.

186 Ebda., S. 21.

187 Gamm, Judentumskunde, S. 112.

188 Cordan, a.a.O., S. 13.

189 Ebda., S. 116.

190 Siehe die Klage um den „sehr klugen, unglücklicherweise von Fanatikern ermordeten König“ Abdullah, bei Fischer, a.a.O., S. 286; ähnlich Maas, a.a.O., S. 200, sowie das Lob des Emir Feisal als „kompetentesten Sprecher der Araber“ und seiner „klugen und hochherzigen“ Konzeption, bei Schubert, a.a.O., S. 41; ähnlich Cordan, a.a.O., S. 112; Lüth, Ein Deutscher sieht Israel, S. 71; Reinowski, a.a.O., S. 92. Zweifel an der Legitimation Feisals als Vertreter der arabischen Interessen erst bei Klesse, a.a.O., S. 334.

191 Schoenberg, a.a.O., S. 218.

Revolutionsbewegungen nach Moskau verlegt und ihre Manifestation in kommunistische Infiltrations- und Expansionsversuche umgedeutet, ohne daß die eigentlichen Ursachen, die wirtschaftlichen Ausbeutungsmechanismen und politischen Herrschaftsinstrumente der westlichen Industrienationen, erwähnt zu werden brauchen<sup>192</sup>.

Demgegenüber konzentrieren sich im Zuge derselben Entwicklung alle Sympathien auf Israel. Seine zunehmende wirtschaftliche und militärische Verflechtung mit dem Westen verbrämt das ideologische Stereotyp, das Israel als demokratisches Bollwerk, als Vorposten von Freiheit und Fortschritt, als antikommunistische Festung und europäische Kulturoase im Nahen Osten zeigt, dabei aber die Rolle westlicher Großmachtinteressen ausdrücklich leugnet<sup>193</sup>. Die in diesem Zusammenhang aufgestellten Analogien zwischen Israel, insbesondere Jerusalem, und Berlin sind Legion<sup>194</sup>.

An der Situation der Araber in Israel rühmen die meisten Autoren in erster Linie ihre volle bürgerliche Gleichberechtigung<sup>195</sup>. Daß eine

192 Vgl. hierzu Schubert, a.a.O., S. 78, und vor allem Christoph von Imhoff, Duell im Mittelmeer. Moskau greift nach dem Nahen und Mittleren Osten, Freiburg 1968. Imhoff versucht, alle revolutionären Bewegungen in den arabischen Ländern und die Eskalation des Nahostkonflikts als Schachzüge in einem jahrhundertelangen russischen Expansionsstreben in den Raum zwischen Bosphorus und Persischem Golf sowie als militärische und geistige Gefährdung des Abendlandes auszugeben.

193 Siehe Cordan, a.a.O., S. 77; Schubert, a.a.O., S. 44; Schoenberg, a.a.O., S. 213; Vereinsbank in Hamburg, a.a.O., S. 9; Schürholz, a.a.O., S. 31 ff.; ders., Werkstattmodell Israel. Aufgaben der kommenden Entwicklungsperiode, Frankfurt 1962, S. 70; Klesse, a.a.O., S. 365 ff. — Lediglich der schon erwähnte (s. Anm. 75) Beitrag von Panikkar in der *Prophyläen-Weltgeschichte*, Bd. 10 (1960), S. 149 ff., weicht von vielen westlichen Klischees ab und beschreibt aus der Sicht der 3. Welt Israel als den Versuch der westlichen Länder, einen Fremdkörper unter die arabischen Staaten einzuschmuggeln.

194 Siehe u. a. Kahle, a.a.O., S. 7 f., 31; Reinowski, a.a.O., S. 4 ff.; Scholz, a.a.O., S. 17. Wie sich auch diese Analogie mit dem Antikommunismus verbinden läßt, zeigt Fritz Blume, *Der Status Jerusalems. Eine völkerrechtliche Betrachtung*, Jever 1955. Er versucht am Beispiel Jerusalems nachzuweisen, „welche Nachteile der Vorschlag einer Internationalisierung in sich bergen kann“, um die Ablehnung eines entsprechenden sowjetischen Vorschlages für Berlin zu begründen: „Es bleibt zu hoffen, daß der sowjetische Plan nie diskutiert wird und nie eine zu seiner Durchführung berechtigende Form erhält, damit dem durch die russische Blockade und durch die russische Besatzung schon schwer genug geprüften Berlin mit seiner Bevölkerung ein ähnlich unheilvolles Schicksal wie das der Heiligen Stadt und der tatsächlich internationalisierten Gebiete erspart wird.“ (Ebda., S. 137). Lediglich Verg, a.a.O., S. 203, erkennt, daß ein konsequenter Vergleich „den israelischen Teil Jerusalems mit dem Sowjetsektor Berlins gleichsetzen“ müßte und eine Reihe „höchst unangenehmer Parallelen“ zutage bringen würde, etwa die der Nichtanerkennung Israels durch die Araber mit der Nichtanerkennung der DDR durch die BRD.

195 Siehe Maas, a.a.O., S. 82; Lüth, *Israel*, S. 7 ff.; Fritz Sänger, *Reisebericht über Israel*, in: *Die Gegenwart* 12 (1957), S. 74 ff.; Krupp, a.a.O.,



inappellable Militärverwaltung sie in wesentlichen Punkten außer Kraft setzt und die Araber als Staatsbürger 2. Klasse diskriminiert, ist freilich nur selten zu lesen, und dann meist mit einem verständnisvollen und verharmlosenden Kommentar<sup>196</sup>. Im übrigen liegt der Akzent auf dem Nachweis, daß es „materiell . . . den Arabern Israels weit besser als ihren Brüdern in der arabischen Welt“ gehe<sup>197</sup>, auf ihrer größeren sozialen Sicherheit durch staatliche Fürsorge, bessere Bildungsmöglichkeiten u. ä. So entsteht eine Idylle von Frieden und Folklore<sup>198</sup>. Einer verbreiteten Einstellung zu den deutschen Wiedergutmachungszahlungen an Israel vergleichbar, gerät dabei die materielle Entschädigung sehr leicht zur vermeintlichen Abgeltung von Unrecht, worüber das Unrechtsbewußtsein selbst entschwindet und das Bewußtsein über möglicherweise neu entstehendes Unrecht gar nicht erst aufkommt, etwa darüber, daß die Araber in Israel im Begriff sind, eine ähnlich unterprivilegierte „Volksklasse“<sup>199</sup> zu werden, wie sie die Juden vor allem in osteuropäischen Ländern selbst gebildet haben.

Für die Darstellung der weiteren innenpolitischen Verhältnisse Israels gibt das Ideal einer formierten Gesellschaft mit einer verbindlichen ideologischen Absicherung das gebräuchliche Raster ab. Fast alle Autoren beschreiben die israelische Gesellschaft als bro-

S. 175 f.; Winfried Döbertin, *Der Zionismus* Theodor Herzls, Diss.phil. Hamburg 1964, S. 104 ff.; Schürholz, *Innenpolit. Kräfte in Israel*, S. 23; Coulmas, a.a.O., S. 146.

196 Siehe Schürholz, *Werkstattmodell*, S. 42; ders., *Innenpolit. Kräfte*, S. 23; Krupp, a.a.O., S. 176; Schäble, a.a.O., S. 37. Die Existenz eines Sonderrechts für die Araber in Israel ist ausdrücklich gelegnet bei Fischer, a.a.O., S. 285. Relativ ausführliche und kritische Behandlung nur bei Klesse, a.a.O., S. 392 ff.

197 Fischer, a.a.O., S. 284; ähnlich Lüth, *Israel*, S. 6; Gamm, *Judentumskunde*, S. 112; Reinowski, a.a.O., S. 370 ff.; Imhoff, *Israel*, S. 243 ff.; Kahle, a.a.O., S. 26, 40 f.; Schürholz, *Werkstattmodell*, S. 41 ff.; Dietrich, S. 17 f.

198 Lüth, *Israel*, S. 5, preist den „Frieden in den arabischen Dörfern Israels“. — Abbildungen von israelischen Arabern bei Scholz, a.a.O., S. 81 ff., zeigen lachende junge Frauen in „herkömmlichen Trachten“ (S. 98) und ebenfalls lachende, gutgenährte und -gekleidete und offenbar lebensfrohe Jungen; Bildunterschrift: „Arabische Hirtenbuben sind fröhlich und unbekümmert, keineswegs eingeschüchterte Mitglieder einer unterdrückten Minorität“ (S. 97). Dies ist zugleich ein exemplarisches Beispiel dafür, wieweit die hier kritisierten einseitig proisraelischen Klischees auch in rechten SPD-Kreisen anzutreffen sind; denn Scholz, bis zu seinem Tode 1971 Herausgeber der inzwischen eingestellten SPD-Blätter „Telegraf“ und „Nachtdepesche“, zählte zu ihrer Berliner Prominenz. — Ähnlich Dietrich, a.a.O., S. 16 f.

199 Zum Begriff der Volksklasse siehe Abraham Léon, *Judenfrage und Kapitalismus. Historisch-materialistische Analyse der Rolle der Juden in der Geschichte bis zur Gründung des Staates Israel*, München 1970, S. 6 ff. — Die bürgerliche Wissenschaft und Publizistik hat diese wichtige, bereits 1942 abgeschlossene Arbeit eines in Auschwitz ermordeten belgischen Juden bis heute ignoriert.

delnden Dampfkessel<sup>200</sup>; alle fasziniert die „atemberaubende Dynamik“<sup>201</sup> des „einzigartigen Schöpfungsprozesses“<sup>202</sup>, in dem Gruppen verschiedenster soziokultureller Herkunft zu einer „nationalen Gemeinschaft“ eingeschmolzen werden<sup>203</sup>. Zweifellos spielt dabei unmittelbare Bewunderung für die israelische Aufbauleistung eine große Rolle. Der Enthusiasmus der Schilderungen und das fast völlige Fehlen einer kritischen Betrachtungsweise verraten aber eigene Wunschbilder der Verfasser, so daß sich ihre Beschreibung der israelischen Gesellschaft auch als Projektion einer Idealvorstellung der deutschen Gesellschaft lesen läßt. Gollwitzers kritisch gegen die BRD gerichtete Sympathie für die nicht-restaurativen und sozialistischen Elemente der israelischen Aufbauphase bilden eine seltene Ausnahme<sup>204</sup>. In der überwiegenden Mehrzahl der Publikationen kommt die hinlänglich bekannte Sehnsucht nach vorindustriellen Produktions- und Lebensformen wieder zum Vorschein, insbesondere nach intakten „ursprünglichen Bindungen, die in Europa nicht mehr existieren“<sup>205</sup>. Sie äußert sich in dem dominierenden Begriff der „nationalen Gemeinschaft“ oder gar „Schicksalsgemeinschaft“<sup>206</sup>, der Genugtuung über das „starke vaterländische Gefühl . . . , das allenthalben in Israel begegnet“<sup>207</sup>, dem Lob einer „Jugend, die Ideale hat“<sup>208</sup> und „nach einem verbindlichen Lebensinhalt sucht“<sup>209</sup>, dem Ignorieren von Interessengruppen und Klassenbildungen — bis hin zur Behauptung der „klassenlosen Gesellschaft“ in Israel<sup>210</sup>. Das

200 U. a. Herbert Weichmann, *Das Werden eines neuen Staates. Eindrücke von einer Reise nach Israel im Frühjahr 1957*. Veröff. durch die Israel-Mission, Köln 1957, S. 13; W. Dirks im Vorwort zu: Elian J. Finbert, *Pioniere der Hoffnung*, S. 11.

201 Lüth, *Israel*, S. 65; ähnlich Maas, a.a.O., S. 181, Freudenfeld, a.a.O., S. 55; Hans Günther Meissner, *Die Wirtschaft Israels. Aufbau, Struktur, Entwicklung*, Köln 2 1965 (Außenhandel und Weltwirtschaft. Schriften der Bundesstelle für Außenhandelsinformation, Heft 7), S. 9.

202 Lüth, *Israel*, S. 3.

203 Weichmann, a.a.O., S. 8; ähnlich Coulmas, a.a.O., S. 146; Meissner, a.a.O., S. 11 f.

204 Siehe Helmut Gollwitzer, *Israel und wir*, Berlin 3 1959, S. 6, 11 ff., 22.

205 Kahle, a.a.O., S. 188.

206 Schürholz, *Werkstattmodell*, passim; bei ihm ist das Vokabular organologischer Gemeinschaftsideologie mit weiteren Stereotypen aus dem Jargon der deutschen Eigentlichkeit vollzählig versammelt. — Maas bezeichnet die israelische Gesellschaft gar mit Vorliebe als „Gemeinde“ (a.a.O., S. 46, 55).

207 Dietrich, a.a.O., S. 21.

208 Reinowski, a.a.O., S. 383.

209 Imhoff, *Israel*, S. 161.

210 Peter Adler, *Die Leute von Beersheba. Ein Bericht*, München/Frankfurt 1961, S. 14; Kahle, a.a.O., S. 145 und 188, spricht von der „fast klassenlosen Gesellschaft“; ähnlich Imhoff, *Israel*, S. 147. — Dem entspricht das verbreitete Lob der Histradut, die — einst als Einheitsgewerkschaft gegründet — sich inzwischen zum größten Unternehmer des Landes gemauert hat, dadurch weite Bereiche des öffentlichen Lebens kontrol-

ernste Problem einer Klassenschranke zwischen europäischen und orientalischen Juden wird nur selten als solches gesehen, und wenn, meist bagatellisiert oder in Optimismus aufgelöst<sup>211</sup>. Schließlich sind in diesem Zusammenhang die meist völlig unkritische Behandlung der Rolle der Armee<sup>212</sup>, die Bewunderung der Kibbuzim und gelegentliche eindeutig antizivilisatorische Bemerkungen anzuführen<sup>213</sup>. Durch die Bewunderung der Kibbuzim spukt die Verherrlichung der bäuerlichen Gemeinschaftsproduktion als Gegenmodell gegen industrielle und entfremdete Arbeitsformen<sup>214</sup>. Zugleich schlägt hier ein weiteres Mal der manische Antikommunismus durch. Denn da der deutsche Normalverbraucher „schon bei der Nennung des Wortes ‚Kollektivsiedlung‘ die Stacheldrahtzäune von Workuta vor seinem

liert und zur autonomen Vertretung von Arbeiterinteressen kaum noch taugt. Der Grund für das Lob am deutlichsten bei Meissner, a.a.O., S. 28: „Die Histradut versteht sich bei ihrer wirtschaftlichen Aktivität nicht zuletzt als Schrittmacher für das private Kapital.“ — Vgl. außerdem Kahle, a.a.O., S. 143 ff.; Schürholz, Werkstattmodell, S. 14 ff.; Klesse, a.a.O., S. 417 ff.; Imhoff, Israel, S. 26 ff. Bei Lüth, Israel, S. 38, dazu der bezeichnende Kommentar: „Die israelische Arbeiterbewegung hat einfach keine Zeit dazu gehabt, um sich in blasse Theorien zu verlieren.“ Ähnlich Meissner, a.a.O., S. 26. — Fundierte Kritik allein bei Pirker, a.a.O., der sich auch als Kritiker des DGB unbeliebt gemacht hat.

211 Siehe u. a. Kahle, a.a.O., S. 134; Klesse, a.a.O., S. 352; Schürholz, Innenpolit. Kräfte, S. 21 f.

212 Durchgehend ist das Lob für die „hohe Qualität und die lückenlose Ausrüstung dieser Wehrmacht“ (Fischer, a.a.O., S. 273) sowie für ihre Rolle als Integrations- und Bildungsinstrument im Prozeß der Verschmelzung heterogener Einwanderungsgruppen zu einer neuen nationalen Gesellschaft (siehe ebda., S. 277; Imhoff, Israel, S. 174 ff.; Kahle, a.a.O., S. 54 ff.; Klesse, a.a.O., S. 383 ff.; Meissner, a.a.O., S. 13; Schürholz, Werkstattmodell, S. 28 ff. — Daß Israel dadurch „militant bis in die letzte Faser“ geworden ist, steht nur bei Verg, a.a.O., S. 222. Sonst werden die innenpolitischen Konsequenzen der zentralen Rolle der Armee gelegnet oder ignoriert, insbesondere die Existenz von jeglichem „Militarismus“ dementiert (Kahle, a.a.O., S. 54 ff.; Lüth, Israel, S. 21 f., in bezug auf Yigal Allon und Moshe Dayan) oder im Interesse eines Formationsideals gepriesen (Schürholz, Werkstattmodell, S. 28 ff.). Dabei wird mitunter im Rahmen eines durch die Wertmaßstäbe von Gemeinschaft und Innerlichkeit umrissenen autoritären Weltbildes der Kern der militärischen Erziehung auf „Entwicklung individueller Kräfte, einzelmenschliche Werthaftigkeit, initiatives Handeln“ verkürzt und verfälscht und lobend hervorgehoben, daß dort „kein Platz für Skeptiker und Rückschauende“ ist (ebda., S. 33). — Auch die weibliche Dienstpflicht wird durchweg zustimmend behandelt; Bedenken dagegen werden nicht laut.

213 Z. B. die Apostrophierung der „hoffnungslosen Hölle der Großstadt“ bei Maas, a.a.O., S. 107.

214 Am deutlichsten ebda., S. 172, wo es zum Rückzug Ben Gurions in den Negev-Kibbuz Sde Boker heißt: „Während die Welt zitterte vor dem Dröhnen der Atombomben, vor dem Getöse des Trommelfeuers im Fernen Osten, und während an den Grenzen Israels Schüsse fielen und Bomben zerplatzten, ging er mit seiner Gefährtin in die Wüste hinab, pflügte er seinen Acker, scherte er seine Schafe und pflanzte er seine Bäume.“

geistigen Auge auftauchen sieht<sup>215</sup>, bemühen sich manche deutschen Schreiber, trotz ihres grundsätzlichen Verdachtes gegen derartige Organisationsformen die Kibbuzim als vorübergehende „Notgemeinschaft“<sup>216</sup> zu entschuldigen; fast alle befleißigen sich im übrigen einmütig, jegliche Verwandtschaft zwischen israelischen Kibbuzim und sowjetischen Kolchosen resp. kommunistischen Ideen zu dementieren oder wenigstens das historische Erstgeburtsrecht der ersteren zu behaupten<sup>217</sup>. Derselbe Antikommunismus produziert die Diffamierung der israelischen KP<sup>218</sup>.

Auch die Stereotype, mit denen die Israelis etikettiert werden, verraten einen Austausch nur des Inhaltes alter Denkformen, nicht aber der Denkformen selbst. Nach wie vor sind es kollektive Verzerrungen und Übertreibungen, Superlative, die vom Negativen ins Positive gewendet wurden. In dem Bestreben, am Beispiel Israels zu zeigen, „welche Torheiten der Antisemitismus über die Juden verbreitet hat“<sup>219</sup>, insbesondere die Behauptung zu widerlegen, „die Juden seien ein Volk der Nichtsteuer, der Schmarotzer und der Schwächlinge“<sup>220</sup>, beobachtet man „mit größtem Staunen . . . , wie aus schwächlichen Gestalten Kraftmenschen werden, aus blassen Intellektuellen gebräunte Erdarbeiter, aus Entwurzelten Bodenständige“<sup>221</sup>. Die Israelis werden als „das arbeitsamste, tapferste, opferwilligste, am stärksten idealistische Gemeinwesen“ der Welt gefeiert<sup>222</sup>, sie erscheinen durchweg „heiter und gelöst“<sup>223</sup>, als ihre hervorstechendsten Eigenschaften gelten „Fleiß, Heldentum, Opferbereitschaft“<sup>224</sup>. Die Bewohner Jerusalems zumal sind „von beson-

215 Martin Pallmann, *Der Kibbuz*, Tübingen 1966, S. 162.

216 Dietrich, a.a.O., S. 13; ebda., S. 14: „Man muß dem unbestreitbar Positiven nachzuspüren versuchen. Die kritischen Einwände melden sich dann noch früh genug . . . Ob nicht überhaupt das Getragensein vom Ganzen ein Stück persönliche Initiative schwächt und das Lebenswagnis des Einzelnen vorenthält?“

217 Der „frühchristliche Kommunismus“ der Kibbuzim hat „mit dem heutigen leninistischen oder gar stalinistischen nicht das geringste zu tun. Kibbuz und Kolchos . . . sind tatsächlich etwas völlig entgegengesetztes“. Fischer, a.a.O., S. 275; ähnlich Heinz Kappes, *Palästina heute*, in: *Freiburger Rundbrief*, Nr. 2/3 (März 1949), S. 21; Reinowski, a.a.O., S. 352; Verg, a.a.O., S. 215; Lüth, *Ein Deutscher sieht Israel*, S. 22 f.; Gamm, *Einführung*, S. 50, Cycon, a.a.O., S. 15; Kahle, a.a.O., S. 22, 64; Seelmann-Eggebrecht, a.a.O., S. 39.

218 Siehe Fischer, a.a.O., S. 281; Kahle, a.a.O., S. 139: „... bieten die Kommunisten ein Beispiel nationaler Selbstverleugnung, das alles in den Schatten stellt, was Moskau seinen Gefolgsleuten außerhalb des Ostblocks abzuverlangen pflegt“, nämlich eine „anti-israelische“ Politik.

219 Hannah Vogt, *Die Darstellung des Judentums in der pädagogischen Praxis*, in: *Erziehungswesen und Judentum*, S. 53.

220 Dietrich, a.a.O., S. 20.

221 Wilhelm Vischer, *Der Judenstaat Israel*, zit. nach Erica Küppers, *Arbeitshilfe zur Behandlung der Judenfrage*, Frankfurt 1950, S. 45.

222 Golo Mann, *Antisemitismus*, S. 35.

223 Weichmann, a.a.O., S. 18.

224 Verg, a.a.O., S. 208.

derer Art, ... von einer seltenen Geistigkeit und Hingabe<sup>225</sup>“, die Kinder gar „vergnügter, gesünder, freier als anderswo<sup>226</sup>“. Ein versetzter Nationalismus endlich offenbart sich häufig dann, wenn von den Leistungen der aus Deutschland stammenden Juden — „ehemaligen Deutschen“<sup>227</sup>, „unseren früheren Mitbürgern“<sup>228</sup>, die sich „glänzend bewährt“ haben<sup>229</sup> — die Rede ist. Den Zusammenhang zwischen der bundesrepublikanischen Begeisterung für die israelischen Pionierleistungen und den schon so oft festgestellten Ablenkungs- und Verdrängungsmechanismen enthüllen darüber hinaus die Erleichterung und Genugtuung, mit denen etwa Böhm die Beobachtung registriert: „Es ist ja nicht so, daß diejenigen, die der Hölle der Hitlerverfolgung entronnen sind, unablässig an diese furchtbare Erinnerung denken. Die jüdischen Einwanderer Israels haben tagaus, tagein, von früh bis spät an andere Dinge zu denken als an die Vergangenheit; die Teilnahme an den gewaltigen Aufgaben des Aufbaus füllt sie ganz aus<sup>230</sup>.“

Treibt schon in der Bewunderung der Pioniergeneration und ihrer Verherrlichung im „Heldenlied“<sup>231</sup> die narzißtische Selbstbespiegelung der bundesdeutschen Wiederaufbaugeneration ihr Unwesen, so erst recht in der Darstellung der israelischen Wirtschaftsentwicklung. Es „fehlen einfach die Superlative, um die Leistung des kleinen Israel ... objektiv zu kennzeichnen<sup>232</sup>“. Sie wird durchweg in den Tönen höchster Anerkennung als ein noch größeres „Wirtschaftswunder“ als das westdeutsche besungen<sup>233</sup> — „vielleicht das größte, das überhaupt nach dem 2. Weltkrieg auf der Erdkarte zu verzeichnen ist<sup>234</sup>“. Wie es in der BRD Mode war und ist, die Überlegenheit des eigenen sozioökonomischen Systems über das der DDR mit Produktionszahlen zu belegen, so müssen auch hier die israelischen Wirtschaftserfolge als Legitimationsgrund und propagandistisches Kampfmittel gegenüber den Arabern erhalten. Selbst das Tierreich bleibt davon nicht verschont, wie man dem Hinweis entnehmen kann, daß die „Legekapazität der Hennen in den jüdischen Siedlungen die dreifache gegenüber derjenigen der Hennen der Fellachen“ ist<sup>235</sup>. Offenbar jedoch waltet darin ein biologisches System, das auch für die menschlichen Bewohner gilt, wird uns doch in ähnlicher Manier

225 Maas, a.a.O., S. 131.

226 Franz und Marietta Böhm, Eine Reise nach Israel. Hrsg. von der Informations-Abt. der Israel-Mission, Köln 1955, S. 20.

227 Coulmas, a.a.O., S. 139.

228 Schürholz, Werkstattmodell, S. 25.

229 Reinowski, a.a.O., S. 377.

230 Franz und Marietta Böhm, a.a.O., S. 6.

231 Lüth, Ein Deutscher sieht Israel, S. 54.

232 Lüth, Israel, S. 68.

233 Siehe u. a. ebda., S. 25; Cycon, a.a.O., S. 3; Vereinsbank in Hamburg, a.a.O., S. 2; Imhoff, Israel, S. 58.

234 Imhoff, Israel, S. 58.

235 Schubert, a.a.O., S. 64.

vorgerechnet, „daß die Produktivität eines Israeli sechsmal so groß ist wie die eines Ägypters<sup>236</sup>“.

Die sozialistischen Einschlüsse der israelischen Wirtschaft in den ersten Jahren nach der Staatsgründung brachten manchen Beobachter noch in das Dilemma, trotz prinzipieller Verdammung des Sozialismus die israelische Variante als ebenso notwendig wie vertrauenswürdig und ideologisch unverdächtig zu verteidigen<sup>237</sup>. Später wurde die Mahnung an Israel deutlicher, die „Sperrriegel aufzumachen“, um „einen breiten ungehinderten Zustrom an privatem Kapital“ anzulockern<sup>238</sup>, sowie durch allerlei Leistungsstimulantien — u. a. „die ungelerten Arbeiter weniger gut zu bezahlen<sup>239</sup>“ — kapitalistisches Bewußtsein zu erzeugen und die gesellschaftliche Differenzierung voranzutreiben. Denn „Unternehmungslust und Verantwortungsfreude . . . können nur entstehen, wenn die Freiheit der Entscheidung gegeben und zu der Freude an der Leistung auch die moralische und materielle Anerkennung kommt. Den auf der betrieblichen Stufenleiter tiefer Stehenden muß der Ehrgeiz treiben, mehr zu leisten, um mehr zu werden<sup>240</sup>“. Demgemäß wurde durchweg mit Genugtuung und Erleichterung das Vordringen des privatwirtschaftlichen Sektors in Israel vermerkt, auch wenn es auf Kosten der Kibbuzim geschah<sup>241</sup>. So hatte 1962 selbst die Vereinsbank in Hamburg Verständnis dafür, daß „angesichts des Mangels an Privatkapital . . . Staat und Gewerkschaft . . . lebenswichtige Betriebe unterhalten bzw. neue Industrien gründen“, wohl wissend, daß es „angesichts der wirtschaftspolitischen Mentalität eines überwiegend dem Gedankengut der freien Wirtschaft verpflichteten Unternehmertums in Israel nicht angebracht“ sei, „von einer ‚Planwirtschaft‘ im Sinne östlicher Wirtschaften zu sprechen<sup>242</sup>“. Die Bundesstelle für Außenhandelsinformation sekundierte: „Es gibt in Israel keine Furcht vor einer ausländischen Überfremdung, und es findet keinerlei Benachteiligung des ausländischen Kapitals statt. Durch die Privatisierung staatlicher Unternehmen hat die Regierung zu erkennen gegeben, daß sie in

236 Meissner, a.a.O., S. 25.

237 Besonders kraß bei Walter A. Berendsohn, *Aufbauarbeit in Israel. Erlebnisse, Studien, Betrachtungen*, Berlin 1953, passim; vgl. auch Weichmann, a.a.O., S. 22 ff.; Imhoff, Israel, S. 19 ff.; Schaafhausen, a.a.O., S. 26.

238 Reinowski, a.a.O., S. 367; ähnlich Imhoff, Israel, S. 95 f.

239 Schaafhausen, a.a.O., S. 67.

240 Ebda., S. 68.

241 „Der geistige Übertritt vieler Kibbuzim aus dem Status völliger Gleichheit für alle Schaffenden in den Status des bevorzugten Eigentümers und Arbeitgebers, des Nutznießers fremder Lohnarbeit, . . . eröffnet günstige Perspektiven für die Zukunft des israelischen Staates und Volkes.“ Reinowski, a.a.O., S. 367. Auch von Schaafhausen, a.a.O., S. 29, wird dem israelischen Staat als „gutes Beispiel“ nachgerühmt, daß er daran ging, „seine Betriebe an die Privatwirtschaft abzugeben, indem er Aktien an der Börse zum Verkauf stellt“. Vgl. auch Klesse, a.a.O., S. 453; Dietrich, a.a.O., S. 14; Meissner, a.a.O., S. 27 f.

242 Vereinsbank, a.a.O., S. 9; ähnlich Imhoff, Israel, S. 26 ff.

keiner Form irgendwelche Verstaatlichungstendenzen hegt. Allein von diesem Aspekt her ist Israel heute eines der sichersten Länder für ausländische Kapitalgeber<sup>243</sup>."

Schon die Hamburger Vereinsbank hatte deutsche Firmen zu „Investitionen in israelischen Unternehmen“ und zur „Errichtung von Tochtergesellschaften“ ermuntert<sup>244</sup>. Die Bundesstelle wiederholte nachdrücklich diesen Ratschlag, und zwar nicht nur wegen der israelischen Investitionshilfen, der „qualifizierten Arbeiterschaft“ sowie „relativ niedrigen Löhnen für Facharbeiter und Ingenieure“, sondern auch, weil „die Brückenkopflage Israels im Nahen Osten dieses Land besonders geeignet für den Aufbau einer Exportindustrie“ mache, „die nach Südeuropa, Afrika, Asien und auf indirekten Wegen auch an die arabischen Nachbarstaaten liefert<sup>245</sup>“.

Im Zusammenhang hiermit wird schließlich Israel als Paradebeispiel eines Entwicklungslandes gepriesen und der eigene israelische Entwicklungshilfebeitrag für die 3. Welt lobend hervorgehoben. Die außenpolitischen, militärischen und ökonomischen Sicherungsabsichten, die Israel mit seinen Engagements vor allem in west- und zentralafrikanischen Ländern verfolgt, werden dabei unterschlagen oder gar ausdrücklich dementiert. Für die Hamburger Vereinsbank z. B. besteht „Gewißheit, daß die israelische Hilfe mit keinerlei politischen Ambitionen verbunden ist<sup>246</sup>“; auch nach Meißner ist „der humanitäre Elan Israels ... eine wesentliche Triebfeder für seine Bemühungen in der Entwicklungshilfe<sup>247</sup>“. Wiederholt wird versichert, daß das Fehlen jeglicher kolonialen Tradition und seine machtpolitische Bedeutungslosigkeit Israel in den Augen der afroasiatischen Staaten „als politisch unverdächtigen Mentor für ihre eigene wirtschaftliche und soziale Entwicklung<sup>248</sup>“ erscheinen lasse, um daraus die Nutzenwendung für den deutschen Kapitalismus zu ziehen: „Der immer stärker werdende Strom von Fachleuten, Praktikanten und Politikern aus den Entwicklungsländern macht heute schon Israel zu einer permanenten Industrie- und Landwirtschaftsausstellung für die farbige Welt. Investitionen in Israel wirken dadurch weit über den begrenzten Raum des Landes hinaus, weil sie als Anschauungs- und Ausbildungsgrundlage für die zahlreichen Besucher und Praktikanten aus Afrika und Asien dienen.“ Da aber „viele der wirtschaftlichen Hilfen, die von Israel in den Entwicklungsländern gewünscht werden, über die finanzielle und wirtschaftliche Kraft des Landes hinausgehen, wird Israel zunehmend zu einem Generalagenten für Entwicklungshilfe<sup>249</sup>“, d. h. zu einem strategisch

243 Meissner, a.a.O., S. 46.

244 Vereinsbank, a.a.O., S. 73; vgl. dazu auch Ernst Marcus, *Investment in Israel. Möglichkeiten für deutsches Privatkapital*, Opladen 1966.

245 Meissner, a.a.O., S. 47.

246 Vereinsbank, a.a.O., S. 72.

247 Meissner, a.a.O., S. 64.

248 Ebda., S. 47.

249 Ebda.

wichtigen Brückenkopf, vielfach wohl auch zu einer Umkleidekabine für die ökonomischen Interessen der westlichen Mächte auf ihrem Weg in die 3. Welt.

Meißner interpretiert schon dies als Erscheinungsform des „universalen Auftrags Israels in der heutigen Welt<sup>250</sup>“. Eine derart handfeste Verdinglichung einer ursprünglich religiösen Kategorie ist freilich selten. Die Kategorie selbst indes taucht bei der Mehrzahl der Autoren auf, meist bei ihrer Suche nach einer metaphysischen Sinngebung des jüdischen Staates, die den Schlußstein der beschriebenen Geschichtsteleologie bildet. Zwar mag sie besonders den Theologen durch ihr spezifisches Verständnis vom alten Israel naheliegen; zudem ist sie im kulturzionistischen Idealismus Achad Haams und Martin Bubers vorgeprägt. Daß aber kaum ein deutscher Israel-Autor sich davon distanziert, sondern die meisten mehr oder weniger hingebungsvoll der „transzendentalen Überhöhung“ Israels<sup>251</sup> nachhängen, ist am Ende doch wieder im wesentlichen aus den Gegebenheiten der westdeutschen Gesellschaft zu verstehen. Sie erhält ihren funktionalen Stellenwert als der Knoten, in welchem Ablenkungs-, Apologie- und Verschleierungstendenzen und Sehnsüchte nach einer vorindustriellen Welt zusammenlaufen. Die Sorge um die Bewahrung eines heilsgeschichtlichen Auftrages Israels und die Angst vor seiner Säkularisierung<sup>252</sup> lassen sich interpretieren als besondere Erscheinungsform einer allgemeinen Ausrichtung am Ideal einer religiös oder ideologisch gebundenen Staats- und Gesellschaftsordnung, wobei das Bindemittel austauschbar ist. Außerdem verschwinden unter der goldenen Kuppel des missionarischen Auftrags Israels Klassengegensätze wie die zwischen europäischen und orientalischen Juden; in ihrem Licht verblaßt das Unrecht gegenüber den Arabern und wird das Bündnis des Zionismus mit den Großmachtinteressen verklärt; schließlich lassen sich darin Antisemitismus und Judenausrottung als heilsgeschichtliche Stationen wie Fegefeuer und Judasverrat begreifen und die kritische Erforschung ihrer Ursachen in der deutschen Gesellschaft dispensieren.

Aus all diesen Gründen gerät also das vorherrschende Israel-Bild zum Ideal einer gottgewollten heilen Welt, eines Gemeinwesens mit glücklichen Bewohnern, ein Wunderland ohne Widersprüche und Konflikte, „eine neue Welt, die größer und schöner ist, als ich je erhoffte, so groß und schön, daß ich sie kaum zu fassen weiß<sup>253</sup>“. Es ähnelt einem goldüberglänzten Altarbild vom Garten Eden oder vom himmlischen Jerusalem. Wie die Sehnsüchte der mittelalter-

250 Ebda., S. 67.

251 Ebda., S. 9.

252 Siehe hierzu Maas, a.a.O., S. 196 f., u. ö.; Krupp, a.a.O., S. 188 ff.; Schäble, a.a.O., S. 85 ff.; Gamm, Einführung, S. 51 ff.; ders., Judentumskunde, S. 116 f.; Schubert, a.a.O., S. 9 ff.; Freudenfeld, a.a.O., S. 131 ff.; Schürholz, Werkstattmodell, S. 65 f.; Klesse, a.a.O., S. 303; Dietrich, a.a.O., S. 22 ff.; Lüth, Ein Deutscher sieht Israel, S. 26.

253 Lüth, Das ist Kanaan, S. 5.



lichen Christenheit dieser himmlischen Stadt galten, so wurde auch der moderne Judenstaat für viele Deutsche „das Land . . . , das wir mit unserer Seele suchen müssen“. In ein solches Land gibt es keinen Tourismus, „sondern nur Wallfahrten<sup>254</sup>“. Zum Hohepriester dieses Heiligtums weihte die bundesrepublikanische Gesellschaft in den 50er Jahren Martin Buber. Ungeachtet der Tatsache, daß er einer der entschiedensten Kritiker der zionistischen Realität vor und nach 1948 war und in Israel in einer Art innerer Emigration lebte, nahm sie sein Ideal für die Wirklichkeit, vereinnahmte dazu seine Philosophie des dialogischen Prinzips, um von individueller moralischer Besserung festreden zu können, ohne praktische Konsequenzen ziehen zu müssen, und behängte ihn dafür mit stattlichen Preisen, ähnlich wie sie seinen Zeitgenossen Albert Schweitzer als Alibi für Kolonialismus, Ausbeutung und Barbarei verwertete. Es fällt schwer, diesen Kult nicht als überwältigenden Zynismus zu denunzieren.

Die Historiographie hat mit ihrer Darstellung von Judentum und Antisemitismus hierfür einige Zuliefererdienste geleistet. Im übrigen hat sie zu der Apotheose Israels 20 Jahre hindurch geschwiegen. Auch dadurch ist sie für deren ungehinderte Verbreitung und Rezeption mitverantwortlich. — Es wäre interessant, den Zusammenhang zwischen der historischen Beschreibung von Judentum und Antisemitismus und dem publizistischen Klischee vom Zionismus und von Israel einerseits und den politischen und ökonomischen Interessen bestimmter Gruppen andererseits näher zu untersuchen, auch der Frage nachzugehen, welche Beziehungen und Interessenübereinstimmungen zwischen ihnen und korrespondierenden israelischen Gruppen bestanden, wieweit sie Hand in Hand gearbeitet und vielleicht in Israel ein analog verzerrtes Bild der BRD hervorgebracht haben. Das wäre nur vor dem Hintergrund einer Analyse der allgemeinen innenpolitischen Entwicklung und außenpolitischen Verflechtung der Bundesrepublik in den ersten 20 Jahren ihres Bestehens durchzuführen. Hier ging es im wesentlichen nur darum, zu zeigen, mit welchen technischen Hilfsmitteln — mit Selektionsfiltern und Zerrspiegeln, affirmativem Schweigen, Auflösung untrennbarer Zusammenhänge, Umkehrung von Kausalketten, Verkürzung oder Verlängerung, Ablenkung, Verschleierung, offener Apologie und Geschichtsmetaphysik — Historiographie und Publizistik gleichermaßen ihre Funktion als kritische Erkenntnis- und Informationsinstanz verfehlt und ihre Aufgabe, eine entsprechende Praxis zu fördern, versäumt haben.

Zum Schluß erscheint noch folgende Bemerkung angebracht. Dieser Aufsatz beschränkt sich im wesentlichen auf die Durchleuchtung der bis zum Junikrieg 1967 erschienenen Publikationen. Seitdem ist die Kritik an der politischen Geschichte und gegenwärtigen Praxis des Staates Israel zu einem zentralen Thema der Imperialismuskonversation innerhalb der Linken geworden. Sie hat ihr alsbald den pauschalen Vorwurf eingebracht, Träger eines neuen Antisemitismus zu sein, und zwar in erster Linie von seiten derer, die sich seit 25 Jah-

254 Lüth, *Ein Deutscher sieht Israel*, S. 15.

ren mit ihrer Liebe zu Israel brüsten. Eine detaillierte Auseinandersetzung mit diesem Vorwurf ist in diesem Rahmen nicht mehr möglich. Zwei Hinweise nur: 1. Die beiden Gruppen, die seit jeher in Deutschland mit Abstand die größte Resistenzfähigkeit gegen Antisemitismus und Haß auf andere Minderheiten sowie gegen dessen großen Bruder, den Faschismus, gezeigt haben, waren das Proletariat und die linke Intelligenz. 2. Dieser Aufsatz glaubt wenigstens den Schlüssel zum Aufschluß jenes Vorwurfs zu enthalten, in dem Nachweis nämlich, was sich hinter der philoisraelitischen Fassade maßgeblicher Kräfte der BRD in Wahrheit verbirgt. Ebenso wie sie einer Auseinandersetzung über die Widersprüche im sozioökonomischen System der Bundesrepublik aus dem Wege zu gehen suchen, können sie sich nicht auf eine wirkliche Diskussion der antiimperialistischen Argumente der Linken in bezug auf Israel einlassen; denn die Gegenstände der linken Kritik sind hier wie dort die gleichen oder hängen doch sehr eng miteinander zusammen. Um einer inhaltlichen Auseinandersetzung zu entgehen, greifen sie ein weiteres Mal zu den ihnen so geläufigen Techniken der Verschleierung, Irrationalisierung und moralischen Diffamierung. Sie reden von ihrer Liebe zu Israel, aber sie meinen die Erhaltung des für sie profitablen ökonomischen und politischen status quo; sie attackieren die Linke wegen ihrer Kritik an Israel, aber sie wollen sie treffen, um die Kritik am Kapitalismus und seinen imperialistischen Implikationen zum Schweigen zu bringen. Der Vorwurf des Antisemitismus gegen die Linken ließe sich also erweisen als nur eine Variante reaktionärer Abwehrstrategien gegen alle grundsätzliche Systemkritik, als eine besondere Erscheinungsform der seit langem zur Erhaltung der bestehenden Zustände notwendigen Ablenkungsmanipulationen.

Immanuel Geiss

## Die historischen Voraussetzungen des Angela-Davis-Prozesses

Nach langen Verzögerungen ist Ende März 1972 endlich der Prozeß gegen Angela Davis in San José, im US-Bundesstaat Kalifornien, angelaufen — „U.S. vs. Angela Davis“, wie die offizielle Formel lautet. Die ungewöhnlich starke Anteilnahme der Weltöffentlichkeit hat vermutlich schon bewirkt, daß wenigstens die prozessualen Formalien einigermaßen eingehalten sind und der Prozeß gegen Angela Davis annähernd fair verlaufen kann, soweit das in einem Verfahren gegen Afro-Amerikaner in den USA überhaupt möglich ist.

Auch dieser politische Prozeß wirft, wie so oft in der Geschichte, ein Schlaglicht auf die gesellschaftliche und politische Struktur, die ihn hervorbrachten. Nicht der Angeklagte steht wirklich vor Gericht, sondern der offizielle Kläger, in diesem Fall die USA.

Das Schlaglicht aus dem Angela-Davis-Prozeß wird den herrschenden Kräften in den USA vermutlich unangenehm sein, denn durch die Serie von „Heißen Sommern“ seit 1964, durch die unglaublichen Zustände in amerikanischen Gefängnissen, wie sie im September 1971 durch die Gefangenenrevolte in Attica, New York, der Welt sichtbar wurden, schließlich durch den amerikanischen Vietnamkrieg hat die Welt bereits mehr über amerikanische Realitäten erfahren, als es dem bis dahin so strahlenden Image der USA, der Vormacht der westlichen, freien Welt, gut tun kann. Der Prozeß gegen Angela Davis faßt nun noch einmal, wie mit einem Brennglas, die innere Problematik der USA zusammen. Er gewinnt seine exemplarische Bedeutung für unsere Zeit, weil in ihm zwei in der amerikanischen Geschichte verwurzelte Kräfte aufeinanderstoßen: auf der einen Seite die herrschende „white power structure“, aufgebaut auf der Sklaverei seit dem späten 17. Jahrhundert, organisiert formal nach demokratischen und freiheitlichen Prinzipien für die herrschenden Weißen, und auf der anderen Seite die seit 350 Jahren unterdrückten und ausgebeuteten Afro-Amerikaner, sei es in der Form der Sklaverei, sei es in der Rassensegregation und Diskriminierung unter einem System formaler Freiheit. Notwendig wird die belehene Dozentin der Philosophie diesen historischen Hintergrund im Prozeß selbst zur Sprache bringen, so daß sich der „freiheitliche“ und „demokratische“ Kapitalismus vor der Weltöffentlichkeit auf die Anklagebank versetzt sieht.

Zu Recht ist eine jüngere Geschichtsschreibung und das moderne politische Denken auf der Linken mißtrauisch geworden gegen eine Personalisierung von Politik und Geschichte. „Große Männer“ machen nicht Geschichte im ursprünglichen Sinne dieses Zitats. Aber an

bedeutenden Persönlichkeiten als Verkörperung gesellschaftlicher Tendenzen, Strukturen oder Kräfte lassen sich sehr wohl Einsichten in die gesellschaftliche Organisation gewinnen, weil die Konflikte, die sich an ihnen und durch sie entzünden, neue Perspektiven für einen breiteren Kreis auf tun. So auch im Fall Angela Davis. Ausgehend von ihrer Persönlichkeit, genügt schon die simple Frage: Wie kommt es zum Prozeß „U.S. vs. Angela Davis“?, um die ganze Problematik anhand der hier repräsentierten Gruppe der Afro-Amerikaner aufzurollen und auch für den Außenstehenden durch- und einsichtig zu machen.

Vordergründig geht es nur um die angebliche oder wirkliche, direkte oder indirekte Beteiligung von Angela Davis an einem Befreiungsversuch von afro-amerikanischen Gefangenen aus einem kalifornischen Gerichtssaal, wobei u. a. der beteiligte Richter erschossen wurde. Scheinbar geht es um einen Kriminalfall, der höchstens dadurch eine politische Dimension erhält, daß Angela Davis Mitglied der amerikanischen KP ist. In Wirklichkeit steht hinter der Prozeßmaterie die gesamte Problematik der Afro-Amerikaner in den USA und damit der USA selbst. Denn der Ausbruchversuch mit tödlichem Ausgang erklärt sich aus den haarsträubenden Bedingungen in amerikanischen Gefängnissen, wo Afro-Amerikaner wegen des rassistischen Charakters der USA überproportional stark als Insassen vertreten sind und mit ausgesuchter Brutalität behandelt werden. Hinter amerikanischen Gefängnismauern erkennen Afro-Amerikaner besonders schnell und intensiv den wahren Charakter amerikanischer Freiheit und Demokratie. Spätestens seit dem Abflauen der „Heißen Sommer“, deren letzter gleichsam offizieller Ausbruch Ostern 1968 zu konstatieren ist, sind die amerikanischen Gefängnisse zum Schlachtfeld auf engstem Raum in dem vorläufig noch durch rassistische Parolen verhüllten Klassenkampf geworden, zugleich zum wirksamsten Politisierungs-Labor für Afro-Amerikaner. Ein literarisches Zeugnis für die politisierende Wirkung amerikanischer Gefängnisse liegt in Eldridge Cleavers Buch „Soul on Ice“ vor; der Ausbruch in Attica im Herbst 1971 enthüllte handgreiflich die wahre Realität. Der Angela-Davis-Prozeß reizt zur Suche nach den tieferen historischen Ursachen:

In den „Heißen Sommern“ scheiterte die traditionelle Bürgerrechtsbewegung bürgerlichen und integrationistischen Charakters, wie sie sich mit der Gründung der NAACP 1910 formell etabliert hatte. Die Bürgerrechtsbewegung wollte für die Afro-Amerikaner die Freiheit und Gleichberechtigung im Rahmen der größten, reichsten und stolzesten Demokratie der Welt friedlich erkämpfen, die ihnen die USA seit der formalen Aufhebung der Sklaverei am Ende des ersten amerikanischen Bürgerkriegs 1865 vorenthalten hatte. Der amerikanische Bürgerkrieg entstand u. a. aus der Bewegung zur Abschaffung der Sklaverei, deren weiße und afro-amerikanische Vorläufer im gleichen Jahr und am gleichen Ort auftraten, wo sich die USA ihre freiheitliche und demokratische Verfassung gaben, ohne jedoch die Sklaverei generell aufzuheben — 1787 in Philadelphia.

Führend bei den weißen Abolitionisten Philadelphias waren die Quäker, die, obwohl teilweise selbst Sklavenhalter, als erste einen kollektiven Protest gegen die Sklaverei erhoben, ehemalige Baptisten aus Krefeld, die in Germantown bei Philadelphia 1688 den ersten schriftlichen Protest gegen die Sklaverei formulierten, im gleichen Jahr, als die „Glorious Revolution“ die letzten Fesseln für die seit der Englischen Revolution entstehende bürgerlich-kapitalistische Wirtschaftsordnung in England sprengte. Die „Glorious Revolution“ steht in enger Verbindung zur Englischen Revolution von 1641, dem Jahr, als das Grundgesetz der jungen Kolonie Massachusetts, „Body of Liberties“, den freien Bürgern des traditionell puritanischen, später liberalen Massachusetts die Freiheit verbriefte, sich Sklaven zu halten.

Es lohnt sich, den historischen Längsschnitt zur Gegenwart detaillierter auszuführen, denn die historischen Voraussetzungen des Angela-Davis-Prozesses, die Rückschlüsse auf den Charakter der amerikanischen Demokratie erlauben, stellen ein gewichtiges Stück Weltgeschichte dar.

Die Weißen wie die Afro-Amerikaner kamen nach Amerika im Zuge eines säkularen Vorganges — Entstehen und Ausbreitung des Kapitalismus. Seit dem späten Mittelalter waren für das oberitalienische Handelskapital, das aus dem Fernhandel mit dem Orient entstanden war, zwei große Ziele vordringlich: direkter Zugang nach Indien und dem übrigen Asien, um die hohen Zwischenzölle der Türken zu umgehen und somit den lukrativen Zwischenhandel mit den Luxusgütern aus dem Orient selbst in die Hand zu bekommen; direkter Zugang zu den Quellen des westafrikanischen Golds, um den ständig expandierenden Orienthandel zu finanzieren, und den Zwischenhandel der Berber und Araber des Sudan, der Sahara und des Maghreb ebenfalls in die Hand zu bekommen. Beide ökonomische Interessen konvergierten in der Suche nach dem Seeweg nach Indien, zunächst entlang der afrikanischen Küste, anschließend über den Atlantik, was bekanntlich zur Entdeckung Amerikas, vornehmlich durch Italiener im Dienst der iberischen Monarchien, führte — u. a. Columbus und Amerigo Vespuccio. Zwei neue ökonomische Vorgänge — das Einströmen des Silbers aus den spanischen Kolonien Zentral- und Südamerikas und das Entstehen der Plantagenwirtschaft zunächst auf den Westindischen Inseln — verlagerten das Zentrum ökonomischer Aktivitäten vom Mittelmeerrand an die Küstenländer um den Atlantik. Da das hispano-amerikanische Silber über die Börse Antwerpen in den spanischen Niederlanden nach England abfloß, sammelte sich dort nunmehr das neue Kapital an, was u. a. zu einem kräftigen Preisanstieg führte und als eine elementare Voraussetzung der Englischen Revolution des 17. Jahrhunderts gelten kann<sup>1</sup>.

1 Allgemein zur Einführung vgl. Lawrence Stone: *Social Change and Revolution in England, 1540—1640*. London 1965; ders.: *The Crisis of the Aristocracy 1558—1641*. Oxford 1965, vor allem S. 188; Christopher Hill: *The Century of Revolution 1603—1714*. London 1961, 7. Aufl. 1967.

Die Wegbereiter der Englischen Revolution im Innern waren zugleich auch die konsequentesten Befürworter einer Expansion Englands nach außen, gegen das spanisch-portugiesische Weltreich, und im Gefolge der Niederlande, die nach Gewinnung der Unabhängigkeit Ende des 16. Jahrhunderts dem geschlagenen Spanien in Übersee nachsetzten. England bemächtigte sich seit dem frühen 17. Jahrhundert einer Reihe kleiner Westindischer Inseln und einiger Abschnitte der Küste Nordamerikas, finanziert mit Kapital, das englische Siedlergesellschaften aufbrachten. Der entstehende englische Kapitalismus bildete einen Ableger in Amerika heraus, der sich nach 1½ Jahrhunderten politisch, nach weiteren knapp 1½ Jahrhunderten auch ökonomisch unabhängig vom Mutterland England machte.

Die Afro-Amerikaner kamen im Prozeß europäischer Expansion in Übersee seit dem späten 15. Jahrhundert nach Amerika, weil die kolonisierenden Europäer von vornherein als die neue Herrschicht nicht gewillt waren, die schwere körperliche Arbeit zur Erschließung und Ausbeutung der Reichtümer selbst zu leisten. Dafür wurden Zwangsarbeiter rekrutiert, erst die einheimischen Indios, und als diese aus verschiedenen Gründen „versagten“, begann die Einfuhr von Sklaven aus Afrika, vor allem aus Westafrika. So trat im frühen 16. Jahrhundert das Prinzip der Sklaverei wieder in die Geschichte ein, nachdem es seit der spätrömischen Zeit nur noch eine marginale Rolle in orientalischen Ländern gespielt hatte.

Die Wiedereinführung der Sklaverei blieb politisch fast unproblematisch, solange sie sich auf feudal-monarchisch strukturierte Kolonien Spaniens und Portugals beschränkte. Sie warf aber unlösbare moralische und politische Probleme auf, sobald sich das Prinzip der Sklaverei auf eine Gesellschaft ausbreitete, die mit dem Pathos von Freiheit, Demokratie und Gleichheit antrat. Genau das geschah Anfang des 17. Jahrhunderts in den zunächst überwiegend puritanischen Kolonien Englands auf den Westindischen Inseln und am Oststrand des nördlichen Kontinents. 1619 kaufte die ein Jahrzehnt zuvor gegründete Puritansiedlung Jamestown in Virginia die ersten 20 afrikanischen Sklaven von einem niederländischen Kaperschiff auf, das sie vermutlich einem portugiesischen Sklavenhändlerschiff abgenommen hatte. So kamen die ersten Afro-Amerikaner in die heutigen USA über die Kette von Sklavenhandel, Seeräuberei und Kolonisten. Die ersten afrikanischen Sklaven wurden zwar, weil es im englischen Common Law den Status des Sklaven nicht gab, zunächst nach einer Zeitspanne gebundener Arbeit als „indentured labour“, meist sieben Jahre nach dem Vorbild des Alten Testaments, wieder freigelassen. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entwickelte sich die Sklaverei zunächst als Wohnheitsrecht. Sie war seit dem Ende des 17. Jahrhunderts legalisiert und kodifiziert.

Tocqueville, von dem die früheste und lange Zeit brillianteste Analyse der „Demokratie in Amerika“ stammt, hat in einem bis vor kurzem weithin ignorierten Kapitel über die Stellung der drei Rassen in den USA schon 1835 die Sklaverei das Übel der USA genannt. Zugleich skizzierte und prognostizierte er den Prozeß, der aus

unscheinbaren Anfängen über die Jahrhunderte hinweg wie ein Krebsgeschwür die Struktur der USA zerfrißt:

„Das gefährlichste aller Übel, das die Zukunft der Vereinigten Staaten bedroht, kommt von der Anwesenheit der Schwarzen in ihrem Gebiet. Forscht man nach der Ursache der jetzigen Schwierigkeiten und der zukünftigen Gefahren der Union, so stößt man, von welchem Punkt man auch ausgehe, fast immer auf diese Grundtatsache. (...) Das Christentum hatte die Sklaverei aufgehoben: die Christen des 16. Jahrhunderts haben sie wieder eingeführt; sie ließen sie allerdings in ihrer gesellschaftlichen Ordnung nur als Ausnahme zu, und sie waren bestrebt, sie nur auf eine einzige menschliche Rasse zu beschränken. Sie haben damit der Menschheit eine weniger breite, aber unvergleichlich schwerer zu heilende Wunde geschlagen<sup>2</sup>.“ Und am Ende des bemerkenswerten Kapitels schreibt Tocqueville: „Vom Augenblick an, da die Europäer ihre Sklaven einer anderen Menschenrasse entnahmen, die viele unter ihnen für geringwertiger hielten als die anderen Menschenrassen und die alle den Gedanken verabscheuten, sich ihr jemals anzugleichen, haben sie eine Fortdauer der Sklaverei für alle Zeiten vorausgesetzt, denn zwischen der äußersten Ungleichheit, die die Sklaverei erzeugt, und der völligen Gleichheit, die naturgemäß die Unabhängigkeit zwischen den Menschen begründet, gibt es keinen dauernden Zwischenzustand. Die Europäer haben diese Wahrheit unklar empfunden, ohne sie sich einzugestehen. Immer wenn es sich um die Neger handelte, sah man sie bald ihrem Vorteil, bald ihrem Mitleid gehorchen. Gegenüber dem Schwarzen haben sie erst alle Menschenrechte verletzt, und daraufhin haben sie ihn den Wert und die Unverletzlichkeit dieser Rechte gelehrt. Sie öffneten den Sklaven ihre Reihen, und als diese einzutreten suchten, jagten sie sie schmachvoll davon. Derweil sie die Sklaverei wollten, ließen sie sich wider Willen oder wider ihr Wissen zur Freiheit hinreißen, ohne den Mut zu finden, entweder völlig ungerecht oder ganz gerecht zu sein.“

Was im Süden der Union vor sich geht, scheint mir die abscheulichste und zugleich natürlichste Folge der Sklaverei zu sein. Sehe ich angesichts einer Menschheit, die schreit und sich vergeblich unter ihren Gesetzen windet, die Ordnung der Natur umgestoßen, dann empfinde ich, ehrlich gesagt, keine Empörung, um die Menschen unserer Tage, die Urheber dieser Schmach, zu brandmarken; aber allen meinen Haß sammle ich gegen jene, die die Sklaverei nach mehr als tausend Jahren der Gleichheit aufs neue in diese Welt eingeführt haben<sup>3</sup>.“

Thomas Jefferson, selbst ein Sklavenbesitzer aus Virginia, wußte, wovon er sprach, wenn er 1782 in seinen berühmten „Notes on the State of Virginia“ im Zusammenhang mit der Sklaverei einen Satz schrieb, der heute noch an Aktualität gewonnen hat: „Ich zittere um

2 Alexis de Tocqueville: Das Zeitalter der Revolution, herausgegeben und eingeleitet von Imanuel Geiss unter Mitwirkung von Manfred Asendorf, München 1972, S. 51.

3 Ebenda, S. 72 f.

mein Land bei dem Gedanken, daß Gott gerecht ist, daß seine Gerechtigkeit nicht für immer schläft; daß . . . eine Umwälzung (‚revolution‘) des Glücksrades, ein völliger Wechsel in der Situation im Bereich des Möglichen liegt.“

Damit haben Jefferson und Tocqueville bereits das Dilemma der USA umrissen: Sie sind gegründet auf dem doppelten Boden der Freiheit, Gleichheit und Demokratie für die Weißen, der Unfreiheit, Ungleichheit und Unterdrückung für die Afro-Amerikaner, als Sklaverei oder formale Gleichberechtigung bei tatsächlicher Diskriminierung<sup>4</sup>. Als die USA in der Weltpolitik noch eine marginale Rolle spielten, waren die Diskrepanzen in ihrer Struktur nur für den Schärferblickenden sichtbar — für Einheimische (Jefferson) wie für Außenstehende (Tocqueville). Je mehr die USA ihre Weltmachtposition erweiterten, also spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg und dem Kalten Krieg, desto stärker trat der Widerspruch zwischen Anspruch und Realität auf, um so größere Spannungen entstanden in den USA selbst. Als die USA mit dem Vietnamkrieg ihre Position auszubauen versuchten, projizierte sich die innere Problematik der USA auf Weltmaßstab, so daß die gesamte übrige Welt den unheilbaren Konstruktionsfehler sah, eben weil sich der doppelte Boden der USA im Scheitern der USA vermutlich endgültig und irreparabel als nicht tragfähig erwies.

Es gilt heute, die Schlüsselbegriffe bürgerlich-kapitalistischer Ideologie im Licht der amerikanischen Geschichte und anhand der Afro-Amerikaner kritisch zu beleuchten: Freiheit, Gleichheit, Demokratie.

Ausgangspunkt und zugleich Konkretisierung kann die Frage nach dem Gehalt des berühmtesten Satzes in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 sein, verfaßt vom gleichen Thomas Jefferson, der als liberaler Sklavenhalter ein schlechtes Gewissen wegen der Sklaverei hatte: „All men are equal“, alle Menschen sind gleich. Die Aussage erscheint einfach, wenn man jedes Wort buchstäblich nimmt. Der tatsächliche Aussagewert hängt jedoch von der Definition von „alle“ und „Mensch“ ab. Sind mit „alle“ wirklich alle gemeint? Und ist wirklich „Mensch“ gleich „Mensch“? Es ist ein in der Geschichte häufig zu beobachtender sozialer Mechanismus, daß die Interessen einer bestimmten Gruppe unter dem Mantel des Allgemeininteresses daherkommen. Auch wenn sie im Namen der Gesamtheit spricht, meint sie in Wirklichkeit nur die je eigene oder ihr gleichgestellte Gruppe. So plädierten in der Englischen Revolution die für heutige Begriffe radikaldemokratischen Levellers zwar für ein allgemeines gleiches Wahlrecht, wofür sie in blutigen Konflikt mit Cromwell gerieten. Die neuere Forschung hat jedoch herausgefunden, daß die Leveller in Wirklichkeit gar nicht daran dachten, allen erwachsenen Engländern das Wahlrecht zu geben. Sie nahmen zwei Gruppen aus — „beggars and servants“<sup>5</sup>.

4 Vgl. K. Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Berlin 1953, S. 151 ff.

5 Wörtlich übersetzt „Bettler und Diener“, im heutigen Sprachgebrauch und in unserer gesellschaftlichen Realität tatsächlich nur quantitativ wie



Ähnlich waren mit „allen“ in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung nur alle „Menschen“ gemeint, die selbst frei waren. Die Negersklaven hatten nicht den Status als Menschen, sondern galten als Produktionsmittel wie Hacke und Spaten. Der Mechanismus war einfach: Sah man sie nicht als Menschen an, so konnte man ihnen gegenüber auch keine Menschenrechte oder Menschenwürde verletzen. Da sich bis zum späten 18. Jahrhundert in den USA die Gleichung durchgesetzt hatte: Neger = Sklave waren faktisch alle Afro-Amerikaner, ob Sklave oder formal Freie, von den Freiheiten und Verheißungen der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung ausgeschlossen.

Der Charakter der Freiheit erschließt sich ohnehin am besten, wenn man stets fragt: Freiheit für wen, Freiheit wozu? Da es keine abstrakte Freiheit gibt, wird die klassenmäßige Bindung und Einschränkung der Freiheit für den jeweiligen gesellschaftlichen Kontext sichtbar: Angewandt auf die USA und ihr Verhältnis zu den Afro-Amerikanern, wird deutlich, daß Freiheit nur für die herrschende Klasse der kapitalbesitzenden Weißen galt (und gilt).

Die Freiheit der von englischem Kapital finanzierten frommen Puritaner von Jamestown im Jahr 1619 bestand darin, sich für die schwere körperliche Arbeit afrikanische Sklaven als billige Arbeitskräfte zu kaufen. Das Grundgesetz des später traditionell liberalen Massachussetts, „Body of Liberties“, gab 1641 den freien Bürgern die Freiheit, sich Gefangene aus „gerechten Kriegen“ (also Indianer) oder „Fremde“, die sich von sich aus in ihre Hände gaben, „oder die uns verkauft werden“, als Sklaven zu halten. Als sich das englische Bürgertum 1679 mit der Habeas Corpus-Akte ein wesentliches Stück moderner Rechtsstaatlichkeit von der Krone erkämpfte, war die Sklaverei jenseits des Atlantiks in den englischen Kolonien bereits legalisiert. Im Jahr der „Glorious Revolution“ 1688 faßten die englischen Sklavenbesitzer auf Barbados ihre bisher wildgewachsenen Rechte und Freiheiten gegenüber den Sklaven im ersten Slave Code zusammen, der nach Übernahme durch South Carolina 1712 zum Modell für die Sklavengesetzgebung der übrigen Kolonien wurde<sup>6</sup>.

Nach der Glorious Revolution setzte in England eine machtvolle Agitation gegen das Monopol der bisherigen Charter-Gesellschaften

politisch unerhebliche Randgruppen. Im England des 17. Jahrhunderts waren „beggars“ jedoch alle Empfänger von Wohlfahrtsunterstützung — ca. 25—30 % der Bevölkerung, je nach Konjunkturlage; „servants“ waren alle Lohnabhängigen, also nach modernen Begriffen Arbeiter aller Art, Angestellte usw. Das „allgemeine“ Wahlrecht, wie die Levellers es wollten, wäre nur auf eine Verdoppelung der Wahlberechtigten hinausgelaufen, und die besitzenden Schichten wären nach wie vor unter sich geblieben; vgl. H. N. Brailsford: *The Levellers and the English Revolution*. London 1961; ferner C. Hill: *Century of Revolution*, S. 131.

6 Als erster Überblick über die Geschichte der Afro-Amerikaner in deutscher Sprache bisher Imanuel Geiss: *Die Afro-Amerikaner*. Frankfurt 1969, mit einem Überblick über die Literatur bis 1966; ferner ders.: *Panafrikanismus. Zur Geschichte der Dekolonisation*. Frankfurt 1968, vor allem S. 32—34.

am Überseehandel ein, der überwiegend direkt oder indirekt mit dem transatlantischen Sklavenhandel und der Sklaverei in der Neuen Welt zusammenhing. Es kam die Forderung nach Freihandel auf — seitdem Heiligtum des Liberalismus und des Kapitalismus. 1698 erreichte die Freihandel-Lobby im Parlament von Westminster tatsächlich durch Gesetz die Aufhebung der quasi-staatlichen Monopole<sup>7</sup>.

Das Prinzip des Freihandels war in die Welt eingetreten. Da sein Substrat in der Hauptsache Sklaven oder Produkte aus den auf Sklavenarbeit beruhenden tropischen Kolonien Westindiens war (von daher kamen die teilweise noch heute so bezeichneten „Kolonialwaren“ wie Zucker, Kakao, Kaffee, Reis, Tabak), läßt sich die Spannung zwischen Freiheit und Sklaverei im Kapitalismus aus der Geburt des Freihandels (mit Sklaven) gut ablesen: Ab 1700 steigt die Zahl der importierten Sklaven in den englischen Kolonien Nordamerikas steil an. Die großen Hafenstädte Englands — London, Liverpool, Bristol — lebten im 18. Jahrhundert überwiegend vom berühmten Dreieckshandel Westafrika — Westindische Inseln (Amerika) — England, ähnlich wie Bordeaux und Nantes von der französischen Version des Dreieckshandels.

In Nordamerika beteiligten sich die großen Kaufleute von New York, Providence (Rhode Island) und Boston, z. B. Peter Stuyvesant und die Astors, im 18. Jahrhundert auf ihre Weise an diesem Dreieckshandel. Von den bedeutenden Familien des Ostens, die ihr Vermögen direkt oder indirekt aus dem Sklavenhandel und der Sklaverei der Neuen Welt gewannen<sup>8</sup>, sind in Boston noch heute zwei wohlbekannt — die Cabot und die Lodge. Sie galten als so vornehm, daß sie zuletzt nur noch mit Gott verkehrten, wie es in Boston spöttisch hieß, bis sie sich schließlich ehelich miteinander verbanden. Bekanntester Nachfahre dieser Familien ist heute Cabot Lodge, erfolgloser Präsidentschaftskandidat der Republikaner und ehemaliger Botschafter der USA in Bonn und Saigon.

Die Profite aus dem Sklavenhandel und der Sklaven-Plantagenwirtschaft der Neuen Welt ließen, vor allem in England, enorme Reichtümer zusammenfließen, die rührige und unternehmende Besitzer als Kapitalien in den etwa ab 1760 entstehenden modernen

7 David B. Davis: *The Problem of Slavery in Western Culture*. Ithaca, N.Y. 1966, S. 134. Es kam in England sogar zu einer Art „Volkskapitalismus“ im Sklavenhandel, da sich zahlreiche, manchmal Hunderte kleine Geldbesitzer zusammenschlossen, um auf Aktienbasis ein Schiff auszurüsten, das die Aktionäre am prosperierenden Sklavenhandel und am Handel zwischen Westindien und England beteiligen sollte.

8 So gesehen, gewinnt auch ein weiterer Schlüsselbegriff aus der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung eine zynische Dimension — „pursuit of happiness“. Das damals proklamierte Recht auf „Streben nach Glück“ bedeutet in der Sprache des 18. Jahrhunderts das Recht auf Streben nach materiellem Reichtum und Wohlstand — immer nur für die Angehörigen der herrschenden Klassen, denn sie machten ja ihr „Glück“ u. a. durch das Unglück ihrer schwarzen Sklaven.

Industrien anlegten. Das, was Marx als die sog. „ursprüngliche Akkumulation“ beschrieb, hat die jüngere Wirtschaftsgeschichte inzwischen bestätigt: Die moderne Industrialisierung in der Form des Kapitalismus wurde wesentlich mit den riesigen Profiten Westeuropas, vor allem Englands, aus dem Sklavenhandel und der Sklaverei finanziert<sup>9</sup>. Der Aufstieg Europas und Nordamerikas zu Reichtum, Macht und Herrschaft auf der Grundlage der Industrialisierung vollzog sich u. a. buchstäblich auf dem Rücken der Sklaven in der Neuen Welt, zunächst in Westindien, seit dem späten 18. Jahrhundert vor allem in den USA.

Mit der Verfassung von 1787 sanktionierten die Amerikaner ihren doppelten Boden von Freiheit und Sklaverei gleichsam konstitutionell. Allerdings, wie im „Body of Liberties“ von 1641, kam das Wort „Sklave“ oder „Sklaverei“ selbst nicht vor. Die Amerikaner übten sich schon früh in der hohen Kunst des semantischen Selbstbetrugs, um unangenehme Wörter nicht hören zu müssen. Die Sklaven tauchen in der Verfassung von 1787 nur als „other persons“ auf und nur in der außerhalb Amerikas zu Unrecht so gut wie unbekanntem  $\frac{3}{5}$ -Klausel. An dieser Klausel läßt sich die unaufhebbare Spannung zwischen Freiheit und Unfreiheit, Demokratie und Sklaverei in unachahmlicher Deutlichkeit illustrieren: Bei den Beratungen um die Verfassung kamen natürlich zwei zentrale Punkte zur Sprache — wie die Finanzen für den Staat aufzubringen seien und wer über sie verfügen könne, also die Frage nach den Steuern und nach der Zusammensetzung der politischen Körperschaften, die sie ausgeben würden. Für das Aufbringen der Steuern wie für die politische Repräsentation im Parlament gingen die amerikanischen Verfassungsväter zunächst vom Prinzip der Köpfe und der Gleichheit aus. Nun erhob sich sofort die Frage: Wer ist ein zu besteuender und ein politisch repräsentierter Mensch? Bei der Besteuerung verlangten die Vertreter des sklavenhaltenden Südens, daß nur die Köpfe der freien Weißen zu zählen seien. Denn der Süden hätte unter Einbeziehung der Afro-Amerikaner ein beträchtliches Steueraufkommen leisten müssen. Bei der politischen Repräsentation dagegen erinnerten die Vertreter des Südens an ihre schwarzen „Brüder“, die doch politisch auch im Parlament vertreten sein müßten (wobei die Repräsentation nur durch Weiße stillschweigend vorausgesetzt war). Daraufhin protestierten die Vertreter des Nordens, weil sie sowohl bei den Steuern die größere Last tragen als auch zusätzlich noch bei der politischen Repräsentation schlecht wegkommen sollten. Aus diesen Verhandlungen ergab sich ein denkwürdiger und folgenschwerer Kompromiß, eben die  $\frac{3}{5}$ -Klausel: Die Afro-Amerikaner wurden als  $\frac{3}{5}$ -Menschen in die Rechnung eingesetzt, dergestalt, daß für die

<sup>9</sup> Z. B. Eric Williams: *Capitalism and Slavery*. Chapel Hill 1944, London 1964; Ernest Mandel: *Marxistische Wirtschaftstheorie*. Frankfurt 1968, 2. Aufl. 1971, S. 113—115. Vgl. auch D. B. Davis: *Problem of Slavery*, das Kapitel „Changing Views on the Value and Dangers of American Slavery“, das für Amerika zusätzliche Information enthält.

Bemessung der Besteuerung wie der politischen Repräsentation der Kopfzahl der freien Weißen  $\frac{3}{5}$  der in einem Staat vorhandenen Afro-Amerikaner („other persons“) zugeschlagen wurde<sup>10</sup>. Die Konsequenzen der  $\frac{3}{5}$ -Klausel waren beträchtlich. Der Süden erhielt verfassungsmäßig verankert ein permanentes Übergewicht im Repräsentantenhaus, im politischen Leben und in der Armee: Bis zum (ersten) amerikanischen Bürgerkrieg kamen die meisten amerikanischen Präsidenten, Außenminister, Obersten Richter, Offiziere der Armee usw. aus dem sklavenhaltenden Süden; viele waren selbst Sklavenhalter, wie George Washington, Jefferson, Madison.

1787 traf die Verfassungsgebende Versammlung in Philadelphia eine weitere Entscheidung, die den inneren Konflikt in der Verfassung der USA manifest werden ließ: Die Bundesverfassung schwieg sich über die Frage der Sklaverei aus und überließ den einzelnen Bundesstaaten die Entscheidung über das Prinzip ihrer inneren Ordnung, also die Sklaverei beizubehalten bzw. einzuführen oder sie abzuschaffen. Das sog. „States right“, die innere Autonomie der Bundesstaaten, rührt in Wirklichkeit aus der Sklaverei her und hat folglich nur scheinbar etwas mit Demokratie zu tun. Die extremsten Südstaaten, Georgia und South Carolina, hatten nämlich mit der sofortigen Sezession gedroht, sollte die Verfassung die Abschaffung der Sklaverei verfügen. Als sie glaubten, Abraham Lincoln beabsichtige nach seiner Wahl zum Präsidenten, die Sklaverei anzutasten, machten sie 1861 ihre Drohung wahr.

Die Amerikaner schufen sich auf dem Territorium von zwei sklavenhaltenden Staaten — Virginia und Maryland — ihre neue Bundeshauptstadt, Washington D. C., so daß auch hier die Sklavengesetze galten. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts avancierte Washington D. C. sogar zum zweitwichtigsten Sklavenmarkt der USA nach New Orleans. Die Sklavenkarawanen zogen am Fuß des Kapitols vorbei, bis 1839 ein sensibler Amerikaner auf die Idee kam, daß Sklaven in Ketten und unter dem Sklavenjoch schlecht im Lande von Freiheit und Demokratie am Sitz der politischen Macht vorbeigetrieben werden dürften. Seitdem machten die Sklavenkarawanen einen großen Bogen ums Capitol. Erst 1850 wurde der Sklavenmarkt in der amerikanischen Bundeshauptstadt aufgehoben, erst 1862 die Sklaverei. Bei einer solchen Tradition versteht sich auch, warum Washington D. C., die Hauptstadt der westlichen freien Welt, seit 90 Jahren keine Kommunalfreiheit hat: Nach dem Scheitern der Reconstruction-Periode, die den Versuch darstellte, nach der Aufhebung der Sklaverei 1865—1877 den Süden zu demokratisieren, wurde Washington die kommunale Selbstverwaltung entzogen. Das geschah angeblich wegen Unfähigkeit und Korruption seiner Bewohner, in Wirklichkeit, weil dort inzwischen eine beträchtliche Min-

10 Vgl. hierzu neuerdings Donald L. Robinson: *Slavery in the Structure of American Politics 1765—1820*. New York 1971, das Kapitel „Slavery and the Constitutional Revolution: The Debate over Representation“, S. 168—206.

derheit von Afro-Amerikanern wohnte. Die oberste Verwaltung wurde einem Senatsausschuß unterstellt, der überwiegend aus südstaatlichen Senatoren besteht. Zu Beginn der 1960er Jahre galt daher Washington D. C. als „eine der am stärksten segregierten Städte“ der USA, wo die ersten afrikanischen Botschafter prompt in Hotels und Restaurants diskriminiert wurden<sup>11</sup>. Erst Präsident Kennedy setzte aus weltpolitischen Gründen einige Reformen durch, u. a. Aufhebung der Segregation in Hotels, Gaststätten und im Transportwesen. Inzwischen stellen die Afro-Amerikaner aber längst über  $\frac{2}{3}$  der Bevölkerung in Washington D. C. Das ist Grund genug, der Stadt auch jetzt noch die kommunale Selbstverwaltung vorzuenthalten. Selbst auf dem Höhepunkt der Bürgerrechts-Euphorie im Frühjahr 1965 unter Präsident Johnson, verfiel ein Antrag, den Senatsausschuß für Washington aufzuheben und der Hauptstadt der USA die Kommunalfreiheit zurückzugeben, eisiger Ablehnung im Kongreß. Johnson konnte sich nur zu einem Kompromiß durchringen: er bestellte gleichsam als Ersatz für einen gewählten Oberbürgermeister einen Afro-Amerikaner als kommissarischen Leiter der Stadtverwaltung, sinnigerweise namens Washington, was die Möglichkeit offenläßt, daß er ein Nachfahre von Sklaven aus dem Besitz der Washingtons ist.

Die Nordstaaten hatten sich 1787 den diversen Kompromissen um die Sklaverei gefügt, weil sie angenommen hatten, daß im Zuge der Aufklärung die Sklaverei von selbst absterben werde. Aber vier Jahre nach Beginn der Französischen Revolution, zwei Jahre nach Beginn des Aufstands in Haiti, setzten die sklavenhaltenden Kräfte das erste „Fugitive Slave Act“ von 1793 durch, ein Gesetz, das es den freien Bürgern der USA zur Pflicht machte, flüchtige Sklaven wieder einzufangen und dem „rechtmäßigen“ Besitzer auszuliefern. Im gleichen Jahr brachte die Erfindung der Baumwollentkernungsmaschine (cotton gin) den entscheidenden Umschwung zur ökonomischen Verfestigung und Expansion des Sklavensystems in den USA: Der Anbau von Baumwolle auf der Basis von Sklavenarbeit wurde nun so lukrativ, daß die Baumwolle die älteren Produkte (Tabak, Zucker) in den Hintergrund drängte: „King Cotton“ regierte von nun an über ein halbes Jahrhundert absolut in der nordamerikanischen Republik.

Es ließe sich eine ganze Rechtsgeschichte der USA nur unter dem Gesichtspunkt schreiben, wie zur Aufrechterhaltung der Ausbeutung, Ungleichheit und Unfreiheit der Afro-Amerikaner im Laufe der Jahrhunderte auf amerikanischem Boden von der herrschenden Klasse Gesetze gemacht, abgeschafft, geändert, vollstreckt oder umgangen und gebrochen wurden: Je nachdem, wie es gerade das langfristige Gesamtinteresse der herrschenden Klasse oder das kurzfristige Partikularinteresse der einen oder anderen Gruppe verlangte. Ein geradezu klassisches Beispiel ist das Verbot der Einfuhr

11 Hierzu Constance M. Green: *The Secret City. A History of Race Relations in the Nation's Capital*. Princeton 1967.

von Sklaven, das 1808 als einer der Kompromisse von 1787 zwischen dem Norden und Süden über der Sklaverei formal in Kraft trat. Es wurde jedoch mit Wissen der überwiegend südstaatlich, d. h. sklavenhaltend dominierten Regierung und Verwaltung ernsthaft nie exekutiert, so daß ab 1808 die Einfuhr von Sklaven hinter einem dünnen Schleier des formalen Verbots einen weiteren Aufschwung nahm, parallel zum Aufschwung des Anbaus von Baumwolle<sup>12</sup>.

Da der Anbau von Baumwolle als Raubbau erfolgte und den Boden rasch erschöpfte, kam im Süden ein zusätzliches Element der Dynamik und Expansion in die amerikanische Gesellschaft: Die territoriale Ausdehnung der USA erfolgte ungefähr ab 1800 wesentlich unter dem Impuls des Südens. Der innere Kontinental-Imperialismus, ideologisch verbrämt von der Parole des „Manifest Destiny“, daß die Vorsehung den USA die weiten Räume Nordamerikas zwischen Atlantik und Pazifik zur Ausfüllung zugewiesen habe, entfaltete sich u. a. im Interesse der großen Baumwollproduzenten, die immer mehr Land verlangten: Louisiana, Texas, Neu-Mexico usw. Als der Kontinent von amerikanischer Macht ausgefüllt war, richtete sich der begehrlche Blick ab 1850, als die sklavenhaltenden Interessen das zweite Fugitive Slave Act durchdrückten, auch auf Kuba und den Karibischen Raum. Hier kündigte sich bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts der spätere transozeanische Imperialismus der USA an, der offen erst mit dem spanisch-amerikanischen Krieg von 1898 durchbrach.

Die Baumwollproduzenten nahmen in ihrem Zug nach Westen natürlich auch die Sklaven als ihr wertvollstes Produktionsmittel mit. So verbreitete sich die Sklaverei, zusammen mit dem Anbau von Baumwolle, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unaufhaltsam. Jetzt erst wurde die Sklaverei zu dem massiven ökonomischen Interesse, das sich gegen jede Reform oder Abschaffung der Sklaverei sperrte. Das Sklavensystem verhärtete und perfektionierte sich durch eine Fülle von Gesetzen. Verboten wurde u. a. für Sklaven und ihre Kinder, Lesen und Schreiben zu lernen, weil Bildung eine emanzipatorische Wirkung haben kann. Jetzt erst wandelte sich der Süden endgültig in ein riesiges, scharf bewachtes Konzentrationslager für die Afro-Amerikaner, das auf den Plantagen, den kleineren lokalen Konzentrationslagern, durch Truppen, Polizei, Milizen und bewaffneten Hilfspolizisten ständig kontrolliert wurde. Die Aufrechterhaltung der Sklaverei durch institutionalisierten Zwang und Terror bewirkte die permanente Militarisierung und Brutalisierung des Südens, Züge, die sich noch heute besonders in den Südstaaten konstatieren lassen<sup>13</sup>. Der gesamte Überwachungs- und Justizapparat wurde

12 W. E. B. Du Bois: *The Suppression of the American Slave Trade to the United States America, 1638—1870*. Cambridge, Mass. 1896, 3. Aufl. New York 1954; neuerdings auch Warren S. Howard: *American Slavers and the Federal Law 1837—1862*. Berkeley and Los Angeles 1963.

13 John H. Franklin: *The Militant South, 1800—1861*, Cambridge, Mass. 1956, eine der zentralen Arbeiten zum Verständnis der USA, vor allem des Südens.

zu einem Instrument für die permanente Ausbeutung und Repression der Afro-Amerikaner im Dienst der Baumwollinteressen, die ihrerseits vielfältig mit Handels- und Industrieinteressen in den Nordstaaten und in England verbunden waren.

Die Kluft zwischen Anspruch der Freiheit und Realität der Sklaverei läßt sich auch gut in der ideologischen Sphäre zeigen: Hatten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts selbst die meisten Sklavenhalter ein relativ schlechtes Gewissen, weil die Sklaverei als notwendiges, wenn auch lukratives Übel galt, so änderte sich die Situation mit der Expansion der Baumwollproduktion. Im Süden schwanden alle moralischen Bedenken, und gegen die wachsende Kritik aus dem Norden an der Sklaverei zimmerten die Intellektuellen des Südens ein System zur ideologischen Rechtfertigung der Sklaverei zurecht. Unter Verwertung älterer Ideen, die schon im späten 18. Jahrhundert auf den Westindischen Inseln zur Verteidigung der Sklaverei aufgetaucht waren, entstand im Süden der USA der Rassismus als in sich logische und geschlossene Ideologie mit dem Anspruch auf eine wissenschaftliche Basis<sup>14</sup>. Die Ungleichheit der Menschen und „Rassen“ wurde zu einem Gesetz der Natur und Geschichte erhoben, entsprechend auch die permanente Herrschaft und Ausbeutung von höheren und niederen „Rassen“.

Die Fragwürdigkeit amerikanischer Demokratie-Praxis zeigt sich auch darin, daß sich die entschiedensten Verteidiger von Sklaverei und Rassismus in den USA „Demokraten“ nannten: Das Zeitalter der „Jacksonian Democracy“ unter dem hemdsärmeligen Präsidenten Jackson (1828—1836) gilt zwar in der amerikanischen Legende als eigentlicher Durchbruch der amerikanischen Demokratie, u. a. weil eine erhebliche Ausweitung des Wahlrechts die Grundlage zum Aufstieg der Demokratischen Partei legte. Aber es war auch eine Epoche massiver Reaktion gegen die Afro-Amerikaner: Ein Jahr zuvor, 1827, meldete die erste Zeitschrift der Afro-Amerikaner, „Freedom Journal“, den ersten Lynchfall; 1829 kam es in Cincinnati, Ohio, zum ersten Massenlynchen durch Weiße, dem ersten „mass riot“ gegen Afro-Amerikaner. Das Einsetzen der Abolitionistenbewegung etwa ab 1835 verschärfte die inneren Konflikte, die schließlich in den Bürgerkrieg mündeten. Die Demokratische Partei, seit Jackson ursprünglich die Partei des kleinen (weißen) Mannes, wandelte sich endgültig zu einer Partei um, deren südstaatlicher Zweig die Interessen der (weißen) Sklavenhalter im Süden verteidigte. Es waren auch südstaatliche Demokraten, die 1850 für die Annexion Kubas und das Eingreifen der USA in die Revolution von 1848/49 auf seiten der europäischen Revolutionäre plädierten<sup>15</sup>. Erst recht nach dem Bürgerkrieg und der vom Norden 1865 erzwungenen Abschaffung

14 Hierzu aufschlußreich die Anthologie von Eric L. McKittrick, Hgb.: *Slavery Defended. The Views of the Old South*. New York 1963; all-gemein auch Thomas F. Gasset: *Race. The History of an Idea in America*. Dallas 1963.

15 Vgl. hierzu die demnächst erscheinende Studie von Günter Moltmann über die Stellung der USA zur deutschen Revolution von 1848/49.

der Sklaverei blieben die Demokraten bei ihrer intransigenten Haltung. Sie konzentrierten sich zunächst auf den Kampf gegen die „Reconstruction“, den ersten Versuch zur Demokratisierung und Liberalisierung des Südens im Interesse der Afro-Amerikaner. Die ehemaligen Sklavenhalter errichteten ein Segregationssystem, das ihnen nunmehr zur Fortsetzung der Sklaverei mit anderen Mitteln diene. Mit einer Kampagne des Terrors und der Einschüchterung und durch individuellen und kollektiven Mord gelang es den südstaatlichen Demokraten, die politischen Rechte für die Afro-Amerikaner wieder abzuschaffen und das System der Segregation und Rassendiskriminierung durch Gesetze und verfassungsmäßige Zusätze sogar legal und konstitutionell abzusichern.

Im Kampf gegen die Diskriminierung und das Übergreifen von Lynchern und „mass riots“ auch auf den Norden seit dem späten 19. Jahrhundert formierte sich aus der „Anti-Lynch Movement“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Bürgerrechtsbewegung. Ihr Anfang ist mit der Gründung der „National Association for the Advancement of Colored People“ im Jahr 1910 durch eine Koalition von liberalen Weißen und afro-amerikanischen Intellektuellen anzusetzen<sup>16</sup>. Übertagender Kopf war W. E. B. Du Bois<sup>17</sup>, der zunächst das integrationistische Element der Mulatten-Bourgeoisie repräsentierte, das sich seit dem 18. Jahrhundert aus der Verbindung der weißen Herren mit weiblichen Haussklaven als relativ privilegierte Schicht unter den Afro-Amerikanern herausgebildet hatte. Du Bois setzte seine Hoffnung erstmals auf die Demokraten, weil im Norden reformerische Liberale in diese Partei eingetreten waren. Der demokratische Präsident Woodrow Wilson aber war ein gemäßigter südstaatlicher Segregationist. In den Ersten Weltkrieg zog er zwar, wie er sagte, um Demokratie und Selbstbestimmungsrecht für die vom deutschen Imperialismus vergewaltigten und bedrohten europäischen Völker zu erkämpfen, aber Demokratie und Selbstbestimmung galten weder für die von den USA beherrschten Kolonialvölker noch für die Afro-Amerikaner im eigenen Land. Mit dem ersten Eintreten der USA in die Weltpolitik für das demokratische Prinzip tat sich, von den Zeitgenossen damals kaum bemerkt, die Kluft zwischen demokratischem Anspruch der „white power structure“ und undemokratischer Realität für die Afro-Amerikaner sichtbar auf.

Für die Afro-Amerikaner brachte der Erste Weltkrieg ein geweitetes und geschärftes politisches Bewußtsein, vor allem durch den Kriegseinsatz tausender Afro-Amerikaner an der Westfront unter den Bedingungen der Segregation in der US-Armee. Die heimkeh-

16 Hughes Langston: *Fight for Freedom. The Story of the NAACP* Berkeley, New York 1962; Charles F. Kellog: *NAACP. A History of the National Association for the Advancement of Colored People, Vol. I (1909—1920)*. Baltimore 1967.

17 Francis L. Broderick: *W. E. B. Du Bois, a Negro Leader in a Time of Crisis*. Stanford 1959; Elliot M. Rudwick: *W. E. B. Du Bois: A Study in Minority Group Leadership*. Philadelphia 1960.



renden afro-amerikanischen Kriegsveteranen entwickelten daher eine gewisse politische Militanz. Sie stieß auf die Entschlossenheit der Weißen, „to keep the negro in his place“, auf wachsendes Massenelend nach der Kriegskonjunktur in der Nachkriegsdepression und auf eine fortschreitende Proletarisierung von Afro-Amerikanern, die ab 1915 im Zuge des Rüstungsbooms aus dem agrarischen Süden in den industriellen Norden gezogen waren. 1919 erstickte der „Red Summer“, so genannt nach dem Blut, das damals in „mass riots“ von Weißen gegen Afro-Amerikaner in 25 Städten floß, die Aspiration der integrationistischen Bürgerrechtsbewegung. In ihrer Enttäuschung über die ausgebliebene Demokratisierung und über die erneute Verschlechterung ihrer ökonomischen Situation wandten sich in den Städten des Nordens Teile der Massen, vor allem rein Schwarze, direkte Nachkommen der Feldsklaven, die die eigentliche Last der Sklaverei getragen hatten, der Bewegung Garveys zu.

Garvey, aus Jamaica stammend, hatte 1916 in Harlem Fuß gefaßt, das sich gerade in der einsetzenden großen Binnenwanderung der Afro-Amerikaner aus dem Süden zunächst in einen gemischten Wohnbezirk umzuwandeln begonnen hatte<sup>18</sup>. Er appellierte an das traditionelle Ressentiment der schwarzen Feldsklaven gegen die relativ privilegierten Mulatten-Haussklaven, deren Nachfahren in der Bürgerrechtsbewegung das Heft in der Hand hatten. Garvey plädierte für eine gewisse freiwillige Segregation und Rückwendung nach Afrika. Unter seinem eklektischen Programm verbanden sich progressive und reaktionäre Elemente, die nach seinem Scheitern Mitte der 20er Jahre wieder auseinandertraten<sup>19</sup>. Ein Teil seiner aktiven Anhänger ging zu den Kommunisten, ein anderer schloß sich der „Black Bourgeoisie“ mit politisch quietistischem Charakter<sup>20</sup> an. Gewissermaßen die Mittelgruppe zog sich vom christlichen Amerika auf sich selbst zurück und organisierte sich nach einigen Zwischen-

18 Gilbert Osofsky: *Harlem: The Making of a Ghetto. Negro New York, 1890—1930*. New York 1966; Seth M. Scheiner: *Negro Mecca. A History of the Negro in New York City, 1865—1920*. New York 1965; für Chicago vgl. Allan H. Spear: *Black Chicago. The Making of a Negro Ghetto*. Chicago, London 1967; für Washington D. C. vgl. oben Anm. 11.

19 Vgl. vor allem Edmund D. Cronon: *Black Moses. The Story of Marcus Garvey and the Universal Negro Improvement Association*. Madison 1955; dazu Amy Jacques Garvey: *Garvey and Garveyism*. Kingston, Jamaica, 1963. Da vor einiger Zeit endlich der Nachlaß Garveys oder das Archiv seiner Organisation in Harlem entdeckt worden ist, wird in absehbarer Zeit mit einer umfangreicheren und gerechteren Würdigung Garveys zu rechnen sein, die die bisher üblichen Klischees überwindet. Für einen ersten Versuch in dieser Richtung, noch vor Kenntnis des neuen Materials, vgl. die kritische Analyse, vor allem der panafrikanischen Aspekte bei Garvey, von I. Geiss: *Panafrikanismus, das Kapitel „Garvey und der imperiale Panafrikanismus“*, S. 205—219.

20 Eine der grundlegenden soziologischen Studien zur Situation der Afro-Amerikaner stammt von dem bedeutenden afro-amerikanischen Soziologen Franklin E. Frazier: *Black Bourgeoisie*. Glencoe Ill. 1957, 2. Aufl. New York 1965.

etappen in der Weltwirtschaftskrise als sogenannte „Black Muslims“<sup>21</sup>.

Der Zweite Weltkrieg brachte ein noch entschiedeneres und intensiveres Eingreifen der USA auf seiten demokratischer Mächte als der Erste Weltkrieg. Der Kampf gegen Faschismus und Rassismus nach außen warf jedoch zwangsläufig die Frage nach Demokratie und Gleichheit im Innern der USA auf. Im Zweiten Weltkrieg hatte sich die strukturelle Affinität zwischen deutschem Faschismus und südstaatlichem „demokratischem“ Rassismus in den USA gezeigt. Die Ambivalenz des demokratischen Präsidenten Wilson in und nach dem Ersten Weltkrieg setzte sich nach dem Zweiten Weltkrieg im Außenminister der Demokraten James F. Byrnes fort, der in seiner berühmten Stuttgarter Rede vom 6. September 1946 erstmalig den Westdeutschen das Bündnis gegen den Kommunismus im sich entfaltenden Kalten Krieg anbot. Bald darauf kehrte Byrnes in seine Heimat South Carolina zurück, wo er in einem der stärksten traditionell rassistischen Bundesstaaten eine notorisch rassistische Politik als Gouverneur betrieb.

Noch stärker tat sich allmählich im Kalten Krieg die Kluft zwischen Anspruch und Realität in den USA auf: Denn die demagogischen Parolen vom Kampf gegen die „Sklaverei des Kommunismus“ mußten die Afro-Amerikaner an die eigene Sklaverei und damit an die historischen Ursprünge der USA erinnern. Zunächst versuchte jedoch die klassische Bürgerrechtsbewegung, mit Gerichtsprozessen die Integration in den USA zu erreichen. Am 17. Mai 1954, in den Wochen von Dien Bien Phu, verurteilte der Oberste Gerichtshof der USA tatsächlich die Segregation in den Schulen als verfassungswidrig. Aber Präsident Eisenhower (aus dem früher sklavenhaltenden, später segregationistischen Texas) ließ es zu, daß die südstaatlichen Demokraten die Durchführung der Schulintegration hintertrieben oder unterliefen<sup>22</sup>.

Wiederum änderte sich an der Situation der Afro-Amerikaner faktisch wenig, da der Süden erfinderisch die vorsichtig dosierten Bürgerrechte (z. B. Sicherung des Wahlrechts durch die Bundesexekutive) und Bundesgesetze zugunsten der Afro-Amerikaner erneut zu umgehen wußte. So erreichte auch die Mobilisierung breiter Massen — erstmalig seit dem Ende der Reconstruction Periode 1877 auch im Süden — durch neue Organisationen (z. B. CORE, SNCC und Kings „Southern Christian Leadership Conference“), durch neue Methoden direkter, aber gewaltloser Aktionen (Boykotts, sit-in, Demonstrationenmärsche usw.)<sup>23</sup> nach der Ermordung Kennedys unter

21 Hierzu E. U. Essien-Udom: *Black Nationalism. A Search for an Identity in America*. New York 1964; Eric C. Lincoln: *The Black Muslims in America*, Boston 1963.

22 Instruktiv dafür die Analyse eines weißen Liberalen aus Virginia, Benjamin Muse: *Ten Years of Prelude. The Story of Integration since the Supreme Court's 1954 Decision*. New York 1964.

23 Z. B. James Peck: *Freedom Ride*. New York 1962; Howard Zinn: *SNCC. The New Abolitionists*. Boston 1964; dazu die anwachsende, in der

Präsident Johnson kaum mehr als Verbesserungen auf dem Papier und ökonomische Verbesserungen für die anwachsende Mittelklasse unter den Afro-Amerikanern. Die gleiche Koalition von konservativen Republikanern des Nordens und südstaatlichen Demokraten, die in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen ein Bundesgesetz gegen das Lynchen verhindert hatte, torpedierte auch nach dem Zweiten Weltkrieg effektive Reformen.

Zwei ökonomische Veränderungen machen die Lage der Afro-Amerikaner in der kapitalistischen Gesellschaft der USA hoffnungslos: Mechanisierung des Baumwollanbaus im agrarischen Süden, vor allem durch die Verbreitung von Baumwollpflückmaschinen, und die Automation im industriellen Norden. Die Afro-Amerikaner, einst vom Kapital als eines der wichtigsten Produktionsmittel zum Aufbau der USA begehrt, bis zum Zweiten Weltkrieg als billige disponible industrielle Reservearmee im Sinne von Karl Marx bei Engpässen auf dem Arbeitsmarkt noch willkommen, sind jetzt zur strukturellen permanenten Arbeitslosigkeit oder zu Hilfsarbeiten auf den untersten Rängen verurteilt. Da die Binnenwanderung aus dem Süden auch nach 1945 anhält, weiteten sich die „Ghettos“ des Nordens, jetzt auch des Fernen Westens, vor allem in Kalifornien, zu riesigen Zonen dauernder Arbeitslosigkeit für ungefähr die Hälfte der männlichen Bewohner aus. Die Folge waren Elend und Verzweiflung, die sich ab 1964 Luft in spontanen „mass riots“ der Afro-Amerikaner innerhalb ihrer eigenen Ghettos, aber nicht gegen Weiße, Luft machte. Die Bürgerrechtsbewegung zerbrach im „Heißen Sommer“ 1966 am massiven Widerstand weißer Unterschichten, die sich von den Afro-Amerikanern sozial bedroht fühlten und daher die rassistischen Traditionen und Vorurteile aus den Tagen der Sklaverei übernahmen.

Gleichzeitig synchronisierte sich die äußere Krise, in die sich die USA mit ihrem Krieg in Vietnam selbst stürzten, mit der inneren Krise, die sich aus den Strukturmängeln der USA seit ihrem Entstehen erklärt. Der erste große „mass riot“ in Harlem brach in der gleichen Woche, Anfang August 1964, aus, als sich die USA mit dem von ihnen selbst inszenierten Tonking-Zwischenfall das Alibi für das spätere Eingreifen in den Vietnamkrieg verschafften<sup>24</sup>. Zwei Wochen nach dem Beginn des Luftbombardements von Nordvietnam durch die USA setzte die Ermordung von Malcolm X am 23. Februar 1965 einen neuen Akzent in der Eskalation der Gewalttätig-

Qualität recht unebene Literatur über Martin L. King; in deutscher Sprache neuerdings die mehr theologisch-soziologische Arbeit von Heinrich Grosse: *Die Macht der Armen. Martin Luther King und der Kampf für die soziale Gerechtigkeit*. Hamburg 1971.

<sup>24</sup> Darüber jetzt die Pentagon-Papiere, deren deutsche Ausgabe 1971 in München erschien; vgl. auch I. Geiss: *die amerikanische Vietnampolitik 1945—1968*. Nach der Veröffentlichung der Pentagon-Papiere, in: *werke*, 12/1971, S. 357—363.

keit nach innen<sup>25</sup>. Die großen Demonstrationen im März 1965 in Selma liefen parallel zum Beginn der „Eskalation“ in Vietnam. Die großen Unruhen nach der Ermordung von Martin L. King vor Ostern 1968 erschütterten die USA während der Tet-Offensive, als Johnson unter dem Druck der inneren und äußeren Belastungen von seiner Kandidatur zurücktrat. Im Sommer 1968 flossen die Bewegungen zum Kampf für die innere Emanzipation und den Frieden in Vietnam mit den großen Demonstrationen in Chicago vollends zusammen. Die Zerschlagung der „Black Panther Party“ lief parallel zur Ausweitung des Vietnamkriegs auf Laos und Kambodscha, zur „Vietnamisierung“ des Kriegs in Vietnam durch die USA. Der Prozeß gegen Angela Davis schließlich begann fast zur gleichen Zeit, als die letzte Offensive der Befreiungsarmee in Südvietnam das Konzept der „Vietnamisierung“ zerschlug und die politische wie moralische Niederlage der USA in und über Vietnam vollendete. Beide Krisen — die innere wie die äußere — fallen zeitlich zusammen mit der chronischen Krise des amerikanischen Dollars, die ihrerseits auf beide Krisen wieder verschärfend zurückwirkt.

In ihrer Ratlosigkeit greift die herrschende Klasse in den USA auf ein Mittel zurück, das im 20. Jahrhundert schon zweimal funktionierte — die Opferung eines Sündenbocks durch das Ritual eines öffentlichen Prozesses, um von den wahren Ursachen der jeweiligen Schwierigkeiten abzulenken. In den zwanziger Jahren fanden die USA den willkommenen Sündenbock in den beiden italienischen Anarchisten Sacco und Vanzetti; 1952, auf dem Höhepunkt des Kalten Kriegs, im Ehepaar Rosenberg, das angeblich der Sowjetunion das Geheimnis der Atombombe verrät. 1972 wäre das prozessuale Opfer Angela Davis durch die Anklage für einen konstruierten Tatbestand, der nur deswegen nicht mehr zur Todesstrafe führen kann, weil vor kurzem der Oberste Gerichtshof von Kalifornien die Todesstrafe überraschend als verfassungswidrig erklärte und damit für Kalifornien abschaffte.

Die herrschende Klasse konnte jedoch nicht verhindern, daß das auserkorene Opferlamm so bekannt wurde, daß nun alle Welt die Kräfte und Traditionen, die das Opfer exponierten, sehen kann. Mit oder ohne historischen Nachhilfeunterricht läßt sich folgender Befund erkennen: Selbst wenn die Unschuld von Angela Davis nicht außer Frage stünde, so wäre sie moralisch unschuldig, denn sie hätte nur gegen ein System der institutionalisierten und systematisierten Brutalität, Gewalttätigkeit und Lüge reagiert. Ihre Handlung wäre ein Schritt der Verzweiflung gewesen, provoziert durch die unerträgliche Situation ihrer Gruppe, der Afro-Amerikaner in den USA. Wer die Geschichte der Afro-Amerikaner als permanenten Kontrapunkt zur Geschichte des weißen, bis vor kurzem so strah-

25 Die zentrale Figur von Malcolm X zur Politisierung der Afro-Amerikaner wird in ihren historischen Bezügen gut aus seiner Autobiographie deutlich: *The Autobiography of Malcolm X, with the assistance of Alex Haley, Introduction by M. S. Handler, Epilogue by Alex Haley*, 2. Aufl. 1966.

lend demokratisch sich darstellenden Amerikas kennt, wird die Schuld nicht bei den Verdammten dieser Erde in den amerikanischen Gefängnissen suchen, denen Angela Davis' Solidarität gilt, sondern in dem System, das hinter der Fassade von Freiheit, Demokratisierung und Kampf gegen „die kommunistische Sklaverei“ in Wirklichkeit für die Freiheit der herrschenden Klasse zur Ausbeutung und Unterdrückung kämpft, von Vietnam über Persien bis nach Lateinamerika, und natürlich im eigenen Land.

Wie auch immer die Konfrontation „U.S.A. vs. Angela Davis“ ausgehen mag — der tiefe Einblick in Tradition und Struktur der Demokratie in Amerika, den der Prozeß bietet, wird unauslöschlich bleiben. Ein Freispruch könnte den USA rein theoretisch die Chance geben, sich vielleicht doch noch durch eine kritische Besinnung auf die wahren Ursachen der gegenwärtigen Malaise einen Ausweg offenzuhalten. Fällt das schwarze Opferlamm des weißen Rassismus, wenn auch nicht mehr durch Hinrichtung, so durch lebenslängliche oder langjährige Gefängnis- oder Zuchthausstrafe, so käme die Verurteilung der angeklagten Angela Davis einer Selbstverurteilung der USA gleich, weil die Kluft zwischen institutionalisiertem Rassismus und den Lebensbedingungen für die schwarze Minderheit endgültig unüberbrückbar würde. Eine Verurteilung in San José könnte eine analoge Wirkung provozieren wie die Ermordung von Martin L. King vor Ostern 1968 während der Tet-Offensive in Vietnam. Sie könnte gewaltsam und ruckartig alle Diskrepanzen, Spannungen und Konflikte aktivieren, die sich in den USA seit ihren dunklen Anfängen in den Jahren der Kolonialzeit und der Sklaverei angesammelt haben. Wie Jefferson befürchtete, könnte die Gerechtigkeit der Geschichte die USA ereilen, wie Tocqueville hellseht sah, über die Anwesenheit der durch die Sklaverei in die USA gekommenen Afro-Amerikaner. Fällt Angela Davis, so wird — früher oder später — niemand mehr in den USA die tiefe Kluft zwischen demokratischem Anspruch und undemokratischer Realität verschleiern können, die Kluft zwischen freiheitlichem Pathos und unfreiheitlicher Praxis gegenüber den Afro-Amerikanern, wie sie sich unbarmherziger denn je im Prozeß von San José aufbaut — „U.S. vs. Angela Davis“.

P.S.: Inzwischen wurde Angela Davis freigesprochen, sicherlich vor allem unter dem Druck der Weltöffentlichkeit. Am Duktus dieses Aufsatzes braucht sich deswegen nichts zu ändern, denn die Verhältnisse in den USA sind die gleichen geblieben. Die historische Entwicklung, die beim Prozeß gegen Angela Davis deutlich wurde, ist durch seinen Ausgang nicht durchbrochen.

Allerdings eröffnet sich für manche die winzige Aussicht, daß die USA ihre schweren inneren Probleme halbwegs friedlich und demokratisch werden lösen können. Ob der amerikanische Kapitalismus in seiner bisher schwersten inneren (Afro-Amerikaner), äußeren (Vietnam), finanziellen (Zahlungsbilanz) und ökonomischen (Stagflation etc.) Krise die Möglichkeit hat, diese geringe Chance in Zukunft auch wahrzunehmen, bleibt fraglich.

## Besprechungen

**Koselleck, Reinhart: Kritik und Krise.** Ein Beitrag zur Pathogenese der bürgerlichen Welt. Verlag Karl Alber, Freiburg und München 21969 (230 S., kart., 18,— DM).

Um die Gegenwartsbezogenheit seiner Arbeit zu unterstreichen, gibt Verf. eine für seinen Ansatz bezeichnende Beschreibung der Systemauseinandersetzung zwischen Imperialismus und Sozialismus. Die „gegenwärtige Weltkrise“ sei geprägt durch die „polaren Spannungen“ zwischen den Weltmächten, die „im Namen analoger Geschichtsphilosophien“, die alle gleichermaßen „utopisch“ fundiert seien, gegeneinander anträten. „Die utopische Moderne“ mit ihrem „geschichtsphilosophisch festgelegten Mißverhältnis zur Politik“ (9) sei Produkt der Zerschlagung des absolutistischen Systems durch die französische Revolution. Die Krise sei ausgelöst worden durch die Okkupation der Politik durch Moral und Utopie, sie werde verschärft durch die Geschichtsphilosophien, in deren Namen die Parteien die Krise jeweils zur Entscheidung führen wollten. Politische Krise und Geschichtsphilosophie bildeten „eine einheitliche geschichtliche Erscheinung“, deren gemeinsame Wurzel im 18. Jh. liege. Thema der Arbeit sei deshalb die Analyse der Genesis der Utopie und modernen Geschichtsphilosophie aus der politischen Struktur des absolutistischen Staates.

Verf. begreift die Herausbildung der Geschichtsphilosophie als Prozeß der Unterordnung von Staat und Politik unter Moral und Gesellschaft, den er in drei Abschnitte gliedert: Unterordnung der Moral unter die Politik, Ausweitung und Formierung der Moral, Okkupation der Politik durch Moral und Utopie. Verf. beginnt mit der politischen Struktur des Absolutismus, dessen historische Funktion die Pazifizierung des religiösen Bürgerkriegs gewesen sei. Diese habe er erfüllt durch radikale Trennung von Staat und Gesellschaft, Politik und Moral. Der Mensch sei dadurch in zwei Hälften geteilt worden, in eine äußere und öffentliche, deren Tathandlungen unter der Kontrolle des Staates gestanden hätten (Untertan), und in eine innere, private, deren Gesinnung frei von staatlicher Reglementierung gewesen sei. Damit habe der Absolutismus zwar die Individuen moralisch freigesetzt, ihnen aber zugleich politische Verantwortung vorenthalten. Diese Trennung von innen und außen, Moral und Politik bildete den Einsatzpunkt der Aufklärung. „Das Moralische, das danach trachtet, politisch zu werden, wird das große Thema des achtzehnten Jahrhunderts sein“ (31). Die zweite Etappe werde gekennzeichnet durch den Aufbruch der bürgerlichen Intelligenz aus dem privaten Innenraum, die Moral formiere sich in den Clubs und

Logen. Die bürgerliche Intelligenz übernehme den Dualismus, der aus ihrer politischen Stellung im Absolutismus resultiere, allerdings unter ständiger Aufladung des untergeordneten moralischen Pols. Die Moral und mit ihr verbunden die Kritik weiteten sich aus, zunächst unter Aussparung des Staates, auf Religion, Bibel, Kunst und Literatur, bis sie schließlich den Staat selbst erreichten. Der wachsenden Ausweitung korrespondiere eine Verschärfung des Dualismus und eine immer stärkere Politisierung der moralischen Kategorien, die sich in indirekter Form vollziehe, da die Moral zwar mit politischer Zielrichtung, aber als Moral dem bestehenden Staat gegenüber trete. Die dritte Stufe führe zur offenen Konfrontation der Moral in Gestalt von Geschichtsphilosophie und Utopie mit dem absolutistischen Staat: die Geschichte verwandele sich in einen durch die gesetzmäßige Entwicklung der Moral bestimmten Prozeß, an dessen Ende der Sieg der Moral über den Despotismus stehe. Dadurch aber werde die politische Machtfrage zwischen Staat und Gesellschaft in ein moralisches Urteil und dessen Vollzug durch die Gesellschaft als Träger der Moral verwandelt. „Auch damit wurde die Krise moralisch verschärft, blieb aber als politische Krise verdeckt. Diese Verdeckung als diese Verdeckung zu verschleiern, ist die geschichtliche Funktion weiterhin der bürgerlichen Geschichtsphilosophie“ (133). Die Verwandlung des politischen in einen moralischen Prozeß führe zur Moralisierung der Politik, was um so mehr eine Entfesselung des Bürgerkriegs bedeute, „als in dem Umsturz, in der ‚Revolution‘ gerade kein Bürgerkrieg erblickt wurde, sondern nur die Erfüllung moralischer Postulate“ (156). Die Okkupation des Staates durch die Gesellschaft, der Politik durch Moral und Utopie bedeute aber den latenten Bürgerkrieg. Die Bürger hätten nicht begriffen, daß ihr allgemeines Menschheitspathos, ihr Moralismus und ihre Utopie ihren Sinn nur aus dem Kampf gegen den absolutistischen Staat bezogen, nach dessen Sturz aber zu einem unverbindlichen Wertpluralismus hätten führen müssen, der um so gefährlicher sei, als jetzt jede Gruppe ihre Partikularinteressen jeweils durch Berufung auf Moral und Denunziation des Gegners durchsetzen wolle (vgl. 205/6). Dadurch „verwandelte sich der Staat in einen Raum unverbindlicher, aber moralischer Totalitätsansprüche. Die intendierte Moralisierung der Politik im 18. Jh. bedeutete de facto eine totale Politisierung der geistigen Welt, ohne sie als solche in den Blick zu rücken“ (128).

Verf. beschränkt sich darauf, die radikale Subjektivierung der großen Begriffe der bürgerlichen Geschichtsphilosophie und ihre Funktion zur Bemäntelung bloß partikularer Interessen anzudeuten; zugleich scheint er jedoch die deutliche Ahnung zu besitzen, daß sie einmal gegen die Klasse, die sie geprägt hat, gewendet werden könnten. Von diesen offenen und impliziten Andeutungen her ergibt sich die durchgängige Einschätzung der Aufklärung als Geschichte einer großen Heuchelei und Verblendung. Indem die Aufklärung und als ihr Produkt die Geschichtsphilosophie den Dualismus von Politik und Moral radikal verschärft und auf den Staat bezogen hätten, hätten sie

die Krise des Absolutismus verschärft, ohne sich dieser Krise und ihrer Konsequenzen als politische bewußt gewesen zu sein. „Die Kritik steigerte sich in Gegenkritik zur Superkritik und schließlich verdummte sie zur Hypokrisie“ (102).

In Bewertung und methodischem Ansatz folgt Verf. Carl Schmitt. Dieser hatte in seinem Modell vom Staat als „pouvoir neutre“ eine Variante zur Sicherung der Herrschaft des Kapitals in Krisenzeiten angeboten. Neutral sollte der Staat sein durch Monopolisierung der Macht bei der staatlichen Exekutive qua Zerschlagung der Klassenorganisationen und Interessengruppen. Neutralität bedeutete Unabhängigkeit des Staates von der politischen Artikulation der Klassenwidersprüche in gesellschaftlichen Integrationsinstitutionen, während er gleichzeitig von oben den Weiterbestand und das Funktionieren der Klassengesellschaft sichern sollte. Als Vorläufer der eigenen Position rezipierte Schmitt Hobbes, den bedeutendsten absolutistischen Theoretiker, bewertete ihn jedoch ambivalent. Denn seine Herrschaftslehre hätte einen Fehler (der nicht als Klassenposition, sondern als Denkfehler begriffen wird): durch die Festlegung der Trennung zwischen innen und außen habe sie den Einsatzpunkt für Spinoza und die ihm folgenden liberalistischen Ideologen mit ihren pluralistischen Konzeptionen, also letztlich für den Zusammenbruch des absolutistischen Staates geschaffen (vgl. „Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes“). So paaren sich in der Schmittschen Rezeption der absolutistischen Theorie Klarheit über die aktuellen Erfordernisse zur Sicherung der Klassenherrschaft mit geschichtlichem Idealismus.

Verf. folgt ihm hierin, wobei das langfristige Problem der Herrschaftssicherung sich in der Denunziation der Aufklärung niederschlägt, gelte es doch — wie der Klappentext verkündet —, „die politische Grenze der Aufklärung“ herauszuarbeiten.

Er legt seine methodischen Prämissen wie folgt dar: „Nicht der Inhalt der damaligen Geschichtsphilosophie, nicht ihre utopischen Ziele werden befragt, auch nicht ihre ideologische Struktur gemessen etwa an dem wirtschaftlichen Aufstieg des damaligen Bürgertums, sondern das geschichtsphilosophische Bewußtsein wird, um seinen ursprünglichen Zusammenhang mit der politischen Krise aufzuheben, aus der politischen Situation des Bürgertums innerhalb des absolutistischen Staates heraus verstanden“ (2/3). Die „Herausarbeitung der politischen Situation des Bürgertums“ wiederum aber bedeutet die „methodische Begrenzung auf die Analyse der politischen Struktur des Absolutismus — jenseits von sozialen und ökonomischen Fragen“ (12). Sie reduziert sich damit auf die Beschreibung eines formalen Herrschaftsgefüges, das vor allem an der Hobbesschen Theorie orientiert ist. Der feudalabsolutistische Staat bildet demnach in der Untersuchung eine „Konstante“, deren jeweilige nationale Varianten nicht reflektiert werden; er stellt sich dar als klassenindifferente Ordnungsmacht, die, mit dem Monopol aller Gewalt versehen, den latenten Bürgerkrieg der Gesellschaft pazifiziert. Verf. verzichtet damit auf die Herausarbeitung von Klassenbasis und Klas-



seninhalt des feudalabsolutistischen Staates, der in der ersten Phase der Herausbildung eines einheitlichen Staatsgebietes und der damit verbundenen militärischen Entmachtung des Feudaladels Bürgertum und Feudaladel gegeneinander ausspielte, damit jedoch zugleich die Bedingungen für den Aufstieg der nationalen Bourgeoisie schuf: in dem Maße, wie die Warenzirkulation in die alten Klassenbeziehungen eindrang und sie zersetzte, beruhte die Basis der politischen Macht auf der Verfügung über Geld. Daraus resultierte die ambivalente Politik des feudalen Staates gegenüber der Bourgeoisie: einerseits mußte er ihr eine gewisse ökonomische Prosperität sichern, um sie besser auspressen zu können, andererseits mußte er den feudalen Klasseninhalt seiner Herrschaft, der sich in Steuer- und Zielrichtung der staatlichen Ausgabenpolitik, in staatlicher Aneignung und Konsumtion des Mehrproduktes manifestierte, sichern, indem er die Warenzirkulation durch administrative Eingriffe beschränkte und eine Kapitalisierung des Agrarsektors, die eine Zerschlagung der feudalen Herrschaftspositionen bedeutet hätte, verhinderte. Diese Politik führte — je nach Stärke der nationalen Bourgeoisie — zu einem verschiedenen Verhältnis der Gruppen der Bourgeoisie, Finanzbourgeoisie auf der einen, Masse der Handels- und Industriebourgeoisie sowie städtisches Kleinbürgertum auf der anderen Seite, zum feudalabsolutistischen Staat. Für die letzte Gruppierung bestand z. B. in Frankreich keinerlei Möglichkeit für einen Klassenkompromiß mit dem feudalabsolutistischen Staat. Ihre avanciertesten Ideologen kämpften daher im Namen der Gesellschaft und der gesamten Menschheit gegen diesen Staat als dem Herrschaftsinstrument einer ihnen antagonistisch gegenüberstehenden Klasse. Dieses Klassenbündnis mußte sich allerdings — wie die Geschichte der französischen Revolution lehrt — nach der Machtübernahme des Bürgertums verschieben.

Für Verf., der den Klassencharakter des feudalabsolutistischen Staates unterschlägt und ihn statt dessen zum neutralen „Sachbereich der Politik“ stilisiert, stellt sich dieser Widerspruch als Kampf zwischen Staat und Gesellschaft dar, an dessen Ende die Gesellschaft den Staat okkupiert. Indem er die Bewußtseinsformen von den in ihnen reflektierten sozialen Prozessen trennt, stellt sich das Ganze als Kampf zwischen Moral und Politik, verblendetem Bewußtsein und geschichtlicher Faktizität dar, auch wenn er nebenbei einräumt, daß dieser Prozeß „zugleich ein Prozeß sozialer Gärung“ (6) gewesen sei. Die Widersprüche werden so primär nicht als materielle, sondern als ideelle begriffen, so daß das blind gewordene Bewußtsein die Dignität des Staates nicht mehr erkennt: „Macht ist für den hypokritischen Aufklärer immer Mißbrauch der Macht. Daß die Macht den Mächtigen inspiriere, darum weiß er nicht“ (99). Wozu sie den feudalabsolutistischen Herrscher allerdings „inspiriert“ hat, haben die Bürger am eigenen Leib und an eigener Tasche erfahren.

Durch Trennung der Bewußtseinsformen von den materiellen Prozessen kann Verf. die Entwicklung der Aufklärung nicht anders als idealistisch interpretieren. Sie reflektiert nicht die Verschärfung der

materiellen Widersprüche, die schließlich zum Zusammenbruch des feudalabsolutistischen Staates geführt haben, sondern sie bewegt sich auf Grund eines „Eigengefälles“ (5, 8) und weil die Aufklärer die Funktion des Staates „vergessen“ (12, 31) haben oder nicht mehr „verstehen“ (31). Damit verbunden ist die Aufblähung von Formen, in denen sich die Klassenauseinandersetzungen vollziehen, zu metaphysischen Wesenheiten: „Aporie des Politischen“ (8, 9), Politik als Schicksal (9) etc.

Trotz dieser Einwände ist die Arbeit in doppelter Hinsicht interessant: einmal wegen der Fülle des, vor allem auch im Anmerkungs- teil, verarbeiteten Materials, wenn auch die Zielrichtung der Interpretation zu beachten ist. Verf. macht sehr deutlich, daß die Begriffe der bürgerlichen Humanität und des Fortschritts Kampfbegriffe gewesen sind. Damit verbunden ist der zweite Vorzug: Verf. führt — allerdings unfreiwillig — ein Lehrstück in historischer Dialektik auf. Er zeigt, wie beim konsequenten Festhalten am bürgerlichen Klassenstandpunkt, während sich die materiellen Widersprüche der bürgerlichen Gesellschaft so verschärft haben, daß ihre politische Herrschaft in Frage gestellt werden kann, die idealistische Geschichtsschreibung als Waffe zur Denunziation der revolutionären Vergangenheit der eigenen Klasse verwendet werden kann. Hans Otto Riethus (Berlin)

**White, Lynn:** Die mittelalterliche Technik und der Wandel der Gesellschaft (Medieval Technology and Social Change), Heinz Moos Verlag, München 1968 (168 S., 10 Abb., 28,— DM).

Die Geschichte der Technologie fristet im hiesigen Wissenschaftsbetrieb im allgemeinen ein kümmerdasein. Im Rahmen der allgemeinen Geschichte (und deren Praxis: in Schulgeschichtsbüchern) erscheint der jeweilige Stand der materiellen Produktion einer Epoche zumeist nur am Rande — als „Abrundung“ eines von politischen Haupt- und Staatsaktionen geprägten Bildes, mit Kunst und Literatur zusammen in die kleingedruckten Spalten verbannt. Die naturwissenschaftlichen und technischen Disziplinen leisten sich den historischen Fachvertreter als liebenswerten Luxus. In den medizinischen Fakultäten figuriert „historische Bildung“ als Element ständischer Reputation. Wo aber primär historische Realienforschung betrieben wird, da erschöpft sie sich nicht selten positivistisch im Archäologisch-Archivalischen.

Diese Situation dürfte ihre Ursache nicht zuletzt darin haben, daß in Deutschland, einem Land mit verunglückten oder verzögerten bürgerlich-revolutionären Traditionen, sich — anders als in Frankreich oder England — auch der bürgerliche Materialismus (als die Ideologie der revolutionären Bourgeoisie) nie in einer diesen beiden Ländern vergleichbaren Weise durchsetzen und zur Wirkung gelangen konnte. Die vorhandenen Ansätze fielen hierzulande schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts dem wiedererstarkenden Idealismus

zum Opfer und wurden dann im Irrationalismus (der entgegen Lukács wohl nicht ausschließlich ein Problem des Spätbürgertums, sondern speziell dessen deutscher Variante zu sein scheint) fast endgültig verschüttet.

Gerade eine Arbeit wie die von Lynn White zeigt, welchen Fortschritt ein „bloß“ bürgerlicher Geschichtsmaterialismus gegenüber einer idealistischen Historiographie bedeutet. Bürgerlichen Materialismus vom Standpunkt der Dialektik aus zu kritisieren und zu „überwinden“ setzt voraus, ihn als solchen in seiner Bedeutung und seinem Ertrag erst einmal zur Kenntnis zu nehmen, die historische Stufe also, auf der die Marx'sche Feuerbach-Kritik aufbaute, nicht zu überspringen.

White setzt sich zum Ziel, in drei ausgewählten Sach- und Epochen Darstellungen zum Mittelalter die Entwicklung der materiellen Produktion in exakten, detailreichen (und daher auch für den speziellen Technik-Historiker ergiebigen) Einzeluntersuchungen darzustellen und ihren — nach White — determinierenden Einfluß auf Konstituierung und Veränderung der Feudalgesellschaft aufzuzeigen. Whites Buch läßt ahnen, wie Geschichtsbücher aussehen könnten, die von der materiellen Produktion als der wirklichen Basis der Geschichte ausgehen. Wer weiß schon etwas über die Rolle, die der Steigbügel für die fränkische Heeresreform im 8. Jahrhundert gespielt hat? Seine Einführung — erst der Steigbügel ermöglichte den festen Sitz des Reiters und damit die wirksame Attacke mit der schweren Lanze — habe in der Karolingerzeit zur Umstellung des Heeres vom Fußvolk auf die Reiterei geführt. Der Steigbügel wird für White damit die technologische *causa prima* nicht nur der militärischen und politischen Erfolge der Franken, sondern darüber hinaus des Feudalsystems insgesamt (25 ff.) (In diesem letzten Punkt geht White — sicher zu Unrecht — von der einseitigen Auffassung aus, der Feudalismus habe sich primär aus den Erfordernissen entwickelt, die die Versorgung eines Heeres berittener Krieger mit sich brachte [H. Brunner, A. Hauser].) Im 2. Abschnitt beschreibt White die wirtschaftlichen und sozialen Folgen der sich verändernden landwirtschaftlichen Produktionstechnik („landwirtschaftliche Revolution“): Der im Frühmittelalter nördlich der Alpen sich durchsetzende eiserne Schwerpflug ermögliche im Gegensatz zum mittelmeerischen Schälppflug nicht nur eine extensivere Bodennutzung; seine Anwendung führe auch zu einer Veränderung der Feldform („Langstreifenfelder“) und zur gemeinschaftlichen Disposition über den Einsatz schwerer Ochsespanne, d. h. zu einer neuen, planmäßigen Bodenverteilung und zur marktgenossenschaftlichen Kooperation. Nicht minder umwälzend seien die Folgen einer anderen Erfindung, die sich im Hochmittelalter in Europa einbürgert: des Kummets. Erst dieses neue Zugeschirr erlaube den Einsatz des Pferdes für schwerere Zugarbeiten und die Steigerung der Zugleistung um das Vier- bis Fünffache gegenüber dem alten Ochsespann. Dies sei, zusammen mit der Erfindung des vierrädrigen Wagens, die entscheidende technologische Voraussetzung für die jetzt einsetzende Ausweitung

des Handelsverkehrs und des Warentransports. Die Benutzung des (gegenüber dem Ochsen wesentlich schnelleren) Pferdes als Zugtier habe den Bauern aber auch erlaubt, ihre Wohnstätten weiter als bisher von ihren Feldern zu entfernen. Hält man dies nun mit dem historischen Befund zusammen, daß im 13. und 14. Jahrhundert zahlreiche kleinere Siedlungen verlassen werden, die Bauern in größere Dörfer zusammenziehen oder in die kleineren Städte gehen (wo sich auch neue Formen des bäuerlichen Wohlstandes und des bäuerlichen Selbstbewußtseins entwickeln — was z. B. auch für die deutsche Literatur des 13. Jahrhunderts von Belang ist), dann scheint hier ein Zusammenhang zwischen Veränderungen der Produktionstechnik und der Siedlungs- und Sozialstruktur im Hochmittelalter vorzuliegen (54 ff.). — Im dritten Abschnitt (71 ff.) endlich gibt White einen Überblick über die Erforschung und Ausbeutung der Naturkräfte im Mittelalter. Er zeigt dort (was u. a. etwa auch Bernal bestätigt), daß die historische „Funktion“ des Feudalismus im gesamtgeschichtlichen Entwicklungsprozeß zwischen Altertum und Neuzeit wesentlich darin bestand, durch Verbesserung der Arbeitsmittel und der Arbeitsproduktivität die wissenschaftliche Zivilisation der Zukunft vorzubereiten. (Erfindungen und Fortschritte auf den Gebieten der Triebkraft, der Kraftübertragung und der Arbeitsgeräte — deren sich dann die wissenschaftliche Revolution der frühen Neuzeit, etwa im Bereich der Mechanik, bedient.)

Die Begrenztheit dieser Methode wird vor allem in zwei Punkten deutlich:

1. Der „technologische Materialismus“ bleibt die Antwort darauf schuldig, wieweit gesellschaftliche Bedürfnisse ihrerseits technologische Innovationen anregen, fördern und ihnen zum Durchbruch verhelfen — oder umgekehrt, wieweit bestimmte Erfindungen ohne Folgen bleiben, weil sie auf eine gesellschaftliche Situation treffen, die für sie keine Verwendung hat. Letzteres gilt gerade für die Entwicklung der Technologie im Feudalismus — wofür White selbst einige eindrucksvolle Beispiele liefert. (So ist z. B. bereits im 13. Jahrhundert die Wirkung gespannten Dampfes bekannt — ohne daß davon nennenswerte Anwendung hätte gemacht werden können [78 f.].) „Die Arbeitsmittel sind nicht nur Gradmesser der Entwicklung der menschlichen Arbeitskraft, sondern auch Anzeiger der gesellschaftlichen Verhältnisse, worin gearbeitet wird“ (Marx, Kapitel I, 195).

2. Der „technologische Materialismus“ vergißt zu leicht, daß auch die Entwicklung der menschlichen Arbeitsmittel sich im Zusammenhang von menschlicher Herrschaft vollzieht. So ist — um bei Whites Beispielen zu bleiben — die Konzentration von Teilen der bäuerlichen Bevölkerung in den Städten auch Moment des bewußten bäuerlichen Emanzipationskampfes gegen feudale Unterdrückung. Oder: Die Ausnutzung der Wasserkraft im Mittelalter wird erst im Zusammenhang damit verständlich, daß der Feudalismus, anders als die Antike (die die Mühle theoretisch „erfunden“, aber praktisch nicht benutzt hat), eben nicht über die menschliche Antriebskraft der

Sklaven verfügte. Hierher gehört auch, daß die Einführung neuer, verbesserter, aber die alten Produktionsformen sprengender Arbeitsmittel am Widerstand der Inhaber der bestehenden Produktionsmittel wenigstens zeitweilig scheitern kann. „Es wäre ein großer Irrtum, anzunehmen, die Menschheit hätte in der Vergangenheit immer als intellektuelle Einheit gehandelt, hätte immer danach gestrebt, die vorhandenen Mittel zum Besten aller zu verwenden und immer nach den besten Wegen gesucht, die Herrschaft des Menschen über die Natur zu erweitern“ (Bernal, Wissenschaft — Science in history I, 52).

Auch Whites Buch signalisiert die Aufgabe, aus der „fossilen Technologie“ (Plechanow, Beiträge zur Geschichte des Materialismus, 165) die Geschichte der Menschheit als die Geschichte der Menschwerdung des Menschen zu beschreiben. „Dieselbe Wichtigkeit, welche der Bau von Knochenreliquien für die Erkenntnis der Organisation untergegangener Tiergeschlechter, haben Reliquien von Arbeitsmitteln für die Beurteilung untergegangener ökonomischer Gesellschaftsformationen“ (Marx, Kapital I, 195). Es ist die Aufgabe, im Gegensatz zum Geschichtsidealismus „die Entwicklung der materiellen Produktion“ als die „Grundlage alles gesellschaftlichen Lebens und daher aller wirklichen Geschichte“ (ebda) zu begreifen. Im Gegensatz zum bürgerlichen Materialismus (und dessen Variante: einem undialektischen Vulgärmarxismus) geht es aber dabei nicht darum, die gesellschaftlichen Individuen zum *Produkt* der jeweiligen materiellen Produktion zu machen. Whites Auffassung, „das Wachstum und die Vermehrung der Städte, der Anstieg der wirtschaftlichen Leistungen, die Ausweitung des Handels und das neue Aufblühen geistiger Kräfte“ im Hoch- und Spätmittelalter sei mit der infolge der Dreifelder-Wirtschaft erreichten Zunahme an Gemüseproteinen zu „erklären“ (68), erinnert an „den berühmten Aphorismus von dem Sandkorn, das in die Blase Cromwells gelangte und so die Gestalt der Welt veränderte“ (Plechanow, a.a.O., S. 40). Immerhin: „Es ist ein ‚Körnchen‘ Wahrheit in solchen Aphorismen“ (ebda). Doch wird man sich mit derartigen Quantifizierungen nicht zufriedengeben dürfen. In den Kapiteln über den Arbeitsprozeß (I, 192 ff.) und die Entwicklung der Maschinerie (I, 391 ff.) des „Kapital“ hat Marx gegen Geschichtsidealismus und bürgerlichen Materialismus die Grundlagen einer *dialektischen* Geschichtsbetrachtung skizziert: „Die Technologie enthüllt das aktive Verhalten des Menschen zur Natur, den unmittelbaren Produktionsprozeß seines Lebens, damit auch seiner gesellschaftlichen Lebensverhältnisse und der ihnen entquellenden geistigen Vorstellungen“ (393). In Analogie zu Darwin und dessen „Geschichte der natürlichen Technologie“ erscheint die technologische Geschichte der Menschheit als die „Bildungsgeschichte der produktiven Organe des Gesellschaftsmenschen“ (392). Der im undialektischen Denken auf den Gegensatz von Ursache und Wirkung hinauslaufende Dualismus von Natur und Mensch ist damit aufgehoben im Begriff der Arbeit: „Die Arbeit ist zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur, ein Prozeß, worin der Mensch seinen Stoffwechsel

mit der Natur durch seine eigene Tat vermittelt, regelt und kontrolliert. Er tritt dem Naturstoff selbst als eine Naturmacht gegenüber. Die seiner Leiblichkeit angehörigen Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand setzt er in Bewegung, um sich den Naturstoff in einer für sein eigenes Leben brauchbaren Form anzueignen. Indem er durch diese Bewegung auf die Natur außer ihm wirkt und sie verändert, verändert er zugleich seine eigene Natur“ (I, 192).

Dieter Richter (Göttingen)

**Deuerlein, Ernst:** Gesellschaft im Maschinenzeitalter. Bilder aus der deutschen Sozialgeschichte. Rororo tele 15, Rowohlt Verlag, Reinbek b. Hamburg 1970 (155 S., kart., 2,80 DM).

Deuerlein konzipiert seine „Bilder aus der deutschen Sozialgeschichte“ wesentlich als Beschreibung der Auswirkungen „der drei Ereignisse der Vervollkommnung der Dampfmaschine als technisch zuverlässiger und wirtschaftlich verwertbarer Antriebsmaschine, der explosiven Vermehrung aller europäischen Völker und des Anfangs der politischen Mündigkeit der bisherigen Untertanen . . .“ (10). Diese Ereignisse selbst kann er nicht zureichend erklären, da er die Industrielle Revolution, um deren Ausgangskonstellation es hier geht, nicht als eine Phase in der Geschichte des Kapitalismus begreift, in der sich die kapitalistische Produktionsweise vollständig durchsetzt, sondern behauptet, daß sie die „Entstehung nicht nur einer neuen Epoche, sondern auch einer neuen Struktur der Weltgeschichte“ (10), „der Anfang einer neuen Existenzform der Menschheit“ (11) sei, also das schlechthin Neue, von dem zwar gezeigt wird, wie es die alten Strukturen zersetzt, nicht aber, wie es daraus hervorgeht.

In elf Kapiteln von etwa gleichem Umfang, aber sehr unterschiedlichem Gewicht, versucht Deuerlein an verschiedenen Aspekten der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert die Entstehung und Entwicklung der „industriellen Gesellschaft“ (11) darzustellen. Einer Beschreibung der technischen und ökonomischen Umwälzungen in der Produktion und im Verkehrswesen folgt ein Kapitel über das Wachstum der Städte im Zusammenhang mit der „Bauernbefreiung“ und der Einführung der Gewerbefreiheit. Die Verelendung der werktätigen Massen und die dadurch erzwungene Auswanderungsbewegung werden als Folge der Pflichtvergessenheit der Unternehmer und der Unfähigkeit der Regierungen gesehen („Hauptmanns ‚Weber‘ . . . bleiben für immer eine Anklage gegen jene, die durch Voraussicht die Verelendung weiter Volkskreise hätten verhüten können“ [49]. „In der Auswanderung spiegelt sich die Unfähigkeit der deutschen Fürsten und ihrer Regierungen, mit dem Bevölkerungswachstum und der Umwandlung der industriellen Revolution fertig zu werden“ [70]), und nicht als Wirkungsweise des allgemeinen Gesetzes der kapitalistischen Akkumulation für die Arbeiterklasse begriffen. Ein kurzer Abriß der Geschichte der politischen Arbeiter-

bewegung und der Gewerkschaftsbewegung, in dem die letztere als eigentliche Organisationsform der Arbeiter gesehen wird, als „die organisierte Vorhut des neuen Standes“ (97), stellt die Selbstorganisation des Proletariats als Reflex auf die beschriebenen sozialen Mißstände dar. Eine Beschreibung der sozialpolitischen Maßnahmen der Reichsregierung und einzelner Unternehmer ergänzt die Ausführungen zur Lage der Arbeiter. Dem folgt ein Abschnitt über die Emanzipation der Frau, wobei Deuerlein der heutige Zustand als volle Verwirklichung der Bestrebungen im 19. Jahrhundert gilt (vgl. 113, 118). Nach einem Kapitel über die Herausbildung der Industrieregionen Deutschlands beschließt endlich eine Darstellung der Wandlungen der Sozialstruktur den Bilderbogen. Alle Kapitel sind durch historische Photos mehr oder weniger eindrucksvoll illustriert.

Obwohl sich Deuerlein gegen die — auch für den Stand der bürgerlichen Geschichtswissenschaft anachronistische — Auffassung der Geschichte als Abfolge der Taten großer Männer richtet und statt dessen historische Prozesse aus dem Zusammenwirken politischer, ökonomischer und sozialer Faktoren zu erklären sucht, kann er doch mangels einer Theorie der kapitalistischen Gesellschaftsformation die Gesetzmäßigkeit der historischen Entwicklung nicht begreifen und kommt an entscheidenden Stellen zu bornierten mechanistischen und idealistischen Erklärungen. So wird — die Dialektik der Entwicklung der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse ignorierend — die Entstehung der Arbeiterklasse als „soziale Begleiterscheinung“ (72) der Dampfmaschine aufgefaßt. — Statt den sozio-ökonomischen Prozeß der Kapitalisierung des Agrarsektors und die damit gegebene Durchsetzung des Tauschwertstandpunktes zu analysieren, vermag Deuerlein nur zu konstatieren, daß „sich auch in der Landwirtschaft der Gesichtspunkt des Verdienens durch(setzte)“ (123).

Quellenzitate werden rein illustrativ verwendet und nicht analysiert, Einsichten und Sottisen älterer bürgerlicher Theoretiker (Weber, Sombart, Spengler) unkommentiert eingerückt. In seiner Begrifflichkeit gelangt Deuerlein kaum über den Stand der Quellen hinaus („vierter Stand“ etc.), es sei denn, wenn er Begriffe aus der heutigen politischen Polemik unausgewiesen und denunziatorisch verwendet: „Die Auseinandersetzung zwischen der orthodoxen und der revisionistischen Richtung . . . der deutschen Sozialdemokratie . . . führte schließlich zu einer Spaltung der sozialistischen Weltbewegung in eine — totalitäre — marxistisch-leninistische und in eine demokratische Richtung“ (81).

Die Theorielosigkeit, mit der hier ein ganzes Jahrhundert deutscher Sozialgeschichte beschrieben wird, erweist ihren Klassencharakter in den Bemerkungen, mit denen Deuerlein sein Buch beschließt: „Die vier nivellierenden Kriegsjahre (des Ersten Weltkriegs) veränderten nicht nur die politischen und wirtschaftlichen, sondern vor allem auch die sozialen Verhältnisse. Die geschlossene Gesellschaft brach auseinander. Die Unterschiede, Vorurteile und Ablehnungen konnten sich nicht behaupten. Eine neue Gesellschaft kündigte sich an, eine Gesellschaft, in deren Erscheinungsbild sich die

Konturen der geschlossenen Klassengesellschaft, wie sie bis 1918, institutionell abgesichert, bestand, noch immer recht deutlich abzeichnen“ (143). Die scheinbar kritische Spitze am Schluß kann den apologetischen Charakter dieser Sätze nicht verdecken: ausgerechnet der erste imperialistische Weltkrieg, in dem das Elend der Massen und die Profite der imperialistischen Bourgeoisie einen neuen Höhepunkt erreichten, soll die „neue Gesellschaft“ herbeigeführt haben, in der nur noch Reste der Klassengesellschaft beständen. Die angeblich offene Gesellschaft der bürgerlichen Demokratie soll durch die völlige Integration der Arbeiterklasse — die nach Deuerlein mit der Bewilligung der Kriegskredite 1914 sichtbar eingeleitet wurde (vgl. 84) — und die Bereinigung ihres „Erscheinungsbildes“ unter Leugnung ihres Wesens als Gesellschaft von Ausbeutern und Ausgebeuteten gesichert werden.

Wolf Kaiser (Berlin)

**Kühnl, Reinhard:** Formen bürgerlicher Herrschaft. Liberalismus — Faschismus. Rowohlt, Reinbek 1971 (190 S., br., 3,80 DM).

Unter dem Titel „Formen bürgerlicher Herrschaft“ hat Reinhard Kühnl, Professor für Wissenschaftliche Politik an der Universität Marburg, ein ideen- und materialreiches Buch über die Entstehung und Entwicklung von Liberalismus und Faschismus vorgelegt. Er versucht, diese Erscheinungsformen bürgerlicher politischer Herrschaft — die er bis in aktuelle Ausprägungen hinein untersucht — in allgemeiner Weise theoretisch zu fassen. Dieses Hinausgehen über die historistische Betrachtung ist ein besonderes Verdienst seines sozialwissenschaftlichen Ansatzes, den er als „kritischen“ versteht und der der „Komplexität der historischen Wirklichkeit gerecht werden“ sowie „den Geschichtsverlauf begreifbar . . . machen“ soll (8). Angesichts der Tatsache, daß dieser Ansatz in der öffentlichen Diskussion der letzten Zeit des öfteren als Marxismus bezeichnet worden ist, soll die vorliegende Rezension vor allem der Frage nachgehen, ob diese Charakterisierung zutreffend ist.

Kühnl gibt in der Einleitung des vorliegenden Buches einige Hinweise auf sein methodisches Vorgehen: er möchte 1. verdeutlichen, „daß der historische Prozeß ein Ganzes darstellt, daß Wirtschaft, Politik, Recht, Staatstheorie und Philosophie auf[s] engste miteinander zusammenhängen . . . [und] nur als Teile dieses Ganzen begriffen werden können“ (7); er möchte 2. zeigen, daß „Geschichte . . . als Produkt menschlicher Tätigkeit, als Resultat der Auseinandersetzung zwischen gesellschaftlichen Gruppen und Klassen mit unterschiedlichen Interessen und Zielen“ begreifbar ist; es kommt ihm 3. darauf an, anstelle „detaillierte[r] Untersuchungen über Einzelprobleme“ die von ihm für „ebenso wichtig“ gehaltene Darstellung „größerer Zusammenhänge“ und der „Grundlinien der historischen Entwicklung“ zu liefern (7). Der Begriff des historischen Prozesses als einer Totalität miteinander verbundener Elemente, die Konzeption der



geschichtlichen Entwicklung als Resultat einer menschlichen Tätigkeit, die zwischen den Individuen, zumal den Gruppen und Klassen angesiedelt ist, sowie die Akzentuierung von Entwicklungszusammenhängen entsprechen methodischen Prinzipien, die unter Umständen einen wissenschaftlichen Fortschritt darstellen, indessen den Rahmen bürgerlicher Wissenschaft durchaus nicht sprengen. Die den Kühnlschen Konzepten „gesellschaftliche Totalität“, „menschliche Tätigkeit“ und „Grundlinien der historischen Entwicklung“ analogen Kategorien der marxistischen Gesellschaftswissenschaft sind die der ökonomischen Gesellschaftsformation, der gesellschaftlichen Produktion sowie der Gesetzmäßigkeit der Entwicklung von Produktionsweisen.

Der Gegenstandsbereich der Kühnlschen Herrschaftsanalyse, die kapitalistische Gesellschaft, ist dementsprechend bürgerlichen Vorstellungen gemäß definiert, die bekanntlich durchaus zulassen, Gesellschaften als Klassengesellschaft zu verstehen. Kühnls Deutung der kapitalistischen Klassengesellschaft setzt bei der Differenz von „Idee und Realität“ des Liberalismus an, die er im wesentlichen als Differenz zwischen dem Postulat allgemeiner Chancengleichheit und der Realität einer vor allem sozioökonomischen Ungleichheit verstehen möchte. Aus diesem Verständnis konstruiert er einen „grundlegenden Widerspruch der bürgerlichen Gesellschaft“, nämlich den Widerspruch von „politischer Demokratie“ und „Privatwirtschaft“. Aus dieser Differenz von „politischer Willensbildung“ und „privater [wirtschaftlicher] Verfügungsgewalt“ leitet Kühnl als „Alternativen der bürgerlichen Gesellschaft“, die über diesen Widerspruch hinausgehen, die Ausdehnung des „Prinzips der Demokratie“ einerseits und die Aufhebung auch der politischen Demokratie andererseits ab (74 f.), weshalb sich „Faschismus einerseits, Sozialismus andererseits ... als Alternativen erweisen, die der bürgerlichen Industriegesellschaft strukturell immanent sind“ (9). Im Unterschied dazu begreift die marxistische Theorie das gesellschaftliche Substrat von Liberalismus und Faschismus als den Antagonismus von Lohnarbeit und Kapitalverwertung, dessen Entwicklung der Hilfestellung durch politische Macht in wechselnden Formen bedarf, bis seine Aufhebung den Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft ermöglicht. Deren politische Ordnung trägt, da sie eine von der kapitalistischen Gesellschaft unterschiedene ökonomische Basis hat, einen völlig anderen Charakter als sämtliche bürgerlichen Herrschaftsformen.

Kühnls Herleitung des faschistischen Herrschaftssystems ist, seiner Methode und seinem Kapitalismusbegriff entsprechend, durchaus mechanisch. Die Errichtung faschistischer Herrschaft als einer „strukturellen Alternative“ verwirklicht sich in einer Krisensituation auf der Grundlage eines „Bündnis[ses] zwischen der faschistischen Bewegung und maßgeblichen Teilen der herrschenden Klasse“, wobei die „These vom Faschismus als dem Agenten des Kapitals“ zurückgewiesen wird (118 f.). Diese Hochstilisierung einer reaktionären politischen Bewegung zu einer bestimmten Monopolgruppen ebenbürtigen sozialen Kraft bezeugt trotz der vielfältigen Hinweise auf

die „soziale Funktion“ faschistischer Systeme (119—130) deutlich, daß faschistische Herrschaft hier nicht aus der Spezifik der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse und der Reproduktion der Gesellschaftsformation in dieser Periode überhaupt abgeleitet wird. Diese Spezifik bestand nicht nur und nicht einmal in erster Linie in der Notwendigkeit einer verstärkten staatlichen Regulierungsaktivität zur Überwindung der Weltwirtschaftskrise. Sie bestand vielmehr vor allem in Verschiebungen des monopolistischen Machtgefüges unter den Bedingungen der einsetzenden wissenschaftlich-technischen Revolution sowie in Ansätzen der Verbindung von monopolistischer Wirtschafts- und imperialistischer Staatsmacht, die in der Geschichte der vorangegangenen Jahrzehnte des deutschen Kapitalismus sich herausgebildet hatten. — Die nicht nur in bürgerlichen Kreisen verbreitete Auffassung, Kühnls Arbeiten repräsentierten marxistische Wissenschaft, findet im Inhalt dieses Buches keine Stütze.

M. Tjaden-Steinhauer, K. H. Tjaden (Marburg)

**Zmarzlik, Hans-Günter:** *Wieviel Zukunft hat unsere Vergangenheit? Aufsätze und Überlegungen eines Historikers vom Jahrgang 1922.* R. Piper Verlag, München 1970 (281 S., kart., 17,80 DM).

H. G. Zmarzlik, Ordinarius für Neuere Geschichte in Freiburg, trat zuerst mit einer einflußreichen Dissertation über Bethmann Hollweg (1955/57) und einer Habilitationsschrift über den deutschen Sozialdarwinismus als Beitrag zur Vorgeschichte des Dritten Reiches (1961) an die Öffentlichkeit. Dem thematischen Bereich, den beide Arbeiten abstecken, bleibt er auch in der vorliegenden Aufsatzsammlung verbunden, die „die Versuche eines Mitläufers, Scheuklappen abzustreifen, die ihm und andern eine ungünstige historische Situation aufgenötigt hatte“, verzeichnen soll (251). Die Sammlung umfaßt zwölf Beiträge, von denen sieben bereits gedruckt vorliegen. Die Artikel über den Antisemitismus, den Sozialdarwinismus (dazu demnächst H.-U. Wehler in der Festschrift für Fritz Fischer) und das Bismarckbild der Deutschen (vgl. die Rez. von Uta Stolle in: *Das Argument* 63, S. 148 f.) sind trotz neuerer Literaturangaben von der neuesten Forschung überholt, vielleicht, weil sie zu sehr um „die Preisgabe des Erstgeburtsrechts humanitärer Gesittung für das Linsengericht einer kurzlebigen Machtsteigerung“ (115), d. h. um die Frage nach — geistesgeschichtlicher — Kontinuität und Voraussetzung des Nationalsozialismus kreisen, ohne die möglichen Antworten mit Hilfe einer kritischen Faschismuskonzeption zu reflektieren. Die meisten der Aufsätze sind darüber hinaus Versuche zur Geschichte der Bürgertums, das sich durch eine Verdrängung des *citoyen*-Ideals und das Verharren in überkommenen Ordnungsvorstellungen auszeichnet: „Zu selten kommt es vor, daß jemand an den Bürgersinn appelliert, die Sache selber anpackt, aber ohne besserwisserische Drängelei, sondern mit Tatkraft und Duldsamkeit“ (116).

Zmarzliks Anliegen ist es, in der Art einer wissenschaftlichen Autobiographie „Klärungsversuche“ und einen „Zwischenbericht eines Zeitgenossen über erfahrene Geschichte“, d. h. eine „Auseinandersetzung mit erlittener Geschichte“ (9) zu präsentieren, die sich zu einer „Bilanz“ verdichtet und „Etappen markiert zwischen verwirrten Anfängen und späten Einsichten“ (ebd.). Im Laufe seiner Entwicklung wandte sich Zmarzlik seiner selbstbiographischen Skizze zufolge von der Frage „Wie ist das möglich gewesen?“ ab zugunsten: „Was tun, damit die Wissenschaft von der Geschichte mithelfen kann, unsere Gegenwart auf die Zukunft hin zu öffnen?“ (13). Die Aufgabe der Geschichtswissenschaft sieht er nun in einer Unterstützung der Bestrebung, die „Freiheit als die Fähigkeit jedes Einzelnen zur Selbstbestimmung mehr als bisher zu ermöglichen“, die Aufgabe und Verpflichtung des Historikers in einer „Zeitgenossenschaft, zu der man nicht geboren wird, sondern zu der man sich immer neu hindurcharbeiten muß: durch planvolle Einübung in kontrollierte Situationsanalyse und durch die Ausbildung gesellschaftskritischer Maßstäbe“ (14). Schließlich fordert er die Historiker auf, „zu riskieren, was der Historismus verbietet: ganz bewußt Maßstäbe, die zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem zu unterscheiden erlauben, aus einer zukunftsorientierten Gegenwartsanalyse zu gewinnen und in sozial-ethischen Normen zu suchen“ (ebd.). In dieser geschichtswissenschaftlichen Zielbestimmung verbinden sich zweifelsohne Elemente der in Freiburg besonders beheimateten ontologischen Richtung der Politikwissenschaft um Hennis mit der Tendenz, die Geschichtswissenschaft durch Aktualismus gegenüber der Öffentlichkeit zu legitimieren; sie verrät den erschreckten Historiker und vermag gleichzeitig die konservative Zunft der Historiker zu erschrecken, wie exemplarisch die ablehnende Reaktion eines Kollegen zeigt (vgl. die Rez. von Peter Berglar, in: Das Historisch-politische Buch 1971, H. 6, S. 186 f.).

Wird Zmarzlik aber den gesetzten aufklärerischen, politisch-pädagogischen und emanzipatorischen Zielen durch seinen theoretischen Ansatz gerecht? Besonders aufschlußreich sind in dieser Beziehung seine „Überlegungen zu einer deutschen Geschichte seit 1890“, die er — ein Ergebnis schon fast vorwegnehmend — „Über die Zukunft unserer Vergangenheit“ betitelt hat (206 ff.). Da Geschichte ein „weites Feld“ sei, müsse man sich auf eine Beschäftigung mit der Innenpolitik „unter der Leitfrage, wie es die Deutschen mit der Demokratie gehalten haben“, konzentrieren, zumal die Aufgabe einer „Modernisierung unserer Gesellschaft“ außenpolitische „nationale‘ Fragen“ neutralisiere (207). Deshalb verlangt Zmarzlik, den nationalstaatlichen Rahmen, d. h. das Bismarckreich, als Maßstab politischen Willens zu verlassen. In dieser Hinsicht ist er konsequent, wie seine Unterstützung der Erklärung zur Ostpolitik der Historiker und Politikwissenschaftler zeigt (Süddt. Ztg. v. 15. April 1972, S. 11). Statt des Bismarckreiches will er die wilhelminische Zeit als Beginn der „Vorgeschichte der 70er Jahre unseres Jahrhunderts“ setzen (207): Es stelle die Summe „wesentlicher Fak-

toren der preußisch-deutschen Geschichte“ dar, bis in den 90er Jahren „Lebenswirklichkeit und Bewußtsein der Deutschen“ „umwälzend verändert“ wurden und die „fundamentale Demokratisierung der Gesellschaft zum erstenmal [!] von Reformern im Bürgertum als drängende Aufgabe erkannt“ wurde (208). Womit Zmarzlik diese das Bürgertum ehrende Erkenntnis belegen will, scheint schleierhaft. War es nicht vielmehr so, daß sich Vertreter des Bürgertums einschließlich des sozialreformerischen, sozialimperialistischen Flügels und der traditionellen Herrschaftseliten gerade seit den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts vielfältige Krisenstrategien und Integrationsmechanismen ausdachten, um die „fundamentale Demokratisierung“ als Kehrseite der befürchteten sozialen Emanzipation zu verhindern, und in ihrer panischen Revolutionsfurcht einen Ausweg in einer entschiedenen Weltmachtpolitik sahen? Indem Zmarzlik die „zukunftsöffnende Modernität“ erstens als „Spitze eines materiell-zivilisatorischen Fortschreitens... aus einer elementaren Mangellage zu relativer Daseinssicherung und z. T. zu Wohlstand“ (209) und zweitens als „Richtung auf eine politische und gesellschaftliche Ordnung, die die maximale Selbstbestimmung der Individuen prinzipiell anstrebt und optimal fördert“ (ebd.), versteht, macht er sich zum Vertreter der von Dahrendorf für Deutschland fast klassisch formulierten Theorie der Industriegesellschaft, die zwar nicht von der zwangsläufigen Korrelation, aber immerhin von der wahrscheinlichen Wechselwirkung beider Tendenzen ausgeht. Nach Zmarzlik bezeichnen „beide Weisen von Modernität“ einen „Progreß“: der materielle verläuft „quasi-automatisch“, die „reale Demokratisierung“ verlangt dagegen „einen bewußten, immer erneut reflektierten Zielwillen, den die Gesamtgesellschaft sich zu eigen machen muß, um sich auf die Zukunft hin zu entwerfen“ (209). An der Formulierung dieses „Zielwillens“ soll der Historiker in Bejahung seiner „Zeitgenossenschaft“ teilnehmen. Die Frage ist jedoch, ob der von der Theorie der Industriegesellschaft ausgehende „Zeitgenosse“ überhaupt die gegenwärtige gesellschaftliche Realität erfassen kann und mit seiner harmonisch-besänftigenden Antizipation einer zunehmend demokratischer werdenden Zukunft nicht dazu beitragen muß, die bestehenden Verhältnisse als folgerichtig und — gemessen an der undemokratischen Vergangenheit — als wünschenswert und zufriedenstellend zu bewerten. Indem die Theorie der Industriegesellschaft technischen Fortschritt und die Erlangung „realer Gleichheit“ (209) formal koppelt, gibt sie sich einem naiven Fortschrittsglauben hin, der weder die Funktion des Staates noch die soziale Macht und politischen Interessen der mächtigen Finanz- und Industriegruppen reflektiert. Angesichts der Entwicklung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsordnung seit 1890 scheint die Erwartung naiv, einer wachsenden Industrialisierung korrespondiere bei gutem Willen der „Bürger“ eine reale Demokratisierung, sofern sie nicht der „Selbstbewegung von gesellschaftlichen Trends überlassen bleibe“ (209). Die Industriegesellschaft verdichtet sich bei Zmarzlik im Wan-

del der Zeiten allmählich zum statischen System, welches alle Krisen übersteht: im Kaiserreich — das seine „Stabilität seiner Starrheit“ verdankt haben soll (212) — paßt sich die Arbeiterschaft durch „Osmose und Imitation“ (ebd.) der wilhelminischen Gesellschaft an und hält dem Kaiserreich den „Weg in die Zukunft“ offen (213); die Demokratisierungschance wurde nach Zmarzlik 1918 praktisch allein durch die SPD vertan — die Rolle der alten Eliten fällt nicht ins Gewicht —; die Weimarer Republik ging unter, weil die SPD ihre integrierende Kraft verloren hatte und „davon“ die KPD „profitierte“ (215). Dagegen wirkte die „Radikalität von rechts auf die Mehrheit des bürgerlichen Deutschlands weniger verstörend: (...) Zunächst warnte noch der brutale politische Stil vor den Nationalsozialisten. Aber je schärfer die Krise, desto verbindender die Gemeinsamkeit und um so tiefer der Graben, der erneut den Bürger vom sozialistischen Lager trennte“ (216). Hier verbinden sich also liebe Vorurteile mit der Vorstellung, das System sei durch seine integrierenden Kräfte letztlich unverwundlich.

Die ersten Maßnahmen des Nationalsozialismus waren nach Zmarzlik, daß KPD und SPD aus dem „radikal veränderten politischen System einfach hinausgeworfen“ wurden (217), während dem Bürgertum „zwar nicht so deutlich und rasch wie den Sozialisten, aber dennoch mit Konsequenz ... von rechts außen her der Prozeß gemacht“ wird (ebd.), wie er unter Hinweis auf die Juden suggerieren will. Er sieht nicht klar, daß die Juden ähnlich der Arbeiterbewegung physisch vernichtet wurden, während sich der konstatierte „gemachte Prozeß“ vorwiegend auf die „Selbstachtung des Bürgertums“ bezieht. Während Zmarzlik die Linke fälschlich in die „hoffnungsarme Defensive: die Geschichtslosigkeit resignierter Neutralität; die Ohnmacht von Untergrundarbeit ...; das Schattendasein in einer Emigration ...“ (217) verfallen läßt, wundert er sich darüber, daß die Diffamierung des Rechtsstaats und aller „liberal-humanitären Errungenschaften“, „an die die eigenständige Existenz und die Selbstachtung des Bürgertums gebunden waren“ (ebd.), von demselben Bürgertum widerstandslos ertragen wurde: Die Erkenntnis, diese Reaktion des „Bürgers“ sei „eigentümlich“ (217), läßt ihn nur einen zaghaften Versuch machen, mit geistesgeschichtlichem Instrumentarium „die Folgerichtigkeit dieses Vorgangs“ begreiflich zu machen. Über den traditionalistischen Ansatz kann er dabei nicht hinauskommen, wenn er auf das historisch-politisch belastete Klima und die tradierten politischen Vorstellungen des Obrigkeitsstaates hinweist und ihm gleichzeitig sozialökonomische und sozialpsychologische Erklärungsversuche, die gerade die Faschismuskritik der vergangenen Jahre bestimmten, fremd bleiben.

Findet man also in dem von Zmarzlik versuchten „Aufriß“ der deutschen Geschichte überwiegend Ansichten, die für den erschrockenen, Besserung gelobenden Zeitgenossen des Jahrgangs 1922 vielleicht typisch sind, so äußert er sich abschließend über seine Einschätzung der Gegenwart und liefert dabei Anschauungsmaterial

für die Denk- und Argumentationsstruktur eines Liberalen, der die politische Landschaft weiterhin mit Begriffen wie „Totalitarismus“ (229), Rechts gleich Links und Pluralismus analysieren will und „zunehmende Partizipation“ realisierbar glaubt, „wenn neben materiellen Antrieben Ziele lebendig und attraktiv bleiben, die dem Einzelegoismus aus der Erfahrung der humanisierenden Kraft von solidarischer Mitverantwortung die Sinn-Grenzen seiner Berechtigung weisen und den liberalen Bourgeois mit dem demokratischen Citoyen zu vereinigen suchen“ (224). Seiner liberal-elitären Konzeption zufolge liegt die verändernde Macht bei den akademisch ausgebildeten Eliten, „die heute in großer Breite die Schlüsselpositionen in der Gesellschaft besetzen“ und die Aufgabe haben, „Probleme . . . so zu definieren, daß sich massenwirksame Alternativen zum Gegebenen auftun“ (ebd.). Zwar sieht Zmarzlik die einzelnen Schwächen des bestehenden Systems — er zitiert vor allem Beispiele aus dem ihm vertrauten Bildungssektor —, zwar bejaht er mit einem dem liberalen Konkurrenzdenken entstammenden Argument die Zwei-Staaten-Theorie, da sie „den Reichtum der Möglichkeiten (erhöht), in denen sich Deutsche künftig gesellschaftspolitisch verwirklichen können“ (230), in letzter Konsequenz sieht er aber nur die Polarität der Möglichkeiten einer bürgerlich-liberalen Demokratie und des alternativen Staatssozialismus. Er hat sich — fürs erste: „unverzichtbar, aber nicht das letzte Wort“ — entschieden: „Nicht zuletzt durch die Marktwirtschaft“ seien individuelle Freiheit, Rechtsgleichheit und Toleranz als „leitende Normen der Aufklärung“ . . . „Bestandteile unserer Lebenspraxis“ geworden (231).

Peter Steinbach (Marburg)

**Streisand, Joachim (Hrsg.):** Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft.

Bd. I: Vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Reichseinigung von oben. Akademie Verlag, Berlin/DDR 1963 (355 S., Ln., 27,— M).

Bd. II: Von der Reichseinigung von oben bis zur Befreiung Deutschlands vom Faschismus. Akademie Verlag, Berlin/DDR 1965 (444 S., Ln., 36,— M).

Schon bevor seit einigen Jahren aus den Reihen meist jüngerer westdeutscher Historiker die ersten nennenswerten Bemühungen hervorgingen, zu einer kritischen Überprüfung des überkommenen deutschen Geschichtsbildes zu gelangen, unternahm diese dringende Aufgabe eine größere Gruppe führender Historiker in der DDR. Die vorliegenden beiden Bände stellen einen gründlich ausgefallenen vorläufigen Versuch dar, die Geschichte der neueren deutschen Historiographie auf der Grundlage des historischen Materialismus zu mustern. Man beschränkte sich dabei bewußt — mit einer (Marx und Engels betreffenden) Ausnahme — auf die Hauptströmungen bürgerlicher Geschichtsschreibung, ihrer Vertreter und Probleme. Da bei der angewendeten methodologischen Grundlage Politik selbstver-

ständig nie als etwas der Wissenschaft Äußerliches erscheint, handeln die Bände implizit auch von der politischen Rolle des deutschen Bürgertums.

Wie sehr geschichtliches und philosophisches Denken beim aufklärerischen, noch aufsteigenden Bürgertum eine optimistisch gestimmte Einheit bildete, wird am Beispiel Schillers, Fichtes und Hegels dargetan. Die — gerade gemessen an Frankreich — schwächere Position der deutschen bürgerlichen Klasse, die ihre Revolution „im Reiche der Gedanken“ machte, reflektieren bereits Schillers historische Arbeiten (über sie schreibt E. Engelberg). Ihm schwebte ein Bündnis des besitzenden, gebildeten Bürgertums mit einsichtigen Vertretern des Adels zur gemeinsamen (!) Leitung einer patriotischen Volksbewegung gegen den überlebten Feudalismus vor (I, 18 f.). Im Kapitel über Fichte zeigt J. Streisand den komplizierten Übergang zur Romantik bei so manchen zunächst zur Französischen Revolution tendierenden, dann aber von ihr enttäuschten deutschen Intellektuellen (43). Von Fichte stammt ja der noch die fortschrittlich-aufklärerische Einheit von Nationalgefühl und Weltbürgertum kennzeichnende Satz: „Der Patriot will, daß der Zweck des Menschengeschlechts zuerst in derjenigen Nation erreicht werde, deren Mitglied er selber ist.“ In Hegels idealistischer Dialektik vom gesetzmäßigen Fortschritt des sich stufenweise realisierenden allgemeinen Geistes erreichte bürgerliches Denken seine höchste Stufe und Aufhebung zugleich (Streisand).

Erster Vertreter der Geschichtswissenschaft im engeren Sinne war August Ludwig v. Schlözer, Herausgeber der Göttinger „Staatsanzeigen“, des berühmten politischen Journals. Er verkörperte noch aufklärerischen Stolz auf die Verbindung von Wissenschaft und Tagesschriftstellerei in seiner Person (90 f.). Im Gegensatz zu höfischen Haupt- und Staatsaktionen erregten besonders Erfindungen sein kulturgeschichtlich geprägtes Interesse: Erfinder bezeichnete er als „Lieblingsgegenstände der Weltgeschichte (G. Schilfert, 39). Schon vor der 48er Revolution, mit der Romantik, kam es zur Differenzierung in einen fortschrittlichen und einen reaktionären Flügel bürgerlicher Historiker. Letzterer interpretierte unter dem Einfluß lastenden feudalen Erbes und der relativen Elastizität seiner Träger („Revolution von oben“) Geschichtlichkeit zunehmend im historistischen Sinne, was museale Erstarrung des Überlieferten bewirkte. Methodisch kam man zur Isolierung der Einzelvorgänge, gesetzmäßige Entwicklung wurde geleugnet, Philosophie als subversive Spekulation von Geschichte getrennt. Mit der historischen Rechtsschule verbannte z. B. Karl Friedrich Eichhorn die Philosophie speziell aus der Staats- und Rechtslehre und versuchte eine selbständige „organische“ Entwicklung des Rechts — ohne den Staat — nachzuweisen (Uwe-Jens Heuer). Diese Wendung zur Vergangenheit bedeutete jedoch praktisch ein Abschneiden lebendiger Geschichtlichkeit als eines vorwärtsgerichteten humanen Emanzipationsprozesses.

War die kritisch-philologische Methode der Geschichtsschreibung ursprünglich vom Althistoriker Niebuhr begründet worden (R. Gün-

ther), dessen historischer Blick an konkreter sozialgeschichtlicher Entwicklung geschult war, wenn er mittels Beobachtung zeitgenössischer (1788) Aufhebung feudaler Leibeigenschaft bei Dithmarscher Bauern zur Rekonstruktion antiker agrarischer Gentilorganisationen kam (106), so wurde bei Leopold v. Ranke die kritisch-philologische Methode von der Reaktion vereinnahmt (G. Schilfert). Exakte Quellenforschung und systematische Quellenkritik sollten das geschichtlich Einmalige und Individuelle als eben einzelnes Phänomen erfassen mit sich einfühlender Kontemplation, womit Prozeßhaftigkeit negiert wurde. Ranke bevorzugte die „äußere“, Entstehung und Datierung der Quellen sowie Analyse ihrer Bestandteile betreffende Kritik vor der „inneren“, welche es auf die Beschäftigung mit dem Urheber, seinen Ansichten, absieht (246). Der Historiker sollte für Ranke bloß Sprachrohr des geschichtlichen Vorganges sein. Erkenntnistmäßige Synthese liege allein bei Gott, den Menschen verbleibe lediglich die Erahnung göttlicher Hauptintentionen (258). Marx nannte Ranke „den geborenen Kammerdiener der Geschichte“. — Der nach Ranke säkularisierte Historismus mit seinem Prinzip des vorgeblich interessellosen „Verstehens“ mußte dann zwangsläufig zum Relativismus und Positivismus führen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft standen beziehungslos nebeneinander. Der rückwärtsgewandte Historismus sollte dann ja später das Interesse des nachrevolutionären Bürgertums bedienen, indem er durch Eliminierung von Gegenwarts- und Zukunftsreflexion das erkennende gesellschaftliche Subjekt vor sich selbst verbarg.

Die progressiven bürgerlichen Historiker dagegen vermochten es nicht, die Quellenkritik, welche sie meist unterschätzten, zu ihren Gunsten einzusetzen. Abgeschnitten von realem politischen Einfluß verharteten ihre Repräsentanten wie z. B. Friedrich Christoph Schlosser in abstrakt bleibender antifeudaler Fortschrittlichkeit und in kleinbürgerlichem Moralismus (G. Schilfert, S. 142 f.). Bei seinem Schüler Gervinus, dem konsequentesten der „Göttinger Sieben“ von 1837, war das Unvermögen, einen rationalen Kern auch aus der im Dienste herrschender Feudalität stehenden Überlieferung herauszuschälen, besonders deutlich. Er stellte die Erfassung des geschichtlichen Zusammenhanges mechanisch einer kritischen Feststellung von Einzeltatsachen gegenüber (Schilfert/H. Schleier, 158). Gervinus nahm bemerkenswerterweise 1849 nach dem Scheitern der bürgerlichen Revolution einen Linksruck vor und stellte explizit fest, daß der „Mittelstand“ seiner Aufgabe nicht gerecht geworden sei (163) — einem von ihm erwarteten „bürgerlichen“ Proletariat wies er die Fortführung der politischen Umwälzung zu (164).

Die 48er Revolution — ideologisch vorbereitet auch durch zahllose vormärzliche Geschichtsvereine (K. Obermann) — wurde zum Wendepunkt liberaler deutscher Historiographie. Für die kleindeutsche Schule (H. Schleier) stand nun Preußen, auf das sich die Hoffnungen zur Herstellung der nationalen Einheit richteten, im Mittelpunkt der aktualitätsbezogenen Geschichtsschreibung eines Droysen, Sybel, Treitschke. Die Hohenzollernmonarchie hoffte man dabei im groß-



bürgerlichen Sinne umzugestalten. Den Kleindeutschen diente die Beschwörung der „Realpolitik“ dazu, die objektiv vorhandenen Möglichkeiten für eine liberal-demokratische Einigung Deutschlands aus dem Gedächtnis zu verdrängen, welche in Wahrheit aber erst durch dies subjektive Versagen der Bourgeoisie zunichte wurde (292). So gründete das Bekenntnis zur Politik (Droysen z. B. bezeichnete den Staatsmann als den „praktischen Historiker“) in einer eigentümlichen Zwitterstellung der deutschen Bourgeoisie zwischen 1848 und 1871 (296): stand sie doch in der Spannung einerseits zwischen einem aus der Angst vorm andrängenden Proletariat geborenen Verzicht auf revolutionäre Durchsetzung politischer Ansprüche und andererseits der noch unerfüllten nationalen Forderungen. Die peinliche revolutionäre Vergangenheit zu tilgen leistete auch „die Götzenzertrümmerung der Revolution durch Sybel“ (so der Neo-Rankeaner Erich Marcks später, 277). Sybel, der ab 1878 für die Diktatur (Sozialistengesetz!) eintrat, unternahm schon sechs Jahre zuvor die Bekämpfung des wissenschaftlichen Sozialismus, wenn er Marxens „Kapital“ in Vorträgen vor rheinischen Fabrikanten „widerlegte“. Einfacher machte es sich Treitschke, der Mitte der Siebziger Jahre dem Kathedersozialismus eines Schmoller wegen seiner zu großen Risiken heftig opponierte (286). Für ihn hieß es schlichter: „Männer machen die Geschichte.“ Um so höher ist die politische Haltung Theodor Mommsens zu bewerten (R. Günther), der konsequent an seiner linksliberalen Position festhielt. Seine „Pflicht zur politischen Pädagogik“ hieß ihn gegen den wachsenden Antisemitismus Stellung zu beziehen und schließlich, kurz vor seinem Tode zu Beginn des neuen Jahrhunderts, für ein Wahlbündnis der SPD mit den Freisinnigen einzutreten (Bd. II, 22). Methodisch blieb er stets — auch mit manchen seiner fragwürdigen historischen Vergleiche — dem Subjektivismus verhaftet.

Im Band I wird schließlich noch die Entstehung des historischen Materialismus behandelt (R. O. Gropp) und das Geschichtsbild bei Marx und Engels (H. Heitzer), wobei die Autoren der betreffenden Abschnitte von einer Ausdehnung des Materialismus und der Dialektik auf die Geschichte sprechen (205, 339). Wichtig ist der Hinweis darauf, daß in Deutschland infolge Schwäche und Desorientiertheit der Progressiven historisch lösungsreife Aufgaben häufig von reaktionären Kräften in die Hand genommen wurden („Revolution von oben“) und daß ferner Marx und Engels die industrielle Umwälzung für Deutschland als eine Möglichkeit betrachteten, neben den zeitgenössischen auch die „ererbten Übel“ zu beseitigen (352). — Band II behandelt das zunehmende Eindringen des Irrationalismus in die bürgerliche Historiographie im Zeichen des Imperialismus. Als einer der Wegbereiter des Pessimismus sollte nach 1945 Jacob Burckhardt zu neuen Ehren kommen (J. Wenzel). Angst vor kommunistischen Gruppen der Vormärz-Zeit, die er in der Schweiz beobachtete (42 ff.), ließ ihn eine Militärdiktatur über das Proletariat als historisch notwendig hinstellen, deren kulturfeindliche Begleiterscheinungen er andererseits als bedrohlich empfand (47). Krisen, verstanden als gei-

stige Phänomene zur Auffrischung des überkommenen Zustands (53), mußten in Kauf genommen werden. Wissenschaft war für Burckhardt „höhere Betrachtung“ (51). — Die um 1890 einsetzende Ranke-Renaissance (H. Schleier) hatte ihren Grund darin, daß das Objektivitätsideal und der Universalismus Rankes geeigneter zur Abwehr des ja bewußt politisch auftretenden Sozialismus schien als die zu eng werdende Methodik der Kleindeutschen. Über die Vorteile der Ranke'schen Methode schrieb Meinecke später einmal: „Mag der Historiker der Form nach auch das eigene Werturteil . . . zurückhalten — zwischen den Zeilen steht es doch da und wirkt als solches auf den Leser. Es wird dann oft — wie namentlich bei Ranke — tiefer und ergreifender, als wenn es in die Form einer unmittelbaren Zensur gekleidet wäre, und es ist deshalb als Kunstgriff sehr zu empfehlen“ (106).

Eines der wichtigsten Kapitel ist der methodologischen Problematik beim Übergang zum Imperialismus gewidmet (F. Fiedler). Das Interesse seines sozialen Trägers, der monopolistischen Bourgeoisie, an reibungsloser Weiterentwicklung der naturwissenschaftlich-technischen Disziplinen wie auch zugleich an ideologischer Verhüllung gesellschaftlicher Prozesse bedienten Dilthey, Windelband und Rickert mit ihrer scharfen Entgegensetzung von Natur- und Gesellschaftswissenschaften (154). Letztere galten als „Geistes“- bzw. „Kulturwissenschaften“, und sie sollten ihre Gegenstände „verstehen“, sie lebensphilosophisch „individualisieren“. Jedoch galt „Leben“ als rein subjektives „Erleben“, womit objektive Gesetzmäßigkeiten und sogar der objektive Gegenstand verschwanden. Konsequenterweise hieß es, daß es außerhalb des Bewußtseins überhaupt keine reale Welt gäbe. Erleichtert wurde den Lebensphilosophen ihr irrationalistisches Geschäft dadurch, daß sie bequem die Methodologie der Positivisten abstrakt negieren konnten, die nach Art der Comte, Mill, Spencer, Taine die Geschichte als „Natur“ behandelten. Bezeichnend für die Aversion der herrschenden spätbürgerlichen Historiographie gegen alles auch nur entfernt Gesetzmäßige war in den 90er Jahren der Streit um Karl Lamprechts kulturgeschichtliche Methode (E. Engelberg), auch wenn diese ganz auf idealistischem Boden verblieb. Doch Lamprechts Annahme von durchgehenden sozialpsychischen Dominanten in der Geschichte unterminierte in den Augen Georg v. Belows, seines schärfsten Gegners, die „Individualität“ Machtstaat (148). Nicht nur für die alldeutschen Historiker wie Max Lenz, Dietrich Schäfer, v. Below und Erich Marcks, sondern auch für die liberalisierenden Neo-Rankeaner wie Hermann Oncken, Hans Delbrück, Friedrich Meinecke und Ludwig Dehio galt im Ersten Weltkrieg als Zieldefinition, was letzterer bezüglich deutscher Weltambitionen sagte: „Bei ihrer Ausmalung fiel nun der Historie die wichtige Aufgabe zu, die erhoffte Zukunft organisch herauswachsen zu lassen aus der Vergangenheit“ (229).

Etwa seit dem Frühjahr 1917 (russische Februarrevolution und Kriegseintritt der USA!) traten stärkere Differenzen im Lager deutscher Historiker auf. Realistischer denkende Vertreter wie Delbrück und Meinecke plädierten für rechtzeitigen Verhandlungsfrieden und

Reformen im Innern, um das imperialistische System insgesamt zu retten (243 ff.). Meinecke kleidete das in die Formel „Macht und Freiheit“. Die selbstverschuldete Schwäche dieser Konzeption resultierte vor allem daraus, daß sie grundsätzlich die antiimperialistischen Kräfte der Nation aus ihrer Betrachtung ausklammerte und sich daher nicht gegen die konsequenteren unverhüllten Annexionisten durchsetzen konnte (247).

Ein ausführliches Kapitel beschäftigt sich mit Meinecke, dem nach 1918 bedeutendsten Vertreter der gemäßigeren Richtung (G. Lozek), neben Dilthey und Troeltsch Begründer der „Geistes“- bzw. „Ideengeschichte“. Die Mängel der etatistisch-preußischen Historiographie erkennend, blieb für ihn dennoch der Staat als wichtigste „Individualität“ im Mittelpunkt seiner Arbeiten. Sein ursprüngliches Schema der „Synthese von Macht und Geist“ (305, 307) wandelte er im Laufe der Zeiten ab, zuletzt nach 1945. War für Meinecke bis 1918 tiefste Individualität identisch mit Sittlichkeit, so arbeitete er später mit einer Dualismus-Theorie, mit dem „dämonischen Charakter der Staatsraison“ (314), die auch den „Dämonen Hitler“ hervorgebracht habe. Meineckes Versuch, nach dem Ersten Weltkrieg „deutsch-historische“ und „westlich-naturrechtliche“ Denkweise (unter Führung ersterer!) zu versöhnen (313), sowie sein Plädoyer für politische Verständigung mit den westlichen Mächten hatten ihm den Ruf des liberalen Demokraten eingebracht. Einige polemische Simplifizierungen im Kapitel über ihn (z. B. S. 320) dürften wohl in Verbindung mit der Bewertung von Meineckes Rolle bei der Begründung der FU 1948 durch den Autor zu sehen sein. — Meinecke leitete auch seit Anfang der 90er Jahre bis 1935 die „Historische Zeitschrift“, der ein instruktiver Abschnitt für den Zeitraum von 1918 bis zu ihrer vorläufigen Einstellung 1943 gewidmet ist (H. Schleier). Die HZ hatte stets einen guten Blick für die ideologischen Erfordernisse der herrschenden Großbourgeoisie. Stets antidemokratisch orientiert (254), gab sie auch extremen Vertretern des Imperialismus breiten Raum. Die prononciert rechts eingestellten Historiker dominierten stets. Meinecke, der vom Faschismus eine Verschärfung sozialer Spannungen befürchtete (291), wurde 1935 von Karl Alexander v. Müller in der Redaktion abgelöst, der sich um eine Zusammenfassung aller herrschenden Strömungen bemühte und sich darauf berief, Meineckes „Lebenswerk in besonderem Sinne unser nennen zu dürfen“. Die von Theodor Schieder 1959 zum hundertjährigen Bestehen der HZ beschworene „Unabhängigkeit“ der Zeitschrift vom Faschismus ist also ähnlich zu bewerten wie das Verhältnis spätbürgerlicher Ideologie zu diesem.

Dagegen waren die wenigen linksliberalen Historiker intellektuelle Einzelgänger, die den Anschluß an die Arbeiterbewegung nicht fanden und wie Max Lehmann auf idealistischen Positionen im Kampf um eine „absolute Wahrheit“ verharrten (G. Vogler, 94). Auch Veit Valentin, von dem ein sehr differenziertes Kapitel handelt (H. Schleier), hinderte sein neukantianischer Subjektivismus und Voluntarismus (329) daran, das Wesen des Imperialismus zu erkennen („die

Welt ist etwas Geistiges“), wohingegen seine geistige Position sich an der großangelegten Darstellung der 48er Revolution bewährte, die als beste bürgerliche zu diesem Thema eingeschätzt wird (359). Im Ersten Weltkrieg vom Auswärtigen Amt aus propagandistischen Gründen gerade wegen seiner Differenzen mit den Alldeutschen als literarischer Mitarbeiter berufen, wurde ihm auf deren Betreiben 1917 seine Freiburger *venia legendi* entzogen. In der Weimarer Republik, zu der er einen geschichtlichen Bogen von der 48er Volksbewegung her schlug, konnte er nie einen Lehrstuhl erlangen. Weltgeschichte war ihm ein Kampf um idealistisch gefaßte Lebensgüter, die unter „tragbaren“ (!) sittlichen und wirtschaftlichen Bedingungen auf eine größere Zahl von Menschen auszudehnen seien (362). — Erwähnt sei noch ein Abschnitt über die Osteuropa-Studien in der Weimarer Republik (Gerd Voigt), die von einigen Historikern wie Otto Hoetzsch und Karl Stählin im Sinne einer Kooperation mit der Sowjetunion betrieben wurden, weshalb sie trotz ihres subjektiven Antikommunismus als grundsätzlich fortschrittliche Vertreter ihres Faches bewertet werden (398).

Keine Behandlung finden in den „Studien“ nicht eben unbedeutende Historiker wie Johannes Ziekursch, Gustav Mayer sowie „ein zum historischen Materialismus tendierender fortschrittlicher bürgerlicher Historiker wie Eckart Kehr“ (278), dessen gesammelte Werke ja allerdings erst nach Erscheinen der „Studien“ im Westen dank H. U. Wehler neu veröffentlicht wurden. Völlig offen bleibt die Bewertung Arthur Rosenbergs, der nicht einmal in einer Fußnote erwähnt wird. Insgesamt jedoch stellen diese zusammengefaßten Arbeiten, aus denen alle Gesellschaftswissenschaften Gewinn ziehen können, in ihrer Konzentration einen kaum entbehrlichen Beitrag zur erforderlichen materialistischen Überprüfung der bürgerlichen Geschichtsschreibung in Deutschland dar.

Michael-Viktor Graf Westarp (Berlin)

**Rein, Gustav Adolf:** *Der Deutsche und die Politik. Betrachtungen zur Geschichte der Deutschen Bewegung bis 1848.* Geschichte im Buch. Musterschmidt-Verlag, Göttingen — Zürich — Frankfurt 1970 (321 S., Ln., 30,— DM).

Studien und Essays über die Besonderheit der deutschen politischen Kultur und Entwicklung erschienen in größerer Anzahl kurz nach 1945 und in den ersten Jahren der Restaurationsperiode, um dem Bildungsbürgertum durch Interpretationsversuche der Ursachen von „Barbarei“ und „Zusammenbruch“ über Ratlosigkeit, Fragen und Selbstkritik hinwegzuhelfen. Eine der bekanntesten Sinnungen dieser Art ist Meineckes „Die deutsche Katastrophe“, und auch der großartige Erfolg von Plessners freilich ganz anders geartetem „Die verspätete Nation“ läßt sich teilweise auf dieses Bedürfnis der Öffentlichkeit zurückführen. In der von acht Verlagen betreuten Reihe „Geschichte im Buch“, in der offensichtlich überwiegend traditionell konzipierte Werke veröffentlicht werden sol-

len, erschien mit der vorliegenden Arbeit gewissermaßen ein Nachzügler der bürgerlichen historischen Erbauungsliteratur. Rein, der in den fünfziger Jahren mit einer konservativ geprägten Arbeit über „Die Revolution in der Politik Bismarcks“ hervortrat, kommt sich „im Kreis der geschichtslos gewordenen Leute von heute ... zuweilen wie ein Märchen-Erzähler vor: Es war einmal ein deutsches Volk. Ob es heute noch lebt, weiß ich nicht“ (7). Wie ein Märchen mutet denn auch sein Buch an, das die überwiegend ruhige, vorindustrielle Periode schildert, in der das Bürgertum seinen unaufhaltsamen Aufstieg erleben konnte. Nachdem Rein die Andersartigkeit der Einstellung der Deutschen zur Politik durch den Hinweis auf die friderizianische, die pietistische und die allgemeine geistige Revolution — „Die staatsbildende Kraft eines Volkes wird nicht im Revolution-Machen von unten her offenkundig, sondern im Umgestalten der Dinge von oben her, weil die Verwandlung sich im Geiste vollzogen hat“ (24) — erklärt hat, beschreibt er zitatenreich den Weg des Volkes zur Macht, denn im Verhältnis zur Macht verkörpert sich für ihn Politik. Seine Arbeit will jedoch keine systematische Untersuchung sein, „sondern etwas Fragmentarisches oder sogar nur Aphoristisches, wenn auch möglichst sorgfältig historisch begründet und durchdacht“ (8). Angesichts der dunklen Bilder — „Wir wurzeln alle im Erdreich der Vergangenheit und ziehen daraus einen Teil unserer Nahrung“ (8) —, der falschen Formulierungen — „aus dem Ei, das in wilden Stürmen ausgebrütet wurde, kam eine Epoche [die französische Revolution] der totalen Umkehrung aller Ordnungen“ (21) — und der hier abrollenden „wesenden Geschichte“ (Adorno) kann man sich nur fragen, ob es wirklich berechtigt ist, wenn ältere Historiker in Anlehnung an den alten Sybel beklagen, die gegenwärtige Generation hätte verlernt zu erzählen. Wenn Rein bereits zu Beginn seiner „Betrachtung“ konstatiert: „Wer den Gesamtverlauf der deutschen Geschichte von den Ursprüngen bis heute verfolgt, darf nicht sagen, daß dieses Volk keine Begabung für Politik gehabt habe“, und als Belege den „europäischen Adel germanischen Ursprungs“, den Föderalismus als „eine deutsche politische Leistung“ und Preußen als „ein politisches Gemeinwesen von antiker Kraft“ (16 f.) anführt, feiern alte Klischees fröhliche Urstände.

Peter Steinbach (Marburg)

**Boldt, Werner:** Die Anfänge des deutschen Parteiwesens. Fraktionen, politische Vereine und Parteien in der Revolution 1848. Darstellung und Dokumentation. Sammlung Schönigh zur Geschichte und Gegenwart, hrsg. von Kurt Kluxen. Ferdinand Schönigh-Verlag, Paderborn 1971 (207 S., kart., 9,80 DM).

In den vergangenen Jahren wurde in der deutschen Geschichtswissenschaft zunehmend das Bemühen erkennbar, bei einer Behandlung des Vormärz und der Revolution von 1848/49 die Untersuchung der Frankfurter Nationalversammlung zugunsten einer Be-

handlung der Aktivitäten und Organisationsformen der breiten sozialen Bewegung zurückzustellen. Erschienen in der DDR vorwiegend Arbeiten über die frühproletarische Bewegung der Landbevölkerung, der Handwerker und des schwach entwickelten städtischen Proletariats, so wendet man sich in der Bundesrepublik in der jüngsten Zeit häufig der kleinbürgerlichen Bewegung Süddeutschlands und der rheinischen Arbeiterbewegung zu. In diesen Zusammenhang gehört auch die vorliegende Arbeit Boldts, die auf Ergebnissen seiner Dissertation über „Die württembergischen Volksvereine von 1848 bis 1852“, Stuttgart 1970, fußt und sie in einen größeren parlaments- und parteihistorischen Zusammenhang stellt. Eine umfangreiche Dokumentation von Quellen vorwiegend süddeutscher Provenienz über die politische Bewegung bis zum Vorparlament, das Vereinswesen und die Fraktionen der Frankfurter Nationalversammlung ist eine verdienstvolle Ergänzung der von Karl Obermann vorgelegten Quellensammlung (Flugblätter der Revolution. Eine Flugblattsammlung zur Geschichte der Revolution von 1848/49 in Deutschland, Berlin-DDR 1970; jetzt auch als Taschenbuch bei dtv), zumal sie von Boldt in einer längeren einführenden Darstellung vergleichend interpretiert wird.

Boldt geht es darum, „gesamtdeutsche Organisationen“ der Revolutionsperiode zu untersuchen, um „das Verhältnis der einzelnen Formen [politischer Organisationen] zueinander und zu den in Frage kommenden politischen Richtungen zu bestimmen“ (5 f.). Mag man die Nichtberücksichtigung der katholischen Piusvereine sowie der Turn- und Gesangsvereine zu Recht mit dem Hinweis auf deren vorrangig klerikale Interessenbindung bzw. deren „heimliche politische, (...) nicht nach Parteien differenzierte Opposition mit ‚patriotischer‘ Tendenz“ (12) begründen, so befremdet doch die Tatsache, daß die Arbeitervereine nicht behandelt werden, die — wie Boldt richtig bemerkt — neben sozialen vor allem gesamtdeutsche Interessen vertraten — freilich in einem ganz anderen, nämlich emanzipatorischeren Sinne als viele der bürgerlichen Vereine. Die Behandlung der Arbeiterorganisationen hätte sich gut in Boldts Arbeitsziel, das Verhältnis politischer Organisationen zum Parlament zu beschreiben und zu werten, einfügen lassen. Hier scheint sich die aus Gründen der Arbeitsteilung durchaus berechnete landesgeschichtliche Schwerpunktbildung (vgl. 5) nachteilig bemerkbar zu machen: Im kleinbürgerlichen und klein-agrarisch strukturierten Südwestdeutschland stellten die Arbeiter zweifellos nicht einen derartigen politischen und sozialen Faktor wie in einzelnen Städten der industriellen Ballungsgebiete dar.

Die Darstellung des Demokratisierungsprozesses der politischen Organisationen der Republikaner, der Demokraten und der Konstitutionellen (12) steht stark unter der zunächst höchst traditionell klingenden These, daß „die politischen Organisationen ihren Ursprung der Idee der Demokratie verdanken“ (6). In folgenden Interpretationen gelingt es Boldt, die ideengeschichtliche These sozialhistorisch zu füllen und geschichtswissenschaftliches Neuland zu be-

treten. Ausgehend vom Gegensatz Konstitutionalismus und (parlamentarischer) Demokratie versucht Boldt, die hinter beiden Begriffen stehenden sozialen Gruppierungen (nämlich die aufgeklärteren Feudal-Gruppen und die Großbourgeoisie auf der einen, das Kleinbürgertum auf der anderen Seite) sichtbar zu machen. Die Organisationsbestrebungen der Demokraten werden nicht mit dem Hinweis auf einen dunklen, nicht hinterfragten Sachzwang erklärt, sondern aus dem Bestreben der Demokraten gedeutet, sich gegenüber den Konstitutionalisten im Parlament durch Fraktionen, in der Öffentlichkeit durch Vereine — die allerdings in liberalem Selbstverständnis eher als Volksorganisationen fungierten denn als Wahlvereine — und Clubs durchsetzen zu müssen. Boldt zufolge verkörpern die Vereine dabei kurzzeitig die Chance einer weitgehenden Demokratisierung, die allerdings durch die Erstarkung der Fraktionen und die wirkungsvolle Durchsetzung ihrer sich selbstständigen Interessen in den Clubs alsbald vernichtet wurde. Die konservativen Partei- und Vereinsbildungen werden als Reaktion auf die Organisationsversuche der linken Kräfte gesehen. Das Scheitern der Beratungen der Nationalversammlung wird nicht wie üblich damit erklärt, daß sie ein konfus agierendes und letztlich überfordertes Professorenparlament mit fehlender parlamentarischer Praxis gewesen sei, sondern mit der massiven Boykott- und Obstruktionspolitik der rechten Flügelgruppen in Zusammenhang gebracht. Damit werden die verschiedenen vormärzlichen Standpunkte auf manifeste und ohne Schwierigkeiten sichtbar zu machende soziale Interessenkonflikte zurückgeführt, von denen die parlamentarische Taktik der wichtigsten Gruppen unter gleichzeitiger Verdrängung liebgewordener Klischees abzuleiten ist. Leider führt Boldt seine Auseinandersetzung mit der traditionellen Vormärz- und Revolutionsforschung nur in den Anmerkungen und sieht seine Arbeit zu bescheiden als eine modifizierende Akzentverschiebung gegenüber den Ergebnissen anderer Autoren (vor allem: Helmut Kramer: *Fraktionsbindungen in den deutschen Volksvertretungen 1819—1849*, Berlin-West 1968, vgl. dazu den Rezensionssaufsatz Hartwig Brandt: *Verfassungsgeschichte als Sozial- und Organisationsgeschichte*, in: *Neue Politische Literatur* 1971, S. 242 ff., bes. S. 248), während sie durch die Rezeption der Theorie vom Klassenkompromiß eher als grundsätzlicherer Neuanfang erscheint, der zweifellos stark durch die historischen Arbeiten von Marx und Engels sowie durch Fragestellungen und Ergebnisse der DDR-Forschung inspiriert wurde.

Peter Steinbach (Marburg)

**Stürmer, Michael (Hrsg.):** *Das kaiserliche Deutschland. Politik und Gesellschaft 1870—1918.* Droste Verlag, Düsseldorf 1970 (447 S., Ln., 42,— DM).

Mit dem von Stürmer herausgegebenen Band liegt eine Aufsatzsammlung mit Beiträgen jüngerer Historiker der Bundesrepublik

vor (mit einer Ausnahme: dem geistesgeschichtlichen Essay über „Die politischen Folgen des unpolitischen Deutschen“ von Fritz Stern), die sich in Dissertationen bzw. Habilitationsschriften bereits mit Problemen des Bismarck- und Wilhelminischen Reiches beschäftigt haben und hier gleichsam ein Komprimat ihrer Arbeiten geben. Die Verfasser gehören größtenteils dem sogenannten Oxforder Kreis an, der sich mit der Diskussion von Problemen des Deutschen Kaiserreiches beschäftigt.

Sämtliche Arbeiten, die innenpolitischen, wirtschaftlichen (obwohl mit den Beiträgen der Kontrahenten Helmut Böhme und H.-U. Wehler stark unterrepräsentiert), außenpolitischen, militärischen und gesellschaftlichen Fragen gewidmet sind, versuchen, Beiträge zur Darstellung der Kontinuität von der Reichsgründung bis zum Ersten Weltkrieg zu liefern. Dabei lehnen sie sich insgesamt an Wolfgang Sauer bis heute nachwirkenden Aufsatz „Das Problem des deutschen Nationalstaates“ in der Politischen Vierteljahresschrift 3 (1962) an, der „Die Rolle der Gewalt in der Geschichte“ von Friedrich Engels teilweise rezipiert. Danach begünstigte die Gründung des Deutschen Reiches das Bürgertum, obwohl sie gerade die politische Emanzipation der Bourgeoisie verhinderte und damit die Kampfbedingungen des auf soziale Emanzipation drängenden Proletariats verschlechterte. Insgesamt belegt die Sammlung die Rezeption dieser These bei der gegenwärtigen Erforschung der Bismarckzeit, die sich von apologetischen, nationalliberalen Kategorien und Wertungen zunehmend löst, wenn sie auch immer noch einer Untersuchung der herrschenden Klasse und ihrer Abwehrpraktiken verpflichtet bleibt, ohne die Kreise zu berücksichtigen, die die Bismarcksche Staatskonstruktion kritisierten und Alternativen entwickelten.

Die DDR-Forschung wird zwar vereinzelt in den reichhaltigen Literaturangaben berücksichtigt, ohne daß sich jedoch eingehend mit ihr auseinandergesetzt wird (besonders nachteilig macht sich dies bei dem Artikel von H. J. Puhle: „Parlament, Parteien und Interessenverbände 1890—1914“ bemerkbar). Bisweilen werden Ergebnisse der DDR-Literatur ohne nähere Kennzeichnung übernommen. Die Sammlung wird dem von Stürmer eingangs postulierten Anspruch, „eine kritische Bestandsaufnahme jener Thesen und Probleme, die heute die Beschäftigung mit dem Bismarckreich in erster Linie bestimmen“, zu sein, nicht gerecht, weil die Verfasser der Beiträge durchweg der Konzeption vom Zugzwang Bismarcks zwecks Behauptung konservativer Herrschaft verpflichtet sind. Die Durchführung dieser Konzeption ist jedoch unzureichend. E. Kehr war in seinen Aufsätzen und seiner Studie über „Schlachtflottenbau und Parteipolitik“ weiter, so daß seine Arbeiten immer noch vorbildlich sind. Besonders in Hillgrubers Beitrag, der sich fast ausschließlich auf das deutsch-englische Verhältnis beschränkt und damit das Thema seiner Abhandlung verfehlt, wirkt das sicherlich stark von der amerikanischen Theorie der Systemerhaltung beeinflusste Konzept aufgepropft, während Stürmer, Messerschmidt und Deist ansatzweise Analysen staatlicher Disziplinierungs- und Integrationsversuche liefern.



Es bleibt unklar, weshalb dem Bonapartismusproblem nur eine knappe Seite mit einer längeren, allerdings nicht weiterführenden Anmerkung (140) gewidmet ist. Denn unstreitig ist der Bonapartismus sowohl in der DDR als auch in der BRD ein vorrangiges Forschungsproblem, an dem sich gut die so vielzitierte Selbstverstümmelung der Bourgeoisie zeigen und analysieren ließe.

Ein weiteres Problem, welches zweifellos in den Komplex von „Kontinuität und Diskontinuität preußisch-deutscher Großmacht“ (11) gehört, stellt die Wandlung der SPD und ihrer Mitglieder von der revolutionären Partei zur in weiten Teilen systemerhaltenden, konstitutionellen Oppositionspartei dar, die schließlich sogar die überkommene Sozialstruktur verteidigte. Die Taktik der SPD mit dem Hineinwachsen Deutschlands in das Weltstaatensystem zu vergleichen („die englische Weltmacht wollte, falls Deutschland die Zeit für sich arbeiten ließe, hinnehmen, daß es auf friedlichem Weg an das Ziel seiner Wünsche gelangte — die SPD, aber auch ihre Gegner glaubten zu wissen, daß einer sozial-demokratischen Volkspartei die Führung in Deutschland zufallen müsse“, G. Schmidt, 401), hat wohl mehr feuilletonistischen als analytischen Wert. Trotz dieser Mängel soll die Existenzberechtigung des Bandes (fast alle Beiträge sind an anderer Stelle leicht zugänglich) nicht bestritten werden, dokumentiert er doch immerhin eine kritischere Wendung der jüngeren westdeutschen Historiker. Allerdings werden sie noch ein gutes Stück weitergehen müssen, um historische Bedingungen, Klasseninhalt und Techniken politischer Herrschaft in diesem Zeitraum aufspüren und analysieren zu können.

Peter Steinbach (Marburg)

**Wehler, Hans-Ulrich:** *Krisenherde des Kaiserreichs 1871 — 1918. Studien zur deutschen Verfassungs- und Sozialgeschichte.* Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1970 (437 S., kart., 34,— DM).

In diesem Band sind Aufsätze gesammelt, die bereits anderweitig erschienen sind, teilweise handelt es sich um Einleitungen zu Editionen. Die Beiträge fassen Forschungsergebnisse, die Wehler in seinen umfangreicheren Arbeiten entwickelt hat, thesenartig zusammen (so in dem Artikel „Bismarcks Imperialismus“, 135—161), liefern Spezialuntersuchungen zu Einzelproblemen des wilhelminischen Reiches (Elsaß-Lothringen, die Polenfrage) und entwerfen — vor allem — die theoretische und wissenschaftspolitische Position des Verfassers.

Wehler begreift die Geschichtswissenschaft als Sozialwissenschaft mit der Aufgabe politischer Pädagogik (9). Er fordert eine Abkehr von der geistesgeschichtlich geprägten Auffassung dieser Disziplin, wie sie zuletzt dominierend von der Meinecke-Schule gepflegt wurde, und ihre Orientierung auf die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, die ohne eine kritische Theorie nicht mehr sinnvoll betrieben werden könne. Der Behauptung einer Diskontinuität von wilhelminischer und faschistischer Politik, wie es von der in der westdeutschen Ge-

schichtsschreibung immer noch herrschenden Lehre vertreten wird, setzt er seine These von der Kontinuität des „sozialimperialistischen Widerstand(s) gegen den Emanzipationsprozeß in der industriellen Gesellschaft in Deutschland“ seit Bismarck bis zum Ende des Faschismus entgegen (161). Aufgabe der Geschichtswissenschaft müsse es sein, an der Aufhebung der „lags“ zwischen industriegesellschaftlicher Emanzipation und ihr entgegenstehenden Blockierungen mitzuarbeiten (297), indem sie „einer Gesellschaft, für die gewaltige Kräfte das schier unentrinnbare, von sozialen Zwängen bestimmte ‚Gehäuse der Zukunft‘ (Max Weber) errichten, den historisch gewordenen, prinzipiell immer noch offenen Charakter ihrer Institutionen und ihrer Entwicklungstendenzen aufweist“ (279). Als normative Vorentscheidung, von der Wehler dabei ausgeht, nennt er „das Fernziel des massendemokratischen Sozialstaats, in dem aber auch der Absolutheitsanspruch der Gesellschaft gegenüber den Individuen abgewehrt und die industrielle Welt humanisiert, mithin auch planrationaler Kontrolle unterworfen wird“ (297).

Die Einzeluntersuchungen Wehlers in diesem Band, in denen er seine These von der Kontinuität zwischen „Bismarcks ‚Reichsfeinden‘ bis zur ‚Reichskristallnacht‘“ (199) belegt, sein Insistieren auf der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, seine Verpflichtung der Geschichtswissenschaft zur politischen Pädagogik (hier im Rückgriff auf Theodor Mommsen) sowie seine Imperialismus-Definition, die sich kritisch an marxistischen Theorien zu orientieren sucht (113—134), machen deutlich, weshalb er, der sich in zwei Aufsätzen über Eckart Kehr und Gustav Mayer zur sehr schmalen demokratischen Tradition in der deutschen Geschichtswissenschaft bekennt, sich unter den westdeutschen Historikern in einer Außenseitersituation befindet.

Seine Forderung nach der Einreihung der Geschichte unter die Sozialwissenschaften macht es zugleich nötig, seine sozialwissenschaftlichen und „politisch-pädagogischen“ Positionsbestimmungen auch unter diesem Anspruch zu prüfen. Hier fällt ein ausgeprägter Hang zu Unbestimmtheiten, etwa in Wehlers Definition seiner „normativen Vorentscheidung“ und seiner undifferenzierten These von der Industriegesellschaft, auf. Fest steht zwar für ihn, daß „die ‚Salus publica‘ keinen eindeutig auszumachenden sozialen Träger besitzt —als den sich die preußische Bürokratie mißverstehen konnte“ —, doch bleibt ihm „die Frage, wie heute Gemeinwohl zu ermitteln und zu realisieren ist, des Schweißes der Politiker und Sozialwissenschaftler wert“ (325, Anm. 4). Für den Historiker, der endlich bereit ist, sich mit Wirtschaftsgeschichte zu befassen, empfiehlt er ausdrücklich einen gewissen Eklektizismus bei der Auswahl der Wachstumstheorien, deren er sich bedienen will (301). Seine Aufrufe zur Einbeziehung einer kritischen Theorie in die Geschichtswissenschaft orientiert er fast ausschließlich an Hinweisen auf gerade solche Vertreter der Frankfurter Schule, bei denen ein Kontakt zu sozialhistorischer Argumentationsweise im Wehlerschen Sinne am wenigsten feststellbar ist (405, Anm. 61; 432, Anm. 24). Wehlers Konstatierung eines „nationalsozialistischen Totalitarismus“ (191; hier wäre es

interessant, Wehlers Totalitarismusdefinition kennenzulernen) und der nicht weiter erläuterte Hinweis auf die Etablierung „des Neuen seit 1948/49“ (12) zeigen Unklarheiten, deren Überwindung eine notwendige Station bei der Herausbildung einer sozialwissenschaftlichen Geschichtsschreibung ist, die sich nicht damit begnügt, nur innerhalb der Historie sich kritisch zu verhalten. Georg Fülberth (Marburg)

**Boelcke, Willi A. (Hrsg.): Krupp und die Hohenzollern in Dokumenten. Krupp-Korrespondenz mit Kaisern, Kabinettschefs und Ministern 1850—1918. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Frankfurt/M. 1970 (287 S., 3 Beil., Ln., 28,— DM).**

Am Beispiel des Aufstiegs der 1811 gegründeten Gußstahlfabrik Friedrich Krupp — in der, um nur einen Indikator zu zitieren, 1848 71, 1872 16 600, 1914 79 700 und 1918 158 000 Beschäftigte tätig gewesen sind (vgl. 33 f., 69, 98, 175 f., 225) — liefert Boelckes Dokumentation Material zur Diskussion der Theoreme des „staatsmonopolistischen Kapitalismus“; vor allem insoweit dieser Interpretationsansatz der „Vereinigung der Macht der Monopole mit der des Staates“ sowie den regulierenden Eingriffen des Staates in das Wirtschaftsleben bis 1918 („Kriegskapitalismus“) gelten. Boelckes Dokumentation kulminiert in Bemerkungen zur „kriegskapitalistischen“ (1916—1918) Phase der „Krupp-Geschichte“ (222—239 sowie die Dok. 124—138a, 240 ff.); Kulmination ist insbesondere die vor allem anhand der annektionistischen (vgl. 224, 230 ff.) Friedensdenkschriften bzw. Kriegszieldiskussionsbeiträge des Alldeutschen Verbandes (Claß) sowie Krupp v. Bohlen und Halbachs (Dok. 126a—247 ff., s. 242 ff.) getroffene Feststellung: „Der Staat sollte am Ende zu einem Instrument der Wirtschaft, zu einem Organ des modernen Industriesystems werden. Die staatlichen Funktionen hatten primär den Erfordernissen der Wirtschaft zu dienen“ (236, s. 230—236, 238 f.). — „Die industrielle Macht, geblendet vom eigenen Wirtschaftserfolg und im Gefühl eigener Überlegenheit, griff nach der politischen Macht. Sie wollte offenbar nicht länger mit der zaudernden herrschenden Aristokratie teilen, um ‚freie Hand‘ zu haben und die Karte Mitteleuropas und der kolonialen Welt nach eigenem, primär wirtschaftlich bestimmtem und damit zwangsläufig einseitigem Ermessen umzugestalten und die Schätze der Erde umzuverteilen. Die militärische Führung kam ihr entgegen . . . Politisch ambitionierte Militärs suchten die Unterstützung der Industriellen, wie auch umgekehrt extreme Wortführer der Industrie sich der Hilfe der Militärs und ihrer Einflußmöglichkeiten versicherten“ (234). Mit diesen einleitenden interpretatorischen Bemerkungen zum Abschnitt „Kriegsziele und Kriegsgewinne (1914—1918)“ nähert sich Boelcke auf eine quasi-„links-positivistische“ Art der Interpretation des „Staatsmonopolistischen Kapitalismus“ z. B. durch Peter Hess, derzufolge die ökonomische Tätigkeit des Staates eine Form monopolistischer Konkurrenz, derzufolge

vor allem der Staat selbst ein besonderes Monopol darstellt. Die Diskussion derartiger Theoreme wird jedoch nur indirekt thematisiert; Boelcke setzt sich mit der DDR-Historiographie insgesamt überhaupt nicht auseinander, seine analytischen Bemerkungen verbleiben auf der Ebene der Verdoppelung von Politik und Ökonomie bzw. Staat und Wirtschaft oder Gesellschaft. Boelcke hat aber auch ein zunächst bescheideneres Interesse; er versteht die Dokumentation als Diskussionsvorbereitung, gewissermaßen als Initialzündung.

Die Dokumentation enthält neben einer Einleitung, in der der Bezugsrahmen skizziert und die notwendigen editionstechnischen Angaben zur Herkunft und Relativierung der Dokumente (20 ff.) gemacht werden, fünf chronologisch — wie Boelcke meint: „organisch“ — gegliederte Kapitel: „Der Kampf um die Gußstahlkanone (1850—1870)“, „Die Voraussetzungen weiteren Aufstiegs (1871 bis 1887)“, „Im politischen Brennpunkt (1888—1902)“, „Die ‚Goldenen‘ Vorkriegsjahre (1902—1914)“ und das bereits angeführte über Kriegsziele und -gewinne. Jedes dieser Kapitel enthält neben Dokumenten, hauptsächlich aus dem Deutschen Zentralarchiv Potsdam und Merseburg und hauptsächlich zur Verdeutlichung der „schildernde(n) Vielschichtigkeit der Beziehungen von drei Krupp-Generationen zu den Spitzen der Hohenzollern-Monarchie durch Erschließung der amtlichen und privaten Korrespondenz der Krupps“ (12), knappe Einführungen (dazu 24), wobei diese Anlage des Bandes eine „sachgerechte wissenschaftliche Betrachtung“ (Einl., passim) zugleich darstellen und ermöglichen soll. Diese Sachgerechtigkeit wird von Boelcke indirekt als positivistische Parteinahme illustriert. Die äußerste Position Boelckes stellt somit eine gegenüber den affirmativen „Krupp-Geschichten“ berichtende Offenheit dar; verpflichtet ist dieser „linke Positivismus“ einer als Wertfreiheit ausgegebenen und rationalisierten Theorieabstimmung.

Boelckes Dokumentation ist denn auch, folgt man den Ausführungen der Einleitung, nicht theoretisch angeregt worden. Als Motivation werden vielmehr der emotionale, wertende und ergo vorwissenschaftlich-journalistische Diskussionsstand der Krupp-Historiographie (7 f.) und der allgemeinen Betrachtung des „Froblem(s) der Beziehungen zwischen der Schwer- und Rüstungsindustrie und der staatlichen Regierungsgewalt“ (7) angeführt. Diese allerdings sträflich kurz gehaltene Betrachtung des Forschungsstandes führt zu der Bemerkung, die präzise den Ausgang der Arbeit Boelckes markiert: „Eine wissenschaftliche Quellenedition, die nicht eine gleichwie geartete einseitige Auswahl trifft, kann viel zu einer ausgewogenen und der Sache gerecht werdenden Urteilsbildung beitragen“ (9). Auf dem Wege einer ungefilterten Dokumentation — die vorgibt, historische Totalität wenigstens in Umrissen faßbar zu reproduzieren — soll das negative Diskussionsniveau (s. 7 f.) positiv aufgehoben werden; denn nur so kann „die nüchterne Sprache der Tatsachen“ (11) das Urteil bestimmen (s. 10 f.). Daß die vielfältig vermittelten historischen Fakten von selbst natürlich nicht sprechen, merkt Boelcke auch; er greift deshalb auf einen stilisier-

ten Max Weber zurück, um seine Dokumentation zu rationalisieren: „Offenbar scheinen für die Krupp-Geschichte noch nicht die Voraussetzungen gegeben, um sie sine ira et studio, ganz ohne Parteinahme, also im Sinne von Max Webers Forderung nach ‚wertfreier‘ Analyse soziologisch-historischer Zusammenhänge zu schreiben“ (9).

Folgerichtig beschränken sich die Angaben zum theoretischen Bezugsrahmen „für eine sachgerechte wissenschaftliche Betrachtung des sich namentlich in der Krupp-Geschichte vielfältig darbietenden modernen Industriesystems“ (11, s. 11 ff., 14 ff.) auf lapidare Kürzel zum Thema Ende des Liberalismus, wobei selbstverständlich die Schlüsselbegriffe „modernes Industriesystem“ und „moderne Industriegesellschaft“ undiskutiert bleiben. Ebenfalls ohne nähere Ausführungen bleibt der Hinweis auf die am exemplarisch aufgewerteten Fall Krupp zu behandelnde „grundsätzliche Problematik des Wechselverhältnisses zwischen Staat und Rüstungsindustrie“ (12). Der „Krupp-Geschichte“ kommt so ein exemplarischer Wert zu; Boelcke will nämlich an ihrem Beispiel die Aufhebung des liberalen Verhältnisses zwischen Staat und Industrie beleuchten. Diese Aufhebung kennzeichnet ein „beiderseitiges Abhängigkeitsverhältnis“ (12, s. 14 f.), ein „Wechselspiel‘ zwischen Staat und Rüstungsindustrie“ (229), dessen „komplexe Wirklichkeit“ sich nicht im Bereich der „pekuniären Beziehungen“ erschöpft (15, s. 222 ff.). Boelcke demonstriert damit zunächst einmal, wie schön und unkonkret man „wertfrei“, vom (Monopol-)Profit reden kann, zugleich aber (bes. 15 f.) gelangt auch von daher die Diskussion immanent wieder in den Umkreis der Theorie des „Staatsmonopolistischen Kapitalismus“.

Boelcke offenbart auch durch pejorative Formulierungen, nicht nur durch Ausparungen, antimarxistische Implikate der Forderung nach „Wertfreiheit“. So verurteilt er (8 — Anm. 2) global Bernhard Mennes Gesamtdarstellung: „Krupp. Deutschlands Kanonenkönige“ (Zürich 1937), weil sich Menne vom Seminaristen zum „orthodoxen Marxismus“ gewandt habe und sein Talent „vor allem nach 1933 in den Dienst der kommunistischen Kampfpresse“ gestellt habe. — Der „orthodoxe Marxismus“ Mennes äußert sich z. B., das nur zur Ergänzung, darin, daß Menne in der sozialdemokratischen Exil-„Zeitschrift für Sozialismus“ publiziert (3 [1936], S. 1037 ff., 1070 ff.).

Eike Hennig (Frankfurt/M.)

**Witt, Peter-Christian:** Die Finanzpolitik des Deutschen Reiches von 1903 bis 1913. Eine Studie zur Innenpolitik des Wilhelminischen Deutschland, Matthiesen Verlag, Lübeck und Hamburg 1970 (421 S., br., 56,— DM).

Thema der Untersuchung von Witt sind die Auswirkungen der Klassenstruktur des wilhelminischen Reiches auf seine Finanz- und Innenpolitik. Der Verfasser lenkt zu Beginn seiner Arbeit den Blick auf die Notwendigkeit der Erforschung der innenpolitischen Probleme des deutschen Reiches nach der Jahrhundertwende, die von der

Wissenschaft jahrzehntelang zugunsten außenpolitischer Fragestellungen vernachlässigt worden seien. Neben der These vom „Primat der Außenpolitik“ erteilt er einer vornehmlich ideologiegeschichtlichen Beurteilungsweise eine Absage und fordert eine sozialhistorisch orientierte Analyse der Klasseninteressen in der wilhelminischen Gesellschaft (10). Diesem Zweck dient die Auswertung umfangreicher ungedruckter wirtschafts- und finanzpolitischer Archivmaterialien — u. a. aus der Reichskanzlei, dem Reichsschatzamt und mehreren Ministerien — sowie von Akten beteiligter Organisationen und von Politiker-Nachlässen.

Aufgrund dieser methodischen und quellenmäßigen Voraussetzungen vermag Witt in allen Einzelheiten den beherrschenden Einfluß großagrarischer Interessen auf die Finanzgesetzgebung des Reiches und den inneren Widerspruch dieser Politik nachzuzeichnen: dieselbe Klasse, die immer wieder ihre Begünstigung bei Steuer- und Zollgesetzen erreichte und die Einführung direkter Reichssteuern (direkte Steuern wurden bis 1913 nur von den Einzelstaaten erhoben) hintertrieb, um die Befugnisse des nach dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht gewählten Reichstags möglichst eng zu begrenzen, forcierte zugleich die „Weltpolitik“ des wilhelminischen Systems mit seinen steigenden Rüstungslasten (besonders durch die Flottengesetze und -novellen, die zwar vornehmlich großindustriellen Interessen dienten, aber von den Agrariern akzeptiert wurden). Die Folge waren ständig zerrüttete Reichsfinanzen, deren Zustand von den Reichsschatzsekretären, die in relativ rascher Folge zurücktraten, nur notdürftig verschleiert werden konnten. Diese Finanzpolitik mußte vor einem Reichstag vertreten werden, in dem die Sozialdemokratie — mit Ausnahme des Einbruchs der verlorenen Wahl von 1907 — immer wachsenden Einfluß gewann. Die Finanzierung der Rüstungen durch ständige Mehrbelastung der abhängig Arbeitenden und der kleinbürgerlichen Schichten bei gleichzeitiger zoll- und steuerpolitischer Schonung der Protagonisten dieser Politik war undenkbar ohne ideologische Massenmobilisierung, wie sie in der Tätigkeit des Flottenvereins, des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie und in den publizistischen Kolonialkampagnen betrieben wurde. Als schließlich 1913 zur Finanzierung der Kriegsvorbereitungen auch eine Vermögenszuwachssteuer — also eine direkte Reichssteuer — beschlossen wurde, die auch die Junker traf, geschah dies bereits im Zeichen einer „Militarisierung der Reichsfinanzpolitik“ (316 ff.), der auch die SPD erlag: sie stimmte im Reichstag für die Wehrvorlage.

Witts Buch gibt einen unwiderleglich dokumentierten Einblick in die innenpolitische Verletzlichkeit des wilhelminischen Imperialismus. Seine These, daß Bülow die Reichstagsauflösung von 1906 vornehmlich zu dem Zweck inszenierte, sich im Amt zu halten (153), bedarf vielleicht einer weiteren Erhärtung; sie widerspricht der ansonsten nicht personalisierenden Vorgehensweise der Arbeit. Nicht einsichtig ist, weshalb der Verfasser diejenigen Sozialdemokraten, die eine radikale Oppositionspolitik verfochten, als „Dogmatiker“ (Karski; 295, Anm. 591) qualifiziert.

Georg Fülberth (Marburg)

**Puhle, Hans-Jürgen:** Agrarische Interessenpolitik und preußischer Konservatismus im wilhelminischen Reich (1893—1914). Ein Beitrag zur Analyse des Nationalismus in Deutschland am Beispiel des Bundes der Landwirte und der Deutsch-Konservativen Partei. Schriftenreihe des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung, Reihe B: Historisch-politische Schriften. Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, Hannover 1966 (365 S., kart., 28,— DM).

Im Zuge der Untersuchungen über die Ursachen des Ersten Weltkrieges und damit der Revidierung der Phrase, man sei in den Krieg hineingeschlittert, sowie der methodologischen, praktischen und qua Studium faktischen Annäherung zwischen den Universitätsdisziplinen Geschichte, Politologie und Soziologie haben sich für die Geschichtswissenschaft Konsequenzen ergeben: In den vergangenen Jahren erschienen wiederholt organisationshistorische Arbeiten, die der Erforschung der Parteien (Nipperdey), der SPD (G. A. Ritter), der Freien Gewerkschaften (Varain) und der Sammlungsbewegung (Stegmann) des deutschen Kaiserreiches gewidmet waren und sich durch unterschiedliche Gründlichkeit und theoretische Durchdringung des Gegenstandes auszeichneten. Die von G. A. Ritter betreuten Dissertationen über den Centralverband Deutscher Industrieller (H. Kaelble) und über den Bund der Landwirte (H.-J. Puhle) bearbeiteten mit unterschiedlichem Wert zwei der mächtigsten und einflußreichsten Verbände des deutschen Kaiserreiches nach Bismarck: Die ursprünglich von W. Abendroth inspirierte, dann aber wohl seiner Kritik entzogene Arbeit über den kryptoplebisziäre Herrschaftsformen entwickelnden, politisch fast ausschließlich großagrarischen Interessen dienenden Bund der Landwirte hat eine größere Bedeutung als Kaelbles Untersuchung (H. Kaelble: Industrielle Interessenpolitik in der wilhelminischen Gesellschaft. Centralverband Deutscher Industrieller 1895—1914, Berlin: de Gruyter 1967). Puhle trägt in reicher Menge Material zusammen, versucht sich über die organisationshistorische hinaus auch an einer ideologiekritischen Darstellung und will den Bund der Landwirte (BdL) in seiner Bedeutung für den „politischen Stil“ in Deutschland analysieren, d. h. ihn als präfaschistische Organisation begreifen (vgl. auch D. Fricke: Bund der Landwirte (BdL) 1893—1920, in: D. Fricke u. a.: Die bürgerlichen Parteien in Deutschland. Handbuch der Geschichte der bürgerlichen Parteien und anderer bürgerlicher Interessenorganisationen vom Vormärz bis zum Jahre 1945, Band 1, Leipzig 1968, S. 129—149). Zwar wird man die Einschätzungen Puhles nicht immer nachvollziehen können, z. B. wenn das „politische Denken der Konservativen (als) radikal“ beschrieben und ihrem aktuellen Verhalten „tendenziell revolutionäre Züge“ (11) bescheinigt werden. Noltzes Faschismusanalysen wird man selbst bei bestem Willen nicht als „strukturell“ charakterisieren können. Diese Beispiele, die sich durchaus vermehren ließen, signalisieren weniger eine grundsätzliche Wertlosigkeit und Beschränktheit der Arbeit. Sie verdeutlichen

eher die Entstehungszeit der Dissertation, die 1965 abgeschlossen wurde. Man wird die Durchführung der ideologiekritischen Untersuchung bemängeln können, die schließlich vorwiegend zur Zusammenstellung von Zitaten gerät. Es scheint einfacher, „die Betrachtung des wechselseitigen Ineinanderwirkens von ökonomischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen, Gruppenstruktur und -ideologie sowie der konkreten historischen Geschehnisse“ (12) zu fordern als durchzuführen. Bei aller Ambivalenz der Abhandlung ist es Puhle gelungen, eine für die Organisationsgeschichte bis dahin beispiellose Untersuchung anzufertigen.

Im Laufe der Großen Depression seit 1873 nahmen die Versuche gesellschaftlicher Gruppen zu, ihre soziale, ökonomische und politische Stellung abzusichern, indem auf die Staatsadministration eingewirkt wurde. Während man sich zu Zeiten Bismarcks im ganzen mit der Beeinflussung der hohen Beamtschaft zufriedengegeben hatte, entdeckte man in der Ära Caprivi die Möglichkeiten, die in einem Wahllappell an die Massen lagen. Bismarck hatte sich wiederholt auf diese Weise abgesichert, wie seine Kartellwahlpolitik zeigt. Besonders der BdL legte den Hauptteil seiner politischen Wirksamkeit darauf, im Deutschen Reichstag über eine möglichst große Anzahl Abgeordneter verschiedener Parteien zu verfügen (vgl. 215), die die von ihm verfochtenen Ziele unterstützten. Der BdL benutzte zentralistische Organisationen, Publikationsorgane und die sozial äußerst homogenen Mitglieder, die größtenteils aus dem landwirtschaftlichen Sektor stammten, um eine dezidiert großagrarisches Politik zu betreiben bzw. zu unterstützen. Um die Mitglieder zu integrieren, propagierte man wirtschaftliche Forderungen und eine politische Ideologie, die harmonistische (78 ff.), bündische (83 ff.), völkisch-staatliche (85 ff.) und mittelständische (98 ff.) Elemente umfaßte und sich durch einen besonders militanten Antisemitismus auszeichnete, der nach Engels das „Merkzeichen einer zurückgebliebenen Kultur“ ist (F. Engels: Über den Antisemitismus, in: MEW 22, S. 49—51). Die Großagrarien, die sich von den bürgerlichen Kapitalisten und dem sozialistischen Proletariat bedroht fühlten, nutzten die Chance, an die Massen zu appellieren. Die Absicht war, Abgeordnete in das Parlament zu schicken, die antiparlamentarisch wirksam wurden, die Regierung unter Druck setzten und schließlich für einen kräftigen Rechtstrend der Entwicklung sorgen konnten.

Sicherlich ist Puhle zuzustimmen, wenn er die Neuartigkeit des BdL als *pressure group* hervorhebt, die letztlich sogar — wider Willen — den Parlamentarisierungsprozeß des Reiches weiterführte. Ob damit allerdings auch die „indirekte“ Demokratisierung des Deutschen Reiches vorangetrieben wurde, erscheint jedoch mehr als zweifelhaft, es sei denn, man würde hinter jedem Plebiszit in Anlehnung an Carl Schmitt demokratische Qualitäten erblicken (K.-P. Hoepke, in: Jb. f. d. Gesch. Mittel- u. Ostdeutschlands 16/17 [1968], S. 389—391, hier: S. 390). Die vom BdL hauptsächlich getragene, ja geradezu auf ihn angewiesene Deutsch-Konservative Partei, „seit je schon Repräsentant des grundbesitzenden Adels“ (213), war jeden-



falls ein Faktor, den die Reichsregierung kaum unberücksichtigt lassen konnte. Leider untersucht Puhle nicht die Rolle des BdL im Ersten Weltkrieg und bei der Formulierung der Kriegszielforderungen, und auch eine Antwort auf die Frage, weshalb so viele Kleinlandwirte sich für die wirtschaftlichen und politischen Zielvorstellungen der ostelbischen Großagrarien einspannen ließen, wird nicht stringent beantwortet. Eine Untersuchung der sozialen und wirtschaftlichen Hilfeleistungen des BdL, deren Existenz Puhle nur andeutet (vgl. 47 f.), wäre lohnend.

Die Arbeit Puhles liefert interessantes Material über den mitgliederstärksten Interessenverband des deutschen Kaiserreichs zur Zeit des organisierten Kapitalismus, wenn auch die Einordnung des BdL in den Imperialismus im allgemeinen unterbleibt. Dieses kann als der Hauptmangel der Arbeit angesehen werden, der auch für einige Überakzentuierungen verantwortlich ist: Vor 1914 hat es neben der „konservativen Interessenpolitik mit nationalistischer Komponente“ (10) andere, ebenso starke Elemente deutscher imperialistischer Politik gegeben, wie eine ausgedehnte und systematische Untersuchung des kaiserzeitlichen Herrschaftssystems zeigen würde. Die künftigen Arbeiten über diesen Gegenstand werden an Ergebnissen und Maßstäben Puhles nicht vorbeikommen.

Peter Steinbach (Marburg)

**Engelmann, Bernt:** Krupp. Legenden und Wirklichkeit. Schneeluth Verlag, München 1969 (590 S., Ln., 28,— DM).

Wer sich durch das Buch — es hat kein Inhaltsverzeichnis — durcharbeitet, erwartet gemäß Titel und Untertitel wissenschaftliche Aufklärung über ein hochaktuelles Thema, historische Belehrung über ein wichtiges Kapitel unbewältigter Vergangenheit. Was er am Ende kennengelernt hat, ist eine Kompilation aus den zahlreichen — vorwiegend miserablen — Krupp-Büchern vergangener Jahre, aneinandergereimte Histörchen und Episödden in mehr oder weniger pikanter Aufmachung. Nirgends wird das Thema ökonomisch, soziologisch oder politisch tiefer ausgelotet.

Vor allem übersieht der Autor geflissentlich, daß es einen deutschen — heute westdeutschen — Imperialismus gab und gibt, dessen monopolistische Wirtschaftsstruktur von solchen Großkonzernen wie Krupp beherrscht wird und der auf die deutsche Geschichte — und nicht nur auf die deutsche — seit seinem Bestehen den unheilvollsten Einfluß genommen hat. Schon in den Proportionen wird der apologetische Grundzug des Buches sichtbar: Von über 500 Seiten Text sind nur knapp 80 Seiten der Zeit von 1918 bis 1945 gewidmet. Gerade in diesem Teil des Buches findet sich kaum eine sachliche Information; historisches Quellenmaterial von irgend erheblichem Wert wird nirgends zitiert oder ausgewertet. Dagegen konzentriert sich hier das Bemühen des Autors um die Entlastung der Krupps von der historischen Mitverantwortung für die imperialistischen Verbrechen

des deutschen Finanzkapitals und nimmt geradezu groteske Formen an. Das Niveau des Buches erreicht einen Tiefpunkt, und selbst sein Stil sinkt zu aufgeschwollener Dürftigkeit ab.

Das Werk stellt im ganzen eine Auseinandersetzung mit den „Krupp-Hassern“ dar, wie Engelmann Kritiker des Krupp-Konzerns, insbesondere den US-Journalisten William Manchester nennt, von dessen materialreichem Buch noch die Rede sein wird. Größerer Glaubwürdigkeit halber teilt Engelmann auch unter den „Krupp-Fans“ etwa vom Range eines v. Klass einige freundschaftliche Hiebe aus; allerdings fällt es ihm leicht, sich vorteilhaft gegen die unsägliche Seichtheit und Verlogenheit solcher „Hofbiographen“ und „Mohrenwäscher“ abzusetzen.

Die Entstehungsgeschichte des Buches ist nicht ganz durchsichtig; es besteht aber, nach Presseveröffentlichungen und nach den Angaben des Verlags zu urteilen, der unabweisbare Verdacht, daß sich der Autor, mit dessen Namen sich die Erinnerung an gewisse frühere bürgerlich-kritische Verdienste verbindet, bei den heutigen Herren des Krupp-Konzerns (Aufsichtsratsvorsitzender: Hermann J. Abs — Deutsche Bank) in schäbiger Weise angebedert und vor ihren Karren gespannt hat. Da er im Grunde die Linie der gängigen Apologetik genau verfolgt, diese jedoch auf „moderne“ Art mit „sozial-kritischer“ Soße garniert feilbietet, erscheint eine etwas ausführlichere Beschäftigung mit der Konzeption des Buches doch geboten.

Engelmanns „Beweisführung“ verläuft nach folgendem Schema: Die Weltkriege wurden durch Wilhelm II. und Hitler verursacht. Sie stellten den angesichts „eines hochtechnisierten Zeitalters“ „gespenstischen“ Versuch dar, die „bedrohten Machtansprüche“ der „Mächte des Ancien Régime“, „kläglichler Gestalten“ aus „vergangenen Epochen“, zu retten (242, 339). Die Verantwortung der Familie Krupp für Kriege und Faschismus wird nach einer einfachen Formel gleich Null gesetzt: Nutznießerschaft = ist zuzugeben; persönliche Verantwortung = keine oder so gut wie keine; historische Verantwortlichkeit = keine.

Daß die Krupps stets zu den hauptsächlichen Nutznießern der Politik imperialistischer Aufrüstung, Kriegsvorbereitung und Kriegsführung gehörten, kann schlechterdings niemand mehr abstreiten, der ernstgenommen werden will. Dieses Zugeständnis, „ein knickerig gewogenes Achtelchen“ der vollen Wahrheit, um im Stile des Autors zu reden, läßt überdies den uneingeweihten Leser die Argumente leichter schlucken, mit denen Engelmann sonst operiert.

Da ist vor allem die zentrale These des Buches, daß die Herrscher über das Krupp-Imperium, die Friedrich, Gustav/Bertha und Alfred Krupp, nicht die eigentlichen Beherrscher dieses Imperiums und für die Politik des Kaiserreichs und des imperialistischen Deutschlands nach 1918 schon gar nicht verantwortlich waren. Sie waren, laut Engelmann, „nahezu ohne jeden Einfluß auf die Unternehmensführung“ von 1882 bis 1907 (331); Friedrich Krupp war im Grunde „weitgehend unschuldig an nahezu allem, was in seinem Namen geschah“ (272); von 1910 bis 1918 führte in der Konzernleitung nicht

Gustav Krupp, der angeblich von „nichts wissen wollte“ und statt „seriösen Zeitungen“ Kursbücher las, sondern „der kriegs- und später annexionslüsterne Geheimrat Hugenberg das große Wort“ (348 ff.); „man konnte und kann ihn (Krupp — D. E.) wirklich nicht verantwortlich machen für das, was geschah“ (375); auch in der Weimarer Zeit fungiert Gustav Krupp bei dem Verfasser als die „hölzerne Galionsfigur am Bug des Essener Konzerns“ (381); in Hitlers Deutschland „trotzte“ er verschiedentlich den „braunen Apparatschiks“ (!), deren Einsetzung in die Macht er angeblich in keiner Weise je direkt gefördert hatte (381, 393, 409 ff., 420 ff.); seit Ende der dreißiger Jahre litt er an rasch zunehmender Gehirnverkalkung (407 f.), war — wie alle „Geschäftsleute“ — „ganz logisch“ gegen einen Krieg (428 f.), kam aber „vor lauter Geldverdienen gar nicht zum Nachdenken“ (427), so daß wir ihn „von nahezu jeder Verantwortung für das Geschehen im ‚Dritten Reich‘ freizusprechen haben“ (406); sein Sohn Alfred schließlich, Rüstungsmanager schon vor dem Zweiten Weltkrieg und Chef des Gesamtkonzerns seit 1943, war, nach Engelmann, durch Erziehung und Veranlagung unglücklicherweise ein überzeugter, „blind gehorchender“ Anhänger der Nazis geworden und war nicht die Persönlichkeit, die zum „Widerstand“ Format gehabt hätte (446 f.), wie etwa sein Onkel Wilmowsky und dessen Familie, wie Konzerndirektor Löser, wie der „Sonderbotschafter“ Krupps und Weltreisende in Sachen „Widerstand gegen Hitler“ Goerdeler, wie Fritz Thyssen, der hier natürlich nicht fehlen darf, und andere Magnaten und „Widerstandskämpfer“ (429 f., 436 ff.).

Der Kniff des Autors besteht darin, die Familie Krupp vom Krupp-Konzern, einem der Grundpfeiler des deutschen Imperialismus, mit Hilfe der Schutzbehauptung abzutrennen, daß die Krupps zwar Profite verzehrten und Repräsentation sowie gelegentlich Unzucht trieben, sich aber nicht um die eigentliche Führung des Konzerns kümmerten, während sie sich mit imperialistischer Politik schon gar nicht abgaben. Für die Leitung des Konzerns waren andere verantwortlich (Jencke, Hugenberg), für die Politik wieder andere, noch weit Mächtigere (Wilhelm II., Ludendorff, Hitler), die in allen entscheidenden Fragen (Aufrüstung, Krieg) dem Konzern letztlich ihren Willen aufoktroierten. Wo dieser fadenscheinige Deckmantel für die Blößen staatsmonopolistischer Praktiken und imperialistischer Verbrechen nicht ausreicht, muß die — dem Niveau des westdeutschen Illustriertenpublikums gemäß aufgemachte — persönliche Unzulänglichkeit und Erbärmlichkeit der Krupps erhalten, um das System der Monopolherrschaft zu decken.

Was die Kriegsverbrechen des Konzerns betrifft, so wird auf ganzen zwei Seiten berichtet, daß die „Krupp-Hasser“ sie „mit bewunderungswürdiger Ausführlichkeit“ geschildert hätten. Auf diese Verbrechen, von denen Engelmann sehr summarisch nur die Zwangsarbeit beim Namen nennt, „brauchen wir nicht einzugehen“, da sie „leider ... durchaus keine Legenden“ sind (450 f.). Daß Alfred Krupp sie nicht verhindert oder „humanisiert“, sondern „auch selbst

einiges davon“ zu verantworten hat, erklärt Engelmann aus seinen Charakterfehlern.

Einen der neuralgischsten Punkte der Konzerngeschichte, der den unlöslichen Zusammenhang zwischen Eigentumsverhältnissen, Ökonomie und Politik besonders eindringlich belegt, läßt der Autor gänzlich unbeachtet: den Expansionismus des Konzerns — integrierender Bestandteil des Expansionsdranges des deutschen Finanzkapitals — und vor allem seine imperialistischen Kriegsziele im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Kein Wort fällt beispielsweise darüber, wie gerade auch die Beherrscher des Krupp-Konzerns sich im Gefolge der Hitlerwehrmacht gierig auf Bodenschätze, Produktionsstätten und Arbeitskräfte in Polen, in der Sowjetunion, in Frankreich, Griechenland und anderen faschistisch besetzten Ländern stürzten.

Über manches könnte man ohne viel Aufhebens bei einem Literaten hinwegsehen, dessen Geschichtskenntnisse so dürftig fundiert, so einseitig und lückenhaft sind — nicht aber darüber, daß er sich bis zu einer bösartigen nationalistischen Demagogie herabläßt. Und dies geschieht jeweils dort, wo der — laut Waschzettel — „Krupp-Legendenkiller“ Engelmann sich den schwierigsten Teil seiner Aufgabe vornimmt, nämlich die Entlastung der Krupps (und damit des deutschen Monopolkapitals) von der Anklage, zweimal in einem halben Jahrhundert einen Angriffskrieg vorbereitet und ermöglicht und an der Ausarbeitung von Annexionsplänen maßgeblich mitgewirkt zu haben (358 ff., 401 ff.).

Die Engländer, Franzosen und Amerikaner, die Gustav Krupp im Jahre 1918 auf eine Kriegsverbrecherliste setzten, waren, dem Autor zufolge, „um keine Spur besser, nur siegreicher“ als ihre deutschen Kontrahenten (363); man hielt sich jedoch an den Unterlegenen, und alle jene „in hohem Maße Mitschuldigen waren vergessen“ (361). Schließlich, „was hätte man Taffy (Gustav Krupp — D. E.) eigentlich vorwerfen wollen?“ Etwa „planmäßige Vorbereitung eines Angriffskrieges, Volksverhetzung und Mitwirkung bei der Ausarbeitung von Annexionsplänen“? Wie leicht wären „solche Anschuldigungen mit dem Hinweis auf die allgemein übliche internationale Praxis zu entkräften“ gewesen (363)!

Eine solche Argumentation ist bürgerlicher Nationalismus reinsten Wassers, seine Methode die des „Haltet den Dieb!“ Die Schlechtigkeit steckt nun einmal in allen drin, so liest es sich bei Engelmann, darum sollte man das eigene Nest nicht überflüssig beschmutzen. Noch einige Stufen tiefer im Niveau greift der Autor dort, wo die Rede auf den Faschismus und den Zweiten Weltkrieg kommt. Sein konzentrisches Feuer richtet er hier gegen den „Starjournalisten“ William Manchester und sein in der BRD übersetztes Buch (Krupp. Zwölf Generationen. Kindler-Verlag, München 1968, 887 S.), gegen das Ende 1968 unmittelbar nach seinem Erscheinen in deutscher Sprache eine gerichtliche Verbotserfügung erging. Dieses umfangreiche Werk ist zum großen Teil den Nazi- und Kriegsverbrechen der Beherrscher des Krupp-Konzerns gewidmet und enthält auf-

schlußreiches, vielfach unbekanntes Beweismaterial darüber, besonders aus den vielen tausend Seiten der Akten des Nürnberger Prozesses gegen Alfried Krupp und seine Direktoren nach Kriegsende. Es ist ein Buch, dessen Aussagen belegt werden und dessen Material — ungeachtet der bürgerlichen Methodologie des Autors und seiner antikommunistischen Ausfälle und Randglossen — wissenschaftlich zitiert werden kann, was von dem hier besprochenen Werk keinesfalls zu behaupten ist.

Engelmann rät Manchester, doch gefälligt erst einmal vor der eigenen, amerikanischen Tür zu kehren, und beruft sich in diesem Zusammenhang nicht nur auf den Kampf der farbigen US-Bürger gegen Rassismus, imperialistische Unterdrückung und Ausbeutung, sondern auch auf den Kampf des vietnamesischen Volkes um seine Freiheit (399 f.). Diese Art der Polemik kann nur als schamlose Demagogie qualifiziert werden. Vor allem wurmt es Engelmann, daß der amerikanische Autor, „der nicht dabei war“ (402), die Verantwortung der Krupps für die Nazi- und Kriegsverbrechen des faschistischen Regimes hervorhebt und mit einer Fülle von Quellenmaterial belegt. Ihm fällt nichts besseres dazu ein, als seitenlang über den selbsterfundnen Gedanken zu meditieren, daß Gustav Krupp als amerikanischem Konzernboß eine der eigenen ganz ähnliche, d. h. nicht weniger verbrecherische Laufbahn beschieden gewesen wäre. Eine Idee, die zu fruchtbaren Überlegungen führen könnte. Aber Engelmann fragt: „Wäre William Manchester dann auch so scharf mit diesem ‚Taffy‘ ins Gericht gegangen?“ (404). Das ist unter aller Kritik.

Dietrich Eichholtz (Berlin/DDR)

**Myers, Gustavus:** Die großen amerikanischen Vermögen. März/Archiv 8/9. März-Verlag, Darmstadt 1969 (2 Bd. zus. 800 S., Ln., 25,— DM).

Myers Untersuchung aus dem Jahr 1916 ist eine einzige große moralische und sozialkritische Anklage. In mühsamer Detailforschung hat er jenes Material zusammengetragen, welches die Entstehungsgeschichte berühmter Finanzimperien als das erscheinen läßt, was sie ist: eine lange Reihe von Bestechung, Korruption, Steuerschwindel, Gesetzesübertretungen und Ausbeutung. Allerdings geht es Myers erst in zweiter Linie um die Entzauberung der berühmten Namen Astor, Vanderbilt, Morgan, Carnegie u. a., deren Reichtum es vermochte, sie zu Philanthropen und ehrenwerten Männern, wenn nicht gar zum „Retter der Nation“ oder gottgesandten Verwalter menschlicher Güter zu erheben. Vor allem versucht er deutlich werden zu lassen, daß die Machenschaften dieser Potentaten nicht als individuelle Auswüchse zu werten sind, sondern als die Konsequenz aus einem ganz und gar korrupten und rigoros ausbeuterischen System. Obwohl seine strukturelle Analyse vergleichsweise kurz ausfällt, verdeutlicht sie doch die lange Tradition der Begünstigung bereits Begünstigter und das Trugbild angeblicher

Chancengleichheit, das nicht einmal bis zur Gleichheit vor dem Gesetz Bestand hat.

Für den Sozialwissenschaftler heute ist wohl am bedeutsamsten, was Myers über die Beziehungen zwischen Privatinteressen und Staatsapparat an Einzelheiten zutage gefördert hat. Nicht nur haben sich die typischen Formen des Reichtums, vom Agrar- zum Handels- und später zum Finanzkapital im Laufe der Zeit gewandelt, auch die Form der Einflußnahme auf den Staat war spezifischen Veränderungen unterworfen. Zwar war die Bestechung einzelner Repräsentanten von der untersten bis zur obersten Ebene der Volksvertretungen durchgängig — wenn auch in unterschiedlichem Umfange — gebräuchlich, doch die Finanzierung von Wahlkampagnen im großen Stil, die mittels Bankpolitik auf einzelne Politiker und die Regierung ausgeübten Pressionen, die nahezu offenen Gesetzesübertretungen und schließlich das planvolle Eingreifen in Regierungsgeschäfte entwickelten sich erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Das in besonderem Maße korrumpierte Verhältnis zwischen privaten Kapitalinteressen und Staat, welches die Geschichte des US-Kapitalismus kennzeichnet, rührt zum einen aus dem direkten Anschluß des unabhängig gewordenen Handels an den Kolonialkapitalismus, zum anderen aber aus dem schwachen Industrialisierungsgrad des Landes. Die lange Zeit vorherrschende agrarkapitalistische Struktur der USA hatte das in besonderem Maße krisen- und deshalb auch korruptionsanfällige Finanzkapital zur prägenden gesellschaftlichen Kraft werden lassen. Es ist kein Zufall, daß die von Myers untersuchten großen Vermögen zwar teilweise auch durch Ankauf von Industrie vermehrt wurden, daß aber kein einziges von ihnen aus der industriellen Produktion herausgepreßt werden konnte. Da Myers' Untersuchung mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts endet, erstreckt sie sich nicht mehr auf die Herrschaftspraktiken des vollentwickelten Industriekapitalismus; sie wären seiner tendenziell individualisierenden und nur den direkten Eingriff registrierenden Untersuchungsmethode auch nur noch teilweise zugänglich gewesen.

Myers' Arbeit gehört in die Reihe jener bahnbrechenden historischen Untersuchungen, welche in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts daran gingen, das „amerikanische Image“ zu zerstören. Ausnahmslos kritisch den Sozialverhältnissen ihrer Zeit gegenüber, zum größten Teil selbst politisch tätig, gaben die Verfasser sich nicht mit der Anprangerung gesellschaftlicher Auswüchse zufrieden, sondern stellten die Gesellschaftsstruktur als solche in Frage. Die offensichtlichen sozialen Härten des Industriekapitalismus und die keineswegs vollzogene Emanzipation der Sklaven weckten in ihnen Zweifel an dem amerikanischen Grunddogma, daß das politisch-gesellschaftliche System der USA in seinen Grundstrukturen Freiheit und Demokratie garantiere. Indem ihr Vertrauen in die strukturelle Verankerung von Chancengleichheit und politischer Freiheit zu schwinden begann, erschienen ihnen auch die hehren Traditionen

der Nation in einem zweifelhaften Licht, und so unternahmen diese Historiker — neben Myers insbesondere Charles A. Beard, J. A. Smith, Carl Becker und J. Franklin Jameson — eine gründliche Revision ihrer bislang teutonischen (Beard), nationalen Geschichtsschreibung. Vor allem Beard hat mit seiner 1913 erschienenen Arbeit „An Economic Interpretation of the Constitution of the United States“ Epoche gemacht. Indem er die Gründerväter nicht mehr als die großen Vorkämpfer republikanischer Freiheiten, sondern als Händler, Großgrundbesitzer und Spekulanten vorführte, welche mit der Gründung der Union und deren Konstitutionalisierung ihre persönlichen Profitinteressen verfolgten, unternahm er nichts geringeres als die Zerstörung einer hundertjährigen nationalen Mythologie. Er löste damit nicht nur einen Sturm der Entrüstung, sondern auch eine Unzahl sehr gründlicher sozialwissenschaftlicher Untersuchungen aus, und jahrzehntelang wurde die pro- und contra-Beard Debatte bestimmend für die US-Geschichtswissenschaft. Sie gipfelte während der Kriegsjahre, als die USA noch einmal als gelobtes Land für die Verfolgten anderer Länder erlebt werden konnten, in dem vehementen Gegenschlag der sog. Consensus-Theorien, welche noch einmal den Nachweis einer unverbrüchlichen Tradition von Freiheit und Demokratie in den nordamerikanischen Staaten zu liefern suchten. Erst die erneute und diesmal tiefergehende Krise des nationalen Selbstbewußtseins hat der Consensus-Ideologie in der Geschichtswissenschaft ein Ende bereitet und eine neue Phase der Kritik eingeleitet. So ist es kein Zufall, daß sowohl Beard als auch Myers in den sechziger Jahren in vielbeachteten Neuauflagen herausgebracht wurden. Die Historikergruppe der „New Left“ hat sie zu ihren Vorbildern erklärt, und wie schon in den zwanziger Jahren werden sozialkritische Diskussionen in den USA häufig am Gegenstand der frühen Nationalgeschichte geführt. Der bewußte Praxisbezug sowohl der kritischen Historiker der zwanziger wie der sechziger Jahre hat dabei zugleich die Geschichtswissenschaft in den USA vor jener Theorielosigkeit bewahrt, welche die bundesdeutsche Geschichtswissenschaft noch immer auszeichnet.

Daß die Arbeiten von Beard, Myers u. a. eine Renaissance der US-Geschichtsschreibung eingeleitet haben, bedeutet zugleich, daß ein Teil ihrer Einzelergebnisse inzwischen durch neuere Untersuchungen überholt wurde. Außerdem waren manche ihrer Fragestellungen deutlich von dem Versuch bestimmt, radikaldemokratische und sozialrevolutionäre Traditionen in ihrem Lande nachzuweisen. Allzuleicht waren sie deshalb geneigt, Jefferson und dessen Anhänger unter popularistischen und radikaldemokratischen Gesichtspunkten zu werten. Auch bei Myers rangiert Jefferson als Radikaler und als Vertreter „des Volkes“ (22, 107), wobei die Schlußfolgerung aus der im selben Zusammenhang aufgeführten Tatsache unterbleibt, daß auch während der Regierungszeit Jeffersons die korrumpierte öffentliche Bodenpolitik unvermindert fortgesetzt wurde, welche in krassem Gegensatz stand zu Jeffersons politisch-ökonomischem Programm einer liberalen Gesellschaft von Klein-

agrariern. Die verbreitete Idealisierung des Jeffersonianismus durch „linke“ Autoren läßt sich u. a. auf die unzulänglichen Methoden zurückführen, mit denen sie kritische Sozialgeschichte zu schreiben unternahmen. Nicht nur daß häufig die moralisierende Analyse individueller Profitgier der klassen- bzw. gruppenspezifischen Interessenanalyse vorgeht, vor allem sind die ansatzweise strukturellen Analysen von einer heillosen Verwirrung des Klassenbegriffs gekennzeichnet. Bei Myers geht das so weit, daß er von den Klassen der Reeder, der Bankbesitzer, der Eisenbahnbesitzer usw. spricht. Die Tendenz, politisch einflußreiche Kapitalfraktionen als Klassen zu bezeichnen, ist zum einen als Hinweis darauf zu werten, daß diese Historiker zwar Sozialreformer und Sozialrevolutionäre gewesen sein mögen, Marxisten jedoch nicht. Zum anderen ist die in der kritischen Literatur der USA vorherrschende Verwirrung solcher Begriffe wie Liberalismus und Konservatismus, Aristokratie und Volk auch darauf zurückzuführen, daß die gesellschaftliche Struktur der USA im Übergang vom Kolonialstatus zur Unabhängigkeit nie eingehend mit streng politisch-ökonomischen Methoden analysiert wurde. So wird nicht nur bei Myers, sondern auch noch in der neueren Literatur die frühe Gesellschaftsstruktur als eine weitgehend feudale (weil agrarische) dargestellt und der durchaus kapitalistisch-bürgerliche Charakter der Wirtschaftsform (der sich auch für die Sklavenhaltung im ausgehenden 18. Jahrhundert nachweisen läßt) übersehen. Desgleichen wird auch heute noch der unmittelbar nach der Unabhängigkeit einsetzende Kampf zwischen agrarischen und merkantil-industriellen Interessen als ein Kampf zwischen Klassen dargestellt, wobei zumeist der agrarischen Gruppe „das Volk“ zugeschlagen wird. Durch eine derartige „Feudalisierung“ der zwar starke Besitzunterschiede aufweisenden, in den Grundstrukturen jedoch durchaus bürgerlichen Kolonialgesellschaft des 18. Jahrhunderts, sowie durch die Transponierung des Klassenkampfes auf die Ebene der Kapitalfraktionen entgeht man der historischen Erkenntnis, daß zur Realisierung des ökonomischen Liberalismus keineswegs der politische hinreichend war, sondern das Bürgertum seine unterdrückte Klasse sich erst noch schaffen bzw. importieren mußte. Mangelndes theoretisches Rüstzeug hat auch Myers daran gehindert, zur vollen politisch-ökonomischen Analyse vorzudringen, seine Arbeit hat jedoch das große Verdienst, deren Dringlichkeit nahezulegen. Heide Gerstenberger (Göttingen)

**Esser, Jost:** Die Geschichte der Düsseldorfer Textilindustrie von ihren Anfängen bis zum Jahre 1902. Lintz Verlag, Düsseldorf 1969 (= Studien zur Düsseldorfer Wirtschaftsgeschichte, H. 2). (126 S., br., 7,50 DM).

Die Nützlichkeit regionalgeschichtlicher Studien zu Phasen und Formen der Kapitalisierung und Industrialisierung ist in den letzten Jahren vor allem von französischen, aber auch von deutschen Forschergruppen demonstriert worden. Unaufgearbeitete, heterogene



Qellenmassen, aber auch die branchenspezifisch sehr unterschiedlichen Abläufe haben Beschränkungen verlangt, wie die auf die Berliner Industrie (L. Baar, Berlin/DDR 1966) oder die deutsche Textilindustrie (H. Blumberg, Berlin/DDR 1965). Zudem werden offenbar erst auf diesem Weg die Wechselwirkungen adäquat erfaßt, die zwischen regional bzw. territorialstaatlich begrenzten und zentrierten Wandlungen im Produktionssektor und den Erweiterungen in der Zirkulationssphäre, die freilich zolltariflich eingehegt blieben, zu beobachten sind. Lokalgeschichtliche Arbeiten, wie die vorliegende, hätten die jeweils spezifische Konstellation von strukturellen Wandlungen, Konjunkturabläufen und Distributionsprozessen darzulegen. Zumindest wären Datenserien zu erstellen, deren Meßwerte an den anstehenden Problemen orientiert sein müßten.

Im Zusammenhang der Grundfrage nach Modus und Datierung des Übergangs von feudalen zu industriekapitalistischen Produktionsformen ist strittig, wie die industriekapitalistische Vorbereitungsphase von der des raschen (sektoralen) Wachstums abzugrenzen ist. Während Wachstumstheoretiker, wie W. W. Rostow oder W. G. Hoffmann Kapitalbildung bzw. Investitionstätigkeit (Anteil der produktiven Investitionen am Nettosozialprodukt, nach W. A. Lewis) zum Indikator gemacht haben, ist von der Kritik (P. Vilar) zu Recht auf das kaum angegangene Problem der Kapitalverteilung und -nutzung sowie der Einkommens- und Vermögensverteilung hingewiesen worden. Die Datierungsdebatte hat folgendes Zwischenergebnis gebracht: Rostow legt für Deutschland die Periode des „take-off“ in die Jahre 1850—73; Hoffmann unterstützt dagegen die Zäsuren, die H. Mottek vorgeschlagen hat; danach ist im Zeitraum 1830/35 bis 1855/60 ein rasches Ansteigen des konstanten fixen Kapitals zu registrieren. (Diese Periodisierungskontroversen sind übrigens mehr als bloßes Zunftgezänk. Erst vor dem Hintergrund der Wachstumsschübe bzw. -disparitäten und der Konjunkturbewegungen sind die herkömmlichen Schemata, die den geschichtlichen Wandel an partikularen politisch-ideologischen oder sozialen Daten festmachen, angemessen zu kritisieren.)

Umgesetzt auf Essers Arbeit hieße das: Es wären nicht nur die hier genannten Maschinen- und Beschäftigungszahlen zu erfassen, sondern auch Daten zur Arbeitsintensität, zur Kapitalbeschaffung, zur Betriebs- und Vertriebsorganisation, zur Frage multilateraler Rohstoff- und Handelsmärkte. Nicht zuletzt wäre Zahlenmaterial zur Höhe der Profite aufzuarbeiten. Zu diesen Fragen ist in Essers Arbeit wenig zu finden. Damit reiht sie sich freilich nur in jene Tendenz ein, die in der BRD-Wirtschaftsgeschichte noch immer vorherrscht. Die wenigen Datenreihen erfassen fast nur einzelne Firmen (42) oder zu kurze Zeitabschnitte (102). So wird nur beiläufig klar, daß die Textilindustrie in Düsseldorf — und mehr noch in den (zu flüchtig erwähnten) Elberfeld und Barmen — bis in die 1870er/80er Jahre Hauptproduktionszweig gewesen ist.

Immerhin lassen die Daten über den Arbeitsbesatz — angesichts des relativ unveränderten technischen Standards — den Verfasser

vermuten, daß der letzte „Höhepunkt“ (73) der Düsseldorfer Textilindustrie bzw. -fabriken in die 1850er Jahre fiel, also in den Beginn der Aufstiegsphase der „langen Wechsellage“ 1850—73 (Kondratieff) vor der Rezession von 1857. In den folgenden Jahren sind Stagnation und Krise zu beobachten. Gemessen an der Beschäftigtenzahl vernichtete die depressive Krise von 1873—79 die Düsseldorfer Textilindustrie weitgehend. Die Konzentration der übriggebliebenen Firmen führte nur zu einer begrenzten Konsolidierung in den 1890er Jahren: Die lohnintensive Branche war dem Konkurrenzdruck des Arbeitsmarktes nicht mehr gewachsen. Die stahlproduzierenden und -verarbeitenden Industrien — ohne Zweifel der eigentliche Leitsektor der deutschen Industrialisierung, durch den Eisenbahnbau — mußten und konnten höhere Löhne zahlen. Und das Ausweichen auf weibliche Arbeitskräfte bot nur kurzfristig Abhilfe, denn „auch diese Lösung wurde durch ein Gesetz aus dem Jahre 1891 verwässert“ (93) (Verbot der Nachtarbeit für Frauen). Dieser Satz macht den unglaublichen Dilettantismus des Verfassers in der Frage Staat-Wirtschaft, aber auch seine Naivität gegenüber den Funktionsgesetzen kapitalistischer Produktion deutlich. Entsprechend formuliert er an anderer Stelle (53), daß 1816 in der Strukturkrise nach der Scheinblüte während der Kontinentalsperre „viele Unternehmer nur noch arbeiteten, um ihre Arbeiter zu beschäftigen“; auch die drakonische Arbeitsordnung der hier gefeierten Firma Brügelmann von 1844, die gedruckt vorliegt, wird überschlagen.

Vereinzelte Hinweise auf die kaufmännisch-bürgerliche Herkunft einiger der Textilunternehmer, die in der Mehrzahl aus dem Wuppertal stammten, sind zu mager, um neben den Namensangaben irgendwelcher Firmen bzw. „Gründer“ und Nachahmer diese Publikation zu rechtfertigen. Denn auch zu den sozialen und ökonomischen Bedingungen für die Einführung der hier immer wieder gestreiften technischen Innovationen gibt es nichts Neues.

In diesem Bändchen wird ein Bild der Wirtschafts- und Sozialgeschichte gemalt — „Wunden“ der Wirtschaft (55) —, das nicht „klar“ (5) oder „anschaulich“ (42), sondern trübe und verschwommen ist — um im Bild zu bleiben. Und die „Förderung“ dieser Arbeit durch die Industrie- und Handelskammer Düsseldorf dementiert nicht gerade den Verdacht einer zumindest latenten Affinität zwischen der Kammer und dem Herausgeber, dem „Düsseldorfer Geschichtsverein“.

Alf Lütke (Tübingen)

**Schmitz, Heinrich Karl:** Anfänge und Entwicklung der Arbeiterbewegung im Raum Düsseldorf. Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, Hannover 1968 (168 S., br., 19,80 DM).

Dieser Band gehört zu der historisch-politischen Schriftenreihe des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung, das bemüht ist, die Geschichte der Arbeiterbewegung durch Aufarbeitung von Dokumenten darzustellen. Schmitz behandelt Ausgangspunkt und Entste-

hung des ADAV im Raum Düsseldorf. Zeitlich schließt er an den Band „Aktion und Organisation“ von Dieter Dowe in dieser Reihe an. Hier muß aber vergleichend gesagt werden, daß Dowe die Arbeiterbewegung wesentlich umfassender und unter Berücksichtigung der vielfältigen Strömungen darstellt. Die Anlage des Bandes von Schmitz hat dagegen Lassalle und seinen Einfluß in Düsseldorf im Zentrum; daher werden andere politische Strömungen nur kurz erwähnt.

Begründung für die Vorgehensweise, den Raum Düsseldorf auf Lassalles Einfluß hin zu untersuchen, ist, daß dieses Gebiet von zeitgenössischen Berichterstattern am häufigsten im Zusammenhang mit den Lassalleschen Anfangsaktionen genannt wurde (9). Das Anfangsdatum der Untersuchung (1859) wurde gewählt, weil zu Beginn dieses Jahres in Düsseldorf der Handwerkerverein gegründet wurde, der — wie Schmitz später nachweist (16 ff.) — die ursprüngliche Organisation bildete, aus der der ADAV hervorging (26), nach der Spaltung des Handwerkervereins in Fortschrittler und Pro-Lassaller (33 ff.). Dies geschah, als Lassalle sein bekanntes „Offenes Antwortschreiben an das Zentralkomitee zur Berufung eines Allgemeinen Deutschen Arbeiterkongresses zu Leipzig“ veröffentlichte, das den Ausschlag für die Polarisierung gab. — Mit genau recherchierten Angaben wird die Aktivität des ADAV im Raum Düsseldorf beschrieben. Dargestellt wird die Haltung gegenüber Marx und Engels und der endgültige Bruch mit ihnen (55 ff.); die Ausdehnungstendenzen des Vereins im Kreisgebiet finden besondere Berücksichtigung (59 ff.), ebenso die Wahlbewegung mit den entsprechenden Stimmenverhältnissen (65 ff.); man findet außerdem ein besonderes Kapitel über das Entstehen der Gewerkschaftsbewegung (77 ff.). Die Darstellung endet mit dem Erlaß der Sozialistengesetze von 1878, weil diese eine einschneidende Zäsur in der Geschichte der Arbeiterbewegung bedeuten. Die bis zu diesem Zeitpunkt beschriebene Geschichte spart auch nicht die Schwierigkeiten (Intrigen, Polizeiaufsicht, Auflagen) und die Taktiken als Antwort auf die Schwierigkeiten (z. B. äußerlich unverdächtig auftreten des früheren „Arbeiter-Vereins“) aus. Genaue Angaben finden sich über widersprechende Berichte aus damaliger Zeit, die in den Archiven gefunden wurden. Die Quellenangaben (153 ff.) weisen auf mühevollen Kleinarbeit hin, wobei auch die Archive kleinerer Ortschaften berücksichtigt wurden.

Die Reihe, die sich auf die Wiedergabe empirischen Materials beschränkt, ist beim augenblicklichen Stand der Beschäftigung mit der Geschichte der Arbeiterbewegung ein unumgängliches Hilfsmittel.

Detlef Horster (Holzheim)

**Pankoke, Eckart:** *Sociale Bewegung — Sociale Frage — Sociale Politik.* Grundfragen der deutschen „Sozialwissenschaft“ im 19. Jahrhundert. Industrielle Welt, Bd. 12. Klett-Verlag, Stuttgart 1970 (228 S., Ln., 25,— DM).

Der Verfasser versucht zu zeigen, daß die zunehmende „Komplexität der arbeitsteiligen Interessenverknüpfung“ (206) — die er als

Charakteristikum des gesellschaftlichen Prozesses seit den 1840er Jahren bezeichnet — nur von den „Problemstellungen, Modellen und Systemen“ (17) adäquat beschrieben werden kann, die darauf verzichten, Totalität und Telos von Gesellschaft zu erfassen. Sein politisches wie wissenschaftstheoretisches Verdikt gilt gleichermaßen den sogenannten „sozialkonservativen und sozialrevolutionären Gesellschaftsplänen“ zwischen etwa 1830 und 1870, der von ihm als „Übergangskrise“ zwischen „ständischer Ordnung und industrieller Organisation“ (170) eingeschätzten Phase. Demgegenüber favorisiert er die Versuche einer „Gesellschaftswissenschaft“ (à la Lorenz von Stein); sie hätte keine „problemlose Identität von politischer Allgemeinheit und gesellschaftlicher Besonderheit vorausgesetzt“ (17). Dabei zielt die Arbeit darauf, die „Affinität“ (17) von gesellschaftlichen Strukturwandlungen, gesellschaftswissenschaftlichen Erkenntnisverfahren sowie gesellschaftspolitischen Handlungsinteressen zu zeigen. Die dafür notwendige detaillierte Analyse der Phasen der kapitalistischen Industrialisierung wird jedoch durch allgemeine Wendungen ersetzt. (So wäre die angebliche „Konsolidierung“ [55] des Industriekapitalismus im Hinblick auf das Kriterium — vermutlich die Stetigkeit der Wachstumsrate — zu explizieren.) Pankoke geht über Dogmengeschichte traditioneller Observanz nur verbal hinaus. Das zeigt sich etwa bei seinen Bemerkungen zur Verwendung der Kategorie der „Sozialen Frage“ seit den 1840er Jahren oder der Überperzeption der „Roten Gefahr“ — die allerdings schon Ende der 1820er Jahre im Zusammenhang mit der Pauperismusdebatte zu beobachten ist. Pankokes Verfahren ermöglicht zwar „quellenverbundene“ (9) Begrifflichkeit, überläßt aber Fragen der Relevanz und Ideologiehaltigkeit den „diffusen Wertungen“ (203) der Zeitgenossen. In der „Orientierungskrise“ (46) des im Manchesterliberalismus zugespitzten „progressiven Entwurfsdenkens“ (15) — diese „Krise“ wird vorgestellt als Korrelat der gesellschaftlichen „Integrationskrise“ (194), d. h. des Proletarisierungsprozesses — beobachtet Pankoke unterschiedliche methodologische Orientierungen. Während es Autoren wie W. H. Riehl, W. Roscher und K. Knies unternahmen, „Gesellschaftsgeschichte in Naturgeschichte zurückzuverwandeln“, „versagten sich ... Gesellschaftswissenschaftler“ wie R. v. Mohl, A. Schäffle und — vor allem — Lorenz von Stein nicht nur diesen im Wortsinn reaktionären Ausweg, sondern auch die „Ausflucht in die Utopie einer konfliktlosen Gesellschaft“ (81). Stein versuchte nach Pankoke vielmehr, von einem „neutralen gesellschaftstheoretischen Standpunkt über den Bewegungsparteien“ (77, Anm. 66) „im Rahmen des kapitalistischen Systems dessen strukturelle Aporien zu bewältigen und die neue ‚soziale Frage‘ der gesellschaftlichen und politischen Desintegration konstruktiv zu lösen“ (82). Daß in dieser Perspektive marxistische Konzepte als zu „einfache Konfliktmodelle“ (195) erscheinen und in der Kontinuität der frühliberalen Theoreme gesehen werden, ist nur konsequent. Gleichwohl zeigt sich mehr als naive status-quo-Borniertheit, wenn Pankoke insistiert, die Steinsche „Negation der sozialrevolutionären Negationen sei keineswegs ... als eine apolo-

getische Verklärung bestehender Zustände“ (81) anzusehen. Denn seine Vorschläge zur Domestizierung gesellschaftlicher Spannungen haben sich in der Tat als überraschend elastisch bewiesen: Vereinsmäßige Selbstverwaltung der Interessenten und als *deus ex machina* für Integrations- und Legitimationsprobleme das „Königtum der sozialen Reform“, sprich: „Die Option für die Selbständigkeit und Ermessensfreiheit der sozialstaatlichen Verwaltung“ (93). Während zwei sehr drastische Zitate von Schäffle den *legibus-absolute*-Charakter der angestrebten Bürokratie zeigen (193 f.) (nicht jedoch die herrschaftssichernde Funktion ihrer „Entscheidung in kurzem Prozeß“ — wie sie das zeitgenössische preußische Beispiel belegen könnte), gilt für die neuesten Variationen des Themas die subtilere Luhmannsche Rede von den „reflexiven Mechanismen“; allein mit ihnen lasse sich die „Vielfältigkeit“ der gesellschaftlichen Momente „ausreichend reduzieren“ (206): Hier lösen sich alle gesellschaftlichen „Krisen“ durch die pazifizierende Gewalt der „Normativität des Faktischen“ (204, und mit verschämten Hinweisen auf Forsthoff: 169, 206).  
 Alf Lüdtke (Tübingen)

**Na'aman, Shlomo:** L a s s a l l e. Veröffentlichungen des Instituts für Sozialgeschichte Braunschweig (Hrsg. Georg Eckert), Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, Hannover 1970 (890 S., Ln., 68,— DM).

Lassalles exzentrischer Züge wegen ist seine Person bevorzugtes Objekt bürgerlicher biographischer Literatur im Zusammenhang mit der deutschen Arbeiterbewegung. Legitim wäre das Interesse an den persönlichen Eigenheiten Lassalles jedoch nur, wenn damit zugleich Einsichten in die besondere Situation des Proletariats in dieser Zeit vermittelt würden. Lenin sah das historische Verdienst Lassalles darin, „daß er die Arbeiterklasse aus einem Anhängsel der liberalen Bourgeoisie zu einer selbständigen Partei machte“ (W. I. Lenin, Protest russischer Sozialdemokraten, in: Werke Bd. 4, Berlin 1968, S. 168). Na'aman entwirft statt dessen eine metaphysische Konstruktion: Lassalles Entwicklung gilt als Emanation seiner individuellen Natur. Obwohl die Arbeit Originalität beansprucht als „wohl die erste Biographie, die nicht axiomatisch in Lassalle den geborenen Arbeiterführer sieht“ (XIII), erschöpft sie sich in der bloßen Umkehrung dieser Sichtweise, indem sie in dasselbe methodische Gerüst nur andere Fakten zwängt. Individuum, Gesellschaft und Geschichte erscheinen als sporadisch sich beeinflussende, im Grunde aber voneinander unabhängige Bereiche. Die Problematik reduziert sich auf die des einzelnen zur „Umwelt“ (XIII).

Die Arbeiterbewegung wird bloß dort ins Bild gerückt, wo Lassalle, seinen individuellen Weg verfolgend, mit ihr in Berührung kam: „Bei seinem Eingreifen in die Arbeiterbewegung der Jahre 1862/63 stieß Lassalle auf ein neues soziales Phänomen, mit dem er sich auseinandersetzen hatte“ (XIII). Die Geschichte der Arbeiterbewegung zerbröckelt unter Na'amans Händen zu Vereinsintima.

Ist das Individuum einziges Bezugssystem, erhalten Selbstaussage und Selbsteinschätzung objektive Qualität; so ging es Na'aman darum, „das Politische nach Lassalles eigenem Verständnis“ (XII) zu erfassen. Wo Na'aman dieses Selbstverständnis kritisch zu überwinden versucht, verkümmert sein Ansatz zur psychologischen Rationalisierung: resignativ bleibt seine Vorliebe, „Illusionen aufzudecken, denen Menschen nachgehen, dem Unterschied zwischen dem Vorgestellten und dem Wirklichen nachzuspüren“ (569). Na'aman verlangt, „daß ein Denker vorerst so zu nehmen ist, wie er sich selbst nimmt, und man erst dann (und auch dann mit aller Ehrfurcht und Vorsicht) ein Recht hat, ihn zu durchleuchten und über ihn hinaus zu psychologisieren“ (389). So setzt er „an die Stelle der großen objektiven gesellschaftlichen Zusammenhänge und ihrer objektiven Widerspiegelung in Wissenschaft und Kunst die pseudokünstlerische, psychologisch ‚vertiefte‘ Darstellung des jeweiligen auslösenden Anlasses . . .“ (G. Lukács, Die biographische Form und ihre Problematik, in: Probleme des Realismus III, Berlin/Neuwied 1965, S. 374).

Nach dem gleichen Muster wird Marx' und Engels' Verhältnis zu Lassalle gedeutet. Neid des weniger Erfolgreichen scheint der Boden Marxscher Kritik zu sein: das Verhältnis von Marx/Lassalle „ist belastet durch das meteorhafte Aufleuchten des ‚Heraklit‘ und das entsprechende völlige Fiasko (worin es bestehen soll, hat Na'aman an keiner Stelle preisgegeben! H. S.) der ‚Kritik der politischen Ökonomie‘“ (266). „So kam es, daß Marx sich in der Nationalökonomie festrannte und für viele Jahre verstummte, während Lassalle nach dreijährigem Studium und Schaffen ein Riesenwerk ungewöhnlicher Gelehrsamkeit vorlegen konnte, das die Welt in Verwunderung versetzte“ (332; vgl. auch 216, 260, 283, 284, 467, 811). Als Warnung für alle bürgerlichen Intellektuellen, die, ihre Klasse verlassend, in der Arbeiterklasse ihren Verbündeten sehen, hat Na'aman eine anthropologische Konstante bereit: „die Einsamkeit des Intellektuellen“ (300); Marx und Lassalle: „Einsam waren beide“ (323; vgl. auch: 512, 518, 519).

Na'amans Arbeit erfüllt sein wissenschaftliches Credo: „Die Totalität eines Lebens erschließt sich nur der literarischen Intuition; dem Historiker erschließt sich nur ein quellenmäßig belegbares Teilgebiet“ (XII). Wo der Gedanke fehlt, stellt die Analogie, der Vergleich, die Metapher, das Cliché zur rechten Zeit sich ein. Das Ergebnis ist ein Gemisch aus essayistischen Allgemeinheiten, höchsten Abstraktionen [„Renaissance und Humanismus sind die Wahrheit der Reformation“ (287); „Prinzipielle Revolutionäre sind unbelehrbar; darin liegt ihre Schwäche, aber auch ihre Stärke“ (312)] und isolierten Fakten.

Es ist wohl kaum danebengegriffen, in Na'amans Lassalle-Darstellung, finanziell unterstützt von der Friedrich-Ebert-Stiftung (XVI), eine weitgehende Entsprechung mit dem Geschichtsbewußtsein der heutigen SPD zu konstatieren. Die Biographie verbindet eklektisch verschiedene Möglichkeiten, die Vergangenheit der SPD vergessen zu machen oder zu verfälschen. Lassalles vorsozialistische,

bürgerliche Züge (Ergebnis der noch kaum klassenbewußten Arbeiterbewegung) bieten sich als Übereinstimmung an mit der „nachsozialistischen“ Politik der SPD. Konsequenter wird Marx'/Engels' Einfluß auf die SPD als historisch überwunden beiseite geschoben. So bleibt allein die Lassallesche Tradition. Da aber selbst diese vielfach zu radikal ist, muß sie noch „korrigiert“ werden: Lassalles Traum etwa soll der heutige „Sozialstaat“ sein; „denn die Wirklichkeit (bezogen auf die Lassalleschen Zukunftshoffnungen von der Verbindung Staat/Produktion, H. S.) hat Lassalles kühnste Träume längst überflügelt und mehr erreicht. als er jemals zu ahnen gewagt“ (693). Hartmut Stirner (Tübingen)

**Bartel, Horst, Rolf Dlubek, Gustav Seeber, Günter Wisotzki:** Revolutionäre Sozialdemokratie und Reichsgründung 1871. Verlag Marxistische Blätter, Frankfurt/M. 1970 und 1971 (153 S., Pb., 5,— DM).

Der Band enthält Aufsätze von DDR-Historikern über die historische Stellung der Reichsgründung von 1871, die Konzeption von Marx und Engels für die nationale Entwicklung Deutschlands sowie über die Stellung der deutschen Sozialdemokratie zu Kommune und Reichsgründung. Dabei wird der „Einigung von oben“ das Konzept Marx' und Engels' von einer nationalen und demokratischen Bewegung gegenübergestellt, die mit der nationalen Einheit auch die demokratische Republik als günstigsten Rahmen für den weiteren Emanzipationskampf des Proletariats durchsetzt. Die Stellung der deutschen Sozialdemokratie zu dem von der Bourgeoisie und dem preußischen Militarismus verwirklichten Einheitsstaat beschreiben die Autoren als eine Haltung nicht des „Billigens“, sondern nur des „Akzeptierens“ der neuen Kampfbedingungen — so lautete Friedrich Engels' Rat an die deutsche Arbeiterbewegung. Es blieb das nationale Programm der Sozialdemokratie, die Einigung von oben durch eine Bewegung „von unten“ zu „ergänzen“.

Die Unterschiede zur westdeutschen Historiographie über dieses Thema sind eindeutig. Mehrmals wenden sich die Verfasser scharf gegen den Versuch von Werner Conze und Dieter Groh, der Sozialdemokratie ein nationales Programm im bürgerlichen Sinne zu unterstellen und den Prozeß einer nationalen Integration der Partei zu konstatieren. Ein ähnlicher Vorwurf trifft Wehler (141). Gegen die westdeutsche Forschung — aber auch anders als etwa in der Geschichtsschreibung Mehrings — wird der marxistische Charakter der Eisenacher Partei und ihre Differenz zum ADAV stark akzentuiert. In Auseinandersetzung mit J. Mason, Grützner, Meschkat u. a. betonen die Autoren die historische Authentizität des Kommunebildes von Marx und Engels und werten seine Degradierung zur „Legende“ als Angriff auf die marxistisch-leninistische Theorie von der Diktatur des Proletariats. Die Anmerkungen mit Literaturangaben zeigen, daß die DDR-Forschung zum Problembereich der Beziehungen der Arbeiter-

bewegung zur nationalen Frage im vergangenen Jahrzehnt einen Vorlauf geschaffen hat, dessen Rezeption durch die westdeutsche Geschichtswissenschaft — selbst durch deren kritischere Vertreter — allerdings vorderhand kaum erwartet werden kann.

Georg Fülberth (Marburg)

**Stegmann, Dirk:** Die Erben Bismarcks. Parteien und Verbände in der Spätphase des Wilhelminischen Deutschlands. Sammlungspolitik 1897—1918. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin 1970 (584 S., Ln., 48,— DM).

Stegmanns aus einer Hamburger Dissertation hervorgegangene Studie steht in der Tradition der von Hans-Ulrich Wehler eingeleiteten Kehr-Renaissance westdeutscher Geschichtsschreibung. Im Anschluß an Kehr, der als erster das Bündnis von „Rittergut und Hochofen“ als Grundlage der Machtkonstellation im Wilhelminischen Deutschland untersucht hat, unternimmt sie es, die Sammlungspolitik und deren ideologisches Korrelat, die „Sammlungsideologie“, als Schlüssel zum Verständnis der sozialgeschichtlichen Entwicklung des Kaiserreichs und zugleich als ein „Modell“ zu beschreiben, „das die Politik der herrschenden sozialen Schichten in voller Kontinuität bis zum Zusammenbruch 1918 bestimmt hat“ (13).

Nach einem kurzen Überblick über Struktur und Organisation der „Ordnungsparteien“, der Verbände und „nationalen“ Agitationsvereine verfolgt Stegmann die einzelnen Etappen der agrarisch-schwerindustriellen Sammlungsalianz. In den Maßnahmen des preußischen Finanzministers Miquel sieht er den Beginn einer neuen Phase der Sammlungspolitik, in der das während der liberalen Ära der Caprivischen Handelsvertrags- und Sozialpolitik stark belastete Bündnis von Industrie und Landwirtschaft im Zeichen eines verstärkten Ausgreifens in die „Weltpolitik“ und einer verschärften Bekämpfung der Sozialdemokratie im Innern aufs neue ausbalanciert wurde. Der Zolltarif von 1902 und die Handelsverträge von 1904/05 bildeten den Rahmen der „wirtschaftlichen Absicherung der agrarisch-industriellen Vormacht“ (80). Einen Einschnitt setzt Stegmann mit den Kämpfen um die Reichsfinanzreform 1909. Er diskutiert die Frage, ob die Beteiligung von Repräsentanten des großindustriellen „Centralverbands deutscher Industrieller“ (CDI) am „Hansa-Bund“ — jener antifeudalen Gegenbewegung aus Handel, Banken und Teilen der Industrie — eine Aufkündigung des Paktes von Schwerindustrie und Großgrundbesitz und damit einen Wendepunkt in der innenpolitischen Entwicklung vor 1914 bedeutete. Stegmann widerlegt diese von Hartmut Kaelble (Industrielle Interessenpolitik in der Wilhelminischen Gesellschaft, Berlin 1967) vertretene These. Die grundsätzliche Interessensolidarität zwischen Agrariern und Großindustriellen wurde durch die zeitweiligen steuerpolitischen Differenzen nicht ernsthaft tangiert. Schon die Auseinandersetzungen um die preußische Wahlrechtsreform und die Ar-



beitskammervorlage 1910, noch mehr aber der Erfolg der Sozialdemokratie in den Reichstagswahlen 1912 führten die alten Bündnispartner wieder eng zusammen.

Im Zentrum der Untersuchung steht die Neuformierung des Bündnisses im „Kartell der schaffenden Stände“ vom August 1913, an der neben dem „Bund der Landwirte“ und dem „Centralverband Deutscher Industrieller“ auch der „Reichsdeutsche Mittelstandsverband“ beteiligt war, dessen mittelständischer Anhang die Basis des Bündnisses verbreitern sollte. Stegmann weist nach, daß diese Neu-gründung verbunden war mit einer Verschärfung der reaktionären Zielsetzungen im Innern und der imperialistischen Ambitionen nach außen. In den Plänen zur Konstituierung einer großen „nationalen“ Sammlungspartei (400 ff.) sieht er mit Recht eine Vorstufe der „Vaterlandspartei“, deren Entstehung im Kriege er abschließend behandelt.

Insgesamt gelingt es Stegmann, aufgrund eines breiten Quellenmaterials (u. a. aus den Archiven der Gutehoffnungshütte und der Gelsenkirchener Bergwerks AG), den Zusammenhalt und den Ausbau des agrarisch-schwerindustriellen Machtkartells überzeugend zu dokumentieren. Zugleich belegt seine Arbeit umfassender als alle bisherigen Untersuchungen den frappierenden „Gleichklang konservativer und großindustrieller Ideologien“ (288) und ihre Radikalisierung vor und im Ersten Weltkrieg. Die vom Autor ausführlich behandelten ständestaatlich-antiparlamentarischen Ideen mit latentem oder offenem Staatsstreichcharakter waren nicht, wie es manche westdeutschen Historiker immer noch glauben machen wollen, Phantasieprodukte einer kleinen, einflußlosen alldeutschen Clique, sondern wurden von einer breiten Phalanx „nationaler“ Parteien und Verbände getragen und von deren Presse verbreitet. Mit dem Nachweis der Kontinuität rechter Sammlungsbewegungen und ihrer Ideologien leistet Stegmann einen wichtigen Beitrag zur Präfaschismus-Forschung.

Darüber hinaus liegt der besondere Wert seiner Arbeit darin, daß sie über die auf den „Bund der Landwirte“ beschränkte Monographie von Hans-Jürgen Puhle (1967) hinaus detaillierte Kenntnisse über das Verhältnis von Parteien und Verbänden im Wilhelminischen Deutschland vermittelt. Stegmann zeigt, wieweit der Prozeß der „Verwirtschaftlichung“ der bürgerlichen Parteien (S. Neumann), ihre Transformation zu Interessenvertretungen der agrarischen und industriellen pressure groups, vor 1914 fortgeschritten war. Zusammen mit der aufgezeigten Rechtsentwicklung stellt dieses Resultat die in der westdeutschen Geschichtsschreibung noch vorherrschende „Parlamentarisierungs“-Konzeption nachdrücklich in Frage.

Die Anerkennung von Stegmanns Forschungsleistung darf andererseits nicht den Blick für einige Schwächen verstellen, die für die Arbeiten der Fischer-„Schule“ nicht untypisch zu sein scheinen. Die Fülle von Fakten und Zitaten, die Stegmann mitunter weitschweifig ausbreitet, geht häufig zu Lasten der argumentativen Stringenz

und reflektierenden Interpretation. In methodischer Hinsicht bleibt er der herkömmlichen Verbands- und Organisationsgeschichte stärker verhaftet, als es seine Forderung nach einer „Verklammerung“ der Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte mit der allgemeinen politischen Geschichte (13) vermuten lassen könnte. Wenn Stegmann bei Puhle das Fehlen einer „sozio-ökonomischen Analyse“ bemängelt (16), so trifft ihn dieser Vorwurf selbst. Daten zur Entwicklung der Ökonomie, etwa zur Konzentrationsbewegung in der Industrie und zur Konjunktorentwicklung, erscheinen bei ihm nur beiläufig im Nebensatz oder in den Anmerkungen (vgl. 42, 60, 90, 203, 277, 394). Noch schwerer wiegt, daß der Zusammenhang der behandelten Interessenorganisationen mit der objektiven gesellschaftlichen Struktur weitgehend ungeklärt bleibt. Die Sammlungspolitik wurde wesentlich durch die Entwicklung der Klassenverhältnisse und der Klassenkämpfe im Kaiserreich bestimmt. Stegmann geht darauf nicht explizit ein. Dies hat unter anderem zur Folge, daß er die Differenzen zwischen dem sozialreaktionären Lager des „Kartells“ und den durch den „Hansa-Bund“ repräsentierten „fortschrittlichen“ Kräften der imperialistischen Bourgeoisie nicht immer richtig einzuschätzen vermag. Die scharfe Grenze, die er zwischen den Verteidigern des wirtschaftlichen und sozialen status quo und den Befürwortern einer begrenzten „Liberalisierung“ des Systems zieht (z. B. 398), verwischt die Tatsache, daß es sich hier um zwei verschiedene Konzeptionen imperialistischer Politik *innerhalb* der herrschenden Klasse handelte.

Volker Ullrich (Hamburg)

Da Stegmann überdies darauf verzichtet, die realen Bedingungen und Funktionsmechanismen des wilhelminischen Herrschaftssystems herauszuarbeiten, bleiben seine Aussagen über den Einfluß des „Kartells der schaffenden Stände“ auf die Entscheidungen der hohen Ministerialbürokratie noch zu unverbindlich. Ausmaß und Intensität der von Stegmann behaupteten „Vertrusting von staatlicher Bürokratie, Junkertum und Großindustrie“ (131) bedürfen weiterer Klärung.

**Grossmann, Henryk, u. Carl Grünberg:** *Anarchismus, Bolschewismus, Sozialismus*. Aufsätze aus dem Wörterbuch der Volkswirtschaft. Herausgegeben von Claudio Pozzoli. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. (341 S., Pb., 18,— DM).

Keine Arbeit zur Geschichte der Arbeiterbewegung wird je an Carl Grünbergs „Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung“ (1910—1930) vorbeigehen können. Ein Neudruck ist im Werden. Carl Grünberg, seit 1924 Direktor des „Instituts für Sozialforschung“ in Frankfurt, starb 1940. Der Band enthält die wichtigsten Texte, die Carl Grünberg und sein Schüler Henryk Grossmann für das vielgelesene „Wörterbuch der Volkswirtschaft“, heraus-

gegeben von Ludwig Elster (4. Auflage, Jena 1931—1933), verfaßt hatten.

Dargestellt werden der Anarchismus und seine Geschichte (in Kürze), der Bolschewismus von den Anfängen bis zum ersten Fünfjahresplan, der Chartismus, die Entwicklung des christlichen und religiösen Sozialismus, die Geschichte der drei „Internationalen“ (in Kürze), die Kommune von Paris und schließlich das Hauptkapitel „Sozialismus und Kommunismus“. Dieser Abschnitt, der umfangreichste (an die 150 Seiten), ist zugleich der wichtigste. Er enthält nicht nur eine Skizze der geschichtlichen Entwicklung vom Altertum bis zur Gegenwart (die Dreißigerjahre), sondern bietet eine in Klarheit und Präzision nicht überbietbare Begriffsbestimmung und Begriffsabgrenzung der wichtigsten Phasen des geschichtlichen Prozesses in marxistischer Sicht.

Man hat Carl Grünberg den „Vater des Austromarxismus“ genannt; diese Bezeichnung stimmt nur insofern, als die Führer des Austromarxismus seine Schüler gewesen sind (Grünberg lehrte auch in Wien). Jedoch sind Grünbergs „Archiv“ sowie die in diesem Band nachgedruckten Artikel aus dem „Wörterbuch“, vom revolutionären Marxismus geprägt, Studenten der Geschichte der Arbeiterbewegung zu empfehlen. Wie unzutreffend die Etikettierung Carl Grünbergs als „Vater des Austromarxismus“ ist, zeigt überzeugend der Abschnitt über Austromarxismus (302 ff.) in der Studie „Sozialismus und Kommunismus“, für den beide Autoren verantwortlich zeichnen. Der Austromarxismus erscheint unter dem Zwischentitel: „Der Reformismus in marxistischer Verhüllung“. Grünberg-Grossmann nennen die Gruppe um die Zeitschrift „Der Kampf“ (Hilferding, Otto Bauer, Max Adler, G. Eckstein, Karl Renner) ironisch „Die Neo-Harmoniker“. Diese Charakterisierung stimmt mit der von Lenin geübten Kritik haargenau überein.

Über die „Endphase des Kapitalismus“, anders ausgedrückt, über die Zukunft des Staat gewordenen Sozialismus, können die Autoren naturgemäß nur theoretische Annahmen vortragen. Diese Einschränkung vermindert nicht im geringsten die Dauerfrische ihrer Texte.

Bruno Frei (Wien)

**Rammstedt, Otthein (Hrsg.): Anarchismus.** Grundtexte zur Theorie und Praxis der Gewalt, Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen 1969 (168 S., kart., 12,40 DM).

**von Borries, Achim, u. Ingeborg Brandies (Hrsg.): Anarchismus.** Theorie, Kritik, Utopie. Texte und Kommentare, Joseph Melzer Verlag, Frankfurt/Main 1970 (452 S., kart., 20,— DM).

Durch die Studentenrevolte sind neben den rätekommunistischen Bewegungen und Theoretikern vor allem die Autoren des Anarchismus jahrzehntelanger, nahezu totaler Vergessenheit in Deutschland entrissen worden. Eine bibliographische Auswertung der Kataloge

und Angebote linker politischer Buchläden in der BRD ergibt etwa zwei Dutzend reprints aus der Tradition des deutschsprachigen Anarchismus. Aber auch der traditionelle Buchhandel hat dieser Nachfrage inzwischen Genüge getan. Zwei der wichtigeren Anarchismus-Anthologien der letzten Jahre seien hier vorgestellt und daraufhin untersucht, ob sie zur neu entfachten Anarchismus-Diskussion wesentliche Erkenntnis-Elemente beitragen.

Der von Rammstedt herausgegebene Band enthält Texte von Proudhon, Bakunin, Kropotkin, Emile Henry, einem Anonymen, Elisée Reclus, Emma Goldman, Gustav Landauer, Guevara, Debray und den Brüdern Cohn-Bendit. Während die Quellen-Nachweise (165 f.) exakt sind (was leider bei dergleichen Publikationen keinesfalls selbstverständlich ist), sind die in den sehr summarischen Einleitungs-Bemerkungen zu den einzelnen Autoren eingefügten bibliographischen Angaben unzureichend, bisweilen sogar falsch. Auf unzureichende Kenntnis der Literatur verweist zum Beispiel die Behauptung, es gebe keine detaillierte Landauer-Bibliographie (126); sie wäre seit 1967 dem Herausgeber zugänglich gewesen in der unten besprochenen Landauer-Monographie von Wolf Kalz. Über seine Auswahl-Kriterien der Text-Stücke gibt der Herausgeber keine Auskunft, obwohl die Einbeziehung von Texten Guevaras, Debrays und der Cohn-Bendits in eine Sammlung von „Grundtexten“ des Anarchismus zumindest ebenso eines erklärenden Hinweises bedürfte wie das Fehlen einer großen Zahl bedeutender anarchistischer Autoren (Godwin, Malatesta, Rocker u. a.).

Eine solche Rechtfertigung ergibt sich auch nicht aus dem einleitenden Aufsatz des Bandes. Der vom Autor in diesem Aufsatz gewählte soziologische Ansatz einer Anarchismus-Analyse sollte verhindern, „daß der Anarchismus nur in den Grenzen seiner Eigeninterpretation begriffen wird oder dem Verdikt pauschaler Ablehnung verfällt“ (8). Die Aufgabe einer sinnvollen Anarchismus-Diskussion ist hier von Rammstedt sehr treffend bezeichnet; die Anarchismus-Literatur von Nettlau bis Woodcock einerseits und von Plechanow bis z. B. Bruno Frei (s. unten) ist in der Tat durch diese genannten Haltungen gekennzeichnet. Der von Rammstedt unternommene Versuch, einen kritisch-soziologischen Ansatz einer Anarchismus-Analyse mit Hilfe von systemtheoretischen Begriffen auf rund 20 Seiten zu entwickeln, vermag allerdings nicht zu überzeugen. Ohne auch nur andeutungsweise auf die konkreten historischen Varianten des Anarchismus einzugehen, gelangt er mit aufwendiger Begrifflichkeit zu sehr allgemeinen theoretischen Charakterisierungen, die einer historischen Überprüfung nicht standhalten. So ist etwa — um nur ein besonders naheliegendes Beispiel zu nennen — die anthropologisch begründete Überzeugung von der „spontanen Solidarität“ (18 ff.) zwar eine der wesentlichen Prämissen des kommunistischen Anarchismus in der Nachfolge Kropotkins, nicht aber des individualistischen Anarchismus à la Stirner, Tucker u. a. Eine soziologische Analyse, die sich nicht mit den historischen Erscheinungsformen des Anarchismus als Sozialbewegung beschäftigt, läuft Ge-

fahr, zu einer inhaltleeren Wesensbestimmung des Anarchismus zu geraten.

Die zweite Anthologie enthält Texte von Godwin, Proudhon, Bakunin, Kropotkin, Landauer, Emma Goldman, Herbert Read und Paul Goodman, sowie Texte verschiedener anarchistischer Autoren zu den Fragen „Anarchisten und Sowjetregime“, „Anarchismus, Gewerkschaften, Syndikalismus“ und „Spanien 1936/37“. Die nicht sehr präzisen Auswahl-Kriterien dieser Publikation werden im Umschlagtext expliziert: „Das Leitthema des Bandes ist der aktuelle Zweifrontenkampf der Anarchisten seit Mitte vorigen Jahrhunderts: gegen den alten Zwangsapparat des bürgerlich-kapitalistischen Staates auf der einen, gegen den neuen des autoritären Staats-Sozialismus auf der anderen Seite.“ Die dem Text-Teil des Bandes angefügten Kommentare nehmen nicht direkt Bezug auf die vorab präsentierten Texte; sie enthalten inhaltlich ungleichwertige Aufsätze oder Notizen biographischer und bibliographischer Art über deren Autoren. Im Falle Landauers und Rockers lassen sie nicht auf Kenntnis der neueren wissenschaftlichen Literatur schließen. In editorischer Hinsicht muß ein recht sorgloser Umgang mit den Texten vermerkt werden: Es findet sich in den Texten z. B. eine enorme Zahl von Auslassungen, die nicht begründet werden; oder es wurden Texte Volines und Malatestas aus der englischen Übersetzung des französischen bzw. italienischen Originals ins Deutsche übersetzt — was Zweifel an der Zuverlässigkeit der deutschen Texte aufkommen läßt.

Anstelle einer historischen oder theoretischen Darstellung haben die Herausgeber der Text-Sammlung ein Interview mit Augustin Souchy aus dem Jahre 1969 vorangestellt. Das an sich interessante Interview scheint insofern etwas falsch plaziert, als hier von einem langjährigen engagierten Anarcho-Syndikalisten Antworten zur Aktualisierbarkeit des Anarchismus schlechthin verlangt werden. Das besondere Interesse dieses Interviews mit einem Publizisten, der seit 1911 eine Mittler-Funktion in den europäischen und südamerikanischen anarcho-syndikalistischen Bewegungen spielt, liegt in Souchys Versuch, auf die von den Herausgebern gestellte Frage, ob die gesellschaftlichen, politischen und geistigen Veränderungen der letzten Jahrzehnte „die Bedeutung der traditionellen anarchistischen Prinzipien und Postulate irgendwie abgeschwächt“ haben (11), eine Antwort zu geben. Souchy ist überzeugt, daß „die anarchistischen Grundsätze nicht dem Wandel der Zeit unterworfen“ sind (11), daß andererseits aber einige anarchistische Denkinhalte (wie die Vorstellung vom Proletariat als alleinigem Träger der sozialen Revolution, von der Emanzipation durch eine einmalige soziale Revolution) revidiert werden müssen. In Souchys Hinweisen auf die Notwendigkeit von Revolution und Reform zeigt sich sein spezifisch anarcho-syndikalistisches Selbstverständnis (28 ff.). Als praktische Aktualisierungsmöglichkeit verweist er auf „freie Vereinigungen, wirtschaftliche Zusammenschlüsse und Genossenschaften, kulturelle, wissenschaftliche und politische Kooperation auf freiheitlicher Basis“ (16) anstelle von staatlicher Bevormundung. Da allem Anschein nach

revolutionäre Perspektiven für Souchy in der modernen Industriegesellschaft nicht angebar sind, resultiert aus seinem Aktualisierungs-Versuch anarchistischer Grundsätze eine Art Genossenschafts-Sozialismus, der keineswegs unmittelbar systembedrohend ist und der also einigermaßen konfliktfrei in die bestehende kapitalistische Gesellschafts-Ordnung integrierbar ist. Sein wiederholt angeführtes Beispiel der israelischen Kibbuzim weist in diese Richtung. Mehr als in den Kibbuzim der Gegenwart sieht Souchy in den freien Kollektivwirtschaften der Anarchisten im spanischen Bürgerkrieg „einen der Höhepunkte, eine Klimax in der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung, dem, von sozialistischer Warte aus betrachtet, eine ungleich höhere Relevanz zukommt als der Zwangskollektivisierung und dem Kommandosozialismus in Rußland“ (24). In den spanischen *Colectividades* sei der Sozialismus als „freies Zusammenwirken, ungezwungene Arbeit von Gleichberechtigten“ (24) verwirklicht gewesen, in der Sowjet-Union habe die zentralistische Staatswirtschaft unter Leitung der Partei „zum Bürokratismus und zur Interessenlosigkeit der Arbeiter an der Produktion (geführt), die weder mit hohen Strafen noch mit dem Stachanowismus ... ausgemerzt werden konnte“ (20 f.). Eine solche kritische Gegenüberstellung schlecht vergleichbarer Phänomene, die weder die objektiven Bedingungen noch die jeweilige Entwicklung und Dauer des spanischen und des russischen Experiments berücksichtigt, führt zu der schlechterdings naiv anmutenden Kritik am Sowjet-Kommunismus: „Wenn Rußland an Stelle der kommunistischen Parteidiktatur und der Zentralverwaltungswirtschaft in den letzten fünfzig Jahren politische, gewerkschaftliche und kulturelle Freiheit und vor allem eine freie, pluralistische Wirtschaftsordnung gehabt hätte, dann würde der Lebensstandard der Arbeiter und Bauern heute weit höher sein und das Volk freier und glücklicher leben. Das Kriegspotential würde in einem freien Rußland wahrscheinlich schwächer sein als in der heutigen totalitären Diktatur. Was aber ist vorzuzugswürdiger: ein diktatorischer Militärkoloß oder ein freies Volk mit einem gehobenen Lebensniveau?“ (21 f.). Eine Einbeziehung der leicht überprüfbar objektiven Gegebenheiten würde zeigen, daß das spanische Experiment u. a. deshalb eine Episode blieb, weil es organisatorisch aufgrund seiner anarchistischen Prämissen nicht imstande war zu dem, was in Rußland mit unvermeidlichen Zwängen, aber erfolgreich durchgeführt wurde: zur Abwehr der Gegenrevolution. Aus dem Interview mit Augustin Souchy ergibt sich der Eindruck, als habe der Anarchismus heute — um ein Bild der Herausgeber des Bandes wieder aufzugreifen — an der bürgerlichen Front einen Waffenstillstand geschlossen und werfe seine gesamten Truppen gegen die „totalitäre“ Sowjet-Union. Dieser Eindruck wird auch durch Souchys Einschätzung der Jugend-Revolution in West und Ost bestätigt: Neben dem „neomarxistischen Jargon der SDS-Theoretiker“ beunruhigt ihn in der BRD der „Mangel an Toleranz“ (35) in der radikalen Studenten-Bewegung: „Mit Terroraktionen kleiner Gruppen begann auch die Schreckensherrschaft der italienischen Faschisten und der deutschen

Nazis“ (35). Andererseits: „Zu bewundern ist die tschechoslowakische Jugend, die sich dem russischen Militär entgegenstellte. Sie kämpfte für eine politisch-wirtschaftliche Strukturveränderung“ (35).

Hans Manfred Bock (Paris)

**Kalz, Wolf:** Gustav Landauer. Kultursozialist und Anarchist, Verlag Anton Hain, Meisenheim/Glan 1967 (161 S., kart., 18,80 DM).

**Linse, Ulrich:** Organisierte Anarchismus im Deutschen Kaiserreich von 1871, Duncker & Humblot, Berlin 1969 (410 S., kart., 74,60 DM).

Die editorischen und kritischen Mängel der beiden oben besprochenen politisch-publizistischen Arbeiten erklären sich weitgehend aus dem Bemühen, kurzfristig und pauschal über den Anarchismus allgemein zu informieren. Von ungleich größerem Nutzen als diese Publikationen sind für eine wissenschaftlich-kritische Diskussion des Anarchismus ideologiekritische und organisationsgeschichtliche Monographien mit enger abgestecktem Untersuchungsfeld. Solche Arbeiten sind in jüngerer Zeit z. B. geleistet worden für den französischen Anarchismus von Jean Maïtron<sup>1</sup> und für den spanischen Anarchismus von César M. Lorenzo<sup>2</sup>. Aber auch für die anarchistische Bewegung in Deutschland, die für die Sozialismus-Forschung völlig im Schatten der großen Arbeiter-Organisationen verborgen blieb, liegen zwei neuere Monographien vor.

Die Arbeit von Wolf Kalz ist vor allem eine sorgfältig belegte Systematisierung der von Landauer unsystematisch entwickelten Variante des „freiheitlichen Sozialismus“ bzw. Anarchismus<sup>3</sup>. Kalz stellt überzeugend die politisch-ökonomischen Grundlagen des Landauerschen Anarchismus als eine Synthese zwischen Proudhons Wirtschaftslehre (Mutualismus) und Kropotkins Anthropologie (Wechselseitige Hilfe als entwicklungsgeschichtliches Prinzip) dar. Die wirtschaftlich weitgehend autarke, politisch weitgehend autonome Gemeinde in einer föderalistischen Ordnung, die nach Landauer den Zwang des Kapitalismus zur wirtschaftlichen Zentralisation und zur arbeitsteiligen Produktion aufheben sollte, identifiziert er als zentrale Kategorie der Landauerschen Sozial-Theorie und als Rückgriff auf die „idealisierte, autonome, mittelalterliche Stadtgemeinde“ (18). Als das „ausschließlich Neue, was Landauer den Gedankengängen

1 Jean Maïtron, Histoire du Mouvement Anarchiste en France 1880 bis 1914, Paris 1955.

2 César M. Lorenzo, Les Anarchistes Espagnols et le Pouvoir 1868—1969, Paris 1969.

3 Ein Teil der Schriften Landauers ist neu herausgegeben worden in den letzten Jahren:

Gustav Landauer, Aufruf zum Sozialismus. Hrsg. und eingeleitet von Heinz-Joachim Heydorn, Frankfurt/Main 1967.

Gustav Landauer, Zwang und Befreiung. Eine Auswahl aus seinem Werk. Hrsg. und eingeleitet von Heinz-Joachim Heydorn, Köln 1969.

der Anarchisten hinzufügen konnte“ (118), bezeichnet Kalz dessen Forderung nach der sozialen Transformation durch die primär geistige Regeneration der Menschen und seine Aufforderung, hier und jetzt mit der Realisierung des Sozialismus zu beginnen.

Die Vorbildlichkeit der Untersuchung liegt in dem geduldigen Bemühen, den Zusammenhang der Landauerschen Gedankengänge evident zu machen, bevor deren kritische Überprüfung unternommen wird. Die ideologiekritischen Teile der Arbeit allerdings sind nicht immer in der gleichen Weise überzeugend wie die systematisierenden Passagen. Den Proudhonismus der wirtschaftstheoretischen Überlegungen Landauers überführt Kalz seines mangelnden Realitätsbezuges und anachronistischen Charakters durch bündige Hinweise auf einige wirtschaftlich-politische Strukturmerkmale gegenwärtiger Industriegesellschaften (38 und 114 f.). Gegenüber dem anthropologischen Prinzip der solidarischen Gegenseitigkeit, der ethischen Grundlage des Landauerschen Sozialismus, meldet er berechtigte Zweifel an, „ob dieses Prinzip dem vernünftigen und sittlichen Vermögen des Menschen entspricht“ (131). Allerdings läßt sich der Autor hier von seinem Untersuchungs-Objekt auf den Boden schwierig verifizierbarer anthropologischer Gegen-Argumente ziehen. Die Kritik an Landauers Verständnis des Sozialismus als „Kulturbewegung“, als vorrangige Umgestaltung des „Geistes“, ist bei Kalz weniger stringent als die Kritik der anderen Aspekte seines Denkens. Aus einem solchen voluntaristischen Ansatz zur gesellschaftlichen Transformation resultiert bei Landauer einerseits die Aufgabe einer mutmaßlich niemals abschließbaren Erziehungs-Arbeit (deren Träger der von ihm gegründete Sozialistische Bund sein sollte), andererseits die Aufgabe, das Ziel herrschaftsfreien Zusammenlebens von Menschen schon hier und jetzt zu realisieren (in Siedlungs-Zellen innerhalb der bestehenden Gesellschaft). Die kritische Prüfung dieser für die praktische Relevanz des Landauerschen Denkens schlechterdings ausschlaggebenden Momente hätte einer eingehenderen Untersuchung bedurft. Es wäre überhaupt zu fragen, ob nicht die extensivere Einbeziehung organisations- und sozialgeschichtlicher Aspekte eine fruchtbarere Basis der Kritik hätte sein können. Gelungen ist diese Verbindung in dem Kapitel über Landauers Tätigkeit in Bayern in den Jahren 1918/19, insbesondere in der Diskussion der Frage der politischen Gewalt.

Ansätze einer Organisationsgeschichte des Sozialistischen Bundes und einer Einordnung des Landauerschen Anarchismus in den Zusammenhang der anarchistischen Bewegung im Zweiten Reich bietet die Dissertation von Ulrich Linse (275—300). In diesem Rahmen gesehen war der Sozialistische Bund nur eine Sondergruppe, die neben der quantitativ bedeutenderen Dachorganisation der deutschen Anarchisten, der seit 1903 existierenden „Anarchistischen Föderation Deutschlands“ (AFD), bestand. Nach der etwas summarischen Frühgeschichte des Anarchismus in Deutschland von Mitte der siebziger bis Anfang der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts konzentriert sich Linses Arbeit auf die Entwicklung von 1890 bis 1918, in der drei



„organisatorische Einheiten“ unterschieden werden: „die lokalen Gruppen, die Berliner Zeitungsparteien und schließlich, zeitlich erst später einsetzend und deshalb von den vorgegebenen Grundstrukturen abhängig, eine über Gesamtdeutschland sich erstreckende Organisation“ (154). Linse bringt eine Fülle chronologisch geordneter Fakten zu diesen seit der Jahrhundertwende verstärkt einsetzenden Organisations-Versuchen der Anarchisten in Deutschland, zu deren einzelnen regionalen Föderationen, zum Verhalten der anarchistischen Wortführer im Weltkrieg und zu ihrer Rolle in Bayern vom November-Umsturz bis Mitte 1919. Diesem sich auf Polizeiberichte und die anarchistische Presse stützenden chronologischen Bericht geht eine aus dem gleichen Quellenmaterial erschlossene Beschreibung der „sozialen Gliederung des deutschen Anarchismus“ voraus und eine pauschale Bestimmung der Stellung der anarchistischen Bewegung im Kaiserreich und zur Sozialdemokratie. Die Stärke der Untersuchung liegt in der exakten und gut belegten Ermittlung von Fakten und Sach-Zusammenhängen. Andererseits fehlt eine klare soziologische Begriffs-Bildung zur Eingliederung und Diskussion der ermittelten Sach-Zusammenhänge (für die allerdings bislang wenige Vorarbeiten erbracht worden sind). So wird die Fakten-Ermittlung durch Verzicht auf die ständige Bezogenheit der Analyse der Vorgänge in der anarchistischen Bewegung auf den größeren Rahmen der Arbeiterbewegung des Reiches oder ein anderes Bezugs-System bisweilen zum Selbstzweck. Man muß sich fragen, ob die von Linse getroffene Entscheidung, das „Widerspiel ideologischer und außerideologischer Faktoren“ (18) innerhalb der anarchistischen Bewegung des Kaiserreichs zu untersuchen, die diesem gesamtgesellschaftlich ja doch peripheren Phänomen angemessene Perspektive ist. Die Darstellung droht durch die Konzentrierung auf die organisationsimmanenten Vorgänge in der anarchistischen Bewegung des Kaiserreichs esoterisch zu erscheinen. Je stärker der deskriptive Aspekt den explikativen in der Darstellung überwiegt, desto mehr fallen auch die Informationslücken auf: So wird z. B. in dem Ausblick auf die Entwicklung des Anarchismus in der Weimarer Republik die höchst fruchtbare Synthese der Anarchisten mit den revolutionären Syndikalisten in der FAUD(S) nicht einmal erwähnt. Neben vielen treffenden Urteilen über Einzelaspekte des untersuchten Objekts (z. B. Landauer als „der größte Revisionist unter den deutschen Anarchisten“ [276]), finden sich andere, die weniger begründet und überzeugend sind. Die Beurteilung der Haltung Erich Mühsams während des Weltkrieges als „Chauvinismus“ (313 ff.) aufgrund einiger affektbedingter Äußerungen im August 1914 ist sehr fragwürdig. (Selbst ein solch unerbittlicher Kritiker des Sozialchauvinismus wie Franz Pfemfert sah Mühsam diese Entgleisung nach.) Die Würdigung des Vorkriegs-Anarchismus, es sei in ihm „wie nirgend anders um eine demokratische Organisationsform gerungen und die Kontrolle der Organisation und ihrer Leiter als primäres Problem einer politischen Organisation erkannt worden“ (380), wird bei einem Vergleich mit den Linksradikalen innerhalb der SPD vor 1914 relativiert.

Beide Arbeiten (Linse nimmt seltsamerweise die Landauer-Monographie Kalz' nicht zur Kenntnis) sind wertvolle Anfänge einer Geschichte des Anarchismus in Deutschland, die als ganze aber noch geschrieben werden muß.

Hans Manfred Bock (Paris)

**Harich, Wolfgang:** Zur Kritik der revolutionären Ungeduld. Eine Abrechnung mit dem alten und dem neuen Anarchismus, edition etcetera, Basel 1971 (117 S., brosch., 12,60 DM).

**Frei, Bruno:** Die anarchistische Utopie. Freiheit und Ordnung, Verlag Marxistische Blätter, Frankfurt/Main 1971 (162 S., brosch., 7,50 DM).

Die Auseinandersetzung mit dem Anarchismus ist in der Folge der Studenten-Revolute wieder aufgelebt und bisher erheblich produktiver gewesen als die Versuche einer selbständigen Weiterentwicklung der klassischen anarchistischen Ansätze in dieser Bewegung selbst. Die beiden vorliegenden Schriften resümieren einerseits die traditionelle marxistische Kritik am Anarchismus; andererseits versuchen beide Kampf-Schriften, die Jugend-Revolute seit Mitte der sechziger Jahre als anarchistisch zu deuten und die Kriterien der marxistischen Anarchismus-Kritik auf sie anzuwenden.

Harich geht in seinem 1969 verfaßten Essay aus von der Identität des revolutionären Endziels der Marxisten und der Anarchisten: „Nicht anders als Godwin, Proudhon, Bakunin, Kropotkin und Tolstoi betrachten auch Marx, Engels und Lenin jegliche Herrschaft von Menschen über Menschen, mitsamt ihren unvermeidlichen Begleiterscheinungen — Gewalt, Zwang, Unterdrückung, Bevormundung, Unterwürfigkeit, Heuchelei — als zu beseitigenden Mißstand“ (5). Nicht in dieser Zielvorstellung liege die „*differencia specifica*“ zwischen Anarchismus und Marxismus, sondern in der Vorstellung beider über den Weg zu diesem Ziel. Als Spezifikum des Anarchismus stellt er heraus, daß dieser auf jenem Wege „stets den zweiten, dritten, letzten Schritt vor dem fälligen ersten tun möchte“, daß er es niemals fertigbringt, „das Heranreifen objektiver Bedingungen abzuwarten, von denen eine Begünstigung seines Wollens erst später und nicht schon im nächsten Augenblick zu erwarten ist“ (13). Diese Art „revolutionärer Ungeduld“ weist er auf im Solidaritäts-Postulat ihrer Wirtschaftslehre (20 ff.) und in der Forderung vorrangiger Beseitigung staatlicher Gewalt in ihrer Staatstheorie (23 ff.); in beiden Fällen wird die Realisierung dieser Ziele nicht von der vorherigen Aufhebung der ökonomisch-politischen Klassenherrschaft abhängig gemacht. Diese „kurzatmige“ Ungeduld führt nach Harich in der Praxis aufgrund des „abstrakten, abstinenzlerischen Antiparlamentarismus“ (33 ff.), labiler Organisationsstruktur der anarchistischen Gruppen (37 ff.) und der direkten Aktion in Form der „Propaganda durch die Tat“ (38 ff.) zu einem „Apolitizismus“, der letztlich den

Anarchismus als „Zwillingsbruder des Reformismus“ (81 ff.) ausweise.

In der „Propaganda durch die Tat“ bzw. der „Aufklärung durch Aktion“ sieht Harich das eigentliche tertium comparationis zwischen „altem“ und „neuem“ Anarchismus. Beide sähen ihre vorrangige praktische Aufgabe im „Verunsichern von Institutionen“ (62 ff.). Eine der Voraussetzungen für diese Aktivität in der Neuen Linken ist seiner Meinung nach die abstrakte Institutionskritik Adornos und der Frankfurter Schule gewesen. Deren Beliebigkeit der Objektwahl habe wesentlich zur „diffusen Rebellion“, der Verunsicherung beliebiger Institutionen, beigetragen. Der „Neoanarchismus“ greife „mit Vorliebe . . . solche Institutionen an, auf die es gar nicht ankommt, die zu den zentralen Fragen des Wirtschaftslebens und der Politik in indifferenter oder nur entfernter Beziehung stehen, ja, für den Bestand des kapitalistischen Systems mitunter ganz belanglos, wenn nicht störend sind“ (56).

Die von Harich aus der traditionellen Anarchismus-Kritik des Marxismus abgeleiteten und neu formulierten Beobachtungen am „alten“ Anarchismus sind zweifellos zum größten Teil treffend und verifizierbar. Z. B. ist das Werk Landauers ein Musterbeispiel für „revolutionäre Ungeduld“, die zu „Apolitizismus“ führt. In der engen Verbindung der anarchistischen Bewegung in Deutschland mit allen Arten kulturradikaler Organisationen (z. B. der freireligiösen und der freidenkerischen Bewegung) ließe sich die „diffuse Rebellion“ und Verzettelung revolutionärer Energien nachweisen. Erweist sich hier die Fruchtbarkeit marxistischer Analyse, so kann man andererseits die allzu großzügige und mithin fragwürdige Subsumption historischer Beispiele unter theoretisch abgeleitete Begriffe nicht übersehen. Die Behauptung z. B. vom unvermeidlichen Abgleiten des Anarcho-Syndikalismus in „krassesten Reformismus“ (35) steht im Widerspruch zumindest mit dem historischen Beispiel der spanischen CNT. Auf der mehr theoretischen als historischen Beweisführung Harichs beruht auch die so nicht haltbare Parallelisierung des „alten“ mit dem „neuen“ Anarchismus. Die Vergleichs-Grundlage der „revolutionären Ungeduld“ ist zu schmal, um eine Renaissance des Anarchismus in der Gestalt der Neuen Linken glaubhaft zu machen. Obwohl er in einer Nachschrift aus dem Jahre 1970 die verschiedenen Tendenzen innerhalb der Neuen Linken unterscheidet, ihre „überragenden Verdienste als Bahnbrecher der gegenwärtigen Radikalisierung von Jugend und Intelligenz“ (101) hervorhebt, hält er doch an der prinzipiellen Übereinstimmung fest. Wie im Falle des „alten“ Anarchismus ist auch im Falle der Neuen Linken eine exaktere historische Differenzierung notwendig, die u. a. solche bahnbrecherischen Herleitungen des „Anarchismus“ der Neuen Linken, wie Harich sie in seiner „Ideengeschichte des Verunsicherns von Institutionen“ (45 ff.) unternimmt, erübrigen würde.

Die Arbeit von Bruno Frei „geht von Definitionen und Positionen aus, die Marx, Engels und Lenin erarbeitet haben“ (5), und will nachweisen, „daß die theoretischen und praktischen Positionen des Ge-

genwartsanarchismus im wesentlichen leicht oder kaum modifizierte Reproduktion des historischen Anarchismus sind“ (5). In einer sehr summarischen „Kurzgeschichte“ (29) der anarchistischen Bewegung stellt der Autor zuerst die wichtigsten Gestalten und Richtungen des Anarchismus dar und fügt ihnen jeweils die kritischen Kommentare der marxistischen Klassiker hinzu (16 ff.). Wiederum mit Hilfe ausführlicher Zitate dieser Klassiker diskutiert er die wichtigsten historischen und aktuellen Argumente des Anarchismus gegenüber dem Marxismus-Leninismus (57 ff.). Schließlich beschreibt er die Entstehungs-Bedingungen, die wichtigsten Zentren und Themen der Jugend-Revolte und diskutiert sie unter vorwiegend ideengeschichtlichen und ideologiekritischen Aspekten, ohne sie übrigens mit dem Anarchismusetikett pauschal zu verurteilen.

Die Vorzüge und die Schwächen der oben besprochenen Arbeit Harichs finden sich im Prinzip in der Schrift Bruno Freis wieder. Die Teile des Buches über den historischen Anarchismus ergeben ein übersichtliches Brevier der marxistisch-leninistischen Anarchismuskritik. Das historische Referat der anarchistischen Bewegungen aber ist wenig zuverlässig, teilweise sogar falsch. So wären Fehlurteile wie beispielsweise das vom so gut wie nicht bemerkbaren Anarchismus in Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg (48), das von der niederländischen SDAP als „anarcho-syndikalistischer“ Partei im Jahre 1909 oder die historisch nicht haltbare Zurechnung der KAPD und der AAUD in den Anfangsjahren der Weimarer Republik zum Anarchismus bei Kenntnisnahme der neueren wissenschaftlichen Literatur zu vermeiden gewesen. Sicherlich ist das historische Referat der schwächste Teil der Publikation; allerdings ist dies Referat auch nicht die Hauptaufgabe einer Kampfschrift, die es als ihr Ziel ansieht, „den studentischen Rebellen Alternativen anzubieten, damit sie sich . . . nicht in der Sackgasse des Anarchismus verlieren“ (15). Ungenauigkeiten wie die oben zitierten dienen aber keineswegs dieser Zielsetzung, zumal doch mit der anarchistischen Belesenheit der Adressaten zumindest hypothetisch gerechnet werden muß.

Die Identität des „neuen“ mit dem „alten“ Anarchismus wird bei Frei stärker problematisiert als bei Harich: „Selbstverständlich handelt es sich nicht um eine mechanische Wiederholung (wenn auch die Versuchung groß ist, altanarchistische und neuanarchistische Texte zur Deckung zu bringen), sondern um eine Reproduktion auf höherer, ökonomisch und gesellschaftlich fortgeschrittener Ebene. Eine bloße Alles-schon-dagewesen-Darstellung wäre ahistorisch und idealistisch und würde uns hindern, die spezifischen Erscheinungen des Neoanarchismus zu begreifen“ (89). Gemeinsam wäre beiden die Absicht, „durch Abschaffung jeder Macht, mit oder ohne Gewalt“, zu einer „auf jeden Zwang verzichtenden Gesellschaft“ (11) zu gelangen. Die allem Anschein nach große Zahl der Spezifika des „Neoanarchismus“, die nicht auf diesen Nenner zu bringen sind, verweist auf die Notwendigkeit einer exakteren Bestandsaufnahme seiner Manifestationen, als sie bisher erbracht worden ist. Man kann aufgrund der beiden Arbeiten von Harich und Frei den Nachweis praktischer und

theoretischer struktureller Analogien zwischen dem Anarchismus und Teilen der Jugend-Revolte als gesichert ansehen, nicht aber den Nachweis einer wirklichen Renaissance des Anarchismus.

Hans Manfred Bock (Paris)

**Colletti, Lucio:** Bernstein und der Marxismus der Zweiten Internationale. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. 1971 (76 S., Pb., 9,— DM).

Collettis Schrift ist die Einleitung zur italienischen Ausgabe von Bernsteins „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie“ (1899). Ihre zentrale These ist die Feststellung, daß Bernsteins Revisionsversuch einem mißverstandenen Marx gilt, daß sich dieses Mißverständnis aber sowohl bei Bernstein wie im „offiziellen“ Marxismus der II. Internationale (Kautsky, Plechanow, teilweise auch Hilferding und Rosa Luxemburg) findet. Die Übereinstimmung zwischen Revisionismus und der Marx-„Orthodoxie“ von Bernsteins Gegnern besteht für ihn also nicht nur — wie für die meisten Kritiker der II. Internationale — in einer Reformpraxis, die von den divergenten Flügeln lediglich verschiedenartig interpretiert wird, sondern auch in den theoretischen Überlegungen. Am Beispiel der „Zusammenbruchstheorie“, die Bernstein attackierte, weist Colletti — ebenso wie bereits Kautsky in seinem Buch „Bernstein und das sozialdemokratische Programm“ — darauf hin, daß diese Theorie in der von Bernstein beanstandeten Fassung nicht von Marx stammt und stellt — hier über Kautsky hinausgehend — fest, daß die Vereinfachung und Vergrößerung von Marx' Thesen über die „geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation“ zu einer „Naturnotwendigkeit“ ein Produkt des Marxismus der II. Internationale sei (15—18), das seine Voraussetzung in einer Verabsolutierung der „Großen Depression“ der Jahre 1873—1895 habe (19—25). In diesen Zusammenhang gehöre auch Engels' Einleitung zu Marx' „Klassenkämpfen in Frankreich“. Die Aufschwungphase der Zeit nach 1895 veranlaßte Bernsteins Kritik an einer Geschichtskonstruktion, die er fälschlich Marx unterstellte. Eine Übereinstimmung im Marx-Verständnis Bernsteins und seiner Opponenten sieht Colletti in einer Trennung von Ökonomie und dem politischen und ideologischen „Überbau“, die diesen lediglich zu einem weiteren „Faktor“ neben der materiellen Produktion degradiere, während bei Marx alle Momente einer Produktionsweise als ökonomische begriffen würden (28 ff.). Auch hier seien Engelssche Formulierungen nicht ohne Nachwirkungen geblieben (27 f.). Der Reduzierung des Marxschen Begriffs der „abstrakten Arbeit“ auf eine reine Rechengröße durch Bernstein und den Marxismus der II. Internationale stellt Colletti seine eigene Theorie der Entsprechung von abstrakter Arbeit und kapitalistischer Warenproduktion gegenüber (41 ff.). Die Beibehaltung des Wertgesetzes in den sozialistischen Staaten des RGW (als Ausdruck der Verteilung nach der Arbeitsleistung, jedoch unter Ab-

legung des Warencharakters der Arbeitskraft — G. F.) erscheint ihm als Fortsetzung der theoretischen Schwächen der II. Internationale und somit als Revisionismus (58). Gleichermaßen kann ihm die Beibehaltung von traditionellen Funktionen des Staats in der sozialistischen Übergangsgesellschaft als — zeitweilig unvermeidliche — Konservierung bürgerlicher Momente erscheinen: die modernen Staatstheorien der sozialistischen Gesellschaften in Osteuropa und der Sowjetunion seien eine unbewußte Hypostasierung des bürgerlichen Staatsbegriffs. Colletti gelangt also — durch eine Fehlinterpretation von Lenins „Staat und Revolution“ (59) — letztlich zu einer Identifikation von bürgerlichem Staat und Diktatur des Proletariats.

Eine brauchbare Anleitung zur kritischen Lektüre des Bernsteinischen Buchs bilden dagegen die Kapitel 10 und 11 der Broschüre (Kritik an Bernsteins Begriff der Verelendung, seiner Auswertung des Phänomens der Aktiengesellschaften und seiner Staatstheorie), doch geht Colletti hier kaum über die zeitgenössischen Repliken von Kautsky und Luxemburg hinaus.

Collettis Kritik an Engels — den er mehrmals in engen Bezug zum Marxismus der II. Internationale und dessen Mängeln bringt — beruht auf einer Auslegung der Einleitung zu Marx' „Klassenkämpfen in Frankreich“, die sich mehr in Übereinstimmung mit der Interpretation des späten Engels durch die westdeutsche Sozialdemokratie als mit dem Text befindet. „Das Wahlrecht ist hier als die Waffe angesehen, die das Proletariat in kurzer Zeit an die Macht bringen wird“ (73) — diese These findet sich bei Engels nicht; der Eroberung der Macht durch die Stimmzettel der Proletarier kommt bei ihm der konterrevolutionäre Staatsstreich zuvor, die Aufhebung einer für die revolutionäre Partei sehr gedeihlichen Gesetzlichkeit durch eine neue Gewaltsituation, in der allerdings nunmehr die Massen — u. a. auch durch Wahlkämpfe aufgeklärt und rekrutiert — „selbst schon begriffen haben, um was es sich handelt“.

Auf den Seiten 71 und 72 verwechseln der Verfasser oder seine Übersetzer die Wähler — mit den Mitgliederzahlen der SPD.

Georg Fülberth (Marburg)

**Schieder, Wolfgang (Hrsg.):** Erster Weltkrieg. Ursachen, Entstehung und Kriegsziele. Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin 1969 (506 S., br., 26,— DM).

Die sechziger Jahre standen in der westdeutschen Geschichtswissenschaft im Zeichen einer Kontroverse, die durch das Buch des Hamburger Historikers Fritz Fischer „Griff nach der Weltmacht“ (1961) ausgelöst worden war. Die heftige, zum teil hysterische Abwehrreaktion, die seine Thesen bei der Mehrheit seiner Fachkollegen, der rechten Publizistik und den Unionspolitikern provozierte, ließ erkennen, daß er an einen neuralgischen Punkt konservativen Selbstverständnisses gerührt hatte.

Schieder möchte mit seinem Sammelband eine „gründliche Bestandsaufnahme“ (12) der Diskussion vornehmen, um durch „dokumentarische Fixierung wissenschaftlicher Frontstellungen deren Überwindung einzuleiten“ (23). Diese Programmatik bestimmt auch das editorische Auswahlprinzip. Die Dokumentation klammert die politischen Implikationen der Diskussion um Fischer aus. Die Kontroverse wird in den scheinbar interessen-neutralen Raum eines wissenschaftlichen „Streitgesprächs“ eingehegt, den sie von Anfang an durchbrochen hatte. Durch diese Entpolitisierung bleibt eine ihrer wichtigsten Dimensionen ausgespart.

Zentrales Thema des Schieder-Bandes ist die Frage nach dem Zusammenhang von Kriegsausbruch und Kriegszielen. In den ersten drei Hauptabschnitten werden nacheinander unter den Überschriften „Aggressive Kriegspolitik zur Durchsetzung deutscher Weltmachtansprüche“ (Fritz Fischer), „Militaristische Verkehrung einer Politik der Schwäche“ (Gerhard Ritter) und „Weltkriegsrisiko und defensive Kriegsziele“ (Egmont Zechlin) Buchauszüge und Aufsätze der drei Hauptkontrahenten präsentiert. Durch diese schematische Anordnung der Texte bleibt dem Leser der Einblick in die eigentlich strittigen Sachfragen verschlossen. Dies gilt auch für den vierten Abschnitt „Um Bethmann Hollweg“. Neben Beiträgen von Karl-Dietrich Erdmann, Andreas Hillgruber und Imanuel Geiss erscheint hier der Aufsatz des DDR-Historikers Willibald Gutsche „Erst Europa — dann die Welt“, in dem es aber gar nicht um Bethmann Hollweg, sondern um die verschiedenen Kriegszielkonzeptionen der deutschen Monopolbourgeoisie geht. Es hätte also nahegelegen, ihn den Arbeiten Fischers zur Seite zu stellen, um zu verdeutlichen, welche Unterschiede zwischen der marxistischen Interpretation und dem Fischer-schen Ansatz bestehen.

Im fünften und sechsten Abschnitt „Österreich-Ungarn zwischen Deutschland und Italien“ und „Die Ententemächte und der Kriegsausbruch“ verläßt Schieder die Ebene der Fischer-Kontroverse, um einen Eindruck von dem Stand der Weltkriegsforschung außerhalb der westdeutschen Geschichtsschreibung zu vermitteln. Ob aber etwa der Beitrag des konservativen englischen Historikers Herbert Butterfield über Greys Politik in der Julikrise repräsentativ für die moderne englische Geschichtswissenschaft ist, darf wohl bezweifelt werden. Daß Schieder überdies auch in diesem Teil seiner Dokumentation wieder Verzicht auf eine stringente sachlich-thematische Zuordnung der Beiträge leistet, geht unter anderem daraus hervor, daß er im sechsten Abschnitt den Aufsatz des französischen Historikers Pierre Renouvin über die Kriegsziele der französischen Regierung 1914—1918 abdruckt, der mit dem Kriegsausbruch direkt gar nichts zu tun hat.

In seiner Einleitung bemüht sich Schieder wohl darum, die kontroversen Positionen gegeneinander abzugrenzen und die Entwicklung der verschiedenen Auffassungen zu verdeutlichen. Doch bleibt dieser Versuch unzulänglich, weil es der Herausgeber unterläßt, die Kriterien zu benennen, nach denen er die einzelnen Forschungsbeiträge

bemißt. Wo er überhaupt zu den methodischen Aspekten der Kontroverse Stellung bezieht, bleibt er in Gemeinplätzen stecken, deren apologetische Funktion nicht zu verkennen ist. So rühmt Schieder an Ritter „die kritische Zuverlässigkeit seiner Methode“, da er „sein Urteil stark revidierte, nachdem er selbst Gelegenheit hatte, von Fischer erstmals benutzte Akten nachzulesen“ (14). Wie dieser Befund mit dem aus Ritters Werk „Staatskunst und Kriegshandwerk“ (Bd. III) abgedruckten Kapitel übereinstimmt, in dem die Kriegsziele der herrschenden Klasse des Kaiserreichs als „Machtträume deutscher Patrioten“ (107) bagatellisiert werden, bleibt das Geheimnis des Herausgebers. Zechlin, der das bekannte Expansionsprogramm der deutschen Regierung vom September 1914 zu einer kriegstaktisch bedingten Abwehrmaßnahme gegen den von England gewollten Hegemonialkrieg herunterstuft, wird bescheinigt, „mit dieser sehr viel differenzierteren Interpretation methodisch den richtigen Weg“ eingeschlagen zu haben (15).

Im Ergebnis führt der Versuch, auch überholte Positionen noch als diskutabile Erkenntnisse auszuweisen, dazu, die Kontroverse auf das unverbindliche Niveau scheinbar gleichberechtigter Fragestellungen und Forschungsansätze zu begrenzen. Offensichtlich möchte es Schieder mit niemandem recht verderben. Die Rolle des „überlegenen Moderators des Streitgesprächs“ (12), die er — ganz zu Unrecht — Hans Herzfeld zuschreibt, scheint er jetzt für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Tatsächlich aber schlägt die behauptete Überparteilichkeit immer wieder in Parteinahme gegen Fischer um, so etwa, wenn Schieder, der personalisierenden Betrachtungsweise einiger Kritiker Fischers folgend, die Beurteilung der Politik Bethmann Hollwegs zum Prüfstein für „die Glaubwürdigkeit Fischers“ (16) erklärt.

Obwohl Schieder als Ergebnis der Kontroverse „einen bemerkenswerten Wandel der Beurteilung des Kriegausbruchs und der Kriegszielpolitik“ konstatiert, bedarf es nach seiner Ansicht neuer Impulse, um die stagnierende Diskussion „über sich selbst hinauszuführen“ (17). Wie das zu geschehen habe, vermag Schieder indessen nur vage anzugeben. Die Zauberformel heißt „Strukturgeschichte“. Schieder fordert eine „innere Strukturanalyse des politischen Systems in Deutschland“ (17), die wiederum in eine vergleichende Strukturgeschichte aller kriegführenden Staaten eingebettet werden soll. Um sich aber gar nicht erst dem Verdacht auszusetzen, daß sich hier möglicherweise ein imperialismustheoretisches Interesse artikulieren könnte, betont Schieder, daß nicht eine „abstrakte Imperialismustheorie, durch welche die strukturellen und nationalen Unterschiede verwischt werden“, sondern „eine abgestufte Darstellung der Krise des Imperialismus“ anzustreben sei, wobei er unter Krise den Spannungszustand verstanden wissen will, der sich aus dem „Übergang von traditioneller Kabinettpolitik auf eine mehr oder weniger demokratisch regulierte Öffentlichkeitsdiplomatie“ ergab (18). Schieder interessieren also nicht die spezifischen Erscheinungsformen imperialistischer Politik als Ausdruck eines bestimmten Entwicklungs-



stadiums der kapitalistischen Gesellschaften, sondern als besondere nationale Ausprägungen und strukturell bedingte Unterschiede im Bereich des außenpolitischen Entscheidungsvorgangs. Dieses Konzept bleibt, schlägt man den modernisierenden Putz ab, ganz im Rahmen der bürgerlich-nationalstaatlichen Geschichtsschreibung.

Schieders Sammelband sollte Anlaß sein, über die Funktion der Fischer-Diskussion nachzudenken. Wenn der Herausgeber jüngst die Tatsache, „daß ein so leidenschaftlich ausgefochtener wissenschaftlicher Streit allmählich wenigstens tendenziell zu einer Einigung führen konnte“, als Beweis für die „Offenheit“ der bürgerlichen Geschichtsschreibung polemisch gegen die DDR-Geschichtswissenschaft wenden konnte (W. Schieder, Westdeutsche Geschichtsschreibung aus der Perspektive der DDR, in: FAZ v. 30. 3. 1971), so mag dies als Indiz dafür gelten, daß der Fischer-Kontroverse heute im wesentlichen nur mehr eine Alibifunktion zukommt. Die westdeutsche Geschichtswissenschaft hat den einst Gescholtenen vereinnahmt. Sie konnte dies um so leichter, als Fischer den methodischen Rahmen der bürgerlichen Geschichtsschreibung zu keinem Zeitpunkt auch nur ansatzweise zu sprengen imstande war. Sein Verfahren, durch Aktenakribie und Faktenhäufung die eigene Theorieferne mit dem Schleier „reiner Objektivität“ zu überdecken, mußte notwendig in der positivistischen Sackgasse enden. Was Fischer geleistet hat, war nicht mehr und nicht weniger als die längst überfällige Korrektur eines verstaubten nationalistischen Geschichtsbildes, das sich in der Weimarer Republik im Kampf gegen die sog. „Kriegsschuldlüge“ herausgeformt und das Jahr 1945 unbeschadet überdauert hatte. Was er nicht geleistet hat und mit seinen Mitteln auch nicht leisten konnte, war, das Selbstverständnis seines Faches in Richtung auf eine gesellschaftsanalytisch-progressive Wissenschaft zu transformieren.

Volker Ullrich (Hamburg)

**Miller, Susanne, unter Mitwirkung von Heinrich Potthoff (Hrsg.):**

*Die Regierung der Volksbeauftragten. Eingeleitet von Erich Matthias. Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien.* Droste-Verlag, Düsseldorf 1969 (zus. 2 Bde., 1530 S., Ln., 184,— DM).

Aus der Flut der immer zahlreicher werdenden Publikationen über die deutsche Revolution 1918/19 ragt aufgrund ihres Umfangs eine Quellensammlung heraus, die erste Reihe der Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, die es sich zur Aufgabe gesetzt hat, die Zusammenarbeit der rechten Führer der SPD mit den bürgerlichen Parteien und den herrschenden Kräften des Wilhelminischen Deutschlands während des 1. Weltkrieges und der Novemberrevolution darzustellen. Zugleich sollen die „ruhmreichen“ Anfänge einer parlamentarischen Tradition in Deutschland und so eine Kontinuität bis heute herausgestellt wer-

den. In dieser Reihe erschienen die Protokolle des Interfraktionellen Ausschusses, der Sitzungen der Reichstagsfraktion der SPD, des Kabinetts des Prinzen Max von Baden sowie die hier zu behandelnden Sitzungsprotokolle des Rats der Volksbeauftragten. Das Auswahlprinzip, daß Parlaments- und Parteienaktivitäten im Mittelpunkt stehen und folglich nur die Protokolle der Sitzungen und Ausschüsse ediert werden, zeigt die Vernachlässigung der Massen-, Streikbewegungen und außerparlamentarischen Aktionen und Demonstrationen in den Jahren 1917—19. Flugblätter, revolutionäre Aufrufe, Plakate, Handzettel u. ä. machen die Entstehung und den Verlauf der Revolution einsichtiger als Sitzungsprotokolle irgendwelcher Regierungsgremien und parlamentarischer Ausschüsse. Hierdurch soll nur der Anschein erweckt werden, als ob diese Gremien in der Endphase des Krieges oder zu Beginn der Revolution eine entscheidende Rolle gespielt hätten. Dabei kann man beweisen, daß die Regierungs- und etablierten Parteiorgane nur auf die Massenbewegungen reagierten, was sich vor allem bei Ausbruch der Revolution klar erkennen läßt.

Die 130 abgedruckten Dokumente dieser neuen Quellensammlung, die die Zeit vom 9. 11. 1918 bis zum 8. 2. 1919 umfassen, bieten eine Fülle von bisher größtenteils unbekanntem Material. Trotz der umfangreichen Sammlung sind einige Lücken vorhanden, weil von einigen Kabinettsitzungen keine Protokolle aufzufinden sind. Dann müssen die sonst nur als Ergänzung abgedruckten Aufzeichnungen oder Memoiren der Volksbeauftragten als Ersatz benutzt werden, die natürlich nur mit ganz besonderer Vorsicht zu genießen sind.

Neben der Quellensammlung besitzt das Gesamtwerk eine umfangreiche Einleitung von E. Matthias. In ihr schlägt sich u. a. nieder, wie man schon mit der Quellenauswahl eine Vorentscheidung trifft und somit manipuliert, indem man unliebsame Quellen einfach nicht beachtet. Matthias stützt sich — ein Beispiel unter vielen — im Kapitel E z. B. das vornehmlich den Vollzugsrat behandelt, auf die Memoiren des rechten SPD-Führers Hermann Müller-Franken, während die Erinnerungswerke des linken Vollzugsratsvorsitzenden Richard Müller ignoriert werden. Dabei konnte sich dieser auf die Memoiren auf die Protokolle der Sitzungen des Vollzugsrats stützen, die er, wie Oertzen nach Überprüfung mit den Originalen bemerkt, „korrekt und objektiv“ ausgewertet hat (P. v. Oertzen, Betriebsräte in der Novemberrevolution, Düsseldorf 1963, S. 70). Da die Sympathien von E. Matthias aber eindeutig bei Ebert liegen, bleibt seine zwielfichtige Haltung beim konterrevolutionären Putsch am 6. 12. 1918 unerwähnt. Sogar das Belügen des Zentralrats am 28. 12. 1918 versuchen Matthias bzw. die anderen Mitarbeiter zu vertuschen. Indem im 2. Band, S. 122, auf die Anmerkung 46 hingewiesen wird (und damit auf die Kabinettsitzungen vom 27. und 28. 12.), bleibt die Aussage Eberts zu seiner Haltung gegenüber einer Kriegserklärung an Polen nur umstritten; bei einem Verweis auf Dokument Nr. 73, auf die Kabinettsitzung vom 26. 12., wäre aber die Lüge Eberts offenkundig gewesen; denn

dort sprach sich Ebert für einen Krieg gegen Polen aus, der von den Mitgliedern der USPD aber vereitelt wurde.

Kurz, die ganze Einleitung mit der scharfen Verurteilung der linken Mitglieder im Vollzugsrat, der Revolutionären Obleute, dagegen die Hervorhebung und Bewunderung der Führer der SPD — trotz gelegentlicher Kritik an ihnen, jedoch um sie sofort wieder zu entschuldigen und den radikalen Linken die Schuld zuzuschreiben — war ein würdiges Geburtstagsgeschenk zum hundertjährigen Geburtstag Eberts.

Franz Hartmann (Göttingen)

**Matthias, Erich:** Zwischen Räten und Geheimräten. Die deutsche Revolutionsregierung 1918/1919. Droste Verlag, Düsseldorf 1970 (178 S., br., 15,80 DM).

1969 veröffentlichten Erich Matthias und Susanne Miller in der Reihe „Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien“ den Band „Die Regierung der Volksbeauftragten 1918/1919“. Das hier angezeigte Buch von Matthias war bereits in dieser Edition als Einleitung enthalten; es erscheint nun mit einigen redaktionellen Änderungen und mit einer Zeittafel versehen selbstständig. Nach der Edition der Protokolle des Zentralrats von Kolb und Rürup eröffnet die Herausgabe der Sitzungsberichte des Rats der Volksbeauftragten den an Fragen der Novemberrevolution Arbeitenden neue Forschungsansätze. Schon beim Studium der Protokolle des Zentralrats war festzustellen, daß wesentliche Entscheidungen vor der Wahl des Zentralrats gefallen waren: im Vollzugsrat der Berliner Arbeiter- und Soldatenräte und im Rat der Volksbeauftragten. In dem neuen Quellenband liegen nun die Dokumente der einen Körperschaft für die Forschung frei.

In der umfänglicheren Einleitung, deren Ziel eine „institutionengeschichtliche Analyse“ (11) ist, wird ausführlich über die Entstehung, Zusammensetzung und Funktionsverteilung des Rats der Volksbeauftragten berichtet. Tabellarische Übersichten über die Anwesenheit der Mitglieder und über die vom Rat der Volksbeauftragten erlassenen und verkündeten Gesetze sind ebenfalls zusammengestellt worden. Wesentlicher scheint jedoch die Gesamteinschätzung des Rats der Volksbeauftragten. Sie läßt sich auf folgenden Nenner bringen: da die Geschichte so verlaufen ist, wie sie verlaufen ist, konnte sie nicht anders verlaufen.

Die Räte von 1918/19 sind für den Verfasser nicht „Exponenten eines Rätensystems oder einer antiparlamentarischen Rätedoktrin [!]“ (9), sondern sie erscheinen ihm als „Ausdruck der spontanen Volksbewegung, von der die sozialdemokratische Regierung an die Macht getragen worden war“ (9). Das erweckt den Eindruck, als habe die Sozialdemokratische Partei dank dem revolutionären Volkswillen die Macht ergriffen. In Wirklichkeit aber hat sich die Mehrheitssozialdemokratie in die Bewegung hineingeschmuggelt, nachdem sie

erkannt hatte, daß sie die „spontane Volksbewegung“ nicht mehr aufhalten konnte und um ihren Einfluß fürchten mußte. Ihr Ziel war dabei, die Volksbewegung so schnell wie möglich aufzulösen.

Matthias stellt die revolutionäre Volksbewegung, „wenn man von Minoritäten auf der äußersten Linken [Spartakisten] und auf der äußersten Rechten [die sonst fast vollständig unerwähnt bleiben] absieht“ (9), als eine Bewegung für die Nationalversammlung dar. Da auch die Volksbeauftragten für die Nationalversammlung eintraten, scheint die Identität zwischen Regierenden und Regierten bewiesen: dank einer von den Mehrheitssozialdemokraten geleiteten Regierung. So werden Verlauf der Revolution, ihre blutige Niederschlagung durch die Noske-Garden und die realen Kräfteverhältnisse in einem für die Sozialdemokratie günstigen Licht dargestellt. Sogar Prinz Max von Baden bekannte demgegenüber in seinen später veröffentlichten Memoiren, daß, wenn nicht Ebert am 9. November die Leitung des reaktionären, auf Restauration hinielenden Regierungsapparats übernommen hätte, Karl Liebknecht und der Bolschewismus die Macht übernommen und ausgebaut hätten. Ebenso zeigte sich nach dem Ausscheiden der USPD-Mitglieder aus dem Rat der Volksbeauftragten am 25. Dezember 1918 und Anfang Januar 1919 während des sogenannten Spartakusaufstandes, daß von „Minoritäten“ als Gegnern des Ebert-System kaum gesprochen werden kann.

Matthias' Darstellung der Regierungsbildung am 9. November gipfelt in folgendem Satz: „Die Einigung zwischen den beiden Parteien war der entscheidende Akt der Regierungsbildung, demgegenüber die ‚Bestätigung‘ des Kabinetts durch die Versammlung der Berliner Arbeiter- und Soldatenräte nur sekundäre Bedeutung besaß“ (27). Zwar sieht es so aus, als sei hier ein richtiger Gedanke formuliert. Aber die institutionengeschichtliche Analyse offenbart gerade hier ihre Unfähigkeit, die aus der Massenbewegung heraus entstehenden, verfassungsrechtlich nur partiell legitimierten „Revolutionsorgane“ wirklich in den Griff zu bekommen. Erst infolge der Neuwahl der sich anarchisch gerierenden Arbeiter- und Soldatenräte am 10. November 1918 und der darauf folgenden Einberufung der Zirkus-Busch-Versammlung, beides von revolutionären Obleuten und Vertretern der USPD entscheidend gefördert, war ein Zustand eingetreten, der es den Mehrheitssozialdemokraten ratsam erscheinen ließ, Koalitionsvereinbarungen mit der USPD vor der Versammlung abzuschließen, und sei es um den Preis von politisch höchst bedeutsamen Zugeständnissen (Verschiebung der Wahlen zur Nationalversammlung). Bei Matthias mutet das alles wie eine Koalitionsvereinbarung nach bestem Wissen und Gewissen an. In seiner Abhandlung erscheint gar der Begriff des „Augenzwinkerns“ (61) bei diesen Verhandlungen als Kategorie.

Trotz seiner kritischen Wertung der Volksbeauftragten [so der Begriff „Diktatur der Volksbeauftragten“ (120) und der Tatsache, daß sie sich „eindeutig auf die alten Gewalten stützten, in denen sie Faktoren der Stabilität sahen, die sie im Kampf gegen die Auflösung

und Unordnung nicht glauben entheben zu können“ (129] gelingt Matthias weder eine vorurteilsfreie Einschätzung der realen Machtverhältnisse (dazu müßte man wenigstens die starken Einzelbewegungen in Bremen, Braunschweig, Stuttgart, Hanau und München berücksichtigen) noch eine konsequente Analyse der Mehrheitssozialdemokratie. Die Kritik an der Sozialdemokratie beschränkt sich eigentlich darauf, daß sie „kein wirkliches Verhältnis zur politischen Macht entwickelte und [...] im Kern die alte Partei der Vorkriegszeit geblieben war“ (17). Was heißt hier Verhältnis zur Macht? Welche Elemente der Vorkriegspartei sind gemeint? Solche mehr verschleiernenden als analysierenden Bemerkungen können nur dazu dienen, die Kontinuität der Sozialdemokratie von der Vorkriegszeit zur Weimarer Republik und damit auch zum engeren Revolutionsgeschehen anzuzeigen. Sie schaffen so ein Stück Illusion; die vermeintliche historisch-kontinuierliche Entwicklung wird zum Argument für real konterrevolutionäre Praxis.

Eberts Ausspruch über die soziale Revolution: „Ich will sie nicht, ja ich hasse sie wie die Sünde“ (vgl. Max von Baden: Erinnerungen und Dokumente, Berlin/Leipzig 1927, S. 599) bezeichnet die Position der sozialdemokratischen Parteileitung. Die militärische Zerschlagung eigenständiger Entwicklungen im Reich — von Bremen bis München — ergibt sich konsequent aus dieser Position. Der wehleidige Tenor, mit dem die Spaltung der Arbeiterbewegung betrauert wird (131), führt nicht zu neuer Erkenntnis, sondern verhindert Fragen nach den Ursachen der Spaltung. Statt daß die unterschiedlichen Auffassungen — von der Politik der Kriegsbejahung am 4. August 1914 bis zur Gründung der KPD am 31. Dezember 1918 — dargelegt würden, wird im Zeichen einer unreflektierten Einheitsideologie — also im Sinne der Integration aller Arbeiterparteien in die Mehrheitspartei — die Spaltung beklagt, die die kriegssozialdemokratische Führung herbeigeführt hatte. Matthias bekennt seine eigentliche Position, wenn er der Mehrheitssozialdemokratie zubilligt, daß sie „durch die Oktoberparlamentarisierung zur Regierungspartei geworden, [eine ungleich . . .] schwierigere Ausgangssituation“ (21) zu bewältigen gehabt habe. Damit erhält der Regierungseintritt eine neue historische Dimension.

Ein letztes Beispiel für den Charakter der Matthiasschen Darstellung. Auf dem ersten Rätekongreß wurde in der Frage der Kompetenzabgrenzung zwischen dem Rat der Volksbeauftragten und dem Zentralrat durch geschicktes Lavieren der mehrheitssozialdemokratischen Führung die USPD übervorteilt. Matthias arbeitet nicht anhand des Abstimmungsverfahrens die politischen Gegensätze heraus, sondern bei ihm heißt es schlicht: „Wenn sich [die USPD-Fraktion] . . . beschwerte, daß sie [...] überrumpelt worden sei, so hat sie es nicht besser verdient“ (112). Das ist weniger Analyse als unbegründetes Werturteil. Auf diese Weise lassen sich alle potentiellen Gegner der Mehrheitssozialdemokratie auf der Linken abqualifizieren. Über die USPD läßt sich nicht urteilen mit der bloßen Behauptung, daß eine von ihr getragene Regierung „überhaupt keine Realisie-

rungschance besaß“ (82). Dies Pauschalverfahren dient dazu, die Mehrheitssozialdemokratie als einzige demokratische Partei in den Zeiten des Umbruchs zu qualifizieren. Matthias' Schlußbemerkung von der „zuverlässigsten demokratischen Partei“ (131) und von der Tragik, die darin bestanden habe, daß sie „trotz aller Opfer, die sie [...] brachte“, nicht imstande gewesen sei, die bürgerliche Demokratie „vor dem Untergang zu retten“ (131), deutet an, welche Erkenntnis dem Leser aus der Darstellung über Räte und Geheimräte suggeriert werden soll.

Hartfrid Krause (Darmstadt)

**Döhn, Lothar:** Politik und Interesse. Die Interessenstruktur der Deutschen Volkspartei. Marburger Abhandlungen zur politischen Wissenschaft Bd. 16. Anton Hain, Meisenheim am Glan 1970 (459 S., br., 54,50 DM).

Döhn will in seiner Arbeit eine „politische Interessentheorie und eine Parteitheorie unter dem Aspekt des Interesses“ am historischen Objekt, der Deutschen Volkspartei in der Weimarer Republik, erproben, also den Zusammenhang zwischen Gesellschaftsstruktur und politischen Interessen aufdecken. Das Manuskript wurde 1967 abgeschlossen, was dazu führt, daß die Ergebnisse der DDR-Historiographie (vor allem im ersten Band des Handbuches der bürgerlichen Parteien [Deutsche Volkspartei, 645—666]) sowie die Aufsätze Turners über die politische Rolle der deutschen Schwerindustrie nicht mehr berücksichtigt wurden. Ausgehend von einer Definition des Interessenbegriffes — „potentielle“, „aktuelle“, „manifeste“ und „latente“ Interessen, teilweise in Anlehnung an die Konflikttheorie Dahrendorfs —, versucht Döhn in einem breiten theoretischen Einleitungskapitel (1—48), die Strukturprinzipien der Gesellschaft im allgemeinen und der politischen Parteien im besonderen zu klären. Für ihn beruht das „begrifflich konstituierende Wesensmerkmal der Parteien“ im „Besitz oder Interesse an der Macht, d. h. der Chance einer direkten, favorisierten und von der Öffentlichkeit sanktionierten politisch *und* sozial relevanten Herrschaft im und über den Staat, die eine Realisierung von Interessen intendiert“ (47). Als Fazit seiner Vorüberlegungen bietet der Autor an: „Das Parteiwesen verkörpert treffend die innige Verklammerung von Staat und Gesellschaft. In ihm prägen sich formal mittelbar, tatsächlich unmittelbar die Strukturen und Prozesse der Gesellschaft aus, um ebenso wieder zurückzuwirken“ (47).

Dieses nicht gerade umwerfende Strukturmodell wird im Hauptteil wenig objektiviert, z. B. anhand relevanter Auseinandersetzungen im Bereich der Wirtschafts-, Steuer- oder Finanzpolitik bzw. im Konflikt zwischen Kapital und Arbeit. Die sozioökonomische Basis, auf der sich dieser durch die Partei vermittelte Interessen- und Herrschaftskonflikt abspielt, bleibt weitgehend im dunkeln. Ansätze zu einer Betrachtung, aufgrund derer erst das Strukturmodell Döhns hätte konkretisiert werden können, finden sich fast ausnahmslos im

Kapitel III/10 („Die DVP in der politisch-sozialen Krise der Weimarer Republik“), dem eigentlichen Kern der Arbeit. Die Phase des vergleichsweise funktionierenden Kapitalismus 1924 bis 1929 gerät weniger ins Blickfeld, obwohl Döhn auch gerade hier seine Strukturanalyse anhand einer Fallstudie (Dawes-Plan, Zolltarif, Steuerpolitik) hätte empirisch absichern können. Was die Partei mit ihren disparaten Interessen in dieser Zeit zusammenhielt, wie und in welcher Form sich ein Interessen- und Herrschaftskompromiß zwischen den großgewerblichen Kreisen der Partei und z. B. dem Beamten-, dem Angestellten- und dem Handwerkerflügel finden ließ — diese Fragen bleiben unbeantwortet. Auch für die Phase 1930 bis 1933 vermißt man eine Erklärung, aus welchen konkreten sozial- und wirtschaftspolitischen Motiven heraus z. B. die Chemie- und Elektroindustrie bis zuletzt die Partei zu stützen suchte, wohingegen andere, konkurrierende Wirtschaftsgruppen, wie z. B. die Montanindustrie, sich je länger je mehr auf ein Bündnis mit dem Faschismus einrichteten. Von seinem strukturtheoretischen Ansatz her analysiert der Autor auch diese Phase stärker ideologiekritisch, um die Verformung des alten Liberalismus zum Antiliberalismus und zu faschistischen Gesellschaftsmodellen hin zu illustrieren: Die Interdependenz von Kapitalismus in der Krise und Faschisierung der Gesellschaft wird indessen nicht aufgezeigt. Formulierungen wie „Staat und Gesellschaft im Umbruch“ (83 u. ö.) oder „gesellschaftlicher und sozialer Wandel“ ersetzen nicht eine genaue Beschreibung und historisch-politische Zuordnung der sozialen und ökonomischen Konflikte, sie zeigen höchstens die Grenzen der Arbeit auf. Es ist nicht unbekannt, in welchem Maße die „Partei Stresemanns“ auch die Interessenvertretung des großgewerblichen Bürgertums gewesen ist, während Neuer Mittelstand, Angestellte (organisatorisch durch den Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband vertreten), Beamte, Alter Mittelstand (Handwerk, Kleingewerbe und Detaillisten), Landwirtschaft (klein- und mittelbäuerliche Betriebe) sowie „nationale“ Arbeiter (organisiert in den von den Unternehmern ausgehaltenen gelben Gewerkschaften) zwar zahlenmäßig das Wählerpotential der Partei stellten, im innerparteilichen Entscheidungsprozeß aber eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle spielten. Döhns Verdienst liegt darin, den Grad der Abhängigkeit der DVP vom Großgewerbe mit Akribie aufgeschlüsselt zu haben. Der industriell-großgewerbliche Sektor wird nach Industrie-, Bank- und Großhandelsgruppen erstmalig in aller Breite tabellarisch gesichtet, die Technik der Einflußnahme erhellt, als deren wichtigste neben der Finanzierung der Parteibürokratie und ihrer Apparate vor allem die Bereitstellung der Wahlkampffonds und außerdem die direkte Einflußnahme über die Ausschüsse der Partei („Reichsausschuß für Handel und Industrie“) auf die Parteiführungsgremien erscheint. Die Sozialstruktur des Parteikerns im Querschnitt der Jahre 1919 bis 1933 zeigt nach Döhn folgendes Bild: Groß- und Mittelindustrie 25,7 %, Großhandel 9,3 %, Banken 4,8 %, Kleinindustrie 9,6 %, Kleinhandel 4,70 %, Handwerk 6,8 %, Landwirtschaft 4,4 %, Höhere Beamte 19,0 %, mittlere und

untere Beamte 5,5 %, freie Berufe 7,5 %, Militär 3,3 %, Parteibeamte 5,4 % und Arbeiter und Angestellte je 1,5 %. Diese in den Relationen sicher stimmige Aufschlüsselung leidet indes nicht nur an mangelnder begrifflicher Differenzierung („Groß- und Mittelindustrie“, „Landwirtschaft“, „Freie Berufe“, „Militär“), sondern vor allem darunter, daß einmal das Gewicht der einzelnen gewerblichen Gruppen innerhalb des kapitalistischen Systems einigermaßen unscharf bleibt, dann aber auch darunter, daß die Interessenkonflikte innerhalb „der“ Wirtschaft wenig in Erscheinung treten. In welcher Form z. B. kooperierten Banken (deren Einfluß Döhn übrigens viel zu harmlos einschätzt), Elektro-, Chemie-, Maschinenbau- und verarbeitende Industrie? Wo lagen andererseits die Interessendivergenzen zwischen Rohstoffsyndikaten und exportierender Fertigwarenindustrie? Wie wirkten sich diese Konflikte innerhalb dieser Gruppen selbst aus, und wie wirkten sie auf den Entscheidungsprozeß innerhalb der Parteispitze zurück? Wo lagen auf sozialpolitischem Gebiet die Interessenkonflikte? Hier hätten (bes. 114 ff.) neuere Forschungen einbezogen werden müssen. Die höchst aufschlußreichen Zusammenstellungen Döhns (die in einem Anhang gesondert spezifiziert werden), die die enge personelle Verfilzung der DVP mit Branchen, pressure groups, industriellen Spitzenverbänden (RDI, DIHT) in ganzer Breite aufweisen, können nur Vorarbeit für weitere Detailanalysen sein.

Fehlt die wirtschaftliche und wirtschaftspolitische Dimension mehr oder weniger völlig, so bringt der Verfasser eingehender längere Exkurse zur sozialpolitischen Auseinandersetzung zwischen Angestellten- und Beamteninteressen einerseits und den Pressionen der industriellen Gruppen andererseits. Die Ausführungen zur Kulturpolitik am Beispiel „DVP und protestantische Kirche“ und zum Verhältnis der Partei zu den nationalistischen Agitationsvereinen (am Beispiel des „Stahlhelms“ und des Alldeutschen Verbandes) tragen mehr marginalienhaften Charakter. Auch hier ersetzt die zum Teil reichlich ausufernde ideologiekritische Bestandsaufnahme nicht die notwendige Aufdeckung sozioökonomischer Klassenpositionen. Trotz ihrer Schwächen bietet Döhns Arbeit die bisher sorgfältigste Untersuchung der DVP, nicht zuletzt aufgrund der Ausbreitung bisher unbekannter Quellenmaterials. Der Nachweis, daß die Interessen der Wirtschaft und der mit ihr eng verknüpften DVP beide seit 1930 in „Grundfragen mehr oder minder zu einem Gleichklang mit faschistischen Ideologien“ (227) führten, bestätigt die Thesen F. Kleins, E. Czichons und G. W. Hallgartens. Dirk Stegmann (Hamburg)

**Jenschke, Bernhard:** Zur Kritik der konservativ-revolutionären Ideologie in der Weimarer Republik. Weltanschauung und Politik bei Edgar Julius Jung. Verlag C. H. Beck, München 1971 (200 S., Ln., 35,— DM).

Das Dilemma des Konservativismus — speziell des deutschen im 20. Jahrhundert — ist weniger eines von „irrational“ ausgerichteten



Intellektuellen, die sich, um ihre Positionen und Begriffe vorstellen zu können, des Mediums eines „aufklärerischen Rationalismus“ bedienen müssen (so M. Greiffenhagen, *Das Dilemma des Konservatismus in Deutschland*, 1971 — vgl. die Besprechung von L. Winckler in: *Das Argument* Nr. 72, S. 379), das Dilemma ist vielmehr wesentlich ein politischer Zielkonflikt zwischen den Polen: Verachtung und pervertierende Ausnutzung demokratischer Momente und politischer Partizipation. Carl Schmitt bringt diesen Konflikt 1935 auf eine Formel, indem er betont: „... ,wir‘, die wir imstande sind, überschauend die Ereignisse zu betrachten, wir müßten uns kühlen Kopfes die Frage vorlegen, die Frage, die die entscheidende sei. Solle man sich mit den Mächten der Beharrung, das seien Bürokratie und Wehrmacht, verbünden, um mit ihrer Hilfe die unzufriedenen Massen niederzuhalten und zu zähmen, oder solle man jene ‚zündenden Parolen‘ zu finden suchen, mit deren Hilfe man die unzufriedenen Massen über ihre Unzufriedenheit hinwegtäuschen könne, und solle man sich mit Hilfe dieser zündenden Parolen an die Spitze der darbenenden Massen setzen, um über die Mächte der Beharrung hinwegzuschreiten“ (SD-Hauptamt, Akte Carl Schmitt [unveröffentlicht]).

Diese ambivalente Beziehung zwischen Konservatismus und Faschismus zu entfalten, liefern Person und Werk von Edgar Julius Jung — u. a. Mitglied des „Herren-Klubs“, antidemokratischer Kritiker der „Herrschaft der Minderwertigen“ (<sup>1</sup>1927, <sup>2</sup>1929, <sup>3</sup>1930), Theoretiker einer „konservativen Revolution“, Mitarbeiter Papens und Teilnehmer eines frühen konservativen Widerstandszirkels — eine geeignete Folie. Hier läßt sich veranschaulichen, daß letztlich nur eine Attitüde in Form einer elitetheoretischen Verachtung der Massen und der zu wenig „gebildeten“ faschistischen Politiker Konservatismus vom Faschismus trennt. Dies allerdings auszuführen, versäumt Jenschke gründlich, da er nur einen ganz vagen Begriff von der angesprochenen Thematik hat (vor allem 160 ff., 188 f.) und hauptsächlich nur abstrakt darstellen will, daß Jung seinen Entwurf eines „*bonum commune*“ nicht aus dem „*bonum humanum*“ herleite.

Von Interessenlagen und Vermittlungszusammenhängen zur Zeit der Weimarer Republik und der Konsolidierungsphase des deutschen Faschismus an der Macht wird, wenn überhaupt, nur indirekt geredet, etwa wenn die „Jungsche (...) Unterscheidung zwischen geistig-seelischem und wirtschaftlichem Kapitalismus, den (Jung) selbstverständlich befürwortete“ (20), angesprochen wird. Ansonsten erzählt Jenschke viel von „wahrer Politik“, von „tragischen Symbolen“, von „feine(n) genetische(n) wie strukturanalytische(n) Unterscheidungen“ „hinsichtlich der Begriffe von Philosophie und Ideologie“; und es ist die Rede von „geistig aufgeschlossenen, aber vor allem auch literarisch ambitionierten Männern“. Kurz: Eine Fülle hochklingender Klischees wird aufgeboten, um begrifflicher Analyse auszuweichen. So bedeutet auch die Verwendung des zentralen Begriffs der „Ideologie“ keine inhaltliche Präzisierung. Die Frage,

was bei Jung „notwendig falsches Bewußtsein“ ist, bleibt ungestellt. Ohne sich mit dem Marxschen Ideologie- und Fetischbegriff, ja, auch ohne sich mit wissenssoziologischen Positionen auseinandergesetzt zu haben, verwechselt Jenschke Ideologie mit Taktik. Ideologie erscheint als ein „Aktionsprogramm“, das von einem „Primat der Praxis“ bestimmt wird (s. auch 185). Von hier aus ist es dann konsequent, wenn der Verfasser glaubt, Jungs „konservative Ideologie“ lasse sich wesentlich individualpsychologisch und aus der Vita ihres Autors erklären (3 f.). Ein historischer, herrschafts- und interessensoziologischer Ansatz kommt somit nicht einmal zur Diskussion.

Nachdem Jenschke den konservativen Zielkonflikt besonders jener „Revolution von rechts“ (H. Freyer) nur ahnt (188 f.), vermag er die von Jung verfaßte Marburger Rede Papens (dazu 177 ff.; IMT, Bd. XL, 1949, S. 543 ff.; F. v. Papen, *Der Wahrheit eine Gasse*, 1952, S. 346 f.) und die in dieser Autorenschaft begründete Ermordung Jungs in der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli 1935 (Ch. Bloch, *Die SA und die Krise des NS-Regimes 1934*, 1970, S. 98 f.) nur noch als „Tragik“ (184, 189), als zu späte und vergebliche, mit dem Tode bezahlte Läuterung Jungs zu apostrophieren.

Jungs Verhaftung durch die Gestapo am 25. Juni 1934 und seine Erschießung im Zusammenhang mit der Ermordung Röhm's sowie seine quasi-„altkonservative“ Wende mit Papens Marburger Rede (17. Juni 1934) stilisiert Jenschke so mit Methode zur Absolution des Konservativismus, der aus seiner Beziehung zum Faschismus entlassen wird, dem diese Beziehung aber warnend als Schibboleth — im Sinne physischen Überlebens — vor Augen geführt werden soll. Jung, vor allem die Tatsache seiner Ermordung, sei „mahndendes Signum“ (190).

Jenschkes Schlußsatz: „Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer“ (190) sollte das Motto für dieses Buch sein. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß Jungs Werk durch diese Arbeit materialreich vorgestellt wird. Vielleicht initiiert die Publikation als Präsentation eines weithin vergessenen Theoretikers der „konservativen Revolution“ (dazu, von Jenschke nicht verwendet!, H. Gerstenberger, *Der revolutionäre Konservativismus*, 1968 — zur Kritik s. NPL, 1971/3) eine Darstellung dieser politischen Erscheinung zumindest mittels reflektierter politischer Kategorien. Die ausgebreiteten Materialien (bes. 153 ff.: „Der Kampf gegen Weimar und das Verhältnis zum Nationalsozialismus“) erfordern eine solche Analyse, als deren Ergebnis plastisch hervortreten dürfte — gegenüber allen Relativierungsversuchen Jenschkes —, daß der Faschismus politisch als „attempts to make reaction and conservatism popular and plebeian“ (B. Moore jr.) charakterisiert werden kann. Jenschkes Interpretation Jungs als Mahnmal erweist sich demgegenüber als Beitrag zur Tabuisierung der Kontinuitätsproblematik: Konservativismus — Faschismus und auch autoritärer Staat — Gesellschaftsformierung in der BRD.

Eike Hennig (Frankfurt/M.)

**Hoepke, Klaus-Peter:** Die deutschen Rechte und der italienische Faschismus. Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Band 38. Droste Verlag, Düsseldorf 1968 (348 S., Ln., 48,— DM).

Es gibt wissenschaftliche Untersuchungen, bei deren Studium man öfters vermeint, hinter den Zeilen auf einen Klartext zu stoßen, den der Autor erst am Schluß preisgeben will. Durchstößt er aber dann doch nicht die chiffrierte Darstellung, ist es nötig, nach Art und Weise der Verschlüsselung zu fragen; solche Arbeiten sind oft besonders reizvoll. Zu ihnen gehört die vorliegende, der es darum geht, Selbstverständnis und Politik von Gruppen und Verbänden der deutschen Rechten im Zeitraum von ca. 1928—1932 im Lichte ihres Verhältnisses zum damals schon herrschenden italienischen Faschismus zu überprüfen.

Dies geschieht sehr differenziert hinsichtlich des Jungkonservatismus, des Rechtskatholizismus und natürlich vor allem des Nationalsozialismus einschließlich verschiedenster Varianten der „Nazi-Linken“. H. geht vom Postulat einer „Sozialgeschichte der Ideen“ (20) aus, er faßt die weltanschaulichen Leitbilder der Rechten als psychologische Reflexe auf die politisch-soziale Umwelt und will von ihnen aus das Verständnis jener Umwelt und des Standortes der untersuchten Gruppen beleuchten und lehnt es also treffenderweise ab, die Rechte der Weimarer Zeit etwa im Verhältnis zu einer positivistisch-legalistisch verstandenen „Idee der Demokratie“ abzugrenzen (17 f.). Der Autor weist auch auf das Schwanken der Liberalen gegenüber dem Faschismus hin, den man als „politisch-pragmatische“ Erneuerung heimlich goutierte (12 ff.). Um so mehr hätte man sich gewünscht, die interessanten Fakten des Buches wären im Zusammenhang einer kritischen Theorie der Gesellschaft verarbeitet worden, wodurch sie erst ihr authentisches Gewicht erhielten.

H. nimmt die Faschismus-Interpretation durchaus als Zugang zu den mannigfaltigen Erscheinungsformen politischen Selbstverständnisses auf der deutschen Rechten (21): die National- und Jungkonservativen z. B. um Wilhelm Stapels Zeitschrift „Deutsches Volkstum“ und diejenigen um die „Europäische Revue“ des Prinzen Rohan lobten die „Jugendlichkeit“ des italienischen Faschismus (31 ff.), er war ihnen zugleich revolutionär und konservativ sowie national, er erhalte „den Geist“ und trete pragmatisch auf (53). Der Liberalismus dagegen habe das Proletariat nicht integrieren können (37) und sei somit zum antimarxistischen Kampf nicht mehr fähig und zusammen mit dem herkömmlichen Konservativismus ungenügend geworden (51). Der ästhetisierend als bedrohliches „Lebensgefühl“ gesehene Bolschewismus erfordere neue Abwehrmittel (28, 53). Der deutsche Nationalsozialismus hatte für diese Konservativen durchaus etwas Unheimliches, ihm wurde „Radikal-Demokratismus“ unterstellt, sein „totalitäres“ Wesen hebe sich unvorteilhaft vom bejahten „totalen“ des italienischen Faschismus ab (27, 41). Das Bezeichnende dieser Position liegt also darin, daß man den wilhelminischen, obrigkeitsstaatlichen Nationalismus der

Vorweltkriegszeit als Ausfluß der „Ideen von 1789“ ablehnte (27 f.), da er die (bürgerliche) Gesellschaft nicht zu schützen vermöchte, jedoch vor einer Mobilisierung von Massen mit ihren ambivalenten Möglichkeiten zurückschreckte. So erblickte man in den Regierungen Brüning und Papen Garanten der „autoritären Demokratie“, und das Wort eines Berliner Finanzmannes wurde zustimmend zitiert, wonach Brüning vorgesehen sei, auf legalem Wege den deutschen Faschismus zu verwirklichen (47). Sogar an Stresemann und die Sozialdemokraten Otto Braun und Severing dachte man gelegentlich als Träger der „konservativen Revolution“ (46); all dies vor dem Hintergrund des konservativen Postulats nach einer nicht klassengebundenen, staatstragenden Leistungs- und Gesinnungselite, die der italienische Faschismus verwirklicht habe (61). H. geht noch näher ein auf die vielberufene „deutsche Sendung“, die mit einer gesamteuropäischen Konzeption gleichgesetzt wurde (28) und erweckt die Neugierde des Lesers auf den Klartext im Sinne des hier eingangs gebrachten Bildes, wenn er betont, diese Konservativen hätten immerhin am aufgegebenen Liberalismus dessen Möglichkeit geschätzt, Defensivpositionen zu fundieren, falls persönliche Freiheiten und Eigentum von gesellschaftlichen Kräften bedroht würden (52). Hier scheint doch schon der „antitotalitäre“ Generalnenner der gegenwärtigen bourgeoisen Ideologie durch: nachdem der europäische Faschismus 1945 militärisch scheiterte, empfiehlt sich der Rückgriff auf modernisierte Formierungspläne zugunsten des Kapitals. Eine Theorie der kapitalistischen Entwicklung würde hier weiterhelfen.

Der Autor entlastet den invariant und ideell gefaßten Liberalismus insofern, als er den „Erfolg totalitärer Ersatzreligionen“ nicht als dessen unmittelbare Leistung bezeichnet, sieht jedoch als seine Schwäche an, daß er zwischen der göttlichen Schöpfung des Menschen und dem menschlichen Dasein keine transzendentalen Beziehungen mehr anerkenne (99). Diese Einschätzung der Ausgangsideologie des Bürgertums läßt wohl auf eine Position schließen, die als christlich-(katholisch) überhöhter, sozial gemilderter Kapitalismus zu kennzeichnen ist. Das „Bewußtsein realer Transzendenz“ habe den Katholizismus im Gegensatz zum Faschismus gehindert, Staat, Nation usw. mit einer Aura zu umgeben (119), während eine Anknüpfung jedoch über den italienischen Korporativismus gegeben sei (121), was doch die Frage nach der Funktion zumindest der offiziellen Religion im jeweiligen sozialen Ganzen herausfordern müßte, die hier nicht angeschnitten wird.

Die interessantesten Passagen des Buches rücken verdienstvollerweise die wirtschaftspolitischen Vorstellungen Hans Reupkes ins Blickfeld, der als Mitglied der Geschäftsführung des Reichsverbandes der deutschen Industrie ab 1930 einer der wichtigsten Wirtschaftstheoretiker des Nationalsozialismus wurde. Schon Reupkes erste Schrift wollte mit dem bezeichnenden Untertitel „Ein Experiment der Planwirtschaft auf privatkapitalistischer Grundlage“ die ökonomischen Prinzipien des italienischen Faschismus dem NS vermitteln (173). Es ging ihm um die Rettung des Kapitalismus vor dem andrängenden

Sozialismus mittels der demokratisierten Massen, was staatliche Lenkung der Wirtschaft voraussetze (150), womit sich Reupke auch positiv auf Walter Rathenau bezog (152, Fußnote).

Bei der Analyse des Konzeptes von Reupke stößt der Autor am weitesten zum objektiven „Klartext“ vor, wenn er die „rational regelbare Technizität der industriellen Massengesellschaft“ (174) im Interesse der wirtschaftlich Stärksten als Kern des Faschismus beschreibt und zeigt, wie zu diesem Zweck der Mythos als Instrument der Herrschaft von Reupke bejaht wird. Auch wird sein abstrakter „Produzenten“-Begriff als antiproletarisches Klassenkampfinstrument erkannt (182), das lediglich die sozialpsychologischen Auswirkungen von Ausbeutung mildern sollte (184). Jedoch: Hoepke verbleibt auf bürgerlichem Boden, wenn er gegen Reupke nur einwendet, daß dieser den sozialen Ausgleich dem autoritären Staat vorbehalten wolle (ebenda), während wohl nach der Meinung des Autors das „freie Wechselspiel“ von Konsensus und Konflikt nötig ist. Dazu gehört auch seine Ansicht, weder Reupke noch der Faschismus seien schlechthin arbeiterfeindlich gewesen. Das kann man doch nur dann denken, wenn man die Emanzipation des Proletariats als Klasse ausschließt. Ähnlich der heutigen Ideologie von „formierter Demokratie“ wird also nicht gesehen, daß der Kapitalismus eben u. U. des autoritären Staates bedarf, gegebenenfalls auch der „revolutionären“ Mobilisierung der Massen gegen ihre eigenen Interessen, d. h. der Konterrevolution. Ebenso bedenklich ist die nicht näher bezeichnete These, der Faschismus sei die klassenmäßig indifferente Machtausübung politischer Aktivisten gewesen (185); die Untersuchungen beispielsweise Thalheimers werden nur kurz in einer Anmerkung erwähnt (227, Fußnote 80)<sup>1</sup>.

Schließlich wird behandelt, wie die „Nazi-Linke“ sich über Reupkes Bekenntnis zum Kapitalismus empörte (204); diese Strömung um die Gebrüder Strasser erstrebte die „antikapitalistische Bewußtseinsumwandlung“ zum Zwecke sozialer Veränderung (198 ff.), idealistisch gefaßte „Entfremdung“ sollte nach ihnen nur vom Nationalismus her aufhebbar sein. Diese NS-Linke lehnte somit den italienischen Faschismus als Vorbild ab.

Der Autor ist weit davon entfernt, etwa diese Unterströmung des deutschen Faschismus mit der sozialistischen Arbeiterbewegung gleichzusetzen, wie es pluralistische Geschichtsschreibung gern tut (207). Aber obwohl Hoepke mit Nolte den Faschismus nebst NS als Antithese des Marxismus bezeichnet und mit herber Kritik an den deutschen Konservativen nicht spart, da ihr Verhältnis zum „Volk“ praktisch ein elitäres einem „Menschenmaterial“ gegenüber gewesen sei (188), vermißt man die Verarbeitung marxistischer Faschismus-Literatur (hier erscheint sie nur in Form der Agententheorie der Komintern).

Michael-Viktor Graf Westarp (Berlin)

<sup>1</sup> Vgl. Griepenburg/Tjaden: „Faschismus und Bonapartismus“, Argument 41, S. 461 ff.

**Conze, Werner, und Hans Raupach (Hrsg.): Die Staats- und Wirtschaftskrise des Deutschen Reiches 1929/33.** Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1967 (255 S., Ln., 24,— DM).

Diesem Sammelband geht es um „eine Verbindung von ökonomisch-sozialer Strukturgeschichte mit der Geschichte der politischen Entscheidungen“, was nach Conzes Einleitung (12) demnach etwas ursprünglich Getrenntes ist. Ohne die Kategorie des Klassenkampfes aber muß die Koppelung letztlich künstlich bleiben.

H. Raupach will in seinem Beitrag über den interregionalen Wohlfahrtsausgleich die Methode Max Webers weiterführen; deutscher Drang nach Osten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts habe „rein abwehrpolitischen Inhalt“ infolge der Agrarstruktur in den preußischen Ostprovinzen gehabt (16). Dort sei der Großbetrieb rationellste Betriebsform gewesen (18); daß seine kapitalistische Eigentumsform gemeint ist, wird indirekt ausgedrückt (19). Die Respektierung ostelbischer Grundbesitzverhältnisse durch den NS läßt R. alternativ als Ausfluß „wirtschaftlicher Vernunft“ oder „politische(n) Instinkt(s) in Anerkennung der überkommenen Sozialordnung“ erscheinen (33), spart aber gerade diesen entscheidenden Punkt aus.

Ebensowenig untersucht D. Keese, welche Gründe dazu führten, daß die Privatinvestitionen schon 1928 zurückgingen, ehe noch die staatliche Deflationspolitik begann (z. B. Zurückhaltung der Unternehmer angesichts linker Wahlerfolge?) und warum die Reichsbank nicht zu Krediten an den Staat bereit war (40, 65).

W. Treue („Der deutsche Unternehmer in der Weltwirtschaftskrise“) erklärt das Objekt seiner Untersuchung für kaum faßlich (82), was nicht verwundert, wenn die prägenden Erfordernisse der Kapitalverwertung unbedacht bleiben. Immerhin befanden sich die Unternehmer dann doch „in der Dienstleistung für die staatliche Kriegswirtschaft“ (84), wurden nach 1919 staatstragend (86), obgleich dieser Staat immer mehr zum Staat der „Kleinbürger“ wurde, deren Ansprüchen „allen steuerfiskalischen und gesellschaftspolitischen Bedenken zum Trotz nachgegeben werden mußte“ (88). Dieses Opfer honorierten SPD und Gewerkschaften, indem sie erkannten, daß es mehr „um Erhaltung des Staates an sich . . . als um sozialistische Reformen“ ging (99). Unvernünftigerweise hätten sich die Unternehmer von Brüning abgewandt (111); sie hatten offenbar andere Interessen, als T. ihnen zuordnet: die Eingabe entscheidender Kräfte des deutschen Kapitals vom November 1932 bei Hindenburg zugunsten einer Kanzlerschaft Hitlers wird nicht erwähnt! Dessen Düsseldorfer Industrieclub-Rede Anfang desselben Jahres habe nur lauen Beifall „woherzogener Skeptiker“ hervorgerufen, nach T. gab es also keine relevante Beziehung zwischen ihnen und dem Faschismus (121). Ihnen leuchtete eben das Führerprinzip ein und sie hätten nicht gesehen, daß es „in einem politischen Massenstaat andere Konsequenzen haben mußte als in einem unpolitischen Konzern“ (123) . . .

Komplementär hierzu behandelt U. Hüllbüsch die Rolle der Gewerkschaften. Diese erreichten die „Befreiung aus der Pariastellung des

destruierenden Klassenkämpfers“ (132). Ihr Weg als aktiver (kapitalistischer) Konjunkturfaktor, via Pläne von „Wirtschaftsdemokratie“ zum Sozialismus zu gelangen, wird affirmativ beschrieben (152).

R. Vierhaus weist in seiner Betrachtung psychologischer Auswirkungen der Krise darauf hin, daß der Ruf nach der „Volksgemeinschaft“ erst Widerhall fand, als er von der faschistischen Massenbewegung den etablierten bürgerlichen Kräften aus der Hand genommen und gegen das „System“ gekehrt wurde (167). Hier hätte doch der Stellenwert des vagen antikapitalistischen Protests im Kleinbürgertum stärker untersucht werden müssen. Die bewußte Verwässerung des Begriffes „Arbeiter“ von rechts seit 1918 wird festgehalten (173).

Conze schließlich („Die politischen Entscheidungen in Deutschland 1929—33“) kreidet der SPD ein Zuviel an „sozialistischer Revolutionsideologie“ im Verhältnis zu „staatspolitischem Pragmatismus“ an (188). Aber auch letzterer bewahrte die Partei nicht davor, im weiteren Verlauf der Krise vom Kapital als lästig abgehängt zu werden, wie indirekt erhellt (236). Die Regierungsübernahme Hitlers entsprach der „situationsgerechten Logik des geschichtlichen Verhängnisses“ (249).  
Michael-Viktor Graf Westarp (Berlin)

**Klotzbach, Kurt:** Gegen den Nationalsozialismus. Widerstand und Verfolgung in Dortmund 1930—1945. Eine historisch-politische Studie. Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, Hannover 1969 (311 S., Ln., 19,80 DM).

**Steinberg, Hans-Josef:** Widerstand und Verfolgung in Essen 1933—1945. Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, Hannover 1969 (422 S., Ln., 24,80 DM).

Im Rahmen des Forschungsprogramms der Friedrich-Ebert-Stiftung sind in jüngerer Zeit zwei Studien zur lokalen Widerstandsgeschichte erschienen. Zunächst soll hier auf die Arbeit von *Kurt Klotzbach* eingegangen werden, der sich die Aufgabe gestellt hat, „von der Wirklichkeit einer Stadt her... Wesen und Probleme des Kampfes der Arbeiterbewegung gegen den Nationalsozialismus zu erfassen und anschaulich zu machen“ (13). Seine Studie umfaßt drei Teile: zunächst behandelt der Autor die politische Entwicklung Dortmunds zwischen 1930 und 1933, der zweite Hauptteil befaßt sich mit Dortmunder Ereignissen in der Zeit der Etablierung des faschistischen Systems zwischen Januar und Juli 1933, und im dritten Teil des Buches werden Opposition und Widerstandstätigkeit aus Kreisen der Dortmunder Arbeiterbewegung dargestellt. Ergänzend legt der Autor noch einen Exkurs vor über das Verhalten von Dortmunder Repräsentanten der Bekennenden Kirche; außerdem ist den Hauptteilen der Untersuchung noch ein Anhang über die „Verfolgung unter dem NS-Regime“ beigelegt, der Angaben über die Struktur der Dortmunder Gestapo-Behörden und über den Umfang der politischen und rassistischen Verfolgung in Dortmund enthält. Klotzbach

versucht im ersten Hauptteil der Arbeit, zu rekonstruieren, „wie der Untergang der Republik seit 1930 in Dortmund erlebt wurde“ (13). Da er von der sicherlich richtigen, in der weiteren Arbeit jedoch leider nicht wieder aufgegriffenen These ausgeht, daß die Positionen, die die Organisationen der Arbeiterbewegung gegenüber dem aufkommenden Faschismus in Deutschland einnahmen, bestimmend auf das Verhalten der Mitglieder dieser Organisationen in der Illegalität wirkten (13), befaßt er sich dabei ausführlicher mit dem Verhältnis von SPD und KPD zum Faschismus. Klotzbach kommt dabei zu einigen Feststellungen, die einer Überprüfung bedürfen: So stellt er in bezug auf die Faschismuseinschätzungen in der SPD fest, daß diese „wesentlich von der pseudorationalen Schablone der Kapitalismus-Faschismus-Relation aus(ging)“ (233). Abgesehen davon, daß diese Behauptung ein erhellendes Licht auf die Faschismuskonzeptionen des Autors wirft, scheint es sehr zweifelhaft — und ein Einblick in parteioffizielle Stellungnahmen zum Problem des Faschismus aus der Zeit zwischen 1930 und 1933 bestätigt diesen Eindruck —, daß in der SPD tatsächlich der Zusammenhang zwischen den spezifischen Bedingungen kapitalistischer Reproduktion am Ende der Weimarer Republik und der Entwicklung des deutschen Faschismus in seinen Konsequenzen begriffen worden ist. Klotzbach meint, in der Tatsache, daß die SPD den Faschismus „von den gesellschaftlichen Klassegegensätzen her begriffen“ habe (29), sei eine Ursache für die Erfolglosigkeit der sozialdemokratischen Politik gegenüber dem Vormarsch des Faschismus zu sehen. Zu fragen wäre hier, ob nicht vielmehr die Ineffektivität der Politik der SPD gegenüber den Faschisten wesentlich darauf zurückzuführen ist, daß in dieser Partei keine Faschismusanalyse geleistet worden ist, die sich an den konkreten Kräfteverhältnissen der sozialen Klassen orientiert hätte. Aufgrund der selbstgewählten Beschränkung des Quellenmaterials auf die Dortmunder Tagespresse bleibt der erste Hauptteil des Buches im ganzen oberflächlich. Dies gilt auch für den zweiten Hauptabschnitt, in dem der Verfasser im wesentlichen nur Kommentare aus verschiedenen Dortmunder Zeitungen bringt und nicht weiter problematisierte Fakten des „Umschaltungs“-Prozesses in Dortmund wiedergibt.

Wesentlich fundierter angelegt ist dagegen der dritte Teil der Darstellung, der sich mit der Entwicklung des Arbeiterwiderstandes befaßt. Hier stützt sich der Autor neben mündlichen und schriftlichen Berichten ehemaliger Widerstandskämpfer vor allem auf Akten der faschistischen Verfolgungsorgane, die zwar nur begrenzten Aussagewert haben können, die aber, zusammen mit den vom Autor ebenfalls berücksichtigten Unterlagen von Wiedergutmachungsverfahren nach 1945 einen anschaulichen Überblick über die Tätigkeit Dortmunder Antifaschisten vermitteln können. Klotzbach konzentriert sich in seiner Darstellung in erster Linie auf die Schilderung des Verhaltens von Sozialdemokraten und Kommunisten in der Illegalität: Kennzeichnend für illegale Gruppierungen von Sozialdemokraten, die Klotzbach für die Zeit zwischen 1933 und 1937 nachweisen kann, ist, daß die Initiative zur Bildung der aktiv tätigen Gruppen in den



ersten Jahren des faschistischen Regimes von Mitgliedern der sozialdemokratischen Jugendorganisationen ausging, während die ehemaligen Dortmunder SPD-Spitzenfunktionäre im allgemeinen auf politische Aktivität verzichteten und sich auf die Aufrechterhaltung persönlicher Kontakte oder unverbindlicher Diskussionsgruppen beschränkten. Soweit Sozialdemokraten politisch aktiv wurden, konzentrierten sie ihre Tätigkeit auf das Verteilen illegalen Schriftenmaterials, das zum größten Teil nicht selbst hergestellt wurde, sondern durch Kontakte mit der sozialdemokratischen Emigration nach Dortmund gelangte. Wenn Klotzbach im Zusammenhang mit der sozialdemokratischen Opposition von einer „strukturellen Vielfalt“ und von „differenzierten Ansätzen und Methoden“ (140) spricht, so wird allerdings ein solcher Eindruck durch das vorgelegte Material nicht bestätigt. Der Eindruck, als sei der Autor darum bemüht, der sozialdemokratischen Opposition besondere Bedeutung zu verleihen, drängt sich auch auf, wenn er die offenbar für viele Sozialdemokraten charakteristische Flucht in die Innerlichkeit als „am ehesten den Bedingungen des totalitären Staates (entsprechend)“ (140) wertet.

Den weitaus breitesten Raum innerhalb der Darstellung der Entwicklung antifaschistischer Widerstandsgruppen nimmt bei Klotzbach die Beschreibung der illegalen Tätigkeit von Kommunisten ein, die in Dortmund trotz mehrmaliger Massenverhaftungsaktionen, bei denen die kommunistischen Widerstandskader jeweils außerordentlich hohe Verluste erlitten, für die gesamte Dauer des Faschismus nachgewiesen werden kann. Neben den immer erneuten Bemühungen um Wiederherstellung einer funktionsfähigen Organisation mit Verbindungen sowohl zur Emigration als auch zu Widerstandsgruppen anderer Städte, die selbst noch während des Krieges unter schwierigsten Bedingungen mit Erfolg unternommen wurden — Klotzbach nennt z. B. mehrere Zeitungen, die 1942 nahezu regelmäßig im rheinisch-westfälischen Industriegebiet erschienen — konzentrierte sich die Aktivität der Kommunisten in zunehmendem Maße auf die Arbeit innerhalb der Betriebe. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang, daß es den Dortmunder Kommunisten seit 1934 gelang, diese Betriebsarbeit in Aktionseinheit mit Sozialdemokraten und Gewerkschaften durchzuführen; diese Tatsache wird von Klotzbach allerdings als Nebensächlichkei t behandelt, da sie offenbar nicht in den Rahmen seiner antikommunistischen Vorstellungen paßt, wie sie sich etwa in der Gleichsetzung von faschistischer Diktatur und Diktatur des Proletariats deutlich niederschlagen (198).

*Hans-Josef Steinberg* bedient sich in seiner Darstellung über „Widerstand und Verfolgung in Essen 1933—1945“ im wesentlichen der gleichen Methode wie Klotzbach in seiner Arbeit über Dortmund. Beide Verfasser geben an Hand des ihnen für den jeweiligen lokalen Bereich vorliegenden Quellenmaterials eine möglichst detaillierte Beschreibung des gewählten Ausschnitts aus der Widerstandsgeschichte, wobei hinter der Rekonstruktion des formalen Ablaufs der Ereignisse sowohl deren Einordnung in einen sinnvollen Zusammenhang der historischen Entwicklung als auch das inhaltliche Ein-

gehen auf politische Fragestellungen im Zusammenhang der Untersuchung in den Hintergrund treten. Da beiden Autoren nicht nur der methodische Ansatz gemeinsam ist, sondern sie sich auch im wesentlichen auf gleichartiges Quellenmaterial stützen und sie in bezug auf die Schwerpunkte ihrer Arbeiten, nämlich den Widerstand von Sozialdemokraten, Kommunisten und Mitgliedern sozialistischer und kommunistischer Zwischengruppierungen, zu ähnlichen Ergebnissen kommen, soll hier darauf verzichtet werden, auf die Darstellung von Steinberg im einzelnen einzugehen.

Hingewiesen sei hier nur auf einen auffälligen Mangel der Arbeit, der darin besteht, daß Steinberg sich bei der Darstellung der illegalen Arbeit von Kommunisten teilweise auf eine Ebene der Argumentation begibt, die nicht mehr wissenschaftlich genannt werden kann. So ist zum Beispiel der immer wiederkehrende, nur gegen die Kommunisten vorgebrachte Einwand, ihre illegale Arbeit sei, besonders in den ersten Jahren der faschistischen Herrschaft, „verantwortungslos“, „dilettantisch“, „unzulänglich“ gewesen — an einer Stelle wird sogar ohne jeden Beleg behauptet, daß „nicht wenige der damals Beteiligten davon sprechen, ‚verheizt‘ worden zu sein“ (109) — an Hand der vorgelegten Quellen nicht nachvollziehbar. Fragwürdig ist es auch, wenn bei Steinberg die „Durchsetzung der kommunistischen Widerstandsgruppen mit Vertrauensmännern der Gestapo“ (115) zum wesentlichen Charakteristikum kommunistischer Widerstandsarbeit wird. Bemerkungen wie die, daß ein Kommunist bei seinen Versuchen, im Jahre 1943 eine illegale KPD-Organisation aufzubauen, „im Ruhrgebiet eine blutige Spur (hinterließ)“ (125), haben offenbar den Sinn, antikommunistische Vorurteile zu aktivieren.

Das Interesse des Autors, die kommunistischen Widerstandsaktivitäten möglichst negativ von denen der Sozialdemokraten abzuheben, wird deutlich, wenn er behauptet: „Wenn auch die illegale Widerstandsarbeit sozialdemokratischer Gruppen kaum in die Öffentlichkeit hineinwirkte, so war sie doch effektiver als die der KPD, weil sie kontinuierlicher war und weniger anfällig für die Gestapo“ (78). Da aus der Darstellung der sozialdemokratischen Widerstandstätigkeit bei Steinberg jedenfalls nicht hervorgeht, nach welchen Kriterien der größere Erfolg der Sozialdemokraten bei ihrer illegalen Arbeit zu bemessen ist, drängt sich der Eindruck auf, daß mit solchen Behauptungen der Versuch unternommen wird, die — an anderer Stelle (vgl. 69) durchaus auch konstatierte — Passivität der meisten Sozialdemokraten im Faschismus zu beschönigen.

Zu erwähnen wäre noch, daß Steinberg seiner Darstellung eine umfangreiche Dokumentation beigelegt hat, die sowohl Zeugnisse des Widerstandes selbst enthält als auch Quellen, die einen Eindruck von der Tätigkeit der Verfolgungsorgane vermitteln. Weniger sinnvoll als diese Zusammenstellung von Materialien ist die der Darstellung ebenfalls angefügte, 100 Seiten umfassende Prozeßstatistik, mit der der Leser wenig anfangen kann, da sie lediglich Namen, Berufe, Delikt und Strafmaß von während des Faschismus in Essen Verurteilten enthält.

Sowohl *Klotzbach* als auch *Steinberg* kommen am Ende ihrer Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß „die Geschichte des Widerstandes der revolutionären Arbeiterbewegung im Dritten Reich eine Geschichte der Vergeblichkeit und des Scheiterns“ (*Klotzbach* 235, vgl. *Steinberg* 182/3) gewesen sei. Mit diesem Urteil, das zum einzigen Kriterium der Bewertung die Tatsache macht, daß es nicht gelang, den Faschismus „von innen“ zu stürzen, wird man sicherlich der politischen Bedeutung des Widerstandes der Arbeiterschaft gegen den deutschen Faschismus nicht gerecht.

Bärbel Hebel-Kunze (Marburg)

**Hochmuth, Ursel, und Gertrud Meyer:** *Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand 1933—1945.* Röderberg-Verlag, Frankfurt/M. 1969 (650 S., kart., 27,— DM).

**Bohn, Willi:** *Stuttgart: Geheim! Ein dokumentarischer Bericht.* Röderberg-Verlag, Frankfurt/M. 1969 (288 S., kart., 9,80 DM).

**Oppenheimer, Max:** *Der Fall Vorbote. Zeugnisse des Mannheimer Widerstandes.* Röderberg-Verlag, Frankfurt/M. 1969 (248 S., kart., 9,80 DM).

Bislang sind in der Bundesrepublik zwar eine Fülle wissenschaftlicher Arbeiten und sonstiger Publikationen über die bürgerliche Opposition in der Endphase des deutschen Faschismus erschienen; Veröffentlichungen aber, die sich mit der Geschichte des antifaschistischen Widerstandes von seiten der Arbeiterschaft und anderen oppositionell eingestellten Bevölkerungskreisen befassen, sind — nicht zuletzt aufgrund des im allgemeinen geringeren Interesses der zeitgeschichtlichen Forschung an diesem Problemkomplex — vergleichsweise selten anzutreffen. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß der Röderberg-Verlag sich im Rahmen seiner „Bibliothek des Widerstandes“, in der alle besprochenen Titel erschienen sind, darum bemüht, mit einer Reihe von Publikationen zur lokalen Widerstandsgeschichte zu einer breiteren Information der Öffentlichkeit über den antifaschistischen Widerstand beizutragen.

Die Autoren Hochmuth/Meyer, Bohn und Oppenheimer geben in den drei genannten Studien — ohne selbst den Anspruch auf lückenlose Darstellung zu erheben — einen Einblick in Widerstand und Verfolgung in den Städten Hamburg, Stuttgart und Mannheim. Sie verfolgen ein doppeltes Ziel: einmal geht es ihnen darum, die Erinnerung an die zwischen 1933 und 1945 in den genannten Städten illegal tätigen Antifaschisten, insbesondere an diejenigen unter ihnen, denen die illegale Arbeit das Leben kostete, aufrechtzuerhalten; Biographien, private Aufzeichnungen und Photographien vermitteln einen Eindruck der Persönlichkeiten ehemaliger Widerstandskämpfer. Zum anderen versuchen die Autoren, ausführlich über die jeweiligen politischen Vorstellungen und Zielsetzungen Auskunft zu geben, wie sie in den verschiedenen oppositionellen Kreisen und Widerstandsgruppen anzutreffen waren. Neben zahlreichen Zeugnissen der Illegalen

selbst, wie Flugblättern, Zeitungen und anderen Agitationsschriften, standen den Autoren Akten der Geheimen Staatspolizei und Gerichtsunterlagen zur Verfügung; außerdem konnten sie dieses Quellenmaterial durch Berichte von Überlebenden ergänzen.

Es ist in diesem Zusammenhang nicht möglich, auf Einzelergebnisse der drei Arbeiten einzugehen. Es sei jedoch hingewiesen auf einige sicherlich nicht allgemein bekannte Sachverhalte der Widerstandsgeschichte, die durch die drei Studien hinlänglich bestätigt werden:

1. Waren zwar am Widerstandskampf gegen das faschistische System in Deutschland Menschen aus verschiedensten Bevölkerungsgruppen beteiligt, so ist doch festzustellen, daß die weitaus größte Zahl aktiver Antifaschisten aus der organisierten Arbeiterschaft hervorging; dabei kommt dem illegalen Kampf von Kommunisten wegen seines Umfangs eine besondere Bedeutung zu.

2. Obgleich sich, besonders seit Kriegsbeginn, die Bedingungen, unter denen der antifaschistische Kampf geführt werden mußte, durch zunehmenden Terror des faschistischen Herrschaftsapparates immer mehr erschwerten (so hatten die Mitglieder der Widerstandsgruppen spätestens seit Kriegsbeginn damit zu rechnen, daß bereits die Herstellung und Verbreitung antifaschistischen Materials, in welchem Umfang auch immer, mit Sicherheit ausreichende Gründe für die Verhängung des Todesurteils waren), läßt sich eine Tätigkeit von Widerstandsgruppen aus der Arbeiterschaft für die gesamte Dauer des Faschismus nachweisen.

3. Waren bei der Organisation des Widerstandes von Kommunisten, Sozialdemokraten und Gewerkschaftern in den ersten Jahren nach 1933 meist parteipolitische Bindungen noch maßgebend, so läßt sich nachweisen, daß in den späteren Widerstandskreisen die Zusammenarbeit der ehemaligen Mitglieder der verschiedenen Arbeiterorganisationen eine wesentliche Rolle spielte.

4. Gerade die Widerstandsgruppen, die sich während des Krieges unter Bedingungen unvorstellbaren Terrors zusammenfanden, waren außerordentlich vielseitig tätig: neben antifaschistischer Aufklärungsarbeit spielte die Schaffung von Betriebszellen eine wichtige Rolle, die es ermöglichte, gewerkschaftliche Kampagnen zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen, Verzögerung von Rüstungsaufträgen, Sabotageakte und Solidaritätsaktionen für ausländische Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und Angehörige ermordeter oder gefangener Antifaschisten zu organisieren. (Die Autoren Hochmuth/Meyer geben hierfür besonders eindrucksvolle Beispiele aus der Arbeit Hamburger Antifaschisten.)

Mit den drei Arbeiten ist nicht nur ein verdienstvoller Beitrag zur Erforschung des Widerstands gegen den deutschen Faschismus geleistet worden. Die Autoren geben darüber hinaus mit ihren Studien den Pädagogen, die im Geschichtsunterricht die Vermittlung der Problematik des Widerstandes gegen den Faschismus nicht — wie es noch meist geschieht — auf eine Darstellung der Ereignisse des 20. Juli 1944 reduzieren möchten, denen es aber bisher an Material gefehlt hat, wertvolle Hilfeleistungen an die Hand. Zweierlei läßt die vorliegen-

den Arbeiten als besonders geeignet für diesen Zweck erscheinen: einmal die Bemühungen der Verfasser, den geschilderten Ausschnitt aus der Widerstandsgeschichte in einen historischen Gesamtzusammenhang einzuordnen und somit verständlicher zu machen; zum anderen die Wiedergabe einer Reihe von sehr eindrucksvollen Dokumenten, die wichtiges Anschauungsmaterial liefern.

Kritisch sei hier vermerkt, daß sich der Informationswert der Dokumente in dem Band von Willi Bohn „Stuttgart: Geheim!“ noch wesentlich hätte erhöhen lassen, wenn die in nicht immer sinnvollen Kürzungen wiedergegebenen Dokumente, über die der Autor verfügen konnte, vollständig oder zumindest ausführlicher hätten abgedruckt werden können.

Bärbel Hebel-Kunze (Marburg)

**Grossmann, Kurt R.:** *Emigration. Die Geschichte der Hitler-Flüchtlinge 1933—1945.* Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. 1969 (399 S., Ln., 48,— DM).

Was die 400 Seiten Text enthalten, ist von mäßiger Bedeutung: eine Studie über die Anwendung des Asylrechtes, einige spektakuläre „Affären“, wie der peinliche Streit um das „Pariser Tageblatt“, Einzelschicksale, soweit sie sich in der näheren oder weiteren Umgebung des Verfassers (Kurt Grossmann war vor 1933 Generalsekretär der Liga für Menschenrechte in Berlin) ereigneten. Nicht nach irgendwelchen Wissenschaftskriterien ist das Material zusammengestellt, sondern nach dem persönlichen Gesichtswinkel. Dieser aber ist bedauerlicherweise mehr als beschränkt.

Kurt Grossmann ist vor einiger Zeit in New York gestorben. Bis zu seinem Tode konnte er sich von der Denk- und Schreibweise des Kalten Krieges nicht freimachen. Daß in den französischen Internierungslagern zu Beginn des Krieges Kommunisten wie Nazis behandelt wurden, findet Grossmann in Ordnung. „Im gewissen Sinne war das die ausgleichende Gerechtigkeit, denn Hitler und Stalin hatten nur wenige Monate vorher den ‚Freundschaftspakt‘ geschlossen“ (197). Ein erheblicher Teil der Information über die französischen Internierungslager ist nachweisbar falsch. Was der Verfasser über die vor der deutschen Armee aus Polen nach Rußland flüchtenden Juden trüben Quellen entnimmt, ist wüste Greuelpropaganda, wie sie einmal Mode war. Da liest man: „Wahrscheinlich war es die Mehrheit, die es vorzog, das Risiko zu tragen, in Lemberg und anderen Städten zu bleiben, statt in das Innere Rußlands zu gehen, um vom russischen Bären verschlungen zu werden“ (181). Über die jüdischen Flüchtlinge, die Sowjetbürger wurden: „Die Russen zwangen die Flüchtlinge, Staatsbürger zu werden: das war leicht bei denen, die bei ihnen angestellt waren; die andere Wahl war Zwangsrückbeförderung in das von den Nazis besetzte Polen. Es war eine Entscheidung zwischen Scylla und Charybdis. Ein großer Teil wurde Sowjetbürger, nicht unähnlich den Taufen der Marannen in Zeiten der

spanischen Inquisition. Rückblickend mag es unglaublich erscheinen, aber viele jüdische Flüchtlinge zogen es vor, in das von den Nazis besetzte Polen zurückzukehren“ (183). Es soll auch welche gegeben haben, die es vorzogen, mit den russischen Partisanen in den Wäldern Weißrußlands gegen die Nazis zu kämpfen, statt in Auschwitz vergast zu werden.

Gesagt werden muß vor allem, was dieses Buch nicht ist: trotz seiner Dickleibigkeit ist es nicht die Geschichte der Hitlerflüchtlinge 1933—1945. Über die politische Emigration berichtet der Verfasser so gut wie ausschließlich, was in den Bereich der SOPADE (Sozialdemokratische Partei Deutschland im Prager Exil) fällt, und das war in jeder Beziehung von geringstem Gewicht. Über die literarische Emigration bietet der Verfasser einige (unvollständige) Listen. Selbst von seinem eigentlichen Gegenstand, den rassisch Verfolgten, sprechend, läßt er ganze Kontinente aus, wie Lateinamerika oder Australien.

Bruno Frei (Wien)

**Röder, Werner:** Die deutschen sozialistischen Exilgruppen in Großbritannien 1940—1945. Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, Hannover 1968 (322 S., kart., 32,— DM).

Die vorliegende Arbeit behandelt einen Teilaspekt der Geschichte der deutschen Emigration während des Faschismus, nämlich die organisatorische und politische Entwicklung deutscher Exilorganisationen im Zweiten Weltkrieg. Im Mittelpunkt der Darstellung stehen die Exilgruppen deutscher Sozialdemokraten, Gewerkschafter und Angehöriger sozialistischer Splitterorganisationen; daneben wird kurz auf die bürgerliche Emigration und die kommunistische Exilpolitik eingegangen.

Beschrieben werden neben den allgemeinen Bedingungen für Emigranten in Großbritannien in erster Linie die Entwicklung der Organisationsstruktur der sozialdemokratischen und sozialistischen Gruppierungen und ihre internen Auseinandersetzungen. Daneben werden divergierende Auffassungen und Bestrebungen innerhalb der sozialistischen Emigration in bezug auf einige die Diskussion im Exil bestimmende Fragestellungen referiert, so etwa Vorstellungen über Möglichkeiten und Zielsetzungen antifaschistischer Politik, unterschiedliche Positionen zur Einheitsfront- und Volksfrontpolitik im Exil, die verschiedenen Einstellungen gegenüber den Westmächten und der Sowjetunion und schließlich Vorschläge zur gesellschaftlichen Umstrukturierung Deutschlands nach dem erwarteten Zusammenbruch des Faschismus. Ergänzend werden zu einzelnen Problemkomplexen Dokumente vorgelegt.

Zu Beginn seiner Untersuchung stellt der Verfasser fest, daß er seine Aufgabe in erster Linie darin gesehen hat, aus dem von ihm

zusammengetragenen, bisher unveröffentlichten oder verstreuten Material zu dem in der zeitgeschichtlichen Forschung bisher noch nicht näher behandelten Thema der deutschen sozialistischen Emigration in Großbritannien eine erste Bestandsaufnahme zu erstellen; eine Einordnung der Ergebnisse seiner Arbeit in einen historischen Gesamtzusammenhang sei dagegen erst möglich, wenn die deutsche Exilpolitik während der Dauer des Faschismus insgesamt hinlänglich erforscht sei (9). Es zeigt sich, daß der Autor mit dieser Beschränkung der Aufgabenstellung praktisch auf eine eigene kritische Verarbeitung des vorgelegten Materials verzichtet hat. Für den Leser bedeutet dies, daß er sich mit einer außerordentlich verwirrenden Fülle von Fakten konfrontiert sieht, deren Bedeutung er nicht einschätzen kann. Erst durch eine Einordnung der Einzeldaten in den Zusammenhang politischer Fragestellungen hätten die Detailergebnisse der Untersuchung zu einer sinnvollen Information beitragen können.

Der Wert der Arbeit besonders für denjenigen Leser, der mit der Geschichte des deutschen Faschismus und der Emigration nicht vertraut ist, wird noch dadurch gemindert, daß der Autor sich strikt an die selbst gesetzte zeitliche und örtliche Eingrenzung des Untersuchungsobjekts hält. Verständlich würde die Geschichte der deutschen sozialistischen Exilpolitik in Großbritannien in vielen Punkten aber erst dann, wenn sowohl die Entwicklung des innerdeutschen Widerstandes als auch die vorausgegangenen Phasen der Emigration einbezogen würden. Der bloße Hinweis des Autors auf Darstellungen anderer Verfasser über weitere Teilaspekte der Emigrationsgeschichte vermag diesen Mangel sicherlich nicht zu beheben.

Einen besonderen politischen Effekt erreicht der Autor damit, daß er seine Untersuchung von vornherein auf die sozialistischen Exilgruppen konzentriert hat, ohne dem Leser durch eine angemessene Berücksichtigung anderer Emigrantengruppen, etwa der Kommunisten, eine Möglichkeit zu geben, die tatsächliche, sich aus dem Umfang der politischen Aktivität ergebende Bedeutung des sozialistischen Exils im Rahmen der politischen Emigration insgesamt einzuschätzen. So entsteht jedenfalls der ungerechtfertigte Eindruck, als hätten die sozialistischen Gruppierungen im Mittelpunkt des politischen Geschehens im deutschen Exil in Großbritannien gestanden. Eine adäquate Beurteilung dieses Teils der deutschen Emigration hätte jedoch davon auszugehen, daß die sozialistische Emigration in Großbritannien nicht nur total zersplittert war, sondern vor allem aufgrund ihrer strikten Ablehnung jeglicher Zusammenarbeit mit Kommunisten isoliert und damit in ihrer praktisch-politischen Wirksamkeit von vornherein beschränkt war. — Wünschenswert wäre es darüber hinaus gewesen, wenn der Autor bei den ohnehin den historischen Tatsachen nicht gerecht werdenden kurzen Ausführungen über die Sowjetunion und die Exil-KPD auf unbewiesene und polemische Behauptungen verzichtet hätte (bes. 48 f.), die weniger, wie offenbar beabsichtigt, die Kommunisten als vielmehr den Autor der Arbeit disqualifizieren.

Bärbel Hebel-Kunze (Marburg)

**Edinger, Lewis J.:** Kurt Schumacher. Persönlichkeit und politisches Verhalten. Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen 1967 (531 S., Ln., 40,— DM).

Der amerikanische Politologe Lewis J. Edinger bezeichnet es als ein wesentliches Anliegen seiner Studie über Schumacher, „den Menschen Schumacher von seinem Mythos zu trennen und ein Verhalten zu erklären, das so voller Widersprüche und sogar selbstzerstörend gewesen zu sein scheint“ (14). Daher gilt sein Interesse in weiten Teilen der Biographie individualpsychologischen Problemen der Person Kurt Schumacher. Mit Hilfe „freien, aber disziplinierten Gebrauchs des Einfühlungsvermögens und anderer Formen imaginativer Spekulation“ (17) will Edinger der Psyche Schumachers nachspüren, wobei er nach längeren Abhandlungen schließlich zu dem Ergebnis kommt, daß „Schumachers politisches Verhalten im Nachkriegsdeutschland in erster Linie das Verhalten eines Mannes war, der sich aus innerem Zwang heraus bemühte, intensive Persönlichkeitsspannungen durch adaptive Mechanismen zu lösen, die in der Vergangenheit das Gleichgewicht seines Persönlichkeitssystems aufrechterhalten hatten“ (418). Solche Aussagen wirken nur erhellend in bezug auf das Geschichtsverständnis Edingers, der historische Entwicklungen offensichtlich bedingt sieht durch Persönlichkeitsstrukturen einzelner „großer Männer“.

Auch in den Teilen der Arbeit, die mehr historischen Charakter haben, erfährt der Leser wenig Wissenswertes. Denn Edinger beschränkt sich auch hier wesentlich auf die Person Schumacher und referiert unkritisch dessen Vorstellungen zu verschiedenen Problemen. Was der Autor darüber hinaus an eigener Darstellung, besonders zur Nachkriegsentwicklung in Deutschland, beizusteuern vermag, enthält eine Reihe von falschen und fragwürdigen Behauptungen, die sicher nicht zufällig vor allem die Politik der Sowjetunion und der deutschen Kommunisten betreffen. So werden etwa die „Einheitsbestrebungen (von Kommunisten und Sozialdemokraten — d. Vf.) in Berlin als Versuch der Sowjets . . . , die Macht an sich zu reißen“ (148) gewertet; die „Gründung der NATO im Jahre 1949 (erfolgte) als Reaktion auf sowjetische Angriffsdrohungen“ (301) und die Bürger der sowjetisch besetzten Zone sahen sich bei Edinger „anhaltender Knechtung“ (221) durch die Kommunisten ausgesetzt. Diese wiederum waren selbstverständlich „von Moskau dirigiert“ (200) — die Reihe ließe sich weiter fortsetzen. Im Rahmen der hinter diesen Behauptungen stehenden politischen Strategie nimmt es übrigens nicht weiter wunder, wenn Edinger besonders erfreut die intensiven Bemühungen Schumachers zur Unterdrückung der in den Westzonen in den Jahren 1945 und 1946 vorhandenen Einheitsbestrebungen von Sozialdemokraten und Kommunisten schildert und Schumachers Namen als „Symbol des Widerstandes gegen den Totalitarismus“ feiert (153).

Die Fragwürdigkeit einer „Politischen Wissenschaft“, die Arbeitsergebnisse wie die oben genannten zeitigt, wird weiter deutlich in



dem, was Edinger als seinen mit der Biographie über Kurt Schumacher geleisteten methodischen Beitrag „zur Erforschung politischer Führerschaft“ (14) bezeichnet, die dazu verhelfen soll, zu ergründen, „welcher Menschentyp sich in den verschiedensten Situationen am ehesten zum Führer eignet und welcher nicht“. Worin besteht nun die von ihm erfundene Methode? Kurz gesagt darin, daß Edinger vorschlägt, „politische Führer“ daraufhin zu untersuchen, inwieweit ihre „Rollenwahl“ und ihr politisches Verhalten sich zweckmäßig einfügen in das „politische System“, in dem bestimmte „Spielregeln“ vorgegeben sind. Je besser der Anpassungsprozeß an die politische Situation geglückt ist, um so positiver ist der analysierte „Hauptakteur“ zu bewerten (434). Konkret kann dies nur heißen: derjenige ist der wünschenswerteste Politiker, der bei Ausübung seiner Funktionen am besten die Bedürfnisse der herrschenden Klasse vertritt.

Unter diesem Aspekt kommt Edinger freilich für Kurt Schumacher, dessen unmittelbar nach 1945 vertretene — wenngleich zu diesem Zeitpunkt tatsächlich unrealistische — Sozialisierungsvorstellungen sicherlich einer ungehinderten Restauration des bürgerlich-demokratischen Herrschaftssystems in Westdeutschland im Wege standen, zu einem überwiegend negativen Urteil: So sei Schumacher zwar ein „großer Parteiführer“ (383) und eine „Figur mit heroischen Zügen“ (441) gewesen, jedoch „weder ein ‚großer politischer Führer‘ noch ein ‚Staatsmann‘“ (385). Dem Leser, der hoffte, durch die Lektüre der „politischen Biographie“ über einen der entscheidenden Repräsentanten sozialdemokratischer Politik in den ersten Jahren nach Kriegsende einigen Aufschluß zu erhalten über die Entwicklung der SPD nach 1945, ist mit dem vorliegenden Buch sicherlich wenig geholfen.

Bärbel Hebel-Kunze (Marburg)

**Krätschell, Hermann, u. Hans Reichardt:** *Drei Jahrzehnte deutscher Geschichte 1918—1948*. Sonderheft der ZAHLENBILDER aus Politik, Wirtschaft und Kultur. Erich Schmidt Verlag, Berlin 7 1968 (63 S., geh., 2,30 DM).

Auch wenn es in der Einführung dieser kleinen für Schüler gedachten Schrift heißt, „daß der Mensch in die Geschichte eingreifen kann und sie von einem falschen Weg abbringen kann“ (3), so wird im folgenden alles andere als der richtige Weg dazu aufgezeigt. Im Gegenteil, auf den knapp dreißig Seiten Text — die verbleibenden werden durch dem Text entsprechende Grafiken ausgefüllt — finden sich sämtliche Stereotype und Fehlinformationen wieder, deren Analyse in dieser Zeitschrift immer wieder vorgenommen wurde (vgl. etwa C. Leggewie in: *Das Argument* 70).

So unterstellt man, daß es die „Linksradikalen“ waren, die sich mit den auf dem Kongreß der Arbeiter- und Soldatenräte 1918 erzielten Beschlüsse nicht abfinden konnten und daraufhin blutige Unruhen inszenierten, was sich bis zu der Bemerkung „Terror der

Münchener Räterepublik“ hinzieht (8). Die Überschrift „Die Demokratie und ihre Gegner“ deutet schon an, daß die Verfasser in den „Mittelparteien“ die staatsershaltenden Kräfte sahen, die von den radikalen Parteien, also in erster Linie KPD und NSDAP, immer mehr zerrissen wurden (24). Diese Gleichstellung von rechts = links wird auch für die kulturelle Entwicklung in der Weimarer Republik angewandt; so heißt es, daß dem Staat die kulturellen Kräfte wenig zugute kamen, sondern daß diese „teilweise zersetzende Kritik“ erhoben: von links Grosz, Piscator, Brecht und Tucholsky, gleich von rechts Spengler, van den Bruck, Jünger (22). Schließlich ist es die Sowjetunion, die die Spaltung Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg zu verantworten hat (58).

Dieses Büchlein, das erstmals 1961 während des Höhepunktes des Kalten Krieges erschien, gehört zu einer Reihe, die von ihren Verlegern als „frei von aller zeit- und meinungsgebundenen Betrachtung“ annonciert wird.

Thomas Ashauer (Aube)